

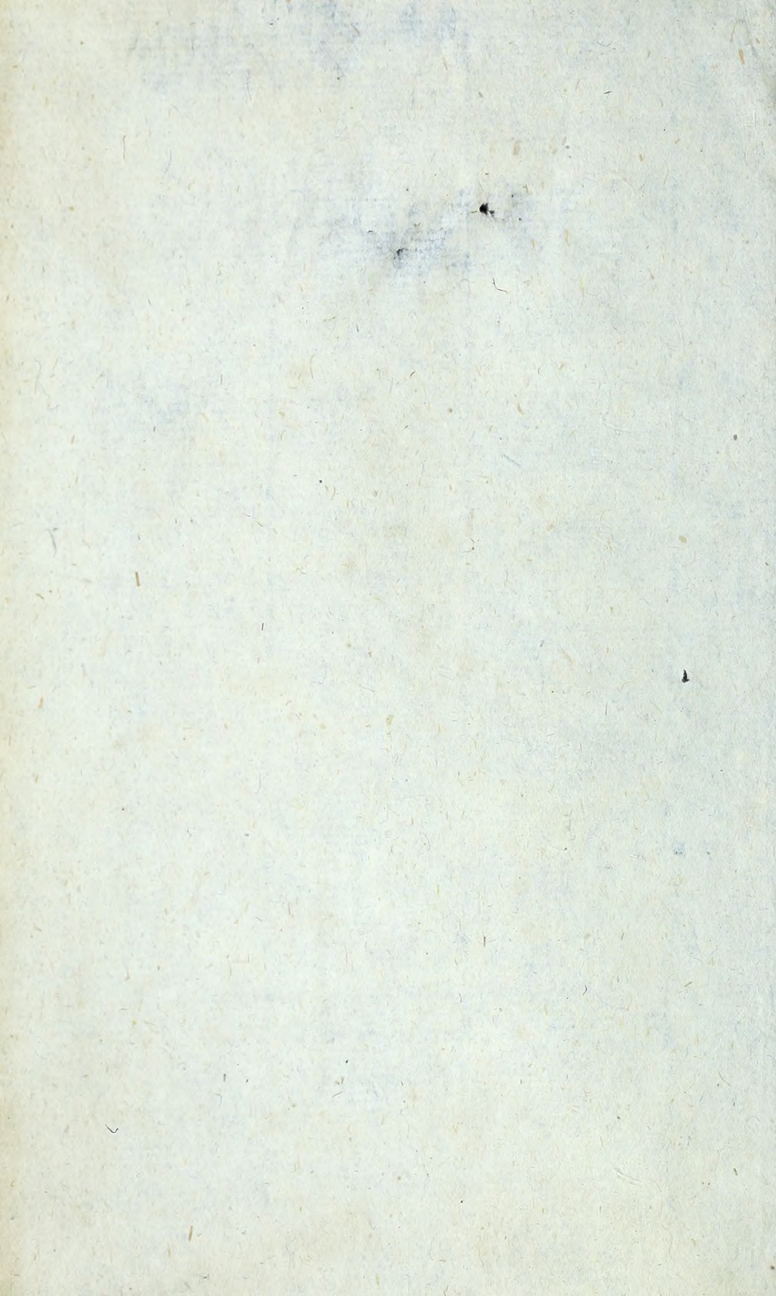
I. 1783. Med 1 frontispice

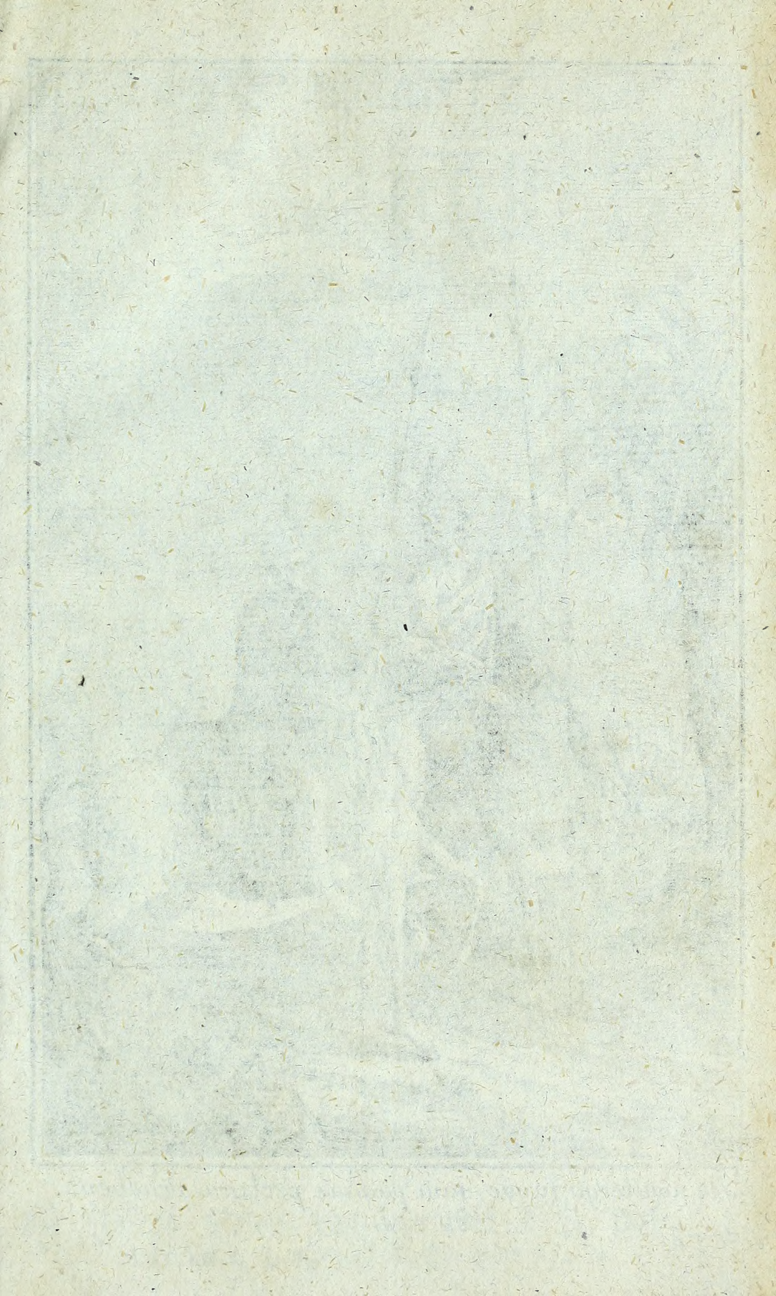
II. 1783. Med 2 plancher o. 1 karte.

III. 1784. Med 2 plancher o. 1 tabell

Fra Sandefjords Borgerskoles

Elever 1886







Hi jam terga fugae, jam pugnae pectora praebent.

Ex Ovidio

F. Aßner sc

Geschichte der Abiponer,

einer berittenen und kriegerischen Nation

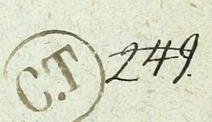
in

Paraquay.

Bereichert
mit einer Menge Beobachtungen über die wilden Völkerschaften, Städte, Flüße, vierfüßigen Thiere, Amphibien, Insekten, merkwürdigsten Schlangen, Fische, Vögel, Bäume, Pflanzen, und andere Eigenschaften dieser Provinz.

Verfaßt
von Herrn Abbe Martin Dobrizhoffer,
achtzehn Jahre lang gewesenen Missionär in Paraquay.

Aus dem Lateinischen übersetzt
von
A. Kreil.





Erster Theil.

Wien,
bei Joseph Edlen von Kurzbek k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler 1783.

Pluris eſt oculatus teſtis unus, quam auriti decem;
Qui audiunt, audita dicunt, qui vident, plane ſciunt.

Ein Augenzeuge gilt mehr, als zehn Ohrenzeugen.
Der etwas höret, ſagt blos, was er gehöret hat; der es ſieht, weiß es gewiß.

Plautus (*in Truculento* 2. 6.)



Vorrede an den Leser.

Während meines zwey und zwanzigjährigen Aufenthalts in Amerika war Europa; und seit meiner Rückkehre in Oesterreich Amerika der Gegenstand der vielen Fragen, die man von allen Seiten an mich stellte. Andern nun die Mühe diese Fragen an mich zu stellen, und mir die, sie zu beantworten, zu ersparen; theils auch Män-

nern vom ersten Range ein Genüge zu thun, schrieb ich gegenwärtige Nachrichten. Eine Unternehmung von dieser Art kann für mich nicht anders, als äußerst bedenklich, und mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden seyn, wenigstens in unserem Zeitalter, da eine Menge Aristarchen sichs zur Gewohnheit gemacht haben, nichts zu loben, als was von ihrer, oder ihrer Anhänger Feder herrühret, und alles übrige als litterarische Auswüchse zu verachten.

Uiber Paraquay ist bekanntermassen von Vielen Vieles geschrieben worden; von Wenigen, denen die Wahrheit am Herzen lag, aufrichtig; von Keinem Alles. Man glaube nicht, daß ich schon einmal gekaute Dinge aufwärme. Meine Geschichte beschäftiget sich mit den Abiponern einem wilden, kriegerischen, und berittenen Volke, das beinahe keinem Schriftsteller, der von Amerika handelt, selbst nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Dessen ungeachtet ist diese Nation für Paraquay eine der furchtbarsten. Eingenommen für ihre alte Freyheit, und mächtiger als alle andere nicht sowohl durch die Anzahl ihrer Krieger als durch ihre Mordkünste verbreitete sie weit um sich herum Furcht, und Schrecken. So sehr der Spanier alle übrigen europäischen Nationen an Größe des Geistes, und dem Kriegsglücke

cke übertraff; so sehr erwarb er sich, sobald er den Fuß in Amerika setzte, bei allen Völkerschaften der Antipoden durchgängig den Ruhm eines fürchterlichen Siegers. Kaum waren noch Indianer übrig, die Gewalt mit Gewalt abzutreiben sich getraueten; denn wider die spanische Tapferkeit hielt kein amerikanisches Heer aus, so zahlreich dasselbe auch seyn mochte. Wagten es einige den Feuer speyenden Schlünden ihre Kolben, Spieße, Pfeile und Schleudern, das ist, dem Eisen, und dem Metalle, Holz, Steine und Rohre entgegenzusetzen; so sahen sie dennoch am Ende ein, sie könnten nichts Beßeres thun, als sich ergeben, sobald sie es mit den celtiberischen Ankömmlingen aufzunehmen hätten. Oft rieben diese mit einem kleinen Haufen ganze Heere der Wilden auf, und oft war der Sieg entschieden, ohne daß ein Treffen gewaget wurde. Ungeachtet nun nach der Eroberung von Mexiko, Peru, Chili, Quito, Paraquay, Tukuman und anderer ungeheuern Provinzen, und Inseln beinahe alle Nationen dem spanischen Szepter gehuldiget hatten; so retteten dennoch die Abiponer dadurch, daß sie bald listig flohen, bald siegreich kämpften, bis auf unsere Zeiten ihre Freyheit. Sie machten sogar die spanischen Kolonien durch ihre vielfältige Uiberfälle und blutige Niedermetzelungen mehrere Jahre hindurch, leider! oft genug zittern, bis sie

)(4 end-

endlich im Jahre 1747, um Menschlichkeit und Religion zu lernen von unsern Leuten in Pflanzörter gebracht wurden, und sich dem spanischen Monarchen, dem ganz Paraquay gehöret, wie sie längst hätten thun sollen, zu unterwerfen anfiengen.

Da ich mich sieben Jahre in den vier Kolonien der Abiponer aufhielt, so beobachtete ich nahe genug ihre Sitten, Gebräuche, Kriegszucht, ihren Aberglauben, die Niederlagen, die sie erlitten, und die sie anrichteten, ihre politischen und ökonomischen Verfassungen, und die Schicksale der neuen Pflanzungen. Ich habe nun dieses alles mit mehr Aufrichtigkeit, als Geschmack niedergeschrieben, und glaube hierinnfalls Nachsicht zu verdienen. Denn wer wird wohl von mir das Zierliche des Livius, Sallust, Cäsar, Strada, oder Maffei fodern können, nachdem ich so viele Jahre hindurch alles Umganges mit den Musen, und aller Uibung im Lateine entbehren mußte: wiewohl ich übrigens sehr darauf gesehen habe, daß, da mein Werk von den Wilden handelt, selbes nicht auch in einer rohen, und fehlerhaften Sprache zum Vorschein käme. Ich werde glauben alles gethan zu haben, wenn man von meiner Wahrheitsliebe überzeugt ist. Die Aufrichtigkeit des Geschichtsschreibers war immer der glänzendste

Schmuck

Schmuck der Geschichte. Wahrheiten, und so viel es möglich war, gewisse Wahrheiten zu schreiben lag mir vorzüglich am Herzen. Ich fodere nicht, daß man mich lese, bewundere, lobe: aber das glaube ich mit Recht fodern zu können, daß man mir Glauben beimesse. Manches wird manchem unglaublich, oder übertrieben scheinen, wenn er nicht zum Voraus weiß, daß der Unterschied zwischen einem amerikanischen Wilden, und einem gesitteten Europäer nicht kleiner ist, als der Abstand zwischen Amerika und Europa.

Ich habe in die Erzählung der abiponischen Merkwürdigkeiten manchmal Beispiele aus dem Alterthume, und manchmal Kernsprüche miteingestreuet (so ungefehr, wie wir unsere Speisen zu würzen pflegen) keineswegs in der lächerlichen Absicht den Ruhm eines Philologen dadurch zu erhaschen, sondern um deutlich darzuthun, daß die Gebräuche und Meinungen der Abiponer bei andern Völker in Europa und Asien schon in den ältesten Zeiten üblich waren. Die kriegerischen Vorfälle der Abiponer, bei denen gemeiniglich mehr gelärmet, als Blut vergossen wurde, habe ich ziemlich umständlich beschrieben ohne aber darum ins Weitschweifige verfallen zu seyn. Ich glaubte hierinnfalls dem Beispiele des Titus Livius fol-

gen zu müßen, welcher nicht nur die blutigen Schlachten bei Kannä, dem See Trasymenus, Trebia, Thermopilä, sondern auch die Balgereyen einiger Haufen des angehenden Roms mit den Albanern, Sabinern, Fidenaten, Vejentern, und andern benachbarten Völkerschaften einer weitläufigen Erzählung würdigte. Uibrigens machten die Abiponer, ob sie gleich bei ihren Streifereyen in den spanischen Provinzen mehr plünderten und verwüsteten, als ordentlich Krieg führten, in ihren in so vielen Jahren so vielmal wiederholten Einfällen eine unglaubliche, ich möchte fast sagen, unzählige Menge Menschen nieder. Den Zeitpunkt einer jedweden Ereigniß habe ich selten angemerkt, theils weil ich mich nicht der Gefahr zu irren aussetzen wollte; theils auch um der Kürze willen: und es ist mir überhaupt lieber, daß meine Leser Sachen von minderem Belange gar nicht wissen, als daß sie selbe unrecht wissen. Stets war mein vorzüglichstes Augenmerk hierauf gerichtet; und ich habe mir es zum Gesetze gemacht, nichts Zweifelhaftes oder Unzuverläßiges für zuverläßig auszugeben. Fügte es sich aber zuweilen, daß ich aus bewährten Schriftstellern einiges, was mir selbst nicht hinlänglich bekannt war, erzählte; so waren es solche, denen ich eben so gut als meinen eigenen Augen trauen konnte. Vielmals habe ich auch bei Gelegenheit von dem, was

ich

ich selbst gethan, oder erduldet habe, Meldung gemacht um der Vollständigkeit der Geschichte willen. Wer mir dieses verargen wollte, müßte auch auf den Julius Cäsar, und Paulus den Apostel (wenn man anders kleine Dinge mit grossen vergleichen darf) übel zu sprechen seyn; weil sie ebenfalls ihre Thaten, und ihre Leiden selbst aufgezeichnet haben. Bis hieher habe ich meine Leser mit dem Innhalte, den Beweggründen und dem Plane meiner Schrift bekannt gemacht; noch habe ich einiges zu erinnern, damit sie sich nicht an meiner Geschichte irgendwo stossen, oder mir unrecht thun.

Bemerket man zuweilen, daß andere Schriftsteller, welche die Geschichte von Amerika bearbeitet haben, einiges verneinen, was ich behaupte, oder behaupten, was ich verneine; so wünschte ich, daß man sich in seinem Urtheile nicht übereilen, und mich oder die andern, denen ich zu widersprechen scheine, alsogleich eines Irrthums, oder einer Unrichtigkeit beschuldigen möchte. Wie! Wenn wir alle zusammen recht hätten? Die andern, wenn bei ihnen von Mexiko, Peru, oder Kalifornien die Rede ist, und ich, der ich blos Paraquay vor Augen habe? Denn was von einem Lande äußerst richtig ist, ist es vielmal von einem andern nicht. So wie diese Provinzen un-

er-

ermeßlich weit von einander entlegen sind, eben so sind selbe in Ansehung des Himmelsstriches, des Bodens, der darinn sich befindlichen Dinge, und ihrer Eigenschaften unendlich von einander unterschieden. Lieber Gott! welche entsetzliche und manchfaltige Verschiedenheiten der Landschaften, Nationen, Sprachen, Sitten, und Erzeugnisse habe ich nicht mit meinen Augen beobachtet! Auf keinem Boden wächst alles. Peru, Mexiko, Chili, Quito &c. haben Uiberfluß an Gold, Silber, Edelgesteinen, und Perlen. Paraquay hat von allem dem nichts; aber Vieh sieht man darinn von allen Arten in einer erstaunlichen Menge. Die Abiponer, Mocobis, Tobas, Quaycurùs, Aucas &c. sind am meisten kriegerisch, und sehnen sich nach dem Gefechte: die Vilelas, Lules, Chunipies, Quayakies &c. hingegen lieben besonders die Ruhe, und den Frieden. Sogar in einer und eben derselben Provinz sind die Einwohner nach den verschiedenen Strichen gar sehr von einander unterschieden. Wie sich doch Paraquay nirgends gleich sieht! Hier öffnet sich eine unermeßliche Ebene von Feldern auf 200 Meilen weit nach allen Seiten hin, ohne daß man auch nur einen einzigen Baum, oder einen Tropfen Wasser, es sey denn daß es regnete, entdecken könnte. Dort heben sich steile Berge empor, und ungeheure Wälder verlieren sich ins Unabsehliche, ohne daß es mög-

lich

sich wäre, darinn den kleinsten Fleck ebenes Land gewahr zu werden. An einem andern Orte, z. B. bei den Abiponern würde man sowohl auf der Oberfläche, als auch in den Eingeweiden der Erde das geringste Steinchen vergebens suchen; da man hingegen wieder an einem andern Orte weit und breit schrofichte Steinwege, und die höchsten Felsengebirge allenthalben erblicket. Oft kann man mehrere Tage in einem fort reisen, ohne auch nur einen Tropfen Wasser, woran sich ein Vogel laben könnte, zu finden. Oft wird man an den Strömmen, Flüßen, Seen, und entsetzlichen Morästen die größten Schwierigkeiten zu überwinden haben. Sollte also jemand Paraquay als ein ebenes, offenes, morastiges oder nasses Land; ein anderer dasselbe als ein trocknes, bergichtes, waldichtes oder steinichtes schildern, so darf man beiden sicher glauben, da ein jedweder einen andern Strich im Gesichte gehabt zu haben scheint. Wenn man diese Vorsicht nicht unterläßt, wird man manche Schriftsteller von dem Verdachte einer Unwahrheit lossprechen, — wenn gleich nicht alle.

Denn in der That lachte ich vielmals, und vielmals ärgerte ich mich über die Schmiererenen, welche dem Leser die ungereimtesten Märchen von Amerika für Geschichte, Erdichtungen für Thatsachen, Meinungen, Muthmassungen, und ich darf

wohl

wohl sagen, Träume für Wahrheit aufdringen. Indessen werden sie dennoch gut bezahlet, von vielen gesuchet, und gemeiniglich nicht ohne Beifall gelesen. Es wird sich daher meines Erachtens der Mühe lohnen, wenn ich die Quellen der Irrthümer, die sich in die Geschichte von Amerika eingeschlichen haben, aufdecke. Viele ergreifen die Feder, nachdem sie kaum die Küsten von Amerika erblicket haben. Die Wißbegierde der Europäer zu sättigen, haschen sie in ihren Erzählungen mehr nach dem Wunderbaren und Seltsamen als nach dem Wahren. Sie hören jedem Spanier, Indianer oder Schwarzen, der ihnen in dem Wege kömmt, aufmerksam zu, und zeichnen alle die Sagen auf, die sie von Indiens Beschaffenheit und der Indianer Gebräuchen zusammenbringen können. So werden sie hintergangen, und hintergehen wieder andere. Denn da sie der spanischen oder amerikanischen Sprachen entweder gar nicht mächtig sind, oder selbe doch nur obenhin inne haben, so können sie die Landesbewohner weder gehörig befragen noch ihre verkehrten Antworten verstehen, indem sich diese mehr durch gewisse Winke, und Zeichen als durch Worte auszudrücken pflegen. Die Erzählungen unwissender Schiffer, Kaufleute, und anderer, welche die amerikanischen Seeplätze mehr durchgeflattert, als untersuchet haben, sind also die unglücklichen Kanäle, durch

welche

welche sich so viele Märchen und Unwahrheiten in die historischen und geographischen Wörterbücher eingedrungen haben. Kaum liest man darinn irgend einen Namen einer amerikanischen Provinz, oder Stadt, eines Volkes, oder Flußes, der nicht durch Buchstabenzusätze, oder Verstümmelungen jämmerlich verunstaltet, oder wenigstens in einem seiner Theile verhunzet wäre. Die Sammler der Encyklopedien, und Wörterbücher raffen ihren Vorrath vom Wunderbaren aus den sogenannten Reisebeschreibungen so vieler Unwissenden ohne Unterschied zusammen; vermengen alles ohne Wahl und Ordnung; setzen in die Stelle des Wahren das Falsche hin; und bringen ein Flickwerk oder vielmehr ein Chaos zum Vorschein, welches alle, die mit Amerika näher bekannt sind, im höchsten Grade lächerlich finden müßen.

Aber keine Klasse von Schriftstellern ist giftartiger, als die, welche theils von dem Neid, und dem Hasse beseelet, und theils aus Partheylichkeit ihre Schriften mit den schändlichsten Lügen, und abscheulichsten Verläumdungen unverschämt anpfropfet, verdienstvolle Leute tadelt, und Tadelnswerthe lobet. Wer mag alle die Skartecken von Amerika herzählen, welche nicht nur nie an das Licht hätten öffentlich tretten sollen, sondern auch nach dem Urtheile jedes vernünftigen Mannes des Ver-

bren-

brennens werth wären? In keinem Lande von Amerika hat das Christenthum so herrliche Fortschritte gemacht als in Paraquay bei den Quaraniern, den Bewohnern von 32 Flecken, die sie sich selbst gebauet haben. Nirgends ist die Frömmigkeit in einem blühenderen, nirgends sind der Gottesdienst und die Kirchen in einem glänzenderen Zustande, in einer ordentlicheren und zusammenstimmenderen Verfassung: nirgends sind die Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens auf einem dauerhafteren Fuße: nirgends werden die nützlichsten Künste fleißiger getrieben; und ich müßte mich sehr irren, wenn irgend ein amerikanisches Volk in dem königlichen Heer häufigere und nützbarere Dienste geleistet hätte, als eben dieses bereits in das zweyte Jahrhundert leistet. Hieran zweifelt niemand, der von Paraquay nur die geringsten Kenntnisse hat. Und dennoch haben die unermüdeten Priester, die dieses alles mit ihrem Schweiße, und mit ihrem Blute zu Stande gebracht haben, immer mehr Verläumder und Verfolger, als Penelope Freyer gezählt. Um den Neid wider sie anzufachen hörten diese niemals auf Erdichtungen auszuhecken. Allein das herrlichste Lob, daß ihnen so viele spanische Monarchen, so viele Bischöfe, und so viele königliche Beamten, und Statthalter im reichen Maaße beigeleget haben, muß ohne Zweifel bei den klügeren, und

gesün-

gesünderdenkenden Europäern von einem größeren Gewichte, als die kahlen Schmähungen der Uibelgesinnten gewesen seyn.

Es ist schon sehr lange, daß mir eine französische Schrift von den Flecken der Quaranier von ungefehr in die Hände gerieth. Ich hatte kaum drey Blätter durchgelesen, als ich darinn 26 entsetzliche und ganz unverzeihliche Lügen wahrnahm, und mit der Feder anmerkte. Allein am Ende warf ich, des Zählens müde, den ganzen Quark, der so zu sagen von Verläumdungen strotzte, mit Unwillen weg. Der lügenhafte Plauderer will Paraquay gesehen haben! Vielleicht auf einer Landkarte? Mich wenigstens wird er so was nie bereden können. Seinem Vorgeben nach soll der Winter daselbst im August anfangen, in welchem Monate doch gerade derselbe aufhöret, und der Frühling eintritt; die Bäume wieder ausschlagen, und die Vögel ihre Nester bauen. Das weiß doch jeder Paraquayer. Und dennoch ist dieser Beschreibung, die man nicht anders als eine Schwindgrube von Lügen und Verläumdungen betrachten kann, eine rühmliche Stelle in der berühmten und weitläuftigen Sammlung der Reisebeschreibungen zu Theil geworden; und man hält sie für die Sonne von Paraquay, ungeachtet selbe blos in der Absicht geschrieben zu seyn scheinet, Blind-

heit und Finsterniß in dem Geiste der Europäer zu verbreiten. Ich habe auch noch eine andere französische Beschreibung von Paraquay, in welcher gleichfalls die Wahrheit auf das unerträglichste mißhandelt wird, vor vielen Jahren durchgeblättert. Ich erstaunte über die Unverschämtheit des unredlichen Geschichtschreibers, der schon lange auf das nachdrücklichste widerlegt worden ist, nicht weniger als über den unglaublichen Beifall, womit er von vielen gelesen wurde, hauptsächlich aber von denen, welche für eine blendende Schreibart eingenommen sind, und die Schaale höher, als den Kern schätzen. Ein witziger Engelländer schrieb vor kurzem von diesem Schriftsteller: **Dieser Mann ist mit aller möglichen Unverschämtheit und dummen Verwegenheit vollständig ausgerüstet. Seiner Reisen sind viele, aber auch viele seiner Lügen.** rc. Innig verehre ich den Pinsel dieses Britten, der den dreusten Schriftsteller, der in Europa auch in andern Rücksichten sehr wohl bekannt ist, mit so lebhaften und treffenden Farben geschildert hat. Außer diesen gehen noch andere Schriften von Paraquay in Europa herum, welche das, was ihnen an Wahrheit gebricht, durch grobe Lästerungen ersetzen sollen. Gleichwie aber manchmal das Falsche stärkere Gründe als die Wahrheit selbst für sich zu haben scheint, wie Aristoteles anmerkt; eben

so



so geschieht es sehr oft, daß von den Unwissenden die unredlichen Schriftsteller den wahrheitsliebenden und aufrichtigen vorgezogen werden. Ich begreife dieses sehr wohl. Ziehen denn nicht auch die Fledermäuse die nächtlichen Finsternisse dem Tageslichte vor?

Ich erinnere mich hier einer zu meinem Vorhaben ganz dienlichen Stelle des Luxenburger Rezensenten in seinem Journal historique, & critique, vom 15. Julius 1782, da in Frankreich von den Lettres édifiantes, & curieuses écrites des missions étrangeres, welche von den gelehrtesten Männern, als Fontenelle, Büffon, Mayran, Montesquieu, Le Franc ꝛc. sehr gerühmet, von einer gewissen Art Leute hingegen auf das Bitterste gelästert worden sind, eine neue Auflage in 22 Bänden veranstaltet wurde. Man liest, sagt dieser Kritiker, daß die Missionarien in auswärtigen und jenseits des Meeres gelegenen Provinzen den Sitten, Gebräuchen, und Einrichtungen verschiedener Völker, und auch den Künsten, und Wissenschaften nachgespüret haben. Man schätzet ihre weisen Bemühungen, wodurch sie die Wahrheit zu entdecken, und sich von den gemeinen Irrthümern und Meinungen loszumachen suchten. Wie! Sollte man diesen Männern, welche sich selbst

 mehre=

mehrere Jahre in den entferntesten Ländern aufgehalten, welche alles selbst mit einem untersuchenden Auge, redlichen Herzen, und einem durch vielerlei Wissenschaften aufgeklärten Verstande beobachtet haben, nicht mehr Glauben beimessen, als jenen herumziehenden einbildischen Reisenden, welche ohne das Innere der Provinzen selbst gesehen zu haben, und ohne in der Landessprache bewandert zu seyn, von ganzen Nationen blos nach dem, was ihnen an dem Orte, wo sie an das Land stiegen, in die Augen fiel, ihr Urtheil fällen; und die Missionarien, die ihren vorgeblichen Beobachtungen oder vielmehr Einbildungen zu widersprechen scheinen, der Welt als schwärmerische, aberglaubische und unwissende Leute darstellen? So spricht dieser in allen Fächern der Gelehrsamkeit wohl bewanderte Mann. Wer fühlt nicht die überzeugende Kraft seiner Worte? Nichtsdestoweniger werde ich allemal glauben, daß man großmüthig mit mir umgehe, wenn der gelehrte Pöbel, der nie einen Schritt aus seinem Vaterlande weggekommen ist, von Paraquay nicht alles wird besser wissen wollen, als ich, der ich es mit meinen Augen so lang mit angesehen habe. Es giebt viele, die je unwissender sie sind, desto unüberlegter der Versuchung zu tadeln nachgeben; und denen mit aller Nießwurz von ganz Anticyra nicht mehr zu helfen ist.

Was

Was ich durch meinen zwey und zwanzigjährigen Umgang mit den Paraquayern erfahren; was ich in den spanischen und indianischen Kolonien, und auf meinen vielen und langwührigen Reisen durch Berge und Wälder, über Felder und Flüsse selbst gesehen habe; das habe ich alles, wenn gleich nicht in einer schimmernden und rednerischen Sprache, dennoch, so viel es möglich war, genau und aufrichtig erzählet, so daß ich allerdings auf das Ansehen eines bewährten Geschichtschreibers mit Recht Ansprüche zu machen glaube. Indessen halte ich mich dennoch eben so wenig für untrüglich, als ich mich gern zurechtweisen lasse. Ich werde meinen Irrthum in dem Augenblicke wiederrufen, als ich dessen überzeugt bin. Das Wachs unter den Fingern kann hierinnfalls nicht biegsamer seyn als ich. Zwar wünschte ich auch, daß man sich nicht übereilen möchte; denn so gut ich im Schreiben irren kann, sogut kann es jeder andere im Urtheilen. Weit entfernt meinem Werke die Vollkommenheit zuzutrauen, dachte ich vielmehr dasselbe, ehe es noch dem Drucke übergeben war, sorgfältig auszubessern, und auszufeilen. Allein in meinem Alter, dessen fünf und sechzigstes Jahr bereits seinem Ende sich nahet, fand ich dennoch nicht für rathsam noch länger darüber zu brüten; weil ich befürchten müßte, dessen Ausgabe nimmer-

mehr zu erleben. Dieses ist nun alles, was ich zum Voraus zu erinnern habe. Lebe wohl, wer du auch immer bist, lieber Leser, und habe Nachsicht mit den Druckfehlern, und auch mit meinen; denn ich nehme mich von nichts aus, was menschlich ist.



Kur=

Kurze Anmerkung,

wie einige spanische und indianische Wörter, die in diesem Werke vorkommen, ausgesprochen werden müßen.

Ch wird von den Spaniern ausgesprochen wie *tsch* von den Deutschen. So lautet mucho, viel, wie *mutscho*, Chili wie *Tschili*.

X und J klingt wie *Ch* mit einem etwas geschärften Laut; z. B. Mujèr ein **Weib**, wie *Muchèr*; Ximenez wie *Chimènez*.

Ç hat den Laut unseres Z. Z. B. Çevallos wie *Zeballos*.

LL und Ñ werden mit einem angeschlossenen J ausgesprochen, wobei man zugleich etwas mit der Zunge an den Gaumen anstößt. So lautet España fast wie *Espanja*, Colmillo wie *Colmiljo*.

Z muß man im Spanischen gelinder als im Deutschen und fast wie ein *s* aussprechen. Z. B. Rodríguez wie *Rodríges*; denn das u, welches wohl zu bemerken ist, wird im Spanischen nach dem *g* gar nicht gehöret.

Qu klingt wie das deutsche K. Z. B. Quemo, ich brenne, wie *Kemo*.

In den quaranischen Wörtern wird das y, wenn ein u darauf folget, wie ein deutsches *Tsch*, wiewohl etwas gelinder, ausgesprochen, als: Ayù, ich komme, wie *Atschù*.

Das Zeichen eines halben Mondes mit hinausragenden Spitzen bedeutet, daß man den damit bezeichneten Buchstaben mit einem geschärften Hauch fast wie *Ch* aussprechen müße. Z. B. Y̆ das Wasser, wie *Ych*.

Ragen

Ragen aber die Spitzen abwärts, so muß der Selbstlauter, worauf dieses Zeichen steht, durch die Nase gesprochen werden. Z. B. Peti̇̄ der Toback. Ist endlich auf einem Buchstaben ein griechischer Circumflex ˜ angebracht, so muß man diesen durch die Kehle und die Nase zugleich aussprechen. Z. B. *Gỹ* der Pfeffer.

Je nachdem ein Wort mit diesem oder jenem Accente bezeichnet ist, je nachdem hat es auch verschiedene Bedeutungen. Z. B. Tupa ohne Tonzeichen bedeutet bey den Quaraniern einen Sessel, oder Beth; Tupâ hingegen mit dem Zeichen heißt Gott; Ytà, ein Stein; Ytâ eine Muschel; Tatà, das Feuer, Tatâ stark.

In der abiponischen und mokobischen Sprache hat das R̂ mit dem Tonzeichen einen aus dem *r* und *g* zusammgesetzten Laut. So z. B. muß Naetar̂at, ein Sohn fast so gesprochen werden, wie einige Deutsche aus einem Naturfehler das r stammelnd aussprechen. Allein die ächte Aussprache läßt sich besser mündlich zeigen.

Von diesen Buchstabenzeichen sind manche zu setzen vergessen, und manche unrichtig gesetzet worden. Dieses statt einer vorläufigen Nachricht und zu meiner Entschuldigung in den Augen des Sprachenkenners.



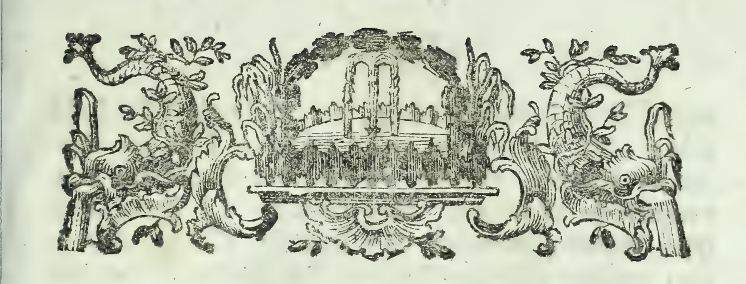
Inn-

Innhalt des ersten Theiles.

Vorläufiges Buch über die Beschaffenheit von Paraquay.

Von

Von



Vorläufiges Buch über die Beschaffenheit von Paraquay.

Da meine Schrift die Abiponen ein berittenes Volk von Paraquay zum Gegenstande hat, so will ich gleich im Eingange derselben meinen Lesern ein Bild von der ganzen Provinz im Grundrisse vor Augen legen. Die Geschichte selbst wird dadurch um so viel verständlicher; indem die Kenntniß eines Landes zu einem vollständigen Begriffe von der Beschaffenheit seiner Einwohner ungemein viel beiträgt, und manches, was sonst dunkel, und

unwahrscheinlich scheinen dürfte, dadurch in ein helles Licht gesetzet wird. Paraquay, dieses ungeheure Land des mittägigen Amerika, erstrecket sich von allen Seiten auf eine unermeßliche Weite hin. Von Brasilien bis Peru, und Chili werden gemeiniglich 700 spanische Meilen angegeben, von der südlichen Mündung des Silberflusses hingegegen bis zum nördlichen Amazonenlande eilfhundert. Ein ungenannter Engelländer setzt in seiner bei der typographischen Gesellschaft in Hamburg 1768 herausgekommenen Beschreibung von Paraquay die Breite dieser Provinz von Aufgang nach Niedergang auf mehr als 1000, die Länge hingegen von Süden nach Norden auf mehr als 1500 englische Meilen an. Einige zählen mehr, andere weniger, je nachdem sie nach deutschen, spanischen, oder französischen Meilen gerechnet haben. Etwas gewisses läßt sich hierinnfalls nicht angeben, noch auch ausmachen. Die größten der von den Kolonien am meisten entlegenen Striche Landes sind noch nicht gehörig untersucht worden; und wie! wenn sie es auch nie werden sollten?

Meßkünstler sind daselbst etwas Seltnes. Und hatten auch einige Lust, und Kenntnisse genug, Messungen in den dortigen Gegenden vorzunehmen, so mangelte es ihnen dennoch an Muth sich hinzubegeben; theils aus Furcht vor den Wilden, und theils auch, weil ihnen die ungebahnten Wege das Reisen beschwerlich machten. Jedermann weiß, daß die Karten von Paraquay meistentheils nach den Beobachtungen unserer Leute gestochen sind, die da, um Gott und dem katholischen Könige Wilde zu gewinnen, die tiefesten Wälder, die Gipfel der Gebirge, und die Gestade der entlegensten Flüsse ausgiengen, und das ganze Land weit und breit durchwanderten: niemals ohne Gefahr des Lebens, und vielmal mit dessen Verlust. Bekanntermassen haben in Paraquay 24 Jesuiten in ihren

aposto-

apostolischen Verrichtungen durch die Hände der Wilden ihr Leben eingebüßet. Wie sie hießen; wann, und auf welche Art sie umkamen, werde ich an einem andern Orte angeben. Im reichen Chili, und Peru giebt es keinen Winkel, den nicht die Europäer um Gold aufzuspüren durchwühlet hätten. Paraquay hingegen reizte sie nicht, weil es gar kein Metall hervorbringt. Darum ist uns noch heut zu Tage ein grosser Theil unbekannt: und was man davon weiß, hat man unwidersprechlich den Augen und Füssen der Missionarien zu danken. Es wäre zu wünschen, daß sie die Strecken, die sie durchzogen, die Flüsse, über die sie gesetzet haben, und den Abstand der Ortschaften mit eben so viel Genauigkeit, und Kunst, als Aufrichtigkeit angemerket hätten. Nach ihren Bemerkungen kamen sowohl zu Madrit, als auch in Rom verschiedene Karten von Paraquay heraus. Sie sind aber alle durch die Bank fehlerhaft; und eine solche, an der sich gar nichts aussetzen ließ, ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen. Die, welche unser P. Joseph Quiroga vor wenigen Jahren zu Madrit stechen ließ, ist noch unter allen die richtigste, wenigstens in Ansehung derjenigen Oerter, die er selbst als ein Mathematikverständiger beobachtet hat. Er gieng so weit als er konnte. Besonders hoch schätze ich die Karte des königlichen Geographen Herrn D'Anville schon aus dem Grunde, weil er auch die zerstörten spanischen, und indianischen Kolonien fleißig, so wie das meiste Uibrige angemerkt hat. Indessen ist sie dennoch nicht ganz fehlerfrey. Ich eile zu sehr zu meinen Abiponen, als daß ich mich mit der Anzeige der Fehler der Landkarten abgeben könnte. Ich glaube, es wird sich der Mühe lohnen, meine Leser mit Paraquay näher bekannt zu machen.

Paraquay gehört ganz dem König von Spanien, welcher auch dasselbe durch drey Statthalter und eben so

viele Bischöfen regieren läßt. Jeder hat eine besondere Provinz unter sich. Die erste ist die Provinz des Silberflusses, an dessen Ufern Buenos Ayres die Hauptstadt derselben, und der Sitz des königlichen Statthalters, und eines Bischofes liegt. Buenos Ayres hat eine Akademie, Klöster von beiderlei Geschlecht, einen Hafen, und ein nach neuer Art mittelmäßig befestigtes Citadel, das zwar wider die Anfälle der Wilden, und die Aufläufe der Bürger eine vortreffliche Schutzwehre abgiebt, sich aber wider das schwere europäische Geschütz nicht halten kann, ungeachtet regelmäßige Truppen darinn zur Besatzung liegen. Der Fluß, der an den Mauren desselben vorbeifließt, bedecket ihre Schwäche: denn da sich die Kriegsschiffe, der Sandbänke wegen, denselben nicht nähern dürfen, so sind diese vor ihren Kanonen sicher. Mauren, Gräben, Thore, oder eine andere Einfassung hat diese Stadt nicht, so wenig als jede andere in der ganzen Provinz, ungeachtet diese jener weder an der Zahl, und der Pracht ihrer Gebäude, noch an der Grösse des Handels und der Reichthümer, noch an der Menge ihrer Einwohner auch nur von weiten gleichkommen. Dieser letzteren zählet man bei 40000; Häuser hingegen bei 3000, die zwar meistens aus Ziegelsteinen gebauet, und mit Ziegeln gedecket, aber niedrig sind, einige von zweien Stockwerken ausgenommen. Den Kirchen mangelt es daselbst nicht an Pracht, selbst nach dem Urtheile der Europäer. Sie werden aber alle von den zweien, die Primoli von Rom, unser Laybruder, ein schon vormals berühmter Architekt in Rom, ausgebauet hat, ohne Widerspruch übertroffen. Oeffenliche Brünne, Denksäulen, und Bildsäulen der Heiligen, wird man dort auf keinem Platze gewahr werden. Wägen wird man zu Wien in einer Stunde und in einer Stasse mehr zählen, als hier im ganzen Jahre, und in der ganzen Stadt. Hingegen sieht man hier immerzu eine Menge Reitende. Es ist also kein Wunder,

daß alle auch mittelmässig Begüterte auf spanisch Cavalleros (Ritter) heißen. Marquisen, Grafen und Baronen findet man daselbst nicht. Die Befehlshaber der Truppen, die obrigkeitlichen Personen der Stadt, und die sonst ihrer Würde, oder ihres Reichthumes wegen in Ansehen stehen, machen den vornehmsten Adel von Buenos Ayres aus. Das Vermögen der Bürger wird hier mehr nach der Menge ihres Viehes, als nach dem baaren Gelde geschätzet. Die Gegend um die Stadt herum ist nach der Seite sowohl von Terra Magellanika, als auch von Tukuman zu, auf 200 Meilen weit eben, meistentheils ohne Bäume, und auch oft, wenn es nicht sehr ergiebig regnet, ohne Wasser; aber nichts destoweniger sehr fruchtbar an Getreide. Man sieht hier sehr schöne Wiesen, auf welchen unzählige Heerden Hornvieh, Pferde, und Maulthiere weiden. Wo man sich immer hinwendet, stossen einem ganze Heere von wilden Pferden auf, die dem ersten, der sich ihrer bemächtiget, gehören. Ausser den Weidenbäumen, welche auf den Inseln des Flußes in grosser Menge wachsen, bedienet man sich täglich zur Feuerung der Pfirsiche. Sie reifen hier zu Lande sehr frühzeitig, wenn man sie mit den Händen anpflanzt.

Ich halte dafür, daß Buenos Ayres unter den vornehmsten Handelsplätzen von Amerika allerdings eine Stelle verdiene, sowohl in Rücksicht auf den spanischen Waarenhandel, als auch in Betracht des Schleichhandels mit den benachbarten Portugiesen. Die Vermöglicheren ziehen aus dem Handel mit Maulthieren, und dem paraquarischen Thee, welche Artikel sie nach Peru, und Chili verführen, einen ansehnlichen Gewinn. Die Luft ist in diesem Lande sehr feucht, und der Donner eben so furchtbar, als die Stürme und Wirbelwinde. Ungewitter toben daselbst in allen Jahrszeiten ohne Unterschied des Mo-

nats sehr heftig; und es donnert oft Tag und Nacht in einem fort. Diese Witterung ist ganz Paraquay gemein. Die bald donner- und bald wasserträchtigen Gewitterwolken sind nicht blos fürchterlich, sondern auch oft Vieh und Menschen tödlich, nicht allein des Blitzstrahles, sondern auch des Hagels wegen, der hier in einer unglaublichen, und in Europa schwerlich noch gesehenen Größe fällt. Die Stadt Buenos Ayres hat ihren Namen einem Zufalle zu danken. Nämlich als die Flotte unter dem Petrus Mendoza den Silberfluß hinaufsegelte, so fuhr Sancius del Campo, einer seiner Verwandten, in einer Chaluppe mit unter den ersten an das Land. Hier müssen ihm nun, ich weiß nicht, welche Zephire entgegen gewehet haben; denn er konnte sich nicht enthalten aufzuruffen: Que buenos Ayres son estos? O wie ist diese Luft so gut? Die Erfahrung hat nachmals die Wahrheit dieser von ungefähr gesprochenen Worte bestätigt. Die Stadt liegt unter dem 34 Grade 36 M. der Süderbreite, und unter dem 321sten 3 M. der Länge.

Auf der andern Seite des Flusses, Buenos Ayres gegenüber, liegt gegen Aufgang die Kolonie von Sakrament, welche die Spanier, weil sie die Portugiesen auf jener ihrem Boden erbauet, und befestiget haben, vielmal weggenommen, und fast eben so vielmal beim Friedensschlusse ihren ersten Besitzern zurückgaben: zur innigen Freude der Einwohner von Buenos Ayres, welche aus dem Schleichhandel mit den Portugiesen nicht wenige Vortheile zu ziehen wußten; so sehr auch der königliche Schatz durch diese Privatvortheile in Ansehung der Zölle beinträchtiget wurde. Dieses Städtchen, der Zankapfel so vieler Mißhelligkeiten, liegt an dem Ufer des Flusses, auf einer Art von Anhöhe, besteht nur aus wenigen und niedrigen Häusern, und gleicht mehr einem Dorfe, als einer Stadt. In dessen

sen ist es nichts desto weniger ein beträchtlicher Ort. In den elenden Hütten wohnen die reichsten Kaufleute, und ganze Magazine von Waaren, Gold, Silber, und Diamanten sind darinnen aufgehäufet. Die Stadt ist blos mit einer einfachen und dünnen Mauer umgeben; außerdem aber mit einer Besatzung, Kanonen, Mund- und Kriegsvorrath auf alle Fälle hinlänglich versehen. Sie hat übrigens weder ein schönes noch ein festes Ansehen. Ich beruffe mich diesfalls auf das Zeugniß meiner eignen Augen. Denn da wir im Jahr 1749 auf einem portugiesischen Schiffe aus Europa hier einliefen, so konnten wir im Vorbeigehen alles sehr bequem übersehen. Das portugiesische Gebiet ist von einem so kleinem Umfange, daß es auch der schlechteste Fußgeher in einer halben Stunde ausgehen kann. Die portugiesischen Schiffe segeln mit englischen und holländischen Waaren, und mit Sklaven aus Afrika, deren Handel in Amerika besonders einträglich ist, haufenweise nach diesem Hafen; woraus sie dann die Portugiesen weiter in Paraquai, Chili, und Peru heimlich verführen, und die Zollwächter entweder umgehen oder bestechen. Es ist unglaublich, wie viele Millionen dieser Schleichhandel den Portugiesen eingetragen, und den Spaniern entzogen hat. Dadurch wird es ganz begreiflich, warum jene auf die Erhaltung dieser Kolonie alles verwendet; diese aber selbe, so bald als möglich zu zerstören allemal getrachtet haben.

Mir, der ich mich zween Tage daselbst aufgehalten habe, kam der Ort so wenig haltbar vor, daß ihn meines Erachtens eine Compagnie regelmäßiger Truppen auf den ersten Angriff ohne grosse Schwierigkeit wegnehmen könnte. Allein ich zweifle nicht, daß man nicht in der Folge, da man den Ausbruch eines Krieges vermuthete, in der Eile neue Werker aufgeworfen habe; weil die Belagerung dieses Platzes dem seiner militärischen Talente und Siege

wegen berühmten spanischen General Petrus Zevallos so viele Mühe und Zeit gekostet, und sich die Stadt nicht eher ergeben hat, als bis der spanische Feldherr, nach geschossener Breche, zum Sturm sich anschickte: da sie dann ihrer zahlreichen Besatzung und Kanonen ungeachtet am 31 October, 1762 kapitulirte. Die zerschossenen Mauren waren noch nicht hergestellet, als schon eine, wenn ich mich noch recht erinnere, aus 12 englischen und portugiesischen Schiffen kombinirte Flotte davor erschien, um ihre neuen Herren wieder herauszujagen. Allein das Glück war den Feinden nicht so günstig, als das Getös, mit dem sie zu Werke giengen, groß war. Sie feuerten bei 3000 Kugeln aus ihren Schiffen nach der Stadt ab; wiewohl meistens ohne Erfolg. Die Spanier bezahlten sie mit gleicher Münze. Der Kampf, welcher einige Stunden gedauert hatte, wurde durch einen Zufall entschieden; denn als das englische Admiralschiff verbrannt war, so flüchteten sich die übrigen um so eilfertiger nach den brasilianischen Häfen. Die Engländer warfen nachmals den Portugiesen ihre Feigheit, diese hingegen jenen ihre Verwegenheit vor; weil die ersteren um die Wirkung ihres Geschützes desto sicherer zu machen, in der Nähe; die letztern aber, um nicht jeder feindlichen Kugel blosgesetzet zu seyn, von der Ferne gefochten haben. So machten sie sich wechselweise Vorwürfe. Petrus Zevallos aber schrieb den Ruhm der Eroberung und Vertheidigung seiner Kolonie der Vorsicht zu, die über ihn gewachet hat. Indessen dauerten für Paraquay die Früchte seiner Siege nicht lange: indem die Spanier bei dem Friedensschlusse in Europa, um von den Engelländern ihre Havana auf der Insel Kuba und Manilla, den vornehmsten Platz auf den philippinischen Inseln, wieder zu erhalten, die Kolonie von Sakrament den Portugiesen gern zurückgaben. Als aber der Krieg einige Jahre hernach von neuem ausbrach, so nahm sie Zevallos, nachdem er sich vorher der Katharineninsel bemächtiget hatte, abermals

ma's weg. Damals blieb die Kolonie bei dem Schlusse des Friedens zwischen Portugall und Spanien, dem katholischen Könige. Dieser Verlust muß den Portugiesen empfindlich gefallen seyn: indessen können sie ihn dennoch verschmerzen; weil ihnen zwar ein Kanal, durch welchen ihnen unermeßliche Schätze zuflossen, versiegte; aber dagegen durch die Abtretung neuer Ländereyen, und Flüsse neue eröfnet wurden. Sie erhielten nämlich das goldreiche Luyaba, Matogrosso, die Rosschanze (la Estacada) und andere von ihnen errichtete Kolonien. Vielen kömmt diese grosse Nachbarschft der Portugiesen mit Peru bedenklich vor, und für die Spanier eben so nachtheilig, als für diese vortheilhaft: weil sie sich niemals schläfrig weisen, so bald es um die Erweiterung ihrer Gränzen zu thun ist. Von der Jugend auf in den Waffen geübt, und der rauhen Wege gewohnt, möchte sie wohl in Kriegszeiten der Gedanke anwandeln, dem Bergwerke Potosi, das eben so silberreich als arm an Vertheitigern ist, einen Besuch zu machen. Das Andenken an das Vergangene hat für die Zukunft Besorgnisse erreget. Noch in den vorigen Jahren, als ich in Paraquay war, vertheidigten sich eine Handvoll Portugiesen in dem Fort S. Rosa (La Estacada) sehr herzhaft wider ein zahlreiches Korps von Indianern und Spaniern, von denen sie bestürmet wurden; und zwangen ihre Angreifer schändlich abzuziehen. Fast um eben diese Zeit bemächtigte sich ein Detachement Portugiesen aus eben dieser Schanze des peruvianischen von christlichen Indianern, oder sogenannten Moxos bewohnten Städtchens S. Michael durch einen nächtlichen Uiberfall, und führten zween unserer Priester, welche daselbst die Seelsorge über sich hatten, als Gefangene mit sich weg. Der eine, der schon bereits bei Jahren war, starb auf dem Wege; der andere wurde in ein öffentliches Gefängniß gebracht. Die Indianer, welche sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, wurden vertrieben, und zerstreuet. Die Plünderung

war allgemein. Aber weg, mit dergleichen tragischen Schilderungen! Wer mag die frischen, kaum geheilten Wunden wieder aufritzen, und traurige Ereignisse für die Zukunft vorhersagen? Jeder Rechtschaffene wünschet und hoffet vielmehr, daß durch den letzten Frieden für die blühende Wohlfahrt beider preiswürdigsten Nationen auf das Beste gesorget seyn möchte. Uibrigens habe ich mich nur darum mit der Beschreibung der Kolonie von Sakrament, deren Namen unter den öffentlichen Kriegs- und Friedensangelegenheiten sehr oft vorkömmt, etwas länger abgegeben, damit sie nicht etwa Unwissende an Größe mit Paris, und an der Stärke ihrer Festungswerker mit Luxenburg vergleichen.

Auf eben diesem Ufer ungefähr 50 Meilen unterhalb dieser Kolonie liegt südwärts Monte video eine kleine Stadt. D. Bruno Moriz Zavalla Statthalter zu Buenos Ayres hat sie im Jahre 1726. gebauet. In der Folge wurde sie, um die Portugiesen im Zaum zu halten, ansehnlich befestiget, und mit Mauern, einer Citadelle und verschiedenen Batterien durch Zuthun der Quaranier versehen. Ihre Einwohner bestehen theils aus der ordentlichen Besatzung, theils aus Spgniern, und zum Theil auch aus solchen, die man aus den kanarischen Inseln herüberversetzet hat. Das Erdreich ist hier allenthalben sehr fruchtbar: und man findet weitläuftige Meyerhöfe, Pferde, und Hornvieh in unglaublicher Menge um die Stadt herum. Den Kolonisten mangelt es niemals an der bequemsten Gelegenheit ihre Erzeugnisse, als Getreide, Vieh und Ochsenhäute an den Mann zu bringen, indem die Schiffe, deren viele aus diesem Hafen unter Segel gehen: sich auf mehrere Monate ihre Lebensbedürfnisse anschaffen müssen. Selten verläßt ein Schiff den Hafen, welches nicht mit 20 oder 30000 Ochsenhäuten nach Europa befrachtet wäre. Es ist zu bedauern, daß

man

man bei allen Annehmlichkeiten dieses so fetten Bodens vor den Ueberfällen der berittenen Wilden beständig in Furcht seyn muß. Es geschicht sehr oft, daß sie aus ihrem Hinterhalte, wenn ihnen die Gelegenheit bequem scheint, haufenweise hervorspringen, rauben und morden: doch bleibt es öfters beim blossen Schrecken. Bis auf diese Stunde hat man noch kein Mittel ausfindig machen können, ihren Streifereyen Einhalt zu thun; und alle Freundschaftsbezeugungen, sie zum wahren Glauben oder zu einem guten Vernehmen mit den Spaniern zu bewegen, waren vergebens. Wilder als das Vieh, vereiteln sie schon in das zweyte Jahrhundert die Bemühungen der Priester und Soldaten. Die Stadt liegt unter dem 34 G. 48 M. der Breite, und dem 322 G. 30 M der Länge. Ihres Havens werde ich weiter unten mit Mehrerem erwähnen.

Beiläufig 30 Meilen davon ist der Meerbusen Maldonati, der auch für grössere Schiffe einen ungemein bequemen Ankerplatz abgiebt. Außer einigen Küstenbewahrern trifft man hier nichts, als wenige Bauernhütten an, in denen das Elend zu Hause ist; so sehr man auch gewünschet hat, daß man diesen schon von Natur vortrefflichen Haven auch durch die Kunst, es koste nun, was es wolle, befestigen möchte. In der Nähe sieht man eine Insel, die blos von Seewölfen bewohnet wird. Da diese auf puren Felsen, und fast in der Mitte des Silberflusses liegt, so würden zwo Batterien darauf ungemein viel beitragen, die Feinde von Paraquay hindanzuhalten. Denn sie könnten sich nicht mit ihren Schiffen, um den Kanonen auszuweichen, westwärts halten; weil sie befürchten müßten auf die englischen Sandbänke (Banco ynglés) zu gerathen, und in den Fluthen ihr Grab zu finden.

Zur Statthalterschaft von Buenos Ayres gehören noch die Städte Santa Fe, und Corrientes, deren die erste an dem östlichen, die zweyte aber an dem westlichen Ufer der Parana erbauet ist. Jene ist ungleich schöner und auch reicher. Sie findet in ihrem mannichfaltigen Handel, und in der Viehzucht von allen Gattungen eine sehr reichhaltige Quelle ihres Uiberflusses. In den vorigen Jahren gerieth sie durch die Streifereyen der Wilden, als der Abiponen, Mokobis, Tobas, und Charruas beinahe in den äussersten Verfall, und wurde zusehends entvölkert. Die besten und entlegendsten Mayereyen waren zerstöret: und mitten auf dem Platze, und am hellen Mittag wurden Mordthaten verübet. Man machte daher die Verordnung, daß kein Bürger ohne Schießgewehr in die Kirche gehen sollte. Endlich fieng sich dieser Ort wieder zu erholen an, nachdem wir die Kolonien S. Xavier, S. Hieronymus, S. Petrus und Paulus, und Conception erbauet; und die Wilden gesittet, und zu Christen gemacht hatten. So hat also diese so lang bedrängte Stadt ihre Aufnahme und Sicherheit unseren Bemühungen zu danken. Sie ist vor, und rückwärts und auf den Seiten mit Flüssen umgeben, die ihr, so oft sie aus den Ufern treten, allemal den Untergang drohen; so sehr sie sich auch derselben ausser dem Zeitpunkte der Uiberschwemmung zu ihrem Vortheile zu bedienen weiß. Sie liegt unter dem 31 G. 46 M. der Breite. Von Buenos Ayres soll sie 100 Meilen entfernet seyn; ich habe sie öfters gesehen, und auch vielmal darinnen gewohnet.

Die andere Stadt, welcher die Spanier den Namen de las siete Corrientes beigeleget haben, hat denselben von den 7 Ecken des Gestades, die in den Fluß Parana hinausragen, und an welchen sich die Wellen mit Ungestüm zerstossen, erhalten. Die Schiffe, welche aufwärts segeln, werden von dem reissenden Strom abwärts getrie-

ben

ben, wenn sie selben nicht mit vollen Segeln hinauffahren. Ein Boot, welches mit Rudern getrieben wird, muß, wenn es über den Fluß setzet, verschiedene Umwege nehmen, um der hinreissenden Gewalt des Wassers auszuweichen, wie ich selbst vielmal erfahren habe, als ich mich noch bei den Abiponen und Aukanigas in dem Flecken S Ferdinand aufhielt. Dieß ist sehr leicht zu begreifen, indem sich der grosse Fluß Paraquay ebendaselbst, wo die Stadt steht, mit dem noch grösseren dem Parana vereinigt, doch so, daß dieser seinen Lauf, und jener seinen Namen ändert. Denn da der Fluß Parana sonst von Osten nach Westen floß, so richtet er von der Stelle an, da er mit dem Paraquay zusammenfließt, seinen Lauf nach Süden. Der Paraquay hingegen heißt, von seiner Verreinigung mit dem Parana an, durchgängig Parana. Es ist unglaublich, welch eine ungeheure Menge Wasser beide Hauptflüße, so bald sie in ein Rinnsal zusammentreten, vor sich herwälzen. Man würde sie für ein Meer ansehen, wenn man nicht ihrer Ufer gewahr würde. Corrientes, worinn alle Häuser aus Leimen zusammen geknetet, und mit Palmen bedeckt sind, ist blos dem Namen nach eine Stadt, und verdienet denselben nicht. Die Einwohner sind meistens von einer sehr einnehmenden Gestalt, weswegen sich auch sehr viele Europäer, wenn sie hieherkommen, in sie verlieben, und in Heurathsverbindungen einlassen: Ein reichhaltiger Stoff zur Reue für ihr ganzes Leben! Die Weiber arbeiten sich daselbst fast zu Grunde. Ihre Beschäftigung besteht im Weben oder im Sticken der Ponchos (einer Art Kleider) worinn sie eine ganz besondere Geschicklichkeit beweisen. Die Männer hingegen sind von Natur leicht, fröhlich, und im Reuten sehr geschickt. Ihre Neigung zur Trägheit, und zum Müssiggang macht, daß sie mit der Armuth ringen, unerachtet sie an allem Uiberfluß haben könnten, wenn sie sich der Vortheile der Lage, die ihnen der fruchtbare Boden, und die Flüsse an-

bieten,

bieten, zu bedienen wußten. Die Abiponen verheereten auch diese Gegend viele Jahre hindurch mit Mord, und Raube, so daß man bereits die Stadt verlassen wollte. Nachdem man sie aber zuletzt zur Ruhe, und in die neue Pflanzung S. Ferdinand gebracht hatte, so fiengen sich die Bürger wieder zu erholen an, und sie konnten wieder von den Wiesen und Wäldern jenseits des Flusses Gebrauch machen. Die letzteren bieten die schönsten Stämme zu Fuhrwägen und zum Siffbau an: die ersteren sind hingegen zur Viehzucht besonders bequem. Beides trägt den Pflanzern nicht wenig ein: und blos die Furcht vor den Wilden, die ihnen stets auflauerten, hinderte sie so lange vor Erbauung des Fleckens S. Ferdinand diese Vortheile zu nutzen. Die Stadt liegt unter dem 27 G. 43 Minuten der Breite und dem 318 G. 57 M. der Länge.

Unter dem Statthalter von Buenos Ayres stehen gleichfalls die 30 Flecken der Quaranier, die um die Flüsse Parana, Uruquay, und Paraquay herumliegen. Die Erdbeschreiber pflegen sie unter dem allgemeinen Namen Doctrinas oder Terra Missionum zusammen zu fassen. Nur Uibelgesinnte, oder Unwissende haben die Unverschämtheit sie in ihren Schriften mit der gehäßigen Benennung: **das Reich der Jesuiten, oder der wider den König von Spanien aufrührische Staat** zu belegen, und mit den schwärzesten Farben, die ihnen der Neid oder die Schmähsucht an die Hand giebt, zu schildern. Wie leicht käm es mir an, diese Lästerungen zu widerlegen, wenn es nicht wider mein Vorhaben wäre, Satyren oder Apologien meiner Geschichte einzuschalten? Indessen will ich diese Materie dennoch nur ein wenig berühren, um der Lüge der Schmähsüchtigen die Larve abzuziehen. Jedermann weiß, daß der König von Spanien die Missionarien der Jesuiten auf seine Kosten, um

die=

diese Kolonien theils zu errichten, theils zu erhalten, aus Europa bringen, und ihnen eine jährliche Pension zu ihrem Unterhalt auszahlen ließ — daß die Quaranier dem Könige alle Jahre ihre Abgaben entrichteten, und ohne Sold, so viele tausende, und so vielmal sie auch von dem königlichen Statthalter aufgeboten werden, in dem königlichen Heere schon in das zweyte Jahrhundert dienen — daß die Obrigkeiten ihrer Flecken von ebendemselben Statthalter jährlich bestätiget; und die Jesuiten auf königliche Authorität darinn zu Pfarrern angestellet worden sind — daß die Bischöfe diese Pfarren, so oft sie wollten, untersuchten, mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, und oft einige Wochen auf das prächtigste bewirthet wurden — daß die zwey Cittadellen zu Buenos Ayres und zu Montevideo zwar unter der Leitung der Spanier, aber doch durch die Hände der Quaranier erbauet worden sind — daß endlich das königliche Heer meistens aus unsern Quaraniern bestanden habe, die sich von wenigen Spaniern, wie der Körper von der Seele regieren ließen, so oft man etwas wider die kriegerischen Wilden, wider die Portugiesen und ihre so vielmal belagerte und weggenommmene Kolonie, oder wider die aufrührischen Bürger der Stadt Assumtion unternahm. Dieses alles ist weltkündig, und keinem Zweifel, und keiner Zweydeutigkeit unterworfen. Wie können demnach (die vernünftigen Europäer sollen hierüber entscheiden) diejenigen Glauben verdienen, welche keinen Anstand nehmen, den Kolonien der Quaranier den Namen einer wider ihren König aufrührischen Provinz, und des Reichs der Jesuiten beizulegen? Wenn sie der Versuchung zu lügen nicht widerstehen können, so sollen sie wenigstens etwas Wahrscheinlicheres ausdenken. Die Quaranier gehorchten den Jesuiten nicht wie die Knechte ihrem Herrn, sondern wie Söhne ihrem Vater, und als solchen, denen der katholische Monarch selbst die Obsorge über sie aufgetragen hatte. Wir

regier-

regierten sie nach den spanischen Gesetzen; und der Nutzen fiel davon auf die Monarchie zurück.

Zwey Jahrhunderte haben wir gearbeitet, um die Quaranier aus einem herumziehenden Volke, aus Menschenfressern, und den hartnäckigsten Feinden der Spanier zu Menschen, zu Christen, und zu Unterthanen des katholischen Königs umzubilden. Wie viel Schweis und Blut diese Arbeit den Jesuiten gekostet habe; und wie sehr sich diese 30 Flecken an der Menge ihrer Einwohner, einem christlichen Lebenswandel, der Pracht ihrer Kirchen, ihrer Ergebenheit gegen die spanischen Monarchen, in der Geschicklichk in den Künsten und in der Mechanik, und in der Fertigkeit in den Waffen vor allen übrigen amerikanischen Völkern ausgezeichnet haben: kann man sich, wenn man will, aus dem Schreiben der Könige, und ihrer Statthalter, wie auch aus denen der spanischen Bischöfe, welche allenthalben gedruckt zu haben sind, belehren. Zu eben dieser Absicht dienen auch die Werke des Doktor Franziskus Xarque Dechants von Alabarazie eines Augenzeugen, ferner die Schrift des gelehrten Abts Anton Muratori, und endlich die eines ungenannten Engeländers, welche 1768 zu Hamburg in das Deutsche übersetzt worden ist. Den letzten hab ich, ob er sich gleich in einigen Stücken irrt, mit Vergnügen, und vielmal nicht ohne herzlich zu lachen, durchgelesen, besonders da, wo er sagt: wir Europäer sind nicht klug, daß wir die Jesuiten in Paraquay tadeln. Laßt uns lieber darauf denken, wie wir auch das in Europa zu Stande bringen, was sie ohne Zwang und ohne Geld bei den Quaraniern bewerkstelliget haben. In diesen Flecken arbeitet ein jeder für alle; und alle für einen. Ohne etwas kaufen, oder verkaufen zu müssen, hat ein jeder alles, was zu einem bequemen Leben gehöret, als Nahrung, Kleider, Wohnung, Arzney und Unterricht,

hin-

hinlänglich. Nach dem Sprichworte der Europäer gebricht es dem an allem, dem es an Geld gebricht. Die Quaranier haben kein Geld, und kennen keine Münze. Sie erfahren täglich die Wahrheit des Sprichwortes der Alten, daß den Göttern alles um die Arbeit feil ist. Sie sind immerdar beschäftiget, so wie es ihr Alter und ihre Kräfte zulassen, ohne aber auch unter der Last ihrer Arbeit zu unterliegen. Von den Uippigkeiten des Lebens wissen sie nichts; ersparen sich auch keinen Uiberfluß, und sind dennoch weit glücklicher als unsere Reichen; weil sie sich mit Wenigem begnügen. Denn glücklich ist — nicht der, der viel besitzt, sondern der, der wenig braucht. Uibrigens haben die Jesuiten nicht blos für den Geist, und das Herz der Quaranier, sondern auch für ihre körperliche Wohlfahrt gesorget. Da diese von dem Könige von Spanien und ihren Statthaltern allein abhiengen; und da sie nicht, wie die übrigen Indianer, das fürchterliche Loos getroffen hatte, in die Privatsklaverey der Spanier zu gerathen; so baueten sie sich immerzu neue Flecken, und die Anzahl derselben nahm, so wie die Menge ihrer Einwohner, unter unserer Aufsicht jährlich in einem bewundernswürdigen Grade zu. Im Jahre 1762 wurden in den 30 Kolonien der Quaranier 141252 Köpfe gezählet. Allein eine schreckliche Pockenseuche, die bald hernach unter ihnen wütete, raffte bei 30000 derselben weg. Nach einigen Jahren brach sie abermal aus; und obwohl ihre Wirkungen minder zerstörend waren, so tödtete sie dennoch bei eilftausend. Die Kinderflecken welche für die Amerikaner eben so gefährlich, als die Pocken sind, richteten gleichfalls unglaubliche Verwüstungen an. Beides weiß ich aus eigener Erfahrung; denn ich habe mehrere Monate den Kranken, welche an den Pocken oder Kinderflecken darniederlagen, Tag und Nacht meinen geistlichen Beistand geleistet. Auch der Hunger, der eine Folge der grossen Trockenheit, und des daraus entstandenen

Mißwachses war, rieb eine Menge Quaranier auf. Hierzu füge man noch die, welche im Kriege in den Diensten des Königes, aus welchen manchmal 4 bis 5000 mehrere Jahre hindurch nicht entlassen wurden, umkamen. Man darf sich also nicht wundern, daß die Weiber der Quaranier, ihrer besondern Fruchtbarkeit ungeachtet, die grösse Anzahl derjenigen nicht ersetzen konnten, die durch so vielfältige Bedrängnisse, deren immer eines auf das andere folgte, aufgerieben wurden. Man zählte daher im J. 1767, in welchem wir Amerika verließen, in allen ihren Flecken nicht über hundert tausend. Ich kenne viele bemittelte Spanier, deren einziger Wunsch war, ihr Leben bei den Quaraniern zubringen zu können. Und Muratori, der diese Flecken ganz gut kannte, hat nicht unrecht, da er ihre Bewohner in seinem Buche glückliche Christen nennt, und, daß sie es sind, beweiset.

Wer immer in das Werk dieses berühmten Schriftstellers: das beglückte Christenthum von Paraquay, oder in andere der obenerwähnten Denkmaale der Gelehrsamkeit einen aufmerksamen Blick wirft; der muß wahrhaft die Lügen mit Händen greifen, welche die Unverschämten aus Wahn oder Schmähsucht von Paraquay aussprühen. Ich lachte vielmal und zwar von ganzem Herzen, als ich von ungefehr die verschiedenen Wörterbücher, und andere historische und geographische Sammlungen durchgieng. Es kam mir vor, als wenn die Verfasser derselben allemal, so oft sie von den Städten der Quaranier Meldung thun, im Traume, oder in einer Fieberhitze geschrieben hätten. So äußerst unrichtig ist alles. Wenn ich diese Schriftsteller lese, so wechseln allemal verschiedene Empfindungen in mir ab. Bald dauert mich ihre Unwissenheit, und bald ärgere ich mich über ihrer Unverschämtheit, mit welcher sie, vom Partheygeiste, dem Haß und dem Neide verblendet, ihre erdichteten und abgelegenen

Mär-

Märchen den Europäern für Wahrheit aufdringen. Oft aber erstaune ich über die unbegreifliche Leichtgläubigkeit, womit einige den Fabelkrämern, und Verläumdern einen unbeschränkten Glauben beimessen, den sie hingegen redlichen Geschichtschreibern versagen. In wessen Händen ist nicht das hübnerische Zeitungslexikon, in welchem man doch, so bald von den Flecken der Quaranier in Paraquay die Rede ist, nichts als unerträgliche Unwahrheiten, und Verläumdungen antrifft? So wie jener Künstler keinen Tag ohne Linie vorbeigehen ließ, so findet man hier keine Linie ohne Lüge. Das gilt von dem Artikel über Paraquay. In Ansehung des Uibrigen mögen die urtheilen, die darinn besser unterrichtet sind. Auch die zweyte Auflage, die der Sohn des Verfassers veranstaltet hat, erweckte in mir Unwillen, als ich sie zu Lissabon im J. 1748 durchgieng. Denn nachdem er alle die Fabeln, die sein leichtgläubiger Vater zusammengeraffet hat, abermal ohne die geringste Veränderung hatte abdrucken lassen, so setzte er dennoch am Ende diese Worte hinzu: **Allein heut zu Tage haben wir von diesen Missionen andere Nachrichten.** Aber warum hat er das, was man zu seiner Zeit für falsch erkannte, nicht ausgemerzet, und verbessert. Ob die spätern Auflagen von diesen Ungereimtheiten gereiniget sind, ist mir unbekannt.

Das Buch des Herrn von Bougainville: Voyage autour du monde, welches zu Neuschatel 1772 herauskam, ist sehr hinterlistig geschrieben, und muß daher mit vieler Vorsicht gelesen werden. Anfangs überhäuft er die Jesuiten mit den herrlichsten Lobsprüchen; aber gleich darauf bürdet er ihnen hunderterlei eben so offenbar unrichtige als uns und den Quaraniern unrühmliche Dinge auf. **Tacitus** sagt in dem Leben des Agrikola: **Die fürchterlichsten Feinde wären die lobenden.** Die-

se fangen mit dem Lobe desjenigen an, den sie herabsetzen wollen, damit man ihnen ihre Lästerungen desto eher glaube, mit denen sie nachmals wider ihn losziehen. Indessen kann ich mich dennoch nicht bereden, diesen in so vielerlei Rücksichten berühmten Mann, der sich als Krieger, als Seemann, als schöner Geist in allen Fächern der schönen Litteratur, wenn ich mich nicht irre, hervorgethan hat, in diese Klasse der Doppelzüngigen zu versetzen. Er hat von uns und den Quaraniern übel geschrieben, nicht weil er fremden Verdiensten abhold ist, sondern weil ihn unglücklicher Weise fremde Erzählungen irre führten. Die Flecken der Quaranier hat er in seinem Leben auch nicht von Weitem gesehen. Aber hätte er sie doch gesehen! Ohne Zweifel würde er sich zu dem Gemälde, das er von den Indianern, und ihren Missionarien entwarf, anderer Farben bedienet haben. Er hielt sich zu Buenos Ayres, das ist im Haven, und im Eingange von Paraquay nur eine sehr kurze Zeit auf. Dort schöpfte er aus den trübsten Quellen die schlimmsten Nachrichten, die er in der Folge in Europa für Wahrheit ausgab. Leider! geschah das in Zeiten, da auch die Beßtgesinnten nicht ohne Gefahr am beßten von uns sprechen durften. Meistens lobt man nur die aufgehende Sonne, nicht die untergehende. Wir befanden uns dazumal in diesem Falle. Aber genug hievon. Ein allerdings glaubwürdiger Spanier drückt sich über diese Schrift also aus: wenn alles Uibrige, was der Herr von Bougainville von den verschiedenen Provinzen geschrieben hat, eben so falsch ist, als das, was er von Paraquay schrieb; so gehört seine Schrift in die Gewürzbude zum Pfeffereinmachen, oder in eine noch schlechtere Offizin. Ich konnte daher unmöglich gelassen bleiben, als man mir sagte, daß dieses von so vielen und so grossen Unwahrheiten vollgepfropfte Buch auch bei grossen Männern Glauben und Beifall gefunden habe. Meine Freunde vermochten mich schon vor einigen Jahren die

unge-

ungereimtesten Irrthümer desselben in einem paar Bogen zu widerlegen. Ich würde diese Widerlegung hier einschalten, wenn es mir nicht um die Kürze zu thun wäre.

Das Reich der Jesuiten in Paraquay ist ein Hirngespinst, und eine Träumerey des Bernard Ybannez eines Spaniers, den wir zweimal aus unserer Gesellschaft verstossen haben. Wer kann nun von einem rachgierigen Manne seines Gelichters Wahrheit, oder das Lob der Jesuiten erwarten? Bei den Quaraniern, von denen er geschrieben hat, war er nie Missionar. In ein lautes Gelächter brach ich aus, als ich las, daß dieser Mann von einem sonst würdigen Schriftsteller in Spanien als ein glaubwürdiger und gesunddenkender Geschichtschreiber gerühmet wurde. Alle vernünftigen Spanier verabscheuen seinen Namen so, wie seinen Unsinn. Das Buch Il passagero Americano hab ich nur obenhin durchgeblättert, und alsdann aus der Hand geworfen. So sehr hat mir auf den ersten Anblick vor dem kahlen und lächerlichen Geschwätz des Verfassers bei Beschreibung der Kolonien der Quaranier geeckelt. Seinen Namen weiß ich noch bis auf diese Stunde nicht. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aller derjenigen Erwähnung thun müßte, welche die Flecken und Missionarien der Quaranier in giftigen Brochüren gelästert haben. Ich könnte ihnen, um sie zu widerlegen, die Geschichte des P. Nikolaus del Techo, des P. Antonius Ruiz de Montoya la conquista espiritual, den P. Petrus de Lozano, die vertrauten Briefe des P. Anton Sepp an seinen Bruder, die des P. Franz Xavier Charlevoix im Französischen (denn in der deutschen Uibersetzung wurden sie jämmerlich verstümmelt, und an vielen Stellen verfälschet,) und endlich die jährlichen Berichte der Provinz von Paraquay, welche zu Rom gedruckt sind, entgegensetzen. Allein ich müßte befürchten, daß man mir wider die Unparthey-

 lich-

lichkeit, und Glaubwürdigkeit dieser Schriftsteller als Zeugen in ihrer eigenen Sache Einwendungen machte. Als wenn Julius Cäsar keinen Glauben verdiente, da er von seinen Feldzügen und Siegen schrieb. Er hat uns hintergehen können, ich läugne es nicht; aber auch niemand konnte die Begebenheiten besser und vollständiger wissen, als er. Will man aber unsern Schriftstellern durchaus kein Vertrauen schenken: so lese man mit Aufmerksamkeit die königlichen Briefe Philipp des V. und seine 2 Schreiben, die er an unsere Missionarien in Paraquay den 25 December 1743 aus dem Schlosse Buen Retiro erlassen hat. Man lese das denselben eingeschaltete Schreiben des erlauchten Bischofs von Buenos Ayres Josephs de Peralta aus dem berühmten Orden des heil. Dominikus, in welchem er eben diesem Könige als ein Augenzeug über den Zustand der Kolonien der Quaranier Bericht erstattet. Diese Urkunden, welche für uns von der größten Wichtigkeit sind, kamen in einer lateinischen Uibersetzung 1745 heraus, und sind allenthalben anzutreffen. Man wird im Durchlesen derselben innen werden, daß die Quaranier nicht nur gegen den König von Spanien stets einen unverbrüchlichen Gehorsam, sondern auch gegen Spaniens Feinde einen besonderen Eifer gewiesen haben, und überhaupt ihren Monarchen nützlicher als alle andere Völker von Amerika gewesen sind.

Man wird sich vielleicht auf den Aufstand berufen, den die Quaranier am Uruquay eines königlichen Befehles wegen 1753 erreget haben. Vermöge dieses Befehles sollten sie sieben der besten Flecken in Paraquay den Portugiesen räumen; die 30000 Einwohner aber in eine unbewohnte Gegend, oder zu andern Kolonien der Parana sich hinziehen Die Indianer widersetzten sich der Vollziehung desselben aus allen Kräften — keineswegs aus Haß wider den Monarchen, der sie verbannen wollte, sondern

aus

aus Liebe zu ihrem Vaterlande, aus dem sie verbannet werden sollten. Und würden denn die Deutschen, die Spanier oder Franzosen nicht ein Gleiches thun, wenn sie von ihren Souverains ihr Vaterland ihren Feinden zu überlassen gezwungen würden? Jedem ist der vaterländische Boden werth; den Amerikanern am meisten. Wer wird also nicht die Widersetzlichkeit der Indianer vom Uruquay, so wenig sie auch gebilliget werden kann, dennoch gewissermaßen zu entschuldigen, und mit ihnen Nachsicht zu haben geneigt seyn? An ihrem Vergehen war mehr die Schwäche ihres Verstandes Schuld, als die Bösartigkeit ihres Herzens. Stets äußerten sie gegen den katholischen König den besten Willen, und die größte Ergebenheit. Aber die Missionarien konnten sie durch keine Beredsamkeit dahinbringen, daß sie geglaubt hätten, der gütigste König wolle sie aus ihrem Vaterlande zu Gunsten ihrer Feinde der Portugiesen verweisen, um nimmer wieder dahin zurückzukehren, und dem Elende blos gesetzet zu seyn. Wahrhaftig! (so schrieben sie an den königlichen Statthalter Andonaequi) Weder wir, noch unsere Väter haben jemals wider den König das geringste verschuldet. Nie haben wir den spanischen Kolonien etwas zu Leide gethan. Wie sollten wir also glauben können, der beste König wolle uns Unschuldige mit der Verbannung strafen? Unsere Ahnen, und Urahnen, und folglich alle unsere Brüder haben unter den Fahnen des Königs oft wider die Portugiesen, und oft wider die Heerschaaren der Wilden gefochten. Unzählige haben dabei entweder auf dem Schlachtfelde durch die Hand des Feindes, oder bei den so vielmaligen Eroberungen der portugiesischen Kolonie ihr Leben eingebüßet: und wir, die wir dem Tode entgiengen, tragen noch unsere Narben als Denkmale unserer Treue, und unserer Tapferkeit herum. Stets hielten wir es für unsere Pflicht die Gränzen der spanischen Monarchie zu erweitern, und wider jeden Angriff zu vertheidigen. Wir

schonten hiebei weder unseres Bluts, noch unseres Lebens. Und nun soll uns der katholische Monarch unsere Verdienste um seine Provinzen mit der bittersten aller Strafen, dem Verluste unseres Vaterlandes, unserer prächtigen Kirchen, unserer Häuser, Aecker und schönsten Meyereyen, kurz mit der Verbannung vergelten wollen? Wer kann sich so etwas als glaublich vorstellen? Wenn dieses wahr ist, was soll man noch für unglaublich ansehen? In dem Schreiben, welches Philipp der V. an uns ergehen, und in unseren Kirchen von den Kanzeln öffentlich ablesen ließ, wurde uns zu wiederholtenmalen eingeschärfet, wir solten die Portugiesen auf keinerlei Weise unseren Gränzen nähern lassen; sie wären seine ärgsten Feinde, und auch die unsrigen Und nun ruft man uns immer zu, es sey des Königs Wille, daß wir den schönsten und besten Strich Landes, den uns die Natur, Gott und die spanischen Monarchen zum Eigenthum gegeben haben, den wir bereits in das zweyte Jahrhundert mit so vielem Schweiße anbauen, den Portugiesen abtretten sollen. Wem soll das wahrscheinlich vorkommen, daß Ferdinand, der würdigste Sohn eben dieses Philipps uns gerade dasjenige gebiete, was sein bester Vater uns so vielmal verboten hat? Sollten aber die Portugiesen und Spanier, wie es in dem Wechsel der Zeiten und der Gesinnungen leicht geschehen kann, sich mit einander ausgesöhnet haben, und diese nun sich gegen jene gefällig zeigen wollen, so mögen sie ihnen von den ungeheuren Ländereyen, die noch unbewohnt, und unangebauet überall in Menge angetroffen werden, einige einräumen Warum sollen denn gerade wir unsere Flecken den Portugiesen räumen, deren Vorfahren so viele hundert tausende von uns theils niedergemacht, theils in die schrecklichste Sklaverey in Brasilien geschleppet haben? In der That ist dies eben so unglaublich als unerträglich. Als wir den christlichen Glauben annahmen, so schwuren wir Gott und dem katholischen Könige unsere Treue; und die

Prie-

Priester und königlichen Statthalter versicherten uns ihrerseits einstimmig die Gnade des Königs, und seinen Schutz auf immer zu. Und nun sollen wir ohne des geringsten Verbrechens schuldig zu seyn, und nach so vielen Verdiensten um die spanische Nation unser Vaterland auf den Befehl ihres Königes mit dem Rücken anzusehen gezwungen werden? Das Bitterste und Unleidentlichste, was uns je wiederfahren könnte! Man müßte seinen Verstand verloren haben, wenn man die Spanier in ihrer Freundschaft für so leichtsinnig und wankend, und in Erfüllung ihres gegebenen Wortes für so unzuverläßig halten sollte! — — — So schrieben die vornehmsten aus den Indianern an den königlichen Statthalter, der, so wie er für seinen Herrn, und für die Indianer aufs Beste gesinnt war, sich bei Durchlesung des Briefes der Thränen kümmerlich enthalten konnte. Allein der strenge militärische Gehorsam unterdrückte in ihm die Empfindungen des Mitleids, und er fuhr fort auf die Vollziehung des königlichen Befehles zu dringen, und den sich Weigernden das Aeußerste anzudrohen.

Es gab sogar unter den Spaniern (wer soll das glauben?) Leute von einer so verruchten Denkungsart, daß sie den Indianern heimlich in die Ohren flisterten, der König hätte die Räumung der Flecken keineswegs befohlen, sondern die Jesuiten hätten sie blos den Portugiesen verkauft. Die Quaranier kannten den guten Willen ihrer Seelenhirten zu wohl, als daß sie dieser Erdichtung hätten Glauben beimessen können; obgleich bei den Blödsinnigen immer eine Art von Verdacht zurückblieb. In der That liefen viele Missionarien, welche die Auswanderung aus den Flecken zu eifrig, und um es kurz zu sagen, zu unbehutsam betrieben, Gefahr, ihr Leben durch die Hände der Indianer, welche der Verlust ihres Vaterlandes beinahe rasend gemacht hatte, zu verlieren. Ich würde

de ihre Namen und Thaten der Reihe nach anführen, wenn ich nicht dieses alles nur im Vorbeigehen berühren wollte. Der P. Bernardus Nußdorfer, welcher in den Flecken der Quaranier Superior, und überhaupt ein Mann war, der sich durch seine bei uns verwalteten Stellen, sein hohes Alter, seine tiefe Kenntniß der indianischen Sprache, seine Gefälligkeit und seinen Anstand bei allen ehrwürdig gemacht hatte, eilte durch diese 7 Flecken, und ermahnte ihre Bewohner mit allen möglichen Gründen auf das dringendste dem königlichen Befehle Folge zu leisten. Es schien auch, als wenn sie sich hätten von ihm überzeugen lassen. Allein, als es zur Vollziehung kam, vergassen die Indianer, so wie sie überhaupt wankelmüthig, und veränderlich sind, ihrer Zusage; und wollten von der Auswanderung nichts mehr hören. Von dem P. Ludwig von Aquamirano einem Jesuiten, den der König in seinem Namen aus Spanien nach Paraquay gesandt hatte, um die Uibergabe der Flecken zu beschleunigen, glaubten sie, daß er weder ein Jesuit noch ein Spanier wäre; weil sie zwischen seiner Kleidung, und Nahrung, und der unsrigen einige Unterschiede bemerket hatten. Ja, sie scheueten sich nicht, ihn vor einen portugiesischen Kaufmann, der sich als einen Jesuiten verkleidet hätte, öffentlich auszurufen. Er rettete sich daher, als sich in dem Flecken St. Thomas ein Gerücht verbreitete, daß die Indianer wider ihn im Anzuge wären, um aller Gefahr zu entgehen, bei eitler Nacht durch die Flucht. In der Folge, als er wieder in Sicherheit war, traf ich ihn auf meiner Reise zu den Abiponern, zu Santa Fe an, wo ich herzlich über ihn gelacht habe. Aber wahrhaftig! wenn die Indianer eben so behende unseren Ermahnungen Folge geleistet hätten, als wir ihren wankenden und widerspenstigen Gemüthern, den Gehorsam eingepräget haben, so würde das ganze Geschäft ohne Geräusch schnell und glücklich zu Stande gebracht



bracht worden seyn. Allein sie waren taub gegen unsere Erinnerungen. Man stellte daher auf dem Platze, um sie auf andere Gedanken zu bringen, öffentliche Bittgänge an; und ein Priester mit einer dörnernen Krone auf dem Haupt ermahnte von der Kanzel herab die Umstehenden mit kläglicher Stimme, mit Seufzern und Drohungen ihren Abzug zu beschleunigen. Seine Ermahnung wirkte so viel daß ihm die meisten zu willfahren versprachen. Sie thaten noch mehr; sie tratten auch des andern Tages unter der Anführung der Missionarien die Reise an, um sich Plätze zu neuen Pflanzungen auszulesen. Allein sie unterbrachen selbe, als sie sich wieder an ihre Geburtsflecken erinnerten. Die Liebe zum Vaterlande, die, wie Ovid klagt (l. 1. eleg. 4) **mächtiger als alle Gründe wirket**, vermochte alle, wieder nach denselben zurückzukehren. Hier fühlten unsere Väter, wie schwer es ist, einen Stein den Berg hinauf zu wälzen, oder wider den Strom zu schwimmen. Man hält es für ein Meisterstück der Kunst, wenn unsere Beredsamkeit, wie sie auch immer beschaffen seyn mag, über die Triebe der Menschen siezet.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, daß der Statthalter von Rio Janeiro in Brasilien Gomez Freyre de Andrade, welcher der Urheber der ganzen Trauergeschichte war, mit seinen Leuten in das Gebiet von Uruquay eingedrungen sey. Hierauf griff nun alles zu den Waffen, indem einer den andern in der ersten Hitze wie ein Strom mit sich nicht fortzog, sondern fortriß. Man hätte glauben sollen, ein neuer Hannibal stünde vor den Thoren. Da nun die Quaranier um ihren Heerd, und ihre Kirchen zu vertheidigen Gewalt mit Gewalt abtrieben, so wurden sie für Aufrührer erkläret. Im Grunde aber verdienten sie mehr Mitleid als Strafe. Blos ihr angebohrner Haß gegen die Portugiesen, und ihre Vaterlandswuth verleiteten sie zu allen den Unordnungen, in die

sie

sie sich blindlings stürzten. Keiner von ihnen dachte jemals daran, sich von der spanischen Herrschaft loszumachen, oder den benachbarten spanischen Kolonien einen Schaden zuzufügen, wie es doch in ihrer Macht stand. Ihre vorige Ergebenheit gegen ihre Monarchen war in ihrer Brust nichts weniger als verloschen; allein sie konnten doch ihre Sehnsucht nach ihrem Geburtsorte nicht überwiegen. Sehr richtig ist die Bemerkung des Ovid, da er sagt: **Ich weiß nicht, durch welch einen geheimen Reiz unsere Geburtsstätte uns alle an sich zieht, und sich in unserem Herzen unvergeßlich macht.** So groß der Ruhm war, den sich Ulisses durch seine Weisheit erworben hatte, so heftig soll auch seine Sehnsucht nach seinem Vaterlande gewesen seyn. Nachdem er weit und breit herumgereiset war, wünschte er sich den Rauch von einem vaterländischen Heerde zu sehen. Und worinn bestand denn endlich sein so innig geliebtes Ithaka? In einer kleinen Insel, sagt Cicero (l. de Otat.) auf dem jonischen Meere, die auf die schroffesten Felsen, wie ein Nest angeklammert ist. Wem soll es also sonderbar vorkommen, daß die wenig gebildeten Indianer nichts unversucht gelassen haben, um nicht aus ihrem Vaterlande vertrieben zu werden, welches außer der angenehmen Lage, der gesunden Luft, und einer ansehnlichen Größe, auch noch mit Kirchen und Gebäuden pranget, welche selbst den spanischen den Rang streitig machen; mit Wäldern, Flüßen, den fettesten Fluren, und allen Lebensbedürfnissen bis zum Ueberflusse versehen ist; und also ihrer so warmen Anhänglichkeit allerdings werth war? Joachim della Viana Befehlshaber zu Montevideo, welcher um die Gegend zu besichtigen aus dem spanischen Lager mit einem Geschwader Reiter vorausgeschickt wurde, stieg auf einer Anhöhe beim Anblicke von S. Michael, einem Flecken von 7000 Einwohnern, von dem Pferde ab; und betrachtete ihre herrlichen Tempel und die schönen Reihen ihrer Häuser mit einem

Fern-

Fernrohre. Erstaunt über die Größe dieses Ortes brach er gegen die herumstehenden Reiter in folgende Worte aus: Hört ihr, in den Köpfen unserer Madriter muß es nicht richtig zugehen, da sie diesen Flecken den Portugiesen abtretten wollen. Das sagte dieser Mann, der sonst, um sich bei der spanischen Königinn Barbara beliebt zu machen, Portugalls Interesse aus allen Kräften unterstützte. Den andern 6 Flecken als zu den h. h. Engeln, S. Johann der Taufer, S. Aloys, S. Borgia, S. Nikola, und S. Laurenz mangelte es eben so wenig an einer zahlreichen Bevölkerung, an geschmackvollen Kirchen, und an andern Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens. Aber Mauern, Thore, Gräben, oder Pallisaden hatten sie keine, sondern sie standen jedermann von allen Seiten Tag und Nacht offen.

Um sie nun zu vertheidigen rotteten sich die Indianer von Uruquay von allen Seiten zusammen. Allein dieser Schwarm war weiter nichts als ein unordentlicher, und unförmlicher Haufen — weniger zum Siege als zur Niederlage gemacht: indem es demselben an einem des Krieges auch nur mittelmäßig kündigen Anführer mangelte; und die Indianer mit zu ungleichen Waffen auf den Kampfplatz traten. Den europäischen Truppen kamen sie mehr lächerlich als furchtbar vor. Ich glaubte, sagte ein portugiesischer Soldat zu mir, ich sähe einen Haufen Ameise an einem Pomeranzenblatte zerren, als ich die Indianer mit ihren Pfeilen und hölzernen Spießen daherziehen sah. Indessen wissen wir dennoch, daß die Reiterey der Quaranier den Portugiesen vielmal Furcht eingejaget, und nicht selten sehr zu schaffen gemacht hat. Diese fürchteten sich allemal und allenthalben vor ihnen, so oft sie in ganzen Geschwadern angeritten kamen, ihrer Entschlossenheit wegen mit der sie alles unternommen haben würden, ein tüchtiger Anführer an ihrer Spitze gefochten hätte.

So las ich zu Corrientes sehr oft in dem Tagebuche, welches von dem Feldlager des Gomez Freyre an die zu Bestimmung der Gränzen abgeordneten Portugiesen eingeschicket wurde. Zuweilen machen auch die kleinsten Thierchen, wenn sie zahlreich genug sind, den Löwen zittern. Nach langem Hin- und Herziehen beider Partheyen, und verschiedenen Scharmützeln, wobei sie mit abwechselndem Glücke gefochten hatten, wurde das Loos der Streitenden entschieden, und der Krieg geendiget. Gewiß ist hiebei auf beiden Seiten mehr Lärm gemacht, als Blut vergossen worden: und es findet auch hier statt, was Livius im 7 B. von dem macedonischen Kriege sagt: „Viele aber waren „der Meinung, von diesem Kriege sey das Gerücht grösser, „als die dabei obwaltende Gefahr gewesen." Darinn aber sind alle einig, daß die Europäer durch so viele Wälder, und enge Felsenpäße, wo ein kleiner Haufen einer grossen Anzahl den Durchgang verwehren kann, zu den 7 Flecken nimmermehr durchgedrungen wären; wenn die Quaranier von allen 30 Kolonien denen von Uruquay Beistand geleistet hätten. Allein den Bemühungen der Jesuiten gelang es, die Anwohner der Parana, ungeachtet sie sehr geneigt waren, ihren Brüdern am Uruquayi Hilfe zu leisten, in Ordnung zu erhalten, und glücklicher Weise ihre Vereinigung mit den Aufrührern zu hintertreiben. Hieraus mag man abnehmen, was von denjenigen zu halten ist, die uns als Urheber des Aufstandes, und als Anführer der Widerspenstigen frech und unverschämt der Welt darstellen. Ihre Schriften sind eben so gefährlich als zahlreich, weil sie, wie wohl man nichts als Erdichtungen, und Verläumdungen darinn antrifft, dennoch durch einen Anstrich von Wahrheit, den sie ihren Gründen zu geben wissen, und das Ansehen der Gewährsmänner, auf deren Aussagen sie sich berufen, den Leser zu überreden, und seinen Beifall zu erschleichen suchen. Ganz gewiß würden sie von ganz Europa ausgeklatschet; wenn alle so

gut

gut, wie wir wüßten, wer diejenigen waren, deren Zeugnisse sie anführen. Es ist kein Geheimniß mehr, daß von vielen vieles wider uns und die Wahrheit geschrieben wurde, weil sie entweder einen von den beiden Höfen fürchteten, oder bei einem derselben eine Beförderung hofften; oder auch um sich der Gnade gewisser Leute, um die sie buhlten, zu versichern. Ich könnte ihren Namen, Charakter, ihre Kunstgriffe, und tausend Schlingen, die sie uns legten, anführen; allein es ist sicherer, dieses der Zeit, die alles aufdecket, zu überlassen.

Indessen will ich meinen Lesern dennoch etwas ins Ohr raunen. Wären die widerspenstigen Quaranier von den Jesuiten angestiftet, oder unterstützet worden, so hätten sie ohne Zweifel den königlichen Völkern mehr zu thun gemacht. Da sie aber des Raths, und des Beistandes dieser Väter entbehren mußten, so haben sie ihre Sache dumm, wie gewöhnlich, und unglücklich ausgeführet, zum augenscheinlichen Vortheil der Spanier, und Portugiesen, deren Sieg jener ihrem Unverstande zugeschrieben werden muß. Gleich im Anfange ihres Aufstandes wählten sie sich einen gewissen Joseph (seinen Geschlechtsnamen weiß ich nicht) Markthauptman in S. Michael, was die Spanier Corregidor oder Capitan nennen, zu ihrem Anführer wider die Portugiesen. Er besaß viele Behendigkeit des Körpers und Unerschrockenheit der Seele: und betrug sich daher bei allen Gelegenheiten als ein rechtschaffener Soldat, aber als ein schlechter General, weil er die Strategie so wenig kannte, als ich die schwarze Kunst. Nachdem er aber in einem Scharmützel blieb, so erwählten die Indianer an seine Stelle den Markthauptmann zu Conception Nikolaus Neenquirù, der sich aber auf die Musik besser, als auf den Krieg verstand, und selben daher nicht auf das Weiseste führte. Dadurch sank den Uruquayern allgemach der Muth, und ihre Sache nahm eine schlim-

schlimme Wendung. Die 7 Flecken wurden endlich den königlichen Truppen übergeben. O du, wer du auch immer bist, der du dieses liest, entblöße dein Haupt, und sprich den Namen Nikolaus, nicht anders als mit gebeugten Knieen aus — oder lache vielmehr, wenn du klug bist, aus allen deinen Kräften. Denn das ist der berufene Nikolaus, den die Europäer den Paraquayern, ohne daß diese das geringste davon wußten, zum König gegeben, und so sehr gefürchtet haben. Aus vollem Halse haben wir alle gelacht, als wir in Paraquay die europäischen Zeitungen und Märchenjournale zu Gesicht bekamen. Zu eben der Zeit, da alles von Seiner Majestät dem eingebildeten Könige in Paraquay redete und schrieb, habe ich den Nikolaus Neenquirù in dem Flecken Conception mit blossen Füßen, wie die übrigen Indianer bald reiten, bald eine Heerde Ochsen in das Schlachthaus des Fleckens treiben, oft auch auf dem Platze Holz spalten gesehen; ihn betrachtet; und über ihn gelacht. Er trat zu mir hinzu, um nach der Gewohnheit der Indianer mir die Hand zu küßen. Er drang auch in mich, ich möchte ihm Musikalien und Symphonien für die Violine, auf der er sehr gut spielte, zum Abschreiben geben. Es war ein Glück für den armen Amerikaner, daß er sich auch im Traume die Königswürde nicht vorstellte, die ihm die Völker jenseits des Meeres beilegten. Hätte er sich diese in den Kopf gesetzt, so würde er sich gewiß nicht bis zur Arbeit eines Knechtes, und bis zu einem Handkuße erniedriget, sondern vielmehr mir seine Hand zum Küßen dargereichet haben.

Man erlaube mir ohne Rückhalt zu sagen, was an der Sache war. Der König Nikolaus wurde nur in dem Gehirne desjenigen ausgebrütet, der schon lange gewünschet hat, uns, als die eifrigsten Vertheidiger der spanischen Herrschaft, aus ganz Paraquay vertrieben zu sehen,

um

um den ganzen grossen Strich vom Uruquay dem benachbarten Brasilien einverleiben zu können. Wirklich rückten die Portugiesen in dem letzten Kriege, nachdem sie die Spanier am Rio grande gählings überfallen, und zurückgetrieben hatten, bis in die Gegend von Montevideo, weil sie nirgends einen Widerstand fanden: und verheerten alles unterwegs. So was unterstiengen sich die Portugiesen nicht, so lange die Quaranier unter unserer Aufsicht standen: sie durften auch nie daran denken. Unsere Abwesenheit hat sie so kühn gemacht; bis sie endlich Petrus Zevallos, der mit den spanischen Truppen herbeieilte, wieder zurückschlug. Mit der Erhebung des Königs Nikolaus auf den Thron gieng es folgendermassen zu. Um den Betrug zu verhehlen, und die boshafte Erdichtung mit einem Scheine der Wahrheit zu überkleistern, wurde ein könialicher Münzmeister in Quito durch außerordentliche Belohnungen dahin verleitet, im Namen und mit dem Gepräge des Königs Nikolaus Geld auszuprägen. Diese unächte Münze wurde in der alten und neuen Welt ausgestreuet: wiewohl ich aufrichtig gestehe, daß ich keine gesehen habe. Kein Mensch zweifelte, daß sie nicht in Paraquay von dem vorgegebenen König Nikolaus ausgepräget worden wären; da doch der König in Spanien selbst in Paraquay keine Münzstätte hat, weil dieses Land gar kein Metall erzeuget. Allein am Ende ward der Betrug dennoch offenbar; und der falsche Geldmünzer D. C. schrieb im Jahre 1760 den 20. Merz selbst an den König, daß **ihn geheime Gewissensbisse antrieben, seine Missethat kund zu machen.** Me veo forzado, sind die Worte des Spaniers, por unos secretos remordimientos de Conciencia à descubrir esta iniquidad. &c. Durch diesen Brief deckt sich nun der Mann von feilem Gewissen, und lockerer Ehrlichkeit auf, von dem jener, im Namen des Königs Nikolaus Münze zu schlagen, verführet wurde. Seinen Tauf- und Geschlechtsnamen

P. F. M. M. will ich hier, ungeachtet er in ganz Spanien bekannt ist, mit Stillschweigen übergehen, um seinen Standesgenossen keinen Schandfleck anzuhängen Er hielt sich im J. 1768 in Kadix auf, eben als ich und meine Mitbrüder nach unserer Rückreise aus Amerika in dem nahen Haven S. Maria eine Zeit lang vor Anker lagen.

Der Ruf von dem König Nikolaus, und das in seinem Namen geschlagene Geld erregten bei dem Madriterhofe Besorgnisse. Allein dies war nur ein panischer Schröcken, wie Petrus Zevallos, der mit Truppen in Paraquay zur Rettung dieser Länder abgeschicket wurde, nachmals mit Augen sah, und in seinem Schreiben an den König zu verschiedenenmalen einberichtete. Wofern man aber noch an meiner Aufrichtigkeit in diesem Punkte zweifelt, so lese man die Madriterzeitung (Gazettas de Madrit) wenn mir recht ist, vom Oktober 1768. Man wird darinn der Worte gewahr werden: **Man weiß nun, daß alles, was von dem König Nikolaus verbreitet wurde, ein Märchen und eine Erdichtung war.** Wie konnte man sich kürzer und deutlicher ausdrücken, und die Lüge nachdrücklicher widerlegen? Ich habe dieses Blatt, welches von der Hofcensur zu Madrit durchgesehen wird, und mit ihrer Genehmhaltung herauskömmt, selbst mit meinen Augen gelesen. Will man noch stärkere Gründe, hier sind einige. Nachdem die Unruhen am Uruquay gestillet, und die verlangten Flecken abgetreten waren, verfügte sich Nikolaus Neenquirù, selbst in das spanische Lager, und stellte sich freywillig vor dem königlichen Statthalter Joseph Andronaequi, um von allem, was vorgegangen war, Rechenschaft zu geben. Man hörte ihn freundlich an, und entließ ihn nicht nur ohne die geringste Strafe, sondern man bestättigte ihn sogar in dem Richteramte, das er vorher

schon

schon lange in dem Flecken Conception bekleidet hatte. Ohne Zweifel würde man ihn in Fesseln, in den tiefsten Kerker geworfen, mit den schröcklichsten Foltern gemartert, und vielleicht in hundert Stücke zerrissen haben, wenn er zu dem Verdacht, daß er nach dem Königreich Paraquay oder nach dem Königstitel gestrebet hat, Anlaß gegeben hätte. Man mag in der Geschichte von Amerika noch so fremd, und unbewandert seyn, so weiß man dennoch, wie strenge die Spanier gegen die Majestätsverbrecher zu verfahren pflegten. Man wird sich ohne Zweifel an die traurigen Schicksale des Atahualpa, oder wie andere schreiben Atabaliba Inkas von Peru, des Montezuma Monarchen von Mexiko, und anderer erinnern, welche die Spanier, weil ihnen ihre Treue verdächtig vorkam, ermorden, oder durch andere Qualen hinrichten ließen. Ist es also wahrscheinlich, daß man des Nikolaus Neenguirù eines elenden Indianers geschonet hätte, wenn auf ihn der Verdacht von dem Streben nach der Königskrone, vom Geldmünzen, oder andern gefährlichen Anschlägen wider den König von Spanien gefallen wäre? Man muß außerordentlich stumpf seyn, wenn man nach allem diesem das Märchen vom König Niklaus nicht lächerlich finden soll. Aber ich will noch bis auf den ersten Ursprung der Fabel zurückgehen.

Bei den Spaniern ist das Sprichwort sehr gemein: *La mentira es hija de algo.* Die Lüge ist die Tochter von Etwas. Die grundlosesten Gerüchte, welche oft Städte und Länder wie eine Seuche durchziehen, entstehen manchmal aus den unbedeutendsten Anläßen. Von dieser Art war die Erdichtung des Königs Nikolaus, deren erster Ursprung in dem Mangel der quaranischen Sprachkenntniß; die Verbreitung hingegen in der Bösartigkeit gewisser Zungen gesucht werden muß. Ich will alles der Ordnung nach auseinandersetzen. Das Wort

 Tubi-

Tubichà bedeutet bei den Quaraniern so viel als groß. *Mburubichà* heißt ein König, ein Kaciquer, Kapitän, bei einigen auch ein Vorsteher. Bei den Indianern ist es der Brauch, jedem Haufen, der, es sey nun auf dem Felde zu ackern, Holz zu hauen oder zu führen, oder auf Schiffen zu rudern, von dem Flecken ausgeschicket wird, einen Aufseher mitzugeben, der alles anordnet, und dessen Befehlen die übrigen gehorsamen müssen. Diesen heißen nun die Indianer *Nanderubichà*, unsern Befehlshaber oder Kapitän, nach Art der Spanier, welche den Aufseher über die Hüner in Kriegsschiffen *Capitan de las Gallinas*, den Hünerkapitän, und den Aufseher über die Schifbutzer *Capitan de las Escobas* den Besenkapitän nennen. Auf eine ähnliche Weise hießen die Quaranier vom Uruquay ihren Anführer Nikolaus Neenquirù *Nanderubichà* ihren Kapitän. Als nun dieß die Spanier von Assumtion und Corrientes hörten, welche ihre Sprache aus der spanischen und quaranischen nach Willkühr zusammsetzen, und keine recht verstehen; so gaben sie eben so ungereimt als unbillig vor, daß die Indianer den Nikolaus mit dem Titel ihres Königes beehrten. Gewiß war es bei den Quaraniern schon lange üblich dem König in Spanien den Namen *Mburubichabete*, oder *Mburubichà quazu*, oder *Carayrubichabete*, das ist des grossen Kapitäns, oder des obersten Monarchen von Spanien beizulegen. Doch pflegten die meisten, so oft sie vom Könige sprachen, um ihre kindliche Verehrung gegen denselben anzuzeigen sich dieses halbspanischen Ausdruckes zu bedienen: *Nande Rey Marangatu* unser guter und heiliger König. Denn *Nande* heißt auf quaranisch unser; *Rey* bedeutet auf spanisch König. Das Wort *Marangatu* sagt so viel als gut oder heilig; daher pflegen sie auch allen Heiligen, die sie anrufen, das Beiwort *Marangatu* nachzusetzen. Hieraus erhellet, daß der Mangel an hinlänglicher Kenntniß der quaranischen Sprache an dem Wahn Schuld gewesen ist,

der

der den Nikolaus Neenguirú auf den Thron erhob. Ich darf bey dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß die irrigsten Meinungen und greulichsten Lästerungen in Ansehung unser vielmals die Unwissenheit der spanischen, und portugiesischen Dollmetschen zur Quelle haben. Diese unwissenden, und eben nicht allemal zu gewissenhaften Leute, welche in der lateinischen und quaranischen Sprache nur äußerst schlecht bewandert sind, haben unsere Briefe vor den Statthaltern, die weiter nichts, als spanisch verstehen, oft auf eine ganz verkehrte Art verdollmetschet; wodurch dann die unschuldigsten Worte und Handlungen nicht selten die Farbe eines Verbrechens annahmen. Dergleichen alberne Auslegungen, wovon ich eine Menge anführen könnte, machten uns zuweilen lachen; sehr oft aber preßten sie uns Seufzer aus, indem so viele Unschuldige den Fehler eines irrenden Dollmetschen büßen mußten; weil ihre Zeugnisse vor Gericht als rechtliche Beweise gelten, und als gewisse Aussprüche der Wahrheit den Geschichtbüchern ohne den geringsten Verdacht einer Unrichtigkeit eingeschaltet werden. Aber wir wollen wieder zu unserm Nikolaus zurückkehren, den man theils aus Irrthum, und theils aus Mißgunst die Rolle eines Königs spielen ließ.

Unstreitig waren seine Aeltern, Ahnen und Urahnen väterlicher und mütterlicher Seits alle Quaranier von dem Flecken Conception. Eben daselbst lebte er viele Jahre mit seinem Weibe ebenfalls einer Quaranierin, und versah verschiedene obrigkeitliche Aemter. Der alte P. Ignaz Zierhaim rühmte sich, daß er, als er noch Pfarrer war, den berufenen König von Paraquay in seiner Jugend, ich weiß nicht mehr, was für eines Fehlers wegen, öffentlich habe züchtigen lassen. Seine alte Gattin war runzlicht, grau, außerordentlich großköpfigt, und überhaupt ein Weib zum Schröcken. Wenn ich mich recht erinnere, so gebahr sie nie. Ich habe sie mit diesen Au-

gen, mit denen ich itzt schreibe, gesehen; und es fehlte nicht viel, daß ich sie nicht für die Megära gehalten hätte. Ihr Mann Nikolaus hingegen war lang und hager, von einer sehr ehrlichen Physionomie, aber einem ernsthaften Blicke. Er redete sehr wenig, und trug eine große Narbe im Gesicht. Hieraus urtheile man, welch einen ungereimten Zusatz diejenigen zur ersten Fabel gemacht haben, welche den eingebildeten König Nikolaus für unsern Laybruder ausgaben. In allen Kolonien der Quaranier befanden sich dazumal von unsern Laybrudern nicht mehr als fünf. Zween davon besorgten als Wundärzte die Kranken; der dritte unsere Kleider. Der vierte beschäftigte sich mit Kirchenausmahlen. Der fünfte war vom Alter und den Krankheiten ganz ausgezehret, und übte sich und uns in der Gedult. Alle aber waren Europäer, und keiner hieß weder dem Tauf- noch Geschlechtsnamen nach Nikolaus. Außerdem nahmen wir in Paraquay keinen, der von indianischen Aeltern herstammte, weder als Priester noch als Laybruder in unsere Gesellschaft auf. Ich läugne nicht, daß die Indianer eben keine hellsehenden Köpfe sind; aber so thöricht würden sie dennoch nicht zu Werke gegangen seyn, daß sie, wenn sie auf den Unsinn sich einen König zu wählen verfallen wären, sich lieber einen Laybruder als einen Priester gewählet hätten, sie, die den Priestern so viele Weisheit zutrauen, und ihre Würde so tief verehren. Setzen wir noch, daß auch die Jesuiten der Schwindel ergriffen hätte, jemals nach einer königlichen Krone zu streben, so würden sie selbe wohl nicht einem Laybruder, sondern einem Priester aufgesetzet haben, der sich durch seine Rechtschaffenheit, Klugheit und Verdienste vor andern derselben würdig gemacht hätte: wie ein ungenannter Franzose in einer 1759 herausgekommenen Schrift: Nouvelles pieces interessantes & necessaires mit vieler Einsicht anmerkt. Ich werde nun von der lächerlichen Erdichtung des Laybruders und Königs Nikolaus eine eben so lächerliche Quelle anzeigen.

Es

Es geschah einst, daß sich einige Spanier auf dem Lande, um sich die Zeit zu vertreiben, von verschiedenen Gegenständen, so wie sie ihnen einfielen oder in den Mund kamen, unterhielten. Von ungefehr erwähnte einer der Unruhen, die vor kurzer Zeit am Uruquay ausgebrochen waren. Wenn die Jesuiten klug wären, sagte hierauf ein anderer, so sollten sie ihren Laybruder Joseph Fernandez über die Indianer setzen, und ihm das Kommando übergeben. Neben dem daß er ein gebohrner Spanier ist, hat er auch als Lieutenant unter den königlichen Dragonern gedienet, und sich durch seine Kriegskenntnisse allgemeine Achtung erworben. So wie alle Gerüchte in der Verbreitung zunehmen, so gieng auch der zufälligste Gedanke, und unbedeutendste Einfall vom Laybruder, der den Aufsätzigen zum General gegeben werden sollte, von Ohren zu Ohren; und wuchs dergestalt an, daß dasjenige, was die einen als thunlich sich vorstellten, die andern schon als geschehen ausgaben; es öffentlich und dreuste behaupteten; und die übrigen zuversichtlich glaubten. So entsteht aus einem Nichts die größte Geschichte. Die meisten hielten sie für eine ausgemachte Wahrheit: in der That aber war sie blos ein abgeschmacktes und für uns sehr gefährliches Märchen; indem dadurch der Indianeranführer Nikolaus Neenguirù zum König von Paraquay, und Joseph Fernandez unser Laybruder, der vom Uruquay wenigstens 400 Meilen entfernt lebte, durch die lächerlichste Verwandlung zum König Nikolaus umgestaltet wurde. Ich kenne den erwähnten Laybruder Fernandez sehr gut; er stand zu Korduba im Tukuman einer öffentlichen Schreib- und Leseschule für die spanischen Kinder, während des Auflaufs am Uruquay, vor; und man würde ihn gewiß vermisset haben, wenn er in dieser volkreichen Stadt auch nur einen Tag nicht in die Schule gekommen wäre. Nachdem er mehrere Jahre sein Lehramt versehen hatte, so nahm er die Aufsicht über die nahe bei der Stadt gelege-

ne Meyerey Jesus und Maria eine Zeitlang über sich, also zwar, daß er von der Zeit seines Eintritts in die Gesellschaft an das Gebiet der Quaranier, für deren König man ihn ausgegeben hatte, nicht einmal von Weitem gesehen hat. Dieß ist der Ursprung eines Märchens, welches von so vielen schändlichen Schriften ausgebreitet worden, an sich aber so abgeschmackt, und ungereimt ist, daß ihre Verfasser mehr ausgeklatschet, als ernsthaft widerlezt zu werden verdienen. Ich erstaune oft, und kann mich kaum bereden, daß es in unserem so aufgeklärt seyn wollenden Zeitalter so viele und so grosse Männer gegeben habe, welche diese äußerst ungeschickt ausgedachte Fabel vom Laybruder, und König Nikolaus als eine glaubwürdige Geschichte so begierig verschlangen: wie Kinder, die sich mit Lust an den Märchen und Erzählungen ihrer Wärterinnen weiden, und freudig nach allen Klappern, und Spielwerken die Hände ausstrecken. Man halte mir es zu gute, wenn ich die Sprache des französischen Schriftstellers spreche, da er über die kindische Leichtgläubigkeit so vieler Europäer in diesem Punkte, welche sich nicht etwa aus Gründen der Wahrscheinlichkeit, sondern aus Gehäßigkeit gegen uns ihres Verstandes bemeistert hat, loszieht. Ich zweifle kaum, daß viele in ihrem Glauben auf den König Nikolaus sterben werden; aber das sind blos solche, welche entweder aus Gewohnheit alles für baar Geld annehmen, oder aus hartnäckiger Beharrlichkeit im Irrthume ihre Augen freywillig verschliessen, und am hellen Mittage auch das nicht sehen wollen, was sonst jedem scharfsichtigeren Forscher weder dunkel noch zweifelhaft vorkommen kann. Nach meiner Rückreise aus Amerika bin ich in verschiedenen Ländern von Europa mit Leuten von allen Klassen umgegangen: und ich habe gefunden, daß den grundlosen Gerüchten vom König Nikolaus bei allen die Verachtung zu Theil geworden ist, welchen ihre Geburt, Kenntnisse, Würde, und Tugend einen höhern Rang

unter den Menschen anweisen. Im Gegentheile habe ich immer beobachtet, daß diejenigen, welche noch itzt für die faule Posse des Königs Nikolaus eingenommen sind, unter die unbedeutenden, und unberühmten Leute gehören, deren Ansehen so gering wie ihr Verstand ist, und die sich überhaupt durch Partheylichkeit und Mißgunst gern verblenden lassen. Wer wird sich aber um solcher Leute Urtheile bekümmern?

Damit meine Leser nicht irgend worinn dem grossen Haufen der Irrenden beitreten, werde ich hier mit ihrer Erlaubniß noch einige Zusätze beifügen, welche zur Bestättigung alles dessen, was ich bisher in Absicht auf diese Materie gesagt habe, ungemein viel beitragen. Aus den 7 Flecken am Uruquay, in welche nach erfolgter Uibergabe eine spanische Besatzung gelegt wurde, zogen über 30000 Indianer ab. Der Anblick so vieler unschuldigen Vertriebenen, so vieler Greise und Unmündigen preßte beinahe jedermann Thränen aus. Fünfzehntausend der Ausgewanderten wurden in den Flecken an dem Flusse Parana aufgenommen, und in Hütten von Stroh verleget, nachdem sie in ihrem Vaterlande ihre zierlichen und bequemen Häuser von Stein verlassen hatten. Beinahe eben so viele tausende zerstreueten sich in den entfernten Ländereyen am Uruquay, um weil dort alles vom Viehe wimmelt, ihre Nahrung gleich an der Hand zu haben. Weder durch Bitten noch durch Befehle konnten sie dahin gebracht werden, daß sie über den Uruquay gesetzet, und ihrem Vaterlande den Rücken gewendet hätten, um wie Bettler in fremden Wohnplätzen der Gnade anderer zu leben, sie, die zuvor an allem so grossen Uberfluß hatten, daß sie Vieh und Baumwolle alle Jahre den Anwohnern an der Parana zuführen konnten. Nachdem nun aus den 7 Flecken die Einwohner herausgezogen waren, bot sie der spanische Stadthalter vermög des getroffenen Vergleichs den Portugiesen an

welche aber dieselben nicht annahmen. Als eine Ursache, warum diese letztern der Erfüllung des Vertrages auswichen, giebt man unter andern auch diese an. Die Portugiesen sollen sich anfänglich von den Gold- und Silberminen, die sie im Lande von Uruquay anzutreffen hoften, weil sie ungewissen Muthmassungen und fliegenden Gerüchten zu sehr traueten, einen außerordentlichen Begriff gemacht haben: nachdem sie aber alles genau durchsuchet und besichtiget hatten, wurden sie überzeugt, daß von allen diesen Minen in dem ganzen grossen Strich nicht die geringste Spur vorhanden wäre. Während als dieses in Paraquay vorgieng, starb die spanische Königinn Barbara aus Portugall, welche aus einer besonderen Neigung gegen ihr Vaterland diesen Ländertausch am meisten betrieben hatte, nach einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit in der Blüte ihres Alters. Bald hierauf folgte Ferdinand der VI. ein sehr gottseliger König, durch ein ebenfalls lang anhaltendes Krankenlager entkräftet, seiner theuresten Gattinn ins Grab nach. Wie viele Betrachtungen ließen sich hier nicht über die weisesten Anstalten der Vorsicht machen, und über die wunderbaren Wege, die sie einschlägt. Der itzige König Karl der III. erbte die Staaten seines Bruders. Noch als König beider Sicilien mißbilligte er mit vieler Vorsicht laut den Vergleich, den Ferdinand mit den Portugiesen eingegangen hatte: er säumte daher nicht denselben sobald er von dem neapolitanischen auf den spanischen Thron gelanget war, aufzuheben, und davon abzugehen, der vielen Nachtheile und Gefahren wegen, die dadurch seiner Monarchie zuwuchsen. Die verstossenen Quaranier rief er wieder durch ein königliches Edikt in ihre Flecken zurück. Allein sie fanden selbe beinahe in einem eben so wüsten Zustande, als die Juden nach ihrer Rückkunft aus der babylonischen Gefangenschaft ihr Jerusalem angetroffen hatten. Bestürzt fanden sie ihre Meyereyen ohne Vieh, ihre Aecker mit Dornen bewachsen, und vom Ungezieser verwüstet,

ihre

ihre Häuser entweder verbrannt oder von den spanischen Besatzungstruppen ganz verwahrloset, und hier und da von Schlangen bewohnet. Den Jesuiten bestättigte Karl die Aufsicht über die Kolonien der Quaranier, ohne das geringste darinn abzuändern, oder den Wunsch der portugiesischen Parthey, die ihre Entsetzung und Vertreibung gern gesehen hätte, zu erfüllen. Hätten wir aber nach der Meinung des Königs den vorigen Krieg angesponnen, wie uns einige Uibelgesinnte beschuldigten; so würde er ohne Zweifel die zahlreiche Nation der Quaranier nicht unserer Obsorge und Treue anvertrauet haben. Zu eben dieser Zeit wurde der Marches Zeno de la Ensenada durch ein königliches Schreiben aus dem Orte seiner Verbannung nach Madrit zurückberufen. Dieser erste Minister hatte sich durch seine Talente, und vieljährige Erfahrung berühmt, und um ganz Spanien besonders verdient gemacht; und sich dadurch die Gnade des König Ferdinands in einem vorzüglichen Grade erworben. Allein zu dem mit den Portugiesen verglichenen Ländertausch, der von allen patriotisch gesinnten Reichsräthen, und Statthaltern von Amerika stets widerrathen und verworfen worden ist, gab er seine Stimme nie: er schrieb sogar deswegen an Karln König von Neapel als künftigen Erben der Krone; weil ihm die Wohlfahrt des Reichs weit mehr als die Gnade der Königinn Barbara am Herzen lag. Dieses soll man dem Marchesen de la Ensenada, wenn man anders dem allgemeinen Gerüchte in ganz Spanien trauen darf, zur Last gelegt, um ihn deßwegen gefangen gesetzet, seiner Würden beraubet, und vom Hofe verwiesen haben. Denn so glücklich war man dazmal in Spanien noch nicht, daß man denken konnte, wie man wollte, und reden, wie man dachte.

Gleich nach Ferdinands Tod willigte Karl nicht nur nicht in den Vergleich ein, den sein Bruder mit den Por-

Portugiesen getroffen hatte; sondern er erneuerte sogar den Krieg wider dieselben, in welchem 6000 Quaranier in dem königlichen Heere und unter der Anführung des Petrus Zevallos unverdrossen Dienste thaten. Dieser nahm Anfangs die portugiesische Kolonie weg, drang hernach als Uiberwinder in Brasilien ein; und nur die Nachricht, daß der Friede in Europa geschlossen wäre, unterbrach den Lauf seiner Siege. Daß die Quaranier zu dem glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen nicht wenig beigetragen haben, bezeugte Zevallos selbst in verschiedenen seiner Briefe denn er dachte immer edel und billig. Aber darum unterließ der Neid, und der Eigennutz dennoch nicht, ihm Feinde zuzuziehen. Wie gerne möchte ich dem grossen Mann das Lob sprechen, zu welchem mir das Andenken an ihn einen so unerschöpflichen Stof anbietet? Ich genoß eine Zeit lang seines freundschaftlichen Umganges. Nie habe ich ihn ansehen können, ohne ihn zu bewundern, und innig zu verehren; mit so vielen und so grossen Gaben hatte ihn die Natur ausgerüstet. Man verarge es mir nicht, daß ich der Neigung meines Herzens nachgebe, und bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen die Grundzüge zu dem Gemälde des unsterblichen Mannes entwerfe. Ein glücklicherer Pinsel mag es in Spanien vollenden. P. Zevallos stammt von einem adelichen Geschlechte in Spanien her. Sein Vater war königlicher Statthalter in den kanarischen Inseln, und starb bei einem Aufstande, den die Einwohner erreget hatten, schon lange für seinen König den Tod der Helden. Zevallos hatte eine so einnehmende Gestalt, und einen so schlanken Wuchs, daß ich ihn ohne Anstand unter die schönsten Männer rechne, die ich jemals gesehen habe. Seine angenehme Körperbildung verschönerte er noch ungemein durch das Feine und Artige seines Betragens; und erhöhte dadurch ihren Werth wie ein Brillant den Werth eines Ringes. Pomp, Prahlerey, und Stolz waren nie seine Sache. Seine kriegerische

Stren-

Strenge wußte er durch Gelindigkeit, und den Ernst eines Feldherrn durch seine besondere Herablassung, und Gefälligkeit zu mildern. So oft er mit seinen Freunden sprach, war er der freundlichste, und sobald er mit seinen Soldaten zu thun hatte, der ernsthafteste Mann. Seine Stimme glich dem Donner, ohne doch eine Gemüthserschütterung, oder Bitterkeit zu verrathen. Sein blosser Anblick flößte allen Klassen von Menschen, dem Höchsten wie dem Nedrigsten, Liebe und Ehrfurcht gegen ihn ein. Wo er immer wandelte, in der Stadt, im Lager, auf der Reise, erfüllte er überall die Pflichten eines rechtschaffenen Christen, vortreflichen Generals, gerechten Richters, und wenn ihn die Umstände dazu auffoderten, unerschrockenen Soldaten. Man sah ihn, wenn es seine Geschäfte zuließen, oft zwo Stunden hindurch auf dem Boden knieend, mit unverwandten Augen in der Kirche beten. Ein seltnes und erbauendes Beispiel für die Herumstehenden! Alle Jahre pflegte er acht Tage geistlichen Betrachtungen zu weihen. Er lebte unverehlicht, und seine Handlungen waren alle so unsträflich, und rechtschaffen, daß auch der scharfsichtigste Tadler, sähe er auch mit Argusaugen, keine schwache Seite an ihm hätte entdecken können. Er bewies durch sein Beispiel, daß die Frömmigkeit mit dem Kriegsstande, und dieser mit jener nicht unverträglich sind, sondern daß sie sich vielmehr wechselweise erheben und zieren. Im Heere verabscheuete er allzeit die Religionsspötter, und verfuhr unerbittlich strenge gegen diejenigen, die sich ohne Schaam und Gewissen allen Schandthaten überließen, und das Lager als die Freystätte des Muthwillens ansahen, wo derjenige der treflichste ist, der denselben am weitesten treibt. Die herrlichen Siege, die der spanische Held unter lautem Frohlocken der Spanier über die Portugiesen erfochten hat, ist er weniger dem Glücke als seiner ungeschminkten Frömmigkeit schuldig, indem die Vorsicht allzeit seine Unternehmungen segnete, und die Schwä-

che

che seines Heeres ersetzte. Mit seiner besondern Gottesfurcht vereinigte er durch das edelste Band alle die grossen Eigenschaften, die wir jedem Feldherrn wünschen, aber nur an den wenigsten wahrnehmen. An der Verstandeskraft, Schärfe im Urtheilen, Entschlossenheit, rastlosem Bestreben, vieljähriger Erfahrung im Kriege, unverletzlicher Treue gegen sein Vaterland und seinen Monarchen ward er gewiß von niemanden übertroffen. Er bestrebte sich immer, mehr seinem Könige zu nützen, als zu gefallen. Er erreichte beide Zwecke, ungeachtet es auch zuweilen seinen Feinden gelungen ist, ihm durch gewisse Kunstgriffe die Gnade des Königs zu entziehen. Dieß ist weder ungewöhnlich, noch sonderbar: und er hat dieses Loos mit allen verdienstvollen Patrioten gemein. Wird denn nicht auch die Sonne, dieses wohlthätige Gestirn, durch das Dazwischenkommen des Mondes eine Zeitlang verdunkelt, wiewohl sie bald wiederum in ihrem vollen Lichte glänzet, das sie nur verbarg, nicht verlor. Nachdem man endlich zu Madrit die Kabalen, die der Neid wider das Verdienst und die Fähigkeit des Zevallos geschmiedet hatte, einsah, so wurde er vom K. Karl in den wichtigsten Geschäften nach den Höfen von Neapel und Parma abgeordnet. Eben so beredsam als siegreich gieng er mit der Feder und dem Degen gleich geschickt um. Unstreitig hatte er selbst nach dem Zeugnisse der Engelländer und Portugiesen alle Theile der Kriegswissenschaft auf das vollkommenste inne. Nie unternahm er etwas, was er nicht lange vorher schon reif überdacht hatte. Um seine Entwürfe mit einem glücklichen Erfolge gekrönt zu sehen, wußte er die auserlesensten Anstalten zu treffen, die geschicktesten Befehlshaber, auf deren Treue und Kriegskenntnisse er sich verlassen konnte, zu wählen, die Hindernisse zu heben, die Schwierigkeiten zu überwinden, die Gefahren vorherzusehen, und sie theils mit List und theils mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Nie verschob er etwas auf

den

den morgigen Tag, was noch heute geschehen konnte; auch ließ er keine vortheilhafte Gelegenheit ungenützt vorübergehen. Wenn er die unermeßlichen Ebenen durchziehen, wo man weder Wasser noch Holz findet, und über Moräste und Flüsse setzen mußte, sorgte er zeitlich vor die Sicherheit und Bequemlichkeit seiner Truppen. Nie wagte er etwas aus Ungestüm, sondern er unternahm alles aus Uiberlegung. So wenig er in gewagten Entwürfen hitzig, und im Angriffe verwegen zu Werke gieng; so scharf setzte er seinen Feinden in Schlachten und Belagerungen zu. Widrige Zufälle konnten ihn so wenig kleinmüthig, als glückliche übermüthig, und Siege grausam machen. Immer blieb er sich selbst gleich. Um seine Völker zum pünktlichen Gehorsam zu zwingen, suchte er sich ihnen durch Güte, und schöne Beispiele beliebt zu machen. Und das, glaube ich, war auch die Ursache, warum er mit so wenig Leuten immer so viele und so grosse Dinge glücklich ausgeführet hat. Nicht zufrieden Befehle ertheilt zu haben, untersuchte er in eigener Person, ob sie auch gehörig befolget wurden. Ich bewunderte oft seine Sorgfalt, mit der er selbst die dem Anscheine nach unbedeutendsten Kleinigkeiten nicht außer Acht ließ: z. B. da er vor dem Marsche die Fuhrwägen selbst besichtigte, und sie Stück für Stück untersuchte, ob sie auch mit dem nöthigen Proviant und Kriegsvorrath befrachtet, und mit Wachen gehörig bedecket wären rc. Fliegenden Gerüchten, zweydeutigen Antworten, fremden Augen trauete er selten; er wollte alles selbst überall, wo es thunlich war, mit Augen sehen, und so zu sagen mit Händen greifen; und sich von wichtigen Dingen gewisse Nachrichten einholen, um sein Heer in Sicherheit zu setzen, und vor den verdeckten Angriffen der Feinde zu bewahren. Um Mitternacht visitirte er vielmal auf freyem Felde die Vorposten und Piquets zu Pferde; und vergaß, oder vielmehr verachtete den Schlaf, so wie alle übrigen Wollüste. Er pflegte zu sagen, die Wach-

samkeit

samkeit des Generals und die Folgsamkeit der Soldaten seyn die sicherste Schutzwehre des Heeres, und der Siege Mütter. Daß er wahr redete, haben wir mit Frohlocken an ihm erfahren.

Da er nun mit diesem Gefolge der Feldherrntugenden in das Lager trat, so ist es kein Wunder, daß ihm meistens alles nach Wunsch ausfiel. Wir sagten immer, daß das Glück, dieses Geschenk des Himmels zu seinen Fahnen geschworen habe. Im letzten Kriege, den die Spanier in Italien führten, hatte er schon mit Ruhm gedienet, ob als Hauptmann oder Oberster, weiß ich nicht. Was er da Ruhmwürdiges ausgerichtet hat, war ein Vorspiel von demjenigen, was er nachmals in den zwenen Kriegen wider die Portugiesen in Südamerika vollführete. Auch ließ es der Hof den so wichtigen Verdiensten des Zevallos nicht an Belohnungen mangeln. Er erhielt das Kommandeurkreuz vom Ritterorden des h. Jakobs, den S. Januarius Orden, und die Kommandantenstelle zu Madrit. Nach einigen Jahren gab ihm K. Karl den goldenen Schlüßel, ein besonderes Hofehrenzeichen. Als sich in Spanien das Gerücht von den Unruhen in Paraquay verbreitete, sah man erst, in welchem Ansehen Zevallos bei dem Könige stand, und welch ein Vertrauen dieser auf seine Talente setzte. Er machte ihn zum Statthalter von Buenos Ayres, und ließ ihn, um die Unruhen bei den Quaraniern zu dämpfen, und die Uibergabe der sieben Flecken zu beschleunigen, mit 500 Reutern, die man aus allen spanischen Dragonerregimentern ausgehoben hatte, nach Paraquay einschiffen. Hierzu kamen noch, wenn ich mich nicht irre, 7 Kompagnien Fußgänger, die ein spanischer Oberster aus deutschen, französischen, welschen, einigen polnischen, und, wer sollte es wohl glauben? auch rußischen Uiberlaufern zu Parma mit grossen Kosten kurz vorher angeworben hatte. Die

meisten

meisten von diesen waren alte versuchte Leute von einer trotzigen Soldatenseele, die bereits in Europa in verschiedenen Treffen mitgefochten hatten. Sie wehrten sich auch in Paraquay allemal aus allen Kräften, so oft mit dem Feinde angebunden wurde. Uibrigens äußerte die Neigung auszureißen, die Folge einer in Europa angenommenen Gewohnheit, auch bei den Antipoden so viele Gewalt über sie, daß sie allemal, so oft sich eine Gelegenheit anbot, haufenweise davon liefen, um sich zu verheurathen, oder ein bequemeres Leben führen zu können So unwidersprechlich wahr ist es, daß die, welche über das Meer schiffen, den Himmelsstrich, aber nicht ihre Gemüthsart ändern.

Nach einer langen und beschwerlichen Uiberfahrt, wobei Zevallos von den Stürmen viel auszustehen hatte, dachte er ernstlich darauf in Paraquay die Ruhe wieder herzustellen, weil er noch immer der Meinung war, daß der Krieg in dem Inneren dieses Landes wüthete, und daß alles dem König Nikolaus zugefallen wäre, wie die allgemeine Sage gieng. Als er des Ufers von Buenos Ayres ansichtig wurde, schickte er, um seine Truppen bei einer gählingen Landung keiner Gefahr auszusetzen, einige Kundschafter in einer Chaluppe voraus, welche dem Volke, das am Gestade des Silberflusses zusammengelaufen war, mit dem bei den spanischen Schildwachen gewöhnlichen Loosewort von weitem zuruffen mußten: Quien vive? Wen sie für ihren König erkännten. Hierauf folgte statt der Antwort ein allgemeines Gelächter. Ferdinand der VI. den der Himmel lang erhalten wolle, sey ihr König, und würde es bleiben, so lang er lebte, schrieen alle einstimmig. Das war genug den Ankömmlingen ihr Mißtrauen zu benehmen. Hintergangen durch die falschen Gerüchte glaubten die Europäer, der König Nikolaus könnte kaum, oder wenigstens nicht ohne vieles Blutvergießen

 vom

von Throne verstossen werden: und selbst Zevallos erstaunte, als er gewisse Nachrichten einzog, daß in Paraquay vollkommen die Ruhe herrschte, und die Quaranier zum Gehorsam långst zurückgekehret wåren. Auch hatte er mit den Indianern keinen Streit mehr. Aber desto mehr machten ihm die spanischen Befehlshaber von der portugiesischen Parthey zu schaffen, unter welchen sich der Marches Val de Lirios auszeichnete. Dieser war mit einer königlichen Vollmacht versehen, sich mit den Portugiesen nach seinem Gutdünken über alles zu verabreden, was sich auf den verglichenen Låndertausch bezog. Er war übrigens ein guter Mann, nur daß er zu gefållig gegen die Lieblingsneigung der Königinn Barbara, und berauscht von den Beförderungen, die sie ihm versprach, sich zu sehr auf Portugalls Seite hinneigte: worwider sich aber Petrus Zevallos, der immer Spaniens Wohlfahrt der Gunst der Königin vorzog, aus allen Kråften setzte. Nachdem er selbst überall den Augenschein eingenommen, und alles, was vor seiner Ankunft während der Unruhen vorgefallen war, mit aller Unpartheiligkeit auf das genaueste untersucht hatte, so fand er, daß man eine Menge Dinge wider die Quaranier, und ihre Missionarien entweder ganz dreuste hingeschrieben, oder doch boshaft übertrieben hatte. Er berichtete auch den wahren Verlauf der Sache unverfålscht nach Hofe ein, und rechtfertigte und rühmte sogar die Quaranier, die er doch zu Paaren zu treiben und zu züchtigen aus Europa gekommen war, als ihr eifrigster Vertretter. Es ist wahr, er zog sich durch seine Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe den Haß einiger Ubelgesinnten zu; allein am Ende offenbarten sich die Kabalen seiner Neider; sein Verdienst siegte, und er erwarb sich einen ewigen Nachruhm bei allen Rechtschaffenen.

Auf den Hintritt der Königin Barbara, und ihres Gemahls Ferdinand des VI. ånderte sich die Scene, und

alles

alles nahm eine ganz andere Gestalt an. Denn nachdem Karl der Nachfolger seines Bruders den Portugiesen von neuem den Krieg angekündigt hatte, bediente sich Zevallos der Quaranier, die er hätte bekämpfen sollen, als der tauglichsten Werkzeuge die Portugiesen zu demüthigen. Auf seinen Befehl eilten sechstausend von jenen in das Lager des Königs, versahen mehrere Jahre hindurch nicht allein die Truppen, sondern auch die spanischen Gränzkommissäre aus ihren Flecken mit vielen tausend Ochsen, und führten ihnen alles mögliche Proviant, und was dazu gehöret, im Uiberflusse, und mit der größten Bereitwilligkeit zu. Haben sie ihren Namen dadurch gebrandmarkt, daß sie aus Mangel einer völligen Uiberzeugung in Ansehung des königlichen Befehles ihre Flecken den Porrugiesen zu räumen eine Zeitlang sich weigerten, und sogar zu ihrer Vertheidigung die Waffen ergriffen; so haben sie ihren Fehler wieder dadurch gutgemacht, und getilget, daß sie sonst immer die offenbarsten Beweise ihrer unwandelbaren Treue gegen den König von Spanien selbst nach dem Zeugnisse des Zevallos zur allgemeinen Verwunderung von sich gaben. Dieses glaubte ich in meiner Geschichte von den Vorfällen bei den Quaraniern zur Beleuchtung der Wahrheit anführen zu müßen. Wenn so viele andere ihre Lügen so unverschämt und ungestraft in die Welt hineinschreiben dürfen, warum soll es mir nicht erlaubt seyn, gewisse und ungezweifelte Thatsachen zum Vorschein zu bringen? Ich würde diese Materie noch deutlicher und umständlicher behandelt haben, wenn ich nicht der Meinung wäre der Ehre der darinn verwickelten schonen zu müßen. Nun wird es die Sache des umbefangenen Lesers seyn zu entscheiden, ob man mehr den Brochüren, die die Schmähsucht oder die feige Gefälligkeit gewissen Leuten zu schmeicheln ausgegohren hat, oder mir, der ich dieses alles mit Augen angesehen habe, Glauben beimessen soll. Allein so gewiß ich diesen verdiene,

so wenig getraue ich mir selben von allen zu erwarten; weil der Irrthum, nach der Bemerkung eines Weltweisen vielen glaubwürdiger vorkömmt, als die Wahrheit selbst. Die Vernunft, welche den Willen leiten und regieren soll; wird leider! nur zu oft zu seiner Sklavin herabgewürdiget, also zwar, daß wir immer von Natur die Fehler derjenigen zu glauben geneigt sind, die wir beneiden, oder hassen. Jeder glaube, was ihm beliebt: ich habe dabei weder etwas zu gewinnen, noch zu verlieren. Hindern eingewurzelte Vorurtheile meine Zeitgenossen mir ihren Beifall zu schenken, so werde ich dennoch wenigstens den Nachkommen Gründe hinterlassen, das, was wider die Quaranier, dieses von so vielen mündlich und schriftlich gerühmte und niemals genug zurühmende Volk, so ohne allen Grund geschrieben, und ausgestreuet worden ist, zu bezweifeln. Die Siege, und übrigen herrlichen Thaten, des Zevallos, dessen Vorzüge ich hier nur kürzlich berühren wollte, wird man an seinem Orte beschrieben finden.

Die zweyte Statthalterschaft in Paraquay ist Tukuman, ein Land von einem ungeheurem Umfange. Gegen Aufgang stößt sie an die Statthalterschaft von Buenos Ayres, gegen Abend an die Gebirge von Chili, gegen Mittag an die unermeßlichen Ebenen, die sich bis an die Terra Magallanika erstrecken, und gegen Mitternacht endlich an das Gebiet von Tarija oder die sogenannten Chichas. Cyriakus Morelli eigentlich Dominikus Muriel ein Spanier (einst mein Mitpriester in Paraquay) vermuthet in seinen Zeitbüchern von der neuen Welt, die er 1776 zu Venedig herausgab, daß der Kirchensprengel von Tukuman, wenn ihn nicht der von Quebeck übertrift, der größte in der ganzen Welt ist; es versteht sich, nicht an Volksmenge, sondern an der Größe seines Umfanges. Um seine Meinung geltend zu machen beruft sich dieser

Schrift-

Schriftsteller auf ein Schreiben des Petrus Michael Argandona Bischofs von Tukuman (ich habe ihn in Korduba sehr gut gekannt,) an den Pabst Benedikt den XIV. vom 4. December 1750, worinn er unter andern auch dieses sagt: Dieser Sprengel erstrecket sich von Norden nach Süden auf die ungeheure Weite von ungefehr 400 Meilen hin. In der Breite das ist von Osten nach Westen scheinet derselbe bei 200 Meilen zu haben. Hievon macht der Bischof keine Meldung, weil man die Gränzen des spanischen Gebietes auf dieser Seite, der Wilden wegen, die hie und da grosse Striche Landes inne haben, nicht leicht angeben kann. Hieraus erhellet, daß sich Coleti in seinem historisch-geographischen Wörterbuche von Südamerika sehr geirret habe, (wie ihm dann dieses öfters wiederfährt) da er sagt: Tukumann ist von Mittag nach Mitternacht zu mehr als 160 Meilen lang, und von Morgen gegen Abend bei 90 breit. Lächerlich ist auch, was die französische Wienerzeitung vom 8. Julius 1775 unter der Aufschrift: Madrit am 30. May, meldet: Man habe eben durch die Briefe des Statthalters von Tukuman, einer zwischen den Flüßen Rio Pardo, dem Paraquay, und dem Orenoque gelegenen Provinz, Nachrichten erhalten. On vient d' etre informé ici par des Lettres du Gouverneur de la province de Tucuman, située entre le Rio Pardo, le Paraquay & l' Orenoque &c. Wer hat sich jemals auch nur im Traume einfallen lassen, daß Tukuman von diesen Flüßen umgränzet werde, welche doch alle, der Paraquay ausgenommen, unendlich weit von Tukuman entfernet sind. Warum erwähnt man des unbedeutenden Flüßchens Pardo, und übergeht die grossen Ströme, als den Uruquayi, Rio negro, Rio grande de san Pedro &c. Wollte man durchaus die auswärtigen und entgegensten Flüße anführen, so hätte man auch vom Ma-

ragnon, Rio Janeiro, und Rio S. Francois Meldung machen sollen. In was für einer Beziehung steht Tukuman mit dem Fluße Orenoque, zwischen welchen und jener Provinz ganz Brasilien, und noch andere Landschaften liegen, und der eigentlich in Neugranada zu Hause ist. Ich fand für gut diesen Irrthum zu rügen, und meinen Lesern zu zeigen, wie ungereimt einige alles untereinander mengen, die von dem entfernten Amerika Nachrichten oder Wörterbücher schreiben. Eher würde man den Stall des Augias, als diese Schriftsteller von ihrem Unrathe reinigen.

Tukuman hat ihren eigenen Statthalter, und Bischof. Dieser residieret zu Corduba, und jener zu Salta, als den vornehmsten Städten des Landes. Die übrigen sind weder schön, noch auch sehr berühmt. Corduba erklärte Philipp der V. in einem Schreiben an den Statthalter Stephan Urizar zur Hauptstadt von Tukuman. Sie hat auch ansehnliche Häuser, eine berühmte Akademie, viele und reiche Pflanzbürger. Nirgends findet man schönere Wiesen und alle Arten von Vieh in größerer Menge. Aus den hiesigen Meyereyen werden jährlich viele tausend Maulthiere in Peru verkaufet In der Gegend von Korduba sieht man durchgängig Felsen von einer ausserordentlichen Höhe. Wenige Meilen von der Stadt an dem Fluße Pucara, der auch bei jener vorüberfließt, ist ein Ort, wo man Kalk brennet. Als ich einst dorthin geschicket wurde, so hörte ich zu verschiedenenmalen ein schröckliches Getöse wie Kanonenschüße. Die Nacht war heiter, der Himmel unbewölkt, und kein Lüftgen regete sich. Ich hätte darauf geschworen, es würde irgendwo in der Nähe eine Festung aus Kanonen beschossen. Allein die neben mir stehenden Einwohner versicherten mich, dergleichen Donner wären diesen Felsen eigen, und man hörte selbe beinahe täglich. Viel-

leicht

leicht daß die in den Hölen der Berge verschlossene Luft, indem sie durch die zu engen Klüfte herausarbeitet, von den Felsenmündungen zurückgedränget wird, in den Krümmungen abprellet, und dadurch ein so fürchterliches, so donnerähnliches Gebrüll herausstößt. Indessen hab ich auf meinen vielen Reisen durch das Gebirg von Korduba, welches mich sehr wundert, sonst nie ein unterirdisches Getöse wahrgenommen. In der Stadt Korduba selbst hört man bei der Nacht zuweilen ein dumpfes Gemurmel, als wenn etwas in einem Mörser mit einem hölzernen Stößel zermalmet würde. Dieses gedämpfte und traurig tönende Geräusch zieht sich aus einer Gasse in die andere. Die Spanier hießen es el pison, welches auf spanisch einen Schlägel oder ein Instrument bedeutet, womit die Pflastersetzer ihre Pflastersteine zurechtstossen. Das gemeine Volk glaubt, daß ein Gespenst oder Poltergeist durch die Gassen der Stadt reite; und fürchtet sich davor. Ich habe dieses nächtliche Gebrumme in 2 ganzen Jahren nur einmal gehöret; aber ich zweifle nicht, daß es von einem unterirrdischen Winde herrühre, welcher durch die Erdenklüfte hervordringt, und sich mit heftigen Stößen einen Ausgang sucht: indem der ganze Boden, worauf die Stadt steht, durch wiederholte Erdbeben, so zu sagen, ausgehöhlet worden ist, und nachsinkt, wie ich öfters beobachtet habe. Die Stadt Salta liegt an der Strasse nach Peru, und zieht aus dem Durchzuge der Maulthiere grosse Vortheile. S. Jakob (Sant Yago del Estero) war die älteste Stadt in Tukuman und lange Zeit der Sitz eines Bischofs, und Statthalters. Ihre Häuser sind weder schön noch zahlreich. Erst Innozenz der XII. verlegte zu Ende des vorigen Jahrhunderts den bischöflichen Sitz von hier nach Korduba. Ihren Kirchen fehlet es nicht ganz an Pracht. Sie liegt an dem süßen Flusse (Rio dulce), welcher alle Jahre während seiner Uiberschwemmung so grosse Sandberge

anhäuft, daß sie im Falle einer Belagerung den Bürgern statt der Bollwerke dienen, und auch Kanonenkugeln aushalten könnten. Die Bewohner der Gegend von S. Jakob haben wenig Vermögen, aber um so viel mehr Herzhaftigkeit, welche sie zu allen Zeiten gegen die Wilden bewiesen haben: und sind unter allen Spaniern in Paraquay, so wie einst die Lacedemonier unter den Griechen, die tapfersten. Dieses ihres Vorzugs werde ich an seinem Orte mit Mehrerem erwähnen. Sie treiben einen eben nicht sehr einträglichen Handel sowohl mit Wachs, das sie in den entlegensten Wäldern aus den wilden Bienenstöcken mit vieler Mühe zusammensuchen; als auch mit Getreide, welches sie nach dem Hafen von Buenos Ayres führen. Allein der Gewinn davon ersetzet die Arbeit und den Schweiß nicht, den sie auf diese Erzeugnisse verwenden. Ihr Vieh ist nichts weniger, als zahlreich, weil es ihnen an Futter gebricht. Ihre Wiesen sind klein und sandigt, und geben daher nur sehr wenig Weide; auch aus dem Grunde, weil im Sommer die Hitze, und im Winter der Reif alles jämmerlich verbrennet; und zu dem regnet es auch sieben Monate oft keinen Tropfen Wasser. Weil die Pferde im Winter auf dem Felde kein Futter finden, so nagen sie an den Aesten der Bäume, wie die Geiße, und sogar auch an den dürren Stöcken, wie ich vielmals gesehen habe. Wenn der Rio dulce nicht alle Jahre die ganze Gegend, wie der Nil Aegypten, durch seine Uiberschwemmung tränkte, so würde vermuthlich darinnen gar nichts wachsen. Diese grosse Uiberschwemmung fällt gemeiniglich im Jenner ein. Sie entsteht aus dem Schnee, der in den Gebirgen von Chili und Peru durch die Sonnenhitze schmilzt; denn im Südamerika sind der November, December, und Jenner die Sommermonate, so wie sie in Europa die Wintermonate ausmachen. Es ist ein für den neuen Ankömmling eben so schaudervolles als für

den

den Landmann angenehmes Schauspiel den sonst ganz sanft sich hinwindenden Fluß, den man auch zu Fuß durchwaden kann, von fremden Gewässern angeschwollen jählings aus seinen Ufern tretten, alles überschwemmen, und die herumliegenden Felder oft mehrere Wochen unter Wasser zu sehen. Diese Uiberschwemmung hat eine außerordentliche Fruchtbarkeit zur Folge. Nirgends trift man alle Arten Getreide häufiger, und die Wassermellonen größer und süßer an. Diese Anschwellung des Rio dulce wird den Einwohnern durch Wolken von einer ungewöhnlichen Farbe angekündiget. Ich reisete einst aus der Provinz Chaco in Tukuman, und setzte vormittag zu Pferde über diesen Fluß: hierauf speisete ich in einem der nahe daran gelegenen Häusern zu Mittag. Ein fremder Spanier, der mit uns zu Tische saß, gab uns alle mögliche Versicherung, daß die gewöhnliche Uiberschwemmung (El banado, wie man sie daselbst nennt,) nicht mehr fern wäre. Als ich ihm um die Gründe seiner Vermuthung fragte, antwortete er mir, daß er die Wolken, welche allezeit vor der Uiberschwemmung erschienen, gesehen hätte. Seine Vorherverkündigung traf auch richtig zu. Noch vor einer halben Stunde kam ein Both, ganz außer Athem gelaufen, mit der Nachricht, die ganze Gegend sey unter Wasser. Ich gieng hinaus, und sah mit Erstaunen, wie sich alles in so kurzer Zeit in einen See verwandelt hat. So verändert der Rio dulce sich selbst, und alle Fluren, und wird zu einem Meere; aber sein Wasser bleibt süß. Ich war froh, daß ich noch zu rechter Zeit über den Fluß gesetzet hatte, weil ich mich noch an die fürchterliche Uiberfahrt erinnerte, die ich im vorhergehenden Jahre im Angesicht der Stadt S. Jakob über eben dieses hohe Wasser auf einer Ochsenhaut zitternd vollbracht habe, welche ein schwimmender Spanier, so wie es dort wegen Mangel der Fahrzeuge und Brücken der Brauch ist, mit den Riemen nach sich zog.

In den um St. Jakob herumliegenden Wäldern wächst das sogenannte Johannesbrod, wiewohl etwas von dem afrikanischen und spanischen verschieden, in grosser Menge. In einem Mörser zerstossen, giebt es ein Getränk; zu einem Brey zerrieben eine Art Hönigbrod, gessen oder getrunken aber eine Medizin, deren Kraft die Europäer, die in Amerika an dem Stein oder Harnwinden leiden, besonders rühmen. Den Amerikanern hingegen, welche den Stein auch den Namen nach nicht kennen, leistet selbe, wenn sie an der Lungen = oder Schwindsucht auszehren, in Wiederherstellung ihrer Kräfte unglaubliche Dienste. Ich werde von dieser heilsamen Frucht weiter unten, da von den Pflanzen die Rede seyn wird, noch mehr melden. Selbst das Vieh, als Pferde, Ochsen, Maulthiere rc. nehmen dadurch am geschwindesten, und am sichersten zu. Aus dem Rio dulce ziehen auch die Einwohner einen Theil ihrer Lebensmittel, indem fast alle Jahre, wiewohl nicht immer zu der nämlichen Zeit, eine Art Fische, welche bei den Spaniern Zábalos heißen, in einer ungeheuern Anzahl den Strom hinabziehen, und diesen Marsch viele Tage hindurch in verschiedenen Abtheilungen fortsetzen. Sie eilen, als wenn sie einem ihnen nachsetzenden Feinde entfliehen wollten. Sie zu fangen braucht es weder List, noch Netze. Man faßt sie mit den Händen an, und fängt sie in einer solchen Menge, daß die Behältnisse für sie manchmal zu enge werden. Solang diese Wanderung der Fische, welche bei den Spaniern den Namen Cardumen führt, währet, sieht man außer derselben auf dem Tische des gemeinen Mannes kein anderes Gericht. Der Platz, die Kirche, die Schulen, alles riecht alsdann nach Fisch. Wunderbar dürfte es scheinen, daß sich unter den Fischen Zábalos keine von einer andern Art einfinden, und den Marsch mitmachten: vielleicht weil die Zábalos unter allen die zahlreichsten sind, und darum bei den Indianern Vorzugs-

weise

weise Fische heißen? So bedeutet das Wort Noayi bei den Abiponern einen Fisch überhaupt, insbesondere aber die Zábalos. Eben dieses bemerket man auch in der peruanischen Sprache Quichua. Wir haben auch noch in einem andern Fluß, der sich bei Timbó in den Paraquay ergießt, aber keinen eigenen Namen hat, einen solchen Durchzug der Fische mehrere Tage hindurch beobachtet, doch mit diesem Unterschiede, daß hier Fische von verschiedenen Gattungen miteinander wanderten. Wir fiengen bei dieser Gelegenheit viele, dergleichen man daselbst nie gesehen hatte. Dieses zündete mir bei Untersuchung dieser Fischwanderung ein Licht an. Wir waren damals nur wenige Meilen von dem sogenannten großen Fluß el Rio grande, oder Vérmejo, wie ihn die Spanier, oder Inate wie ihn die Abiponer nennen, entfernet. Wenn dieser anschwillt, setzt er die ganze Gegend weit und breit unter Wasser. Ich muthmasse nun, daß das ganze Fischgeschlecht durch die hinreißende Gewalt der sich abwärts wälzenden Gewäßer fortgetrieben wird, und sich daher in den nahen Flüßen einen ruhigeren Aufenthalt suchet. Weil aber diese alle gesalzenes oder bitteres, wenigstens herbes Wasser mit sich führen, welches den fremden Fischen durchaus nicht behagen will, so eilen sie haufenweise, um aus diesem Salz- und Bitterwasser zu kommen, abwärts in süßere Gewässer, als woran sie in ihrem Mutterfluße gewöhnt sind. Diese Vermuthung findet aber in Ansehung des süßen Flußes schwerlich statt; weil man daselbst außer dem Zeitpunkte der Uiberschwemmung keine andere Fischart, als die Zábalos so auf einmal vorüberziehen sieht.

Etwas ähnliches erzählet der P. Jakob de la Torre in seinen Nachrichten von Peru, welche zuerst zu Rom, nachmals aber 1604 zu Mainz herauskamen. Da es in Peru nie regnet, so müßen der nächtliche Thau, und

die

die Sturzbäche aus den Felsen zur Befeuchtung des Bodens am meisten beitragen. Für die Gegend um die Stadt Aricas, welcher keines von den beiden Mitteln zu statten kömmt, hat die Vorsicht auf eine andere Art gesorget. Zur Zeit, da man sonst zu säen pflegt, wimmelt alles an den Ufern von den Sardos einer bekannten Art Fische. Die nun nahe am Gestade wohnen, füllen ihre Fahrzeuge damit an, schneiden ihnen die Köpfe ab, stecken in jeden ein Korn von türkischem Waitzen, oder Mayz, nach ihrer Landessprache, und säen also. Die Erndte ist darum nicht minder reichhaltig, als wenn die Aussaat bethauet, oder beregnet worden wäre. Das übrige von den Sardos dienet ihnen statt des Dunges, so wie die Aeser der Meervögel, womit sie ihre Felder treflich zu dungen wissen. Dieß sind die Worte eines Mannes, der in Peru die Prokuratorsstelle von unserer Provinz bekleidet hat. Dieses alles noch mehr zu bestättigen, werde ich noch ein anderes Beispiel von dieser Fischwanderung hiehersetzen. Auf unserer Uiberfahrt nach Amerika sahen wir, nachdem wir bei dem grünen Vorgebirge und dessen Inseln vorüber gesegelt hatten, durch drey Wochen täglich einen ungeheuern Zug Fische nach einer und ebenderselben Richtung bei uns vorbeieilen. Die Portugiesen nennen sie Melotas. Sie sind außerordentlich breit, aber nicht lange, und haben einen jämmerlich grossen kugelförmigen Kopf. Wenn sie unter das Wasser untertauchen, so schütteln sie sich, und machen ein grosses Geräusch. Kommen sie wieder herauf, so spritzen sie aus einem grossen Loch, das sie im Kopfe haben, eine unglaubliche Menge Wasser mit einem gewissen Gesumse auf eine Höhe, auf welche kein Springwasser in königlichen Lustgärten durch was immer für Kunstmaschinen getrieben werden kann. Aus welchem Naturtriebe, warum und wozu dieses unzählige Fischheer ihre Reise wie

eine

eine Flucht beschleuniget, lasse ich gern andern zu untersuchen über. Als wir nachmals auf eben diesem Meere zurückkehrten, so kam uns während vier ganzer Monate keiner von diesen Fischen zu Gesicht. Man erlaube mir eine Vermuthung hierüber zu wagen. Auf unserer Reise nach Amerika beobachteten wir eine Zeitlang diese wandernden Gesellschaften am Ende des Oktobers, und zu Anfange des Novembers, zu einer Zeit nämlich, in welcher in der nördlichen Erdehälfte der Winter, in der südlichen hingegen der Sommer seinen Anfang nimmt. Zudem richteten gedachte Fische, ihren Lauf unveränderlich von Norden nach Süden. Dieses genau erwogen möchte ich sagen, daß die Melotas vom mitternächtigen Weltmeere, auf welchem im Winter immerzu Stürme toben, weil sie das Hin- und Herwerfen scheuen, sich zu entfernen suchen, und in die Südsee, welche in den Sommermonaten stiller ist, um der Ruhe und der Meeresstille willen hinabeilen: ungefehr von eben dem Naturtriebe geleitet, durch welchen die Schwalben bei einbrechender winterlichen Kälte sich in eine wärmere Gegend ziehen. Daß die Thiere die künftige Witterung vorherempfinden, weiß jedermann. Um andere Erfahrungen zu übergehen, so sahen wir, wenn wir auf einem Flusse in Paraquay fuhren, und die Seewölfe schaarenweise in dem Strom aufwärts schwammen, uns allemal nach einem Ort um, wohin wir uns retten könnten: denn kein Mensch zweifelte mehr, daß ein Sturm oder Ungewitter im Anzuge wäre. Auch haben wir diese Ahndungen der Seewölfe allemal untrüglich befunden.

Unter der Stadt S. Jago standen vor Zeiten eine Menge indianischer Kolonien, welche sich die ersten Spanier in diesem Lande entweder durch ihre Waffen, oder durch Furcht unterwürfig gemacht haben. Heut zu Tage sieht man noch allenthalben Uiberbleibsel von diesen Pflanz-

örtern.

örtern. Ihre Einwohner geriethen in die Privatdienstbarkeit der Spanier, und wurden theils durch die Kinderpocken, und theils durch Hunger und Ungemach aufgerieben. Noch sind einige Flecken davon übrig, als Matarà, Salabina, Moppa, Lasco, Silipica, Lindongasta, Manogasta, Quanugasta, Socconcho. Weltpriester haben die Obsorge darüber. Alle diese Kolonien werden von wenig Indianern bewohnet, welche einigen unter ihnen wohnenden Spaniern die meiste Zeit fröhnen müßen. Ihr Zustand ist einer der elendesten, ihre Rohheit unglaublich; ihre Hütten sind schmutzig und ihre Kirchen nicht viel besser. Was für ein Unterschied zwischen diesen Indianern, welche unter dem Joche der spanischen Privatleibeigenschaft schmachten, und unsern Quaraniern obwalte, die blos unter dem König von Spanien stehen, habe ich mit Entsetzen, und nicht ohne von jener ihrem Unglück auf das innerste gerührt zu seyn, vielmal wahrgenommen. Eben so muß man sich auch die übrigen Flecken der Indianer, die noch in Paraquay vorhanden sind, vorstellen.

Die Stadt S. Michael, welche auch unter dem Namen Tukuman bekannt ist, liegt nahe am Gebirge von Chili. Rund um sie herum sieht man Hügel, Felder, grosse Bäche und schöne Wälder. Diese letzteren prangen mit den höchsten Stämmen, und die ganze Provinz kann sich daraus mit Dielen, und Balken von Cederholz versehen, die auch für die größten Gebäude zureichen, und zu Buenos Ayres, weil sie bis dahin bei 400 Meilen weit auf Wägen geführt werden müßen, sehr hoch abgesetzet werden. Man darf sich auch darüber nicht wundern: denn diese Bretter werden nicht in Sägemühlen, die das Wasser treibt, sondern mit Menschenhänden mit saurer Mühe langsam gesäget. Ein deutscher Künstler brachte einst bei einem hiezu bequemen Fluße eine solche Sägema-

schine

maschine zu Stande; allein die auf ihr altes Herkommen erpichten Einwohner, welche lieber schwitzen, als der Erfindungskraft eines Ausländers etwas zu danken haben wollen, zertrümmerten selbe, so gute Dienste sie auch hätte leisten können. Ein heut zu Tage sehr berühmter Schriftsteller von Nordamerika schreibt, Tukuman sey ganz ohne Wälder, und enthalte unermeßliche Ebenen, worauf man nur äußerst selten einen Baum antrifft. Mich dauert der ehrliche Mann, der sich so vielmal durch fremde Zeugnisse hintergehen ließ, mit so vielem Eifer er auch sonst nach Wahrheit forschte. Aber wer von uns soll sich des Lachens enthalten können, da er liest, daß es der Provinz Tukuman an Bäumen und Wäldern mangle? Dieses Loos trift alle, welche blos aus Büchern, und nicht nach dem, was sie selbst gesehen haben, von Amerika schreiben. Und dennoch erhalten diese Schriftsteller den meisten Beifall. Ich beneide sie darum nicht. Es ist der Lohn der Mißhandlungen, die sie an der Wahrheit verübet haben. Geschichtschreiber, welche mehr Wunderbares als Wahres zu Markte bringen, sind der Bewunderung des grossen Haufens; aber nicht des Beifalls der Vernünftigen werth.

Rioja, und S. Ferdinand gemeiniglich Catamarca sind zwo Städte, welche zwischen den Bergen gleichsam vergraben liegen. Ihre Einwohner nähren sich meistens von etwas Wein- und Pfefferbau: denn die Spanier bedienen sich des rothen oder türkischen Pfeffers zu ihrer täglichen Nahrung, und halten ihn für etwas sehr köstliches. Sie würzen nicht nur alle Speisen, sondern auch den Käs, wovon nach der Menge Viehes zu rechnen in den Provinzen Buenos Ayres und Corduba sehr wenig gemacht wird, mit diesem purpurfärbigen und beißenden Pfeffer, so daß jener dadurch das Weiße, und Süße der Milch verliert, mehr einer rothen Kirsche ähnlich wird,

und

und einen sehr herben Geschmack annimmt, welchen der Gaumen der Europäer nicht verträgt. Die Zahl der Weingärten ist in ganz Paraquay außerordentlich klein: denn obgleich Luft und Erdreich den Reben sehr günstig wären, so fressen doch die Ameise, die hier zu Lande ganz schreckliche Verwüstungen anrichten, ihre Wurzeln aus dem Grunde aus. Die Spanier, welche wie die Deutschen den Wein treflich pflanzen und trinken können, haben dem Rebenbau entsaget, weil ihnen derselbe kein Jahr die darauf verwandte Mühe ersetzte Sollten auch die Ameise durch einen glücklichen Zufall, (Kunstmittel vermögen hier nichts,) ausgerottet werden, so würden dennoch die Holztauben und Wespenheere die hervorkeimenden Beere auf der Stelle abfressen. Das Bischen Wein, welches daselbst gepresset wird, ist dick wie eine Brühe, und stark. Den neuangekommenen Europäern kömmt er anfangs gemeiniglich wie eine Medizin vor. Der aus den Trauben gepreßte Most wird erst beim Feuer gekochet, und verdicket. Wer ohne Wein nicht leben kann, der hüte sich vor Paraquay; denn er muß wissen, daß in diesem Lande der meiste Trank das Enten- und Gänsegetränke, und das nicht allemal nach Wunsch zu haben ist. In den entfernteren Kolonien herrscht oft so ein Weinmangel, daß wir auch an Feyertägen vielmals nicht die Messe lesen konnten. Aller Wein, den man daselbst beim Tisch oder beim Altar trinkt, muß meistens viele Meilen weit und mit vielen Unkosten aus Chili gebracht werden: und manchmal erhält man auch um Geld keinen. Allein, obgleich Paraquay fast gar keinen Wein hat, so mangelt es doch dieser Provinz an Vollsäufern und Betrunkenen nicht. Die Spanier wissen sich aus den zerstossenen Zuckerrohren, Pfirsichen, Pomeranzen, Citronen, Quiten, und dergleichen eine Art Brandwein, oder Rosoglio zu brennen, wodurch mancher

seinen

seinen Verstand verliert, und sich das Leben abkürzet: die wilden Indianer hingegen, und der spanische Pöbel bereiten sich aus dem Johannesbrod, Honig, türkischen Korn, und andern Früchten, indem sie Wasser dazugiessen, und selbe alsdann durch ihre innere Hitze gähren lassen, ein von ihnen sehr gemißbrauchtes und berauschendes Getränke.

Um die zwo erwähnten Städte Rioja und Catamarca herum giebt es wenig Wiesen, und daher fast gar kein Vieh. Dieser Mangel aber wird durch die Fruchtbarkeit der Bäume und Aecker, und den Fleiß der Einwohner ersetzet. Sie dörren sich Feigen, weben sich aus Wolle ihre gewöhnlichen Kleider, holen sich die Ochsen- und Schaafhäute zusammen, und fügen sie künstlich an einander, um sie zu einem manchfaltigen Gebrauch zu verwenden; machen Sättel, Bögen und dergleichen aus dem Leder, und setzen ihre Kunsterzeugnisse um andere Waaren um. Die Stadt Xuxuy oder S. Salvator ist an der Gränze von Tukuman gegen Peru zu gelegen, wenig bevölkert, aber der Sitz der königlichen Rentmeister in Tukuman. Die Fieber und Kröpfe der Einwohner muß man dem aus den nahen Gebirgen quellenden Bergwasser zuschreiben. Talavera de Madrid, sonst auch Esteco genannt, diese vormals eben so reiche als lasterhafte Stadt am Rio salado, (gesalzenen Fluß) soll schon im vorigen Jahrhundert durch ein schreckliches Erdbeben von einem Erdschlunde verschlungen worden seyn. Man sagt, daß außer einer alten tugendhaften Wittwe, welche in ihrem Hause in der Vorstadt erhalten wurde, und der Schandsäule auf dem Platze, welche, überall wie zur Bestraffung der Missethäter bestimmt war, nichts übrig geblieben sey. Ich habe dieses aus dem Munde der Spanier gehöret, welche diesen entsetzlichen Einsturz für ein göttliches Strafgericht erklären. Sie setzten hinzu,

daß man heut zu Tage an der Stelle der verschütteten Stadt nichts als Gruben, und so zu sagen Grabhügel ihrer Uippigkeit gewahr werde. Ich erzähle es, wie ichs gehöret habe: denn ich selbst habe dieses Denkmal der göttlichen Strafgerechtigkeit, ungeachtet ich zwey Jahre lang nur wenige Meilen von der dortigen Gegend entfernet lebte, nie gesehen. Der seiner Weißsagungen wegen berühmte h. Franziskus Solanus soll diese Verschüttung der Stadt Esteco vorausgesaget haben.

Tarija eine ziemlich ansehnliche Stadt gehört zwar unter die peruanische Provinz los Chichas; dennoch wohnten Jesuiten von Paraquay darinn, welche, um die Chiriguanàs, ein wildes den Spaniern immer auffätziges Volk durch das Evangelium gesittet zu machen, ihren Fleiß und selbst ihr Blut nicht sparten. Fünf von ihnen sind ein Opfer der Grausamkeit dieser Wilden geworden.

S. Cruz de la Sierra wird noch zu Paraquay gerechnet, ungeachtet es westwärts von Peru ganz umgeben ist. Die Stadt liegt unter dem 314° der Länge und dem 21° der Süderbreite, und hat einen eigenen Bischof und Statthalter. Unter diesen stehen die Flecken der Chiquiten, einer indianischen Nation, welche unsere Leute durch viele Jahre in den entlegensten Gebirgen aufgesuchet, und in der Religion, Sitten, und nützlichen Künsten unterrichtet haben. Im Jahre 1766 zählte man in ihren zehn von uns erbauten Flecken 5173 Familien, welche zusammen 23788 Köpfe enthielten. Die Zahl der Gestorbenen übersteigt fast alle Jahre weit die Zahl der Gebohrnen. Ob die Verminderung dieser letzteren mehr dem Himmelsstriche, unter dem sie leben, oder dem Wasser, das sie trinken, oder ihrer Nahrung insbesondere den Landschildkröten, die sie häufig verzehren, oder vielleicht einer natürlichen Unfruchtbarkeit ihrer

Ael-

Aeltern zugeschrieben werden muß, mögen die entscheiden, die mit ihnen umgegangen sind. Ich wenigstens gestehe aufrichtig, daß ich weder die Chiquiten noch ihr Land gesehen habe. Das aber habe ich vielmal gehört, daß wenn unsere Väter nicht jährlich eine grosse Anzahl Wilde aus den Wäldern in die Flecken gebracht hätten, diese längst ausgestorben seyn würden. Man hat eine Geschichte der Chiquiten vom P. Joannes Patritius Fernandez, von welchem selbe aber nur ins spanische übersetzt worden ist, indem sie, wie mir ein sehr glaubwürdiger Mann längst versicherte, einen welschen Jesuiten und Missionar zum Verfasser hat. In diese Geschichte haben sich einige Erzählungen von den Indianern eingeschlichen, die mir immer sehr verdächtig vorkamen, und meinem Gaumen nie recht behagen wollten. Von den Chiquiten, ihren Sitten und Merkwürdigkeiten wird in der Folge noch vieles vorkommen.

In allen diesen Städten von Tukuman und Paraquay hatten die Dominikaner, Franziskaner, Mercenarier vom h. Petrus von Volasko und die Jesuiten Wohnplätze. Die Nonnenklöster von verschiedenen Orden findet man blos zu Korduba und Buenos Ayres. Tukuman ist selbst nach den Meinung der Spanier die ärmste Provinz von Südamerika; weil sie zwar Vieh im Uiberflusse, aber keine Bergwerke hat. Unter ihren Landesaposteln zählet sie auch den h. Franziskus Solanus. Als dieser nach Peru beruffen wurde, fand sich in mancher Stadt auch nicht ein einziger Priester. Franciskus Viktoria aus dem berühmten Orden des h. Dominikus, und der erste Bischof in Tukuman traf im Jahre 1581, als er den bischöflichen Stuhl bestieg, nicht mehr als 5 Weltpriester, und etliche Ordensgeistliche an, keinen aber, der die indianische Sprache inne hatte, ungeachtet in der ganzen Provinz überall indianische Kolonien herum lagen. Der für die

Ehre Gottes besorgte Bischof schrieb an die P.P. Joseph Anchieta; und Johann Atienza, deren jener in Brasilien, und dieser in Peru die Provinzialstelle der schon dazumal um das Christenthum in Amerika verdienten Jesuiten bekleidete, um einige dieser Väter, und erhielt sie auch. Es wurden daher die P. P. **Leonard Armini** ein Welscher, **Joannes Saloni** von Valenza aus Spanien, **Thomas Filds** ein Irrländer, **Emanuel Ortega** und **Stephan de Grao**, beide aus Portugall, nach Tukuman abgeordnet. Da man sie aber aus Brasilien zu Wasser dahin schickte, so wurden sie von den unkatholischen Engländern gefangen, übel behandelt, und am Ende in ein Fahrzeug ausgesetzt, und Wind und Wellen überlassen. Sie erreichten aber dennoch durch die Fügung der Vorsicht glücklich den Hafen von Buenos Ayres, wie sie sich vorgesetzet hatten. Aus Peru schickte man den Tukumanern schon lange die P. P. Franziskus Angúlo, und Alphonsius Barzena, welcher sich noch insbesondere durch seine Rechtschaffenheit, Sprachenkenntniß, und Größe seines unternehmenden Geistes auszeichnete, zu Hilfe. Diesen letzteren machte der Bischof zu seinem Generalvikar, und schätzte ihn so hoch, daß er öffentlich bekannte, er würde seine Würde niederlegen, wenn er den P. Barzena verlieren sollte. Auf diese folgten von Zeit zu Zeit fast durch zwey Jahrhunderte immer andere aus unserer Gesellschaft. Sie wurden von dem Könige in Spanien aus Europa hineingeschickt, weil sie die Bischöfe und königlichen Statthalter verlangt hatten. Was sie in dem ungeheuern Paraquay, worinn sie fast alle Winkel durchzogen, für Gott und den katholischen König gearbeitet haben, werde ich hier nicht berühren; weil es außer meinem Plan ist. Es sind viele Bände hierüber geschrieben worden. So viele hunderttausend Wilde, die diese Väter Gott und dem katholischen Könige gewonnen, so viele Kolonien, die sie überall errichtet, so viele herrliche

Got-

Gotteshäuser, die sie gebauet, so viele spanische Städte endlich, deren Einwohner sie in den Wissenschaften und in der Religion gebildet haben, werden uns stets bey der späten Nachkommenschaft das unverwerflichste Zeugniß geben, daß wir bei den Antipoden wenigstens etwas geleistet haben, wenn gleich einige nichts unversucht lassen, unser Andenken zu vertilgen. Ihre Mühe wird allemal vergebens seyn, solang man nicht alle Bibliotheken zu Asche verbrennet. Stets werden sich Bücher finden, die das, was wir überall für die öffentliche Wohlfahrt gethan, geschrieben, und erduldet haben, laut verkündigen. Unstreitig aber würden wir von unsern apostolischen Arbeiten noch weit mehrere Früchte eingeerndtet haben, wenn nicht die Europäer, mehr auf ihren Nutzen, als auf das Seelenheil der Indianer bedacht, unseren Entwürfen Hindernisse gesetzet hätten. Hätten die Christen auch einen christlichen Wandel geführt, und ihre Bemühungen mit den unsrigen fleißig vereiniget, so würde vielleicht in ganz Amerika kein Wilder mehr übrig seyn. Ich war einst in einer Kirche zu Buenos Ayres, als ein Prediger dieses vor dem königlichen Statthalter und unzähligen Zuhörern von allen Ständen von der Kanzel herab eben so richtig als freymüthig behauptete, und mit so vielen Gründen erwies, daß alle Anwesende von der Wahrheit seiner Worte vollkommen überzeugt schienen.

Die dritte Statthalterschaft, von welcher der ganzen Provinz der Namen blieb, ist Paraquay. Sie hat ihre Benennung von dem Flusse gleiches Namens, der sie durchströmet, erhalten. Nach ihrem Umfange zu urtheilen, ist sie ungeheuer groß; allein die Einwohner werden wegen der gefährlichen Nachbarschaft der Wilden auf der einen, und der Portugiesen auf der andern Seite, in für ihre Anzahl zu enge Gränzen eingeschlossen. Diese Furcht vor ihren Nachbarn hindert sie von den

größten, und fruchtbarsten Feldern, welche theils westwärts auf der andern Seite des Flusses, theils nordwärts; allemal aber zu weit von der Stadt entfernet liegen, Gebrauch zu machen. Gegen Mittag macht die Ebene von Corrientes ihr Gränze aus. Die Zahl ihrer Einwohner ist schwer anzugeben. Man sagt, sie könnten im Fall der Noth bei 20000 Mann auf die Beine stellen. Hiebei ist die Rede blos von den Spaniern; denn wenn die Indianer, die Schwarzen, und der übrige Troß von Sklaven bewaffnet würde, so könnte man leicht 30000 zusammenbringen. Allein man würde sicher auf ihre Fahnen das Motto setzen können: **Wir füllen blos die Zahl aus, und unsere Bestimmung ist nur den Vorrath aufzehren zu helfen.** (Nos numerus sumus, & fruges consumere nati.) Ein Statthalter von Paraquay soll sich einst beklaget haben, daß er zwar viele Soldaten, aber wenige, die mit Musketen bewaffnet wären, und noch wenigere, die damit umgehen und zielen könnten, in seinem Heere zähle. Die Hauptstadt la Assumpcion erhielt diesen Namen von der Himmelfahrt der seligsten Jungfrau. Sie liegt unter dem 25 G. 8 M. der Breite, und dem 319. Grad 41 M. der Länge an dem Fluße Paraquay, welcher für die Schiffe daselbst zum Ankerplatze und für die Einwohner zum Handeln sehr bequem ist, aber die Stadt mit dem Untergange bedroht, weil er sich immer mehr und mehr derselben nähert, und das Ufer, und die daran liegenden Häuser wegspült. Assumtion ist im geringsten weder zierlich, noch fest. Alle Häuser sind hier durch die Bank niedrig, und ohne Stockwerke, wiewohl man auch einige darunter von Stein, oder Ziegel gebauet, und mit Ziegeln gedecket findet. Eben so sehen auch die Klöster aus. In den Kirchen giebt es nichts sehenswürdiges. Alle Gassen sind krumm, der darinn befindlichen Gruben und Steine wegen holpericht, vom Regen ausgehöhlet, und daher für Reuter und Fuß-

gänger

gänger gleich beschwerlich. Der einzige Platz ist darinn, wenn ich mich noch recht erinnere, mit Gras bewachsen. Die Statthalter und Bischöfe haben schon seit Karl des V. Zeiten hier ihren Sitz, aber kein eigenes Haus. Außer der Grammatik wurde hier auch in unserm Kollegium die Philosophie und Theologie mit vielem Zulaufe gelehret. Die Schwarzen, Indianer, und Mulaten, das ist Leute, die von zweyerlei Nationen abstammen, und auch Mestizos, Puchuelos &c. heißen, haben einen eigenen Pfarrer, und eine eigene Pfarrkirche. Das ganze Volk, Knaben und Mädchen, selbst die Frauen vom Stande sprechen quaranisch als ihre Muttersprache, wiewohl auch die meisten ziemlich gut spanisch reden. Die Wahrheit zu sagen, vermischen sie beide Sprachen, und verstehen keine recht. Denn nachdem sich die ersten Spanier dieser Provinz, welche einst von den Cariern oder Quaraniern bewohnet wurde, bemächtiget hatten, so nahmen sie meistens in Ermanglung spanischer Mädchen die Töchter der Einwohner zur Ehe. Durch den täglichen Umgang lernten die Männer die Sprache der Weiber, und umgekehrt die Weiber der Männer ihre: allein wie es sich meistens zu ereignen pfleget, wenn man noch im Alter Sprachen lernet, die Spanier verhunzten die indianische, und die Indianerinnen die spanische ganz erbärmlich. So entstand aus zwoen Sprachen eine dritte, die nämlich, deren sie sich heut zu Tage bedienen. Während meines dreymonatlichen Aufenthalts in dieser Stadt nahm mir der Beichtstuhl täglich viele Stunden weg, weil ich beide Sprachen spreche. Die meisten Spanier leben in Dörfern auf ihren Meyereyen, oder in Flecken, um nämlich ihre Aecker und Viehweiden näher bei der Hand zu haben. Außer der Hauptstadt giebt es in diesem Lande gar keine. Villa rica, und Curuquatì sind unbedeutende Oerter, und nur der Schatten einer Stadt. Ihre Einwohner geriethen durch ihre aus Furcht vor den Purtugiesen so viel-

vielmal wiederholten Wanderungen beinahe ganz an den Bettelstab. Xerez und la Ciudad Real del Quayra führten einst den Namen einer Stadt; allein sie sind schon lange verlassen, und von den Portugiesen, welche zusammen in der Stadt St. Paulus, dem Zufluchtsorte der Mamaluken, wohnen, und heut zu Tage den fetten Boden von Quayra inne haben, zerstöret worden. Die Spanier jammern zwar noch immer über den Verlust ihrer schönsten Ländereyen, aber sie ertragen ihn dennoch gutwillig; überzeugt, daß ein ohnmächtiger Zorn ohne Wirkung ist.

Von den alten Flecken, worein die Spanier einst die überwundenen oder bekehrten Indianer versetzet hatten, sind noch übrig Caazapà, Yuti, Ytapè, und Ytà. Die Franciskaner haben die Obsorge darüber. Caazapà besteht ungefehr aus 200 Familien, die in Ansehung der Viehzucht den übrigen weit überlegen sind. Sie erhalten jährlich bey 20000 Kälber. Setzen wir nun, daß von denen, die glücklich aufkommen, auch der dritte Theil durch das Gewürme, durch die wilden Thiere, und Räuber verloren gehe, so wird man leicht abnehmen, daß die Anzahl der Kühe und Stiere in diesem Flecken gegen 100000 hinaufsteigen müße. Hiezu füge man noch die unzähligen Pferde, Maulthiere und Schaafe. Ihre Viehweide erstrecket sich auf der angenehmsten Ebene auf viele Meilen weit. In einer gewissen Entfernung von einander sind indianische Hirten aufgestellet, und an jeglicher Station sieht man, was ich in Paraquay sonst nirgends gewahr nahm, lauter gleichfärbiges Vieh. So findet man an einem Orte, blos weiße Pferde, Ochsen, Schaafe rc. und so gar die Hühner des Viehhirten sind weiß. An einem andern Orte ist alles schwarz; an einem dritten alles bunt. Diese vielen überflüßig scheinende Farbenunterscheidungen rühren nicht von ungefehr, sondern von der Sorg-

falt

falt der Viehhirten her. Der Flecken Ytapè nähret bei 20 Familien, Yuti und Ytà etwas mehr. Unter Weltpriestern aber stehen Atira und Altos, welche zusammengestossen worden sind. Quaraimbarè, und Tobati, zählen wenig Einwohner. Yaguaron enthält bei 200 Familien. Da die indianischen Pflanzbürger dieser Flecken meistens den spanischen Edelleuten dienstbar sind, so können sie mit den Flecken unserer Quaranier weder an Größe der Bevölkerung, noch an dem Grade der Kultur, noch an dem Pracht der Kirchen in Vergleich gebracht werden; weil diese frey von aller Privatleibeigenschaft blos vom Könige in Spanien, dem sie sich freywillig unterworfen haben, abhängen.

In der Statthalterschaft von Paraquay sind noch 4 andere Flecken, die wir für die Indianer erbauet und unterhalten haben. S. Joachim liegt nach verschiedenen Versetzungen itzt unter dem 24. G. 49 M. der Breite, und dem 321. G. der Länge zwischen den Wäldern Tarumay (von den Bäumen gleiches Namens also genannt) an dem Flusse Yù. Im Jahre 1767 zählte man darin 2017 christliche Einwohner. Die Spanier heißen sie unrichtig Tobatines, indem sie sich in ihrer quaranischen Sprache Ytatines oder Ytatinguas nennen. Im J. 1767 entdeckten unsere P. P. Batholomäus Ximenez und Franz Robles ihrer vierhundert in den Wäldern von Taruma, und brachten sie in den alten 150 Meilen davon entlegenen Flecken zu unser lieben Frau von Santa fé, wo sie auch mehrere Jahre hindurch der christlichen Religion getreu blieben. Allein die Liebe zur Freyheit verleitete sie wieder in die Wälder ihrer Väter zurückzukehren, wo sie ehemals angetroffen wurden, und wo sie die P. P. Polykarp Duffo, und Michael Hafner erst nach langem Suchen, und nach vielen Reisen der unsrigen wieder entdeckten. Man bauete ihnen zu Taruma einen kleinen

Flecken, und im Jahr 1723 taufete man mehr als 300. Theils des Mangels an Viehweide und theils der Unruhen eines Aufstandes wegen, welchen einige widerspenstige Spanier bei Gelegenheit des ihnen aufgedrungenen Statthalters Josephs Antequera erregt hatten, wurden sie abermal durch Zuthun des P. Joseph Pons in den Flecken unser lieben Frau von Santa fè übersetzet. Auf diesem Orte blieben sie 10 Jahre, und betrugen sich sehr wohl. Unglücklicher Weise brach in ihrer Nachbarschaft bei den Spaniern ein fürchterlicher Aufruhr aus, zu welchem sich noch der Hunger, und die schaudervollen Verwüstungen der Pockenseuche gesellten. Dieses alles erschreckte sie, und sie flüchteten sich wiederum im Jahre 1734 in ihre gewohnten und unendlich weit abgelegenen Wälder, um daselbst Sicherheit und ihren Unterhalt zu suchen. So sehr den Jesuiten die Flucht von 400 Familien zu Herzen gieng, so bewunderten sie doch noch mehr ihre Verschlagenheit, indem sie alle heimlich in einer Nacht entwischten, ohne das geringste zurückzulassen, woraus man auf den Weg, den sie eingeschlagen, oder wohin sie sich gewendet haben, hätte schließen können. Man schickte hernach die P. P. Sebastian de Yegros, Joannes Escanadon, Felix Villagarzia, und Lukas Rodriqnez aus, um den Aufenthalt der Flüchtigen auszuforschen. Sie konnten aber aller angewandten Mühe ungeachtet, nachdem sie 18 Monate über allerlei Flüße, und Moräste gesetzet, und alle Winkel der entferntesten Wälder auf das sorgfältigste ausgespüret hatten, auf keine Spur von dem entloffenen Völklein kommen. Endlich wurden sie im Jahr 1745 durch einen Zufall entdecket: was vorher durch keine Bemühungen bewerkstelliget werden konnte. Die Erzählung dieses Zufalles würde für meine Geschichte zu weitläuftig ausfallen. Auf Befehl seiner Vorgesetzten begab sich der P. Sebastian de Yegros alsogleich auf den Weg; so viele Schwierigkeiten er auch

an

an dem beständigen Regen, de Austreten der Flüße und den gefährlichen Morästen überall zu überwinden hatte. Nach einer Reise von 49 Tagen traf er die Ytatines in den Wäldern zu Tapebi an. Sie es waren zufrieden, daß man ihnen in ihrem Vaterlande einen Flecken bauete, und einige hundert Kinder, welche erst nach ihrer Entweichung in den Wäldern gebohren wurden, taufete. Aus den alten Flecken schickte man ihnen ohne Verzug Vieh von allen Gattungen, Kleider, Aexte und andern Hausrath; ferner auch einige indianische Tonkünstler mit ihren Familien sammt noch einigen andern, die sie in den nützlichen Künsten unterrichten sollten. Alles gieng nach Wunsche: als sich ein unvermutheter Schrecken dieser Indianer bemächtigte, und den guten Fortgang der neuen Kolonie unterbrach. Die berittenen Wilden, welche die Spanier Quaycurùs oder Mbayas nennen, verheerten die ihnen nahe gelegenen Meyereyen der Paraquayer mit Mord und Raube. Dieß versetzte die Ytatines, die da immer in Sorgen standen, die Feinde seyn ihnen schon auf dem Halse, in die äußerste Unruhe. Die immer erneuerten Gerüchte von dem nahen Anrücken der Wilden verursachten ihnen viele schlaflose Nächte, und selbst am hellen Mittage traumten sie von nichts als Gefahren. Hierzu kam noch ein anderes Bedrängniß, die allgemeine Trockenheit. Um sich also sowohl wider den Durst als auch wider die Feinde zu verwahren, fanden die Indianer und ihre Missionarien für gut, 25 Meilen südwärts an einen Ort zu ziehen, wo sie durch so viele dazwischen liegende dicke Wälder wider die berittenen Mbayas sicher, und dem Wassermangel nie ausgesetzet wären. Sie baueten sich daher im Jahre 1753 auf einer Anhöhe am Flusse Yù in der Eile mit Zurücklassung der von Ziegeln gebauten Kirche und Wohnung unserer Väter einen Flecken, welcher nachmals mit den beßten Gesetzen auf dem Fusse der quaranischen Kolonien versehen, mit neuen Familien vermehret, und dauerhaft einge-

eingerichtet wurde. Ich habe selbst 8 Jahre in diesem Flecken mit Erfolge gearbeitet. Als uns der würdige Bischof von Assumtion Emanuel de la Torre den gewöhnlichen Besuch machte, hielt er sich in unserem Hause 16 Tage auf, und konnte den christlichen Wandel der Einwohner, ihre Genauigkeit im Gottesdienste, das Zierliche ihrer Kirchen und Musik, und die bei diesen kaum zahm gemachten Waldleuten durchgängig herrschende Ordnung nicht genug bewundern, noch rühmen. D. Karl Morphi ein Irrländer und Statthalter in Paragnay, welcher an allen Unternehmungen, und Zügen des Zevallos wider die Portugiesen Theil hatte, und in der Musik, wie auch in den europäischen Sprachen vollkommen bewandert war, konnte sich in den 5 Tagen, da ich ihn bey mir bewirthete, vor Freude kaum fassen. Er erstaunte über die besondere Geschicklichkeit dieser Waldindianer in der Musik, und in den Waffen: denn er sah zu, wie mehr als 800 Indianer theils zu Pferd und theils zu Fuß ihre Pfeile im vollen Laufe nach einem und ebendemselben Ziel abdrückten, und dabei ihres Schusses so gewiß waren, daß ihrer nur wenige das Ziel verfehlten. Er konnte sich an diesem Schauspiele, das ich ihm öfters widerholen ließ, nicht satt sehen, so wenig als ich mich an dem vortreflichen Mann. Die Caziquen dieser unserer Pflanzbürger hießen Paranderi, Yazuca, Yeyù, Guiraquerà, und Xavier. Dem Großvater dieses letztern wurde einst der Namen Franziskus von Xavier beigeleget, und so gieng er als ein Geschlechtsnamen auf seine Nachkommen über.

Die zwote Kolonie in Paraquay, S. Stanislaus, ist eine Filialpflanzung von der zu S. Joachim: indem die Ytatines und die Missionare dieses Fleckens gleichfalls in den Wäldern zwischen den Flüssen Caapivary, Yeyuy und Tapiraquay andere Ytatines entdeckten, und sie in einem Orte zusammenzuwohnen, und den christlichen Glauben an-

zuneh-

men beredeten. Es war nicht so leicht, sie zu dem Entschlusse zu bewegen, ihre vaterländischen Wälder mit dem Rücken anzusehen, und auf das freye Feld herauszugehen. Gewöhnt an ihre hohen schattigten Bäume, welche die Sonne noch nie ganz beschienen hat, scheuen sie sich vor den Ebenen, auf welche die Sonnenstrahlen frey hindringen können, und sind stets für ihre Freyheit und ihr Leben besorgt, das sie nur in unwegsamen Wäldern wider die Spanier und andere Feinde gesichert glauben. Man kann nicht läugnen, daß die Wilden in diesem Punkte die Erfahrung für sich haben. Der P. Sebastian de Yegros (die Indianer hießen ihn Pay Sabbà) brachte ein ganzes Jahr in dem möglich größten Mangel aller Bedürfnisse bei den Indianern in den Wäldern zu, bis sie sich, aus dem Gehölze heraus in die Ebenen beim Fluß Tapiraquay zu ziehen, von ihm bereden ließen. Man schickte die PP. Emanuel Guttierez und Joseph Martin Mattilla mit christlichen Indianern, mit Vieh und Lebensmitteln dahin ab, um ihnen einige Hütten, und eine kleine Kirche zu bauen. Das geschah im Jahre 1751. Die vornehmsten Caciquen dieser Indianer, welche die Kolonie St. Stanislaus ausmachten, hießen Arabebè, Taparì, und Quirayù. Die Freygebigkeit und Leutseligkeit unserer Väter, welche ihnen Nahrung, Kleider, Aexte, Messer, Glaskugeln u. d. g. zum Geschenke gaben, hat sie ganz biegsam und geschmeidig für die Lehre des Evangeliums gemacht. Da ich aus dem Flecken S. Joachim, in dessen Gebiet diese neue Kolonie angeleget wurde, zu ihnen manchmal hinausgieng, so konnte ich die sanfte Gemüthsart und die dem göttlichen Gesetze so gleichförmigen Sitten dieses unter den Bäumen gebohrnen und erzogenen Volkes nicht genug bewundern. Kaum konnte ich mich der Thränen enthalten, als ich den seelerquickenden Trost hatte, sie das Bekenntniß ihrer kleinsten Fehltritte mit einer größeren Reue ablegen zu hören, als

viele

viele alte Christen die abscheulichsten Lasterthaten dem Beichtvater nicht offenbaren. In wenig Jahren nahm der Flecken durch den Zuwachs neuer indianischer Familien, welche die P. P. Anton Plomes, Thadäus Enis aus Böhmen, und Anton Corlada durch steile und fast unzugängliche Wege aufgesuchet, und glücklich dahin gebracht haben, unglaublich zu. Diese Kolonie liegt unter dem 24. G. 20 M. der Breite, und dem 321. G. 35 M. der Länge. Im Jahre 1757 zählte sie schon mehr als 2300 christliche Einwohner. Vor kurzem zogen sie noch wie das Vieh in Wäldern herum, in welchen die Spanier den so genannten paraquayischen Thee, einen Hauptzweig ihres Handels, wovon wir bald mehr sprechen werden, aufsuchen; also zwar, daß das ganze Land durch die Anlegung dieser zwo Kolonien, nämlich St. Stanislaus, und St. Joachim ungemein gewonnen hat: indem sich itzt die Spanier nach Entfernung der Wilden frey in die Wälder wagen dürfen, dieses kostbare Kraut einzusammeln.

Ich will zu dessen Bestättigung ein merkwürdiges Ereigniß erzählen. Die Bäume, aus deren Blättern der paraquayische Thee gemacht wird, finden sich meistens in den entlegensten Wäldern, welche einige Mbaeverà (etwas Glänzendes) andere aber Mborebireta (das Vaterland der grossen Bestie) nennen, und an den Strömen Monday und Acaray liegen. Zu dieser Theesammlung, einem Geschäft von mehreren Monaten, wurde einst eine ziemliche Anzahl Spanier mit allen nöthigen Ochsen, Maulthieren, und Pferden ausgeschicket. Der Wald, durch den man ziehen mußte, ist überall mit Bäumen, und zwischen denselben mit Rohr bewachsen, mit 26 Flüssen und eben so viel Morästen durchschnitten, und erstrecket sich auf eine Weite von 80 Meilen hin, ohne daß man darinn auch nur eine 10 Schritt lange Ebene gewahr würde. Menschen

schen und Vieh einen Durchzug zu eröffnen, mußten Bäume gefället, Brücken über die Flüße geschlagen, durch die Moräste mit Faschinen Wege gebahnet, und die steilen Höhen der Berge etwas ebener gemacht werden. Nachdem man dieß mit unsäglicher Mühe und eben so grossem Aufwande zu Stande gebracht hatte, mußte man noch an dem Orte, wo der Thee eigentlich gesammelt und zubereitet werden sollte, für die Spanier Hütten, und für das Vieh Einzäunungen und Zwinger herrichten: um aber die Baumblätter bei einem langsamen Feuer dörren zu können, Stöcke theils in die Erde einschlagen, theils andere über die Quere daran befestigen. Alle Vorbereitungen waren fertig; und die Spanier wurden überall hin in die Wälder ausgeschicket, diesen Thee zu sammeln; als ihr Anführer Paschal Villalba auf eine unbewohnte Hütte der Wilden stieß. Betroffen über diese Entdeckung eilte er zu den Seinigen, ihnen die unangenehme Nachricht zu hinterbringen. Diese Nachricht war sogleich das Loosungszeichen zum Aufbruche, auf welches alle das Blättersammeln stehen ließen, und ihr Leben eilends durch die Flucht retteten. Man darf sie aber darum nicht für zaghaft oder feige halten; weil sie nicht in ganzen Haufen miteinander, sondern einzelnweise in den verschiedenen Gegenden des Gehölzes die Bäume aufsuchen, die Zweige davon abschneiden, in Bündel zusammenfassen, und ihrer Hütte zutragen. Auch nehmen sie ausser ihrem Werkzeuge dem Messer kein anderes Gewehr mit sich. Sie sind also stets den Anfällen der Wilden blosgesetzet. Die Spanier gaben daher das Geschäft auf, weßwegen sie gekommen waren, und ritten auf ihren Maulthieren und Pferden eilends nach der Stadt zurück. Villalba aber gieng von seinen Flüchtlingen weg, nach St. Joachim, und erzählte unsern Vätern alles, was er gesehen, und gethan hatte. Um seinen Worten Glauben zu verschaffen, wies er ihnen den Topf und die Pfeile, die er aus der Hütte der Wilden

den mit sich gebracht hatte: und bat sie inständig, daß sie sich Mühe geben möchten, diese Wilden, wie sie immer könnten, in den Flecken zu bringen: welches ihm auch die Väter mit der größten Freude und Bereitwilligkeit versprachen. Da sie aber selbst ihrer schwächlichen Leibesbeschaffenheit wegen eine so beschwerliche Reise sich nicht zu unternehmen getraueten, so wählten sie aus ihren Indianern einige dazu, und gaben ihnen den Villalba als Führer mit, um durch sie die Wilden aufsuchen, und ihre Gesinnungen erforschen zu lassen. Kaum waren sie einige Tage gereiset, so hatten sie ihre Lebensmittel mit einer unzeitigen Gefräßigkeit aufgezehret: und da sie auch bereits einigemal auf dem Wege einen Wassermangel erdulden mußten, so kehrten sie wieder um, ohne den vermutheten Aufenthalt der Wilden auch nur von Weiten entdeckt zu haben. Die ganze Unternehmung war also fruchtlos, und wurde auch nachmals nicht wieder vorgenommen, so daß die Beschwerde diese Wilden aufzusuchen, und der Ruhm sie zu finden mir vorbehalten zu seyn schienen.

Meine Obern schickten mich einige Jahre nachher nach St. Joachim. Das Gerücht von den Wilden in Mbaèverà, und die Furcht der Spanier vor ihnen dauerte noch immer fort. Ihrer Gewinnsucht ungeachtet getraueten sie sich niemals einen Fuß in dieses Gehölz zu setzen, aus welchem sie sich eine so reiche paraquaysche Theeerndte versprachen. Nachdem ich die Sache mit meinem Mitpriester und unsern Indianern überlegt hatte, beschloß ich die Reise in die berufenen Wälder zu unternehmen. Ich begab mich daher mit 25 christlichen Indianern auf den Weg, auf welchem man der Moräste und Flüße wegen kaum fortkommen kann. Villalba war unser Wegweiser. Von den Brücken, und andern Anstalten, welche die Spanier zur Sicherheit ihrer Reise getroffen hatten, war schon lange nichts mehr übrig. Wir überstiegen dennoch

die

die Schwierigkeiten, und langten bei der verlassenen Hütten der Wilden an. Wir fanden noch daselbst Gebeine von Affen, Wildschweinen, und Elendthieren, welche die Indianer essen; einen hölzernen Mörser sammt noch anderm Gezeug, viele Aehren von türkischem Korn; ferner den Weg, auf welchem sie in dem nahen Flusse Wasser holten, und worauf häufige Tritte von blossen Füßen zu sehen waren. Aber eine ganz frische Spur konnten wir nicht entdecken, ungeachtet wir einige Tage hindurch nach allen Seiten hin Kundschafter ausgeschicket, und uns in den nahen Wäldern und morastigen Ufern des Flusses Acaray mit dem aufmerksamsten Auge umgesehen hatten. Da wir also keine Indianer, und auch keine Wahrscheinlichkeit unsere Absicht zu erreichen vor uns sahen, so kehrten wir wieder, nachdem wir 19 Tage in der traurigen Einöde herumgeirret, und eben so unaussprechliches als unglaubliches Ungemach ausgestanden hatten, nach unsern Flecken zurück, ohne eine Frucht als die der Geduld davon eingeerndtet zu haben. Den Weg habe ich zu Fusse, und oft mit blossen Füßen gemacht. Hätten wir uns nur ein wenig südwärts gewendet, so würden wir ganz gewiß auf die Hütten der Wilden gerathen seyn, wie ich das Jahr darauf sah. Die Spanier, welche mein langes und sorgfältiges Nachspüren in den Wäldern Mbaèverà erfahren hatten, glaubten, die Wilden wären anderswohin gezogen, und besorgten daher keine Gefahr mehr. Sie faßten daher neuen Muth, und begaben sich wieder in grosser Anzahl und mit noch größerer Gewinnbegierde auf den wieder von neuem mit grossen Kosten hergestellten Weg. Auf einmal erschienen die Wilden wieder, eben als sie mitten in ihrer Arbeit begriffen waren. Weil man mit ihnen freundlich redete, und sie mit Rindfleisch und andern Kleinigkeiten beschenkte, soraueten sie den Spaniern keine feindseligen Absichten zu; und kehrten sogar einigemal zu dieser ihren Hütten zurück. Als man sie fragte, wo

sie mit ihren Familien wohneten, gaben sie sehr schlau zur Antwort, ihre Hütten wären sehr entlegen, und man könnte nicht anders als durch viele Moräste dazu kommen; weil sie einen Besuch von Seite der Spanier sowohl sich selbst als auch ihren Weibern gefährlich glaubten. Um zu verhindern, daß sie ihre Wohnung nicht den Fremden durch ihre Fußtapsen verriethen, bedienten sie sich im Nachhausgehen dieser Vorsicht; sie kehrten nämlich, wenn sie auf der südlichen Seite herkamen, auf der nördlichen zurück, also zwar, daß sich kein Mensch ihre Nähe einfallen lassen konnte. So waren die Wilden den Spaniern, und diese jenen der Verrätherey und Verstellung halber verdächtig. Das wechselweise Mißtrauen, und die gegenseitige Furcht vergrößerte sich auch von Tag zu Tage.

Der auf seine Sicherheit stets bedachte Villalba gab mir von allem, was vorgieng, Nachricht, und stand mir gut dafür, daß ich diese Wilden, wenn ich noch einmal zurückkehren wollte, gewiß antreffen würde. Ich zauderte nicht lange; und schlug freudig mit meinen Indianern unsere bekannten Wege ein. Wir hatten schon eine ziemliche Strecke zurückgeleget, und eilten mit grossen Schritten in den Wald Mbaèverà, als sich der Himmel mit allen seinen Regengüßen wider uns verschworen zu haben schien, und uns Tag und Nacht ohne Aufhören damit zusetzte. Wir mußten alle Tage unter freyem Himmel auf der Erde, wo alles im Wasser schwamm, übernachten. Unsere innersten Kleidungsstücke triefeten vor Näße, und wir konnten sie weder wechseln, noch trocknen. Das Rindfleisch, die vornehmste und fast einzige Wegzehrung der Indianer fieng an durch die Näße stinkend zu werden. Die Flüße und Moräste schwollen von dem viele Tage ohne Aufhören fortwährenden Regen so sehr an, daß man gar nicht mehr darüber setzen konnte. Zu einem

schö-

schönen Wetter, war nicht der geringste Anschein vorhanden. Wir sahen uns daher in der Nothwendigkeit nach einem achttägichen Ungemach wieder nach Hause zu kehren. Ohne Zweifel würde ein noch grösseres auf uns gewartet haben, wenn wir nicht vorsichtig unsere Reise eingestellet hätten: denn der Regen hielt ohne Unterlaß bei 20 Tage an. Wiewohl ich dießmal meine Absicht nicht erreichte, so gab ich sie dennoch nicht auf, ich wartete vielmehr in meinem Flecken begierig nach einer Gelegenheit die fehlgeschlagene Unternehmung, so bald als möglich, wieder vorzunehmen. Kurz nachher trat ich auch wirklich meine dritte nnd glücklichste Reise in Mbaèverà an. Endlich gelangte ich zu meinem Ziele. Ich entdeckte drey ziemlich volkreiche Wohnplätze der Wilden, welchen 3 Caziquen nämlich Roy als der Oberste, Tupanchichù und Veraripochiritù als Kapitäne vorstanden. Die erste Hütte war von Palmen gebauet, mit trocknem Grase bedecket, hatte acht Thüren und 60 Einwohner. Rechts und links hiengen Hangmatten herab, deren man sich beim Tage zum Sitzen, und bei der Nacht zum Schlafen bediente. Jede wilde Familie hat auf der Erde ihren eigenen Heerd, um welchen ein ganzes Geschwader von Töpfen, grossen Kürbissen und Krügen herumstehen. Die Meisten, besonders die Jünglinge haben eine sehr einnehmende Gestalt, um welche sie viele Europäer beneiden, und ansehen würden. Sie sind vom Angesichte sehr weiß, weil sie sich von der Sonne nie bescheinen lassen. Die Männer, sie seyn nun alt oder jung, scheren sich die Haare nach Art einiger Mönche, die sich an dem Scheitel einen Kranz von Haaren stehen lassen. Die untere Lippe tragen sie von dem siebenten Jahre an durchgestochen, ziehen durch ein Loch derselben ein Rohr so dick wie eine Schreibfeder, und haben diesen Gebrauch mit allen amerikanischen Völkern gemein. Die Quaranier, deren Sprache sie sprechen, heißen dasselbe Tembetà.

Alles aber hängt sich ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes dreyeckigte Muscheln an die Ohren an. Die Männer gehen nackend, außer daß sie aus einer natürlichen Schamhaftigkeit um die Mitte ein kleines Schürzchen, wie die Maurer tragen. Doch sind alle Weiber von den Schultern bis zu den Füßen mit einem weißen Zeuge bedecket, den sie sich aus der Rinde des Baumes Pinó verfertigen. Wenn man diese Rinde trocknet und brechelt, so bleiben kleine Fäserchen, wie Flachs zurück, aus denen man Fäden zu dem Zeuge spinnet. Dieses Gewebe wird ohne Mühe gebleicht, und nimmt überhaupt alle Farben leicht und dauerhaft an. Die Zeuge hingegen, welche die meisten Völkerschaften der Wilden aus Caraquata oder Maguey, wie es die Mexikaner nennen, weben, (hievon an seinem Orte ein mehreres) sind nichts weniger als weiß, und alle Farben, die selbe nur sehr schwer annehmen, gehen sehr leicht wieder aus. Den geschornen Theil des Hauptes pflegen die Wilden mit einer Krone von Papageyenfedern zu zieren. Ihre Waffen bestehen in Pfeilen mit Wiederhacken, womit sie auch die Vögel im Fluge mit einer besondern Geschicklichkeit herabschießen. Sie nähren sich und die ihrigen mit Elendthieren, Wildprät, und Vögeln von allen Gattungen, so wie sie selbe von der Jagd nach Hause bringen. Oft verstecken sie sich hinter dem Gebüsche, locken die Vögel durch eine grobe Nachahmung ihres Gesanges schlau herbei, und schießen sie dann mit den Pfeilen todt: zuweilen fangen sie auch selbe mit Netzen und Fallen. Sie haben auch vor dem Ackerbau keine Abneigung. Wenigstens findet man in den Wäldern türkisches Korn, Früchte und Toback im Uiberflusse. Mit diesem letzteren war die vorgemeldte Hütte als wie mit einem Zaune umgeben, welche Pflanze daselbst außerordentlich großblätterricht ist, und hoch wächst. Ehe sie sich schla-



sen legen, setzen sie ihre Töpfe mit Fleisch oder Früchten zum Feuer, damit sie bei ihrem Aufwachen gleich zu essen finden. Kaum wird es grau, so streifen schon die Männer, und selbst die siebenjährigen Knaben mit ihren Köchern in den Wäldern haufenweise herum, um ein Gewild aufzuspüren, und selbes hernach am Tage hindurch zu verzehren. Wer nicht Hunger leiden, oder tüchtig ausgelacht werden will, der darf nicht mit leeren Händen nach Hause kommen. Die Mütter werfen ihre Kinder in einen von Aesten geflochtenen Korb, und tragen sie so, wenn sie durch den Wald reisen, auf dem Rücken. Sie verstehen sich auch gut darauf den treflichsten Honig sowohl zum Essen als zum Trinken aus den wilden Bienenstöcken, wovon alle Bäume voll sind, zu sammeln. Aus diesem Grunde halten sie viel auf eiserne Messer und Aexte. Da wir dergleichen eiserne Werkzeuge bei ihnen antrafen, so zweifelten wir nicht, daß sie selbe einigen erschlagenen Spaniern, die einst in dem Walde paraquayer Thee sammelten, abgenommen haben. Gott heißt bei ihnen auf guaranisch Tùpa; aber seine Eigenschaften und Gesetze zu kennen geben sie sich wenig Mühe. So wenig sie von einem Gottesdienste wissen, eben so wenig wissen sie auch vom Götzendienste. Den Teufel nennen sie añà, oder añangà, ohne ihm aber eine Verehrung zu erweisen. Gegen die Zauberer oder vielmehr Charlatane tragen sie die größte Achtung, und fürchten sich vor ihnen. Denn diese prahlen sich, daß sie die Krankheiten, und selbst den Tod her- und wegbannen, die Zukunft vorhersehen, Uiberschwemmungen und Ungewitter erregen, sich in Tieger verwandeln, und sonst noch dem Laufe der Natur Einhalt thun können. Durch diese Großsprechereyen verschaffen sie sich bei den Furchtsamen Ehrfurcht. Die Vielweiberey halten diese Wilden, wie alle Amerikaner, für erlaubt; doch machen sie nur sehr selten davon Ge-

 brauch.

brauch. Desto gewöhnlicher sind bei ihnen die Ehescheidungen. Sie verabscheuen jede Heurath unter Verwandten, wenn gleich in einem noch so entfernten Grade, und halten selbe für etwas Gräuliches. Ihre Leichen schliessen sie nach Art der alten Quaranier in grosse irrdene Krüge ein, von welchen wir auf unserer Reise durch den Wald drey wiewohl leere zu Gesicht bekamen. Sie bekümmern sich wenig um ihr Schicksal nach dem Tode. Menschenfleisch essen diese Wilden zwar nicht; aber die benachbarten Indianer machen ein Leckerbischen daraus. Man erzählet, daß sie ein Weib aufgefressen haben, welches von ihrem Manne weglief. Ihre Hüttengenossen in Mbaèverà fanden noch, als sie selbe auf ihrer Flucht einholen wollten, ihre Gebeine und frische Spuren von Menschenfressern. Jeder Fremde, es sey nun ein Indianer, Spanier, oder Portugiese, ist ihnen verdächtig. Sie empfangen daher ihren Gast bewaffnet, weil sie ihn für ihren Feind halten, der blos damit umgeht ihrer Freyheit Fallstricke zu legen. Eben diesen Verdacht hegten sie auch anfangs von mir und meinen Indianern, als sie uns ankommen sahen.

Der erste, dessen wir im Holze gewahr wurden, war ein schön gebildeter Jüngling, der einen unsern Phasanen sehr ähnlichen Vogel, Yacù genannt, in der Hand trug, eben als ihm der Pfeil, den ihm der Jüngling durch den Hals geschossen hatte, die letzten Zuckungen auspreßte. Er schien über unsere Ankunft etwas betroffen. Ich gieng daher zu ihm hin, rühmte seine besondere Geschicklichkeit im Pfeilschießen, und reichte ihm, weil Geschenke das Gemüth mehr, als auch die freundlichsten Worte einnehmen, ein Stück Braten: welches er mit beiden Händen faßte, und auf der Stelle mit dem heißesten Hunger verzehrte. Das unvermuthete Frühstück benahm

nahm ihm die Furcht, die ihm der erste Anblick der Fremden eingejaget hatte. Sein Name war Arapotiyù (Morgenröthe) Denn ara bedeutet auf quaranisch den Tag, poti die Blüthe yù etwas goldenes oder gelbes, also zwar, daß sie die Morgenröthe durch den Ausdruck: die goldene Blüthe des Tages bezeichnen. Und in der That fanden wir durch diese Morgenröthe die Sonne selbst, nämlich den Vater des Jünglings und vornehmsten Caziquen dieser Gegend den Kapitän Roy. Die Fragen, welche ich über verschiedene zu meiner Absicht dienliche Dingen an ihn freundlich stellte, beantwortete er mir eben so leutselig, und setzte hinzu, sein Vater sey auf der Jagd und nicht fern von uns. Wohlan! erwiederte ich freudig; so führ uns hin zu ihm, damit wir ihn sobald als möglich zu sehen bekommen. Der Jüngling war es ganz zufrieden; und gieng, worüber ich mich sehr wunderte, die ganze Zeit nicht einen Schritt von meiner Seite. Wir mochten ungefehr eine Stunde im Walde fortgegangen seyn, als wir einen ausgemergelten kleinen Greis mit einem grossen Messer an der Seite in Begleitung zweener Jünglinge, wovon der eine sein Sohn, und der andere sein Gefangener, beide aber mit Köchern versehen waren, einen langsamen Schritt herbeikriechen sahen. Meine christlichen Indianer senkten ihre Bogen und Pfeilspitzen zur Erde, um ihm nach ihrem Gebrauche ihre freundschäftlichen Gesinnungen zu bezeugen. Wir traten zu ihm hinzu. Der gesetzteste von meinen Indianern küßte die linke Wange des Caziquen zum Zeichen des Friedens, und gab ihm zugleich von unserer Ankunft Rechenschaft. Gott erhalte dich, sagte er zu ihm, lieber Bruder! Wir sind hier, euch einen freundschäftlichen Besuch zu machen; denn wir glauben, daß wir mit euch befreundet sind. Dieser Pater Priester aber (Pay Abarê) den wir begleiten, vertritt die Stelle Gottes. Er nähret, kleidet, lehret und liebet uns zärtlich; und singet

uns ins Grab, wenn er unsere in weisse Leinwand gehüllte Leiche zur Erde bestattet. Er wollte noch weiter reden; allein der Alte unterbrach ihn, und wiederholte einigemale höhnend und mit lauter Bitterkeit diese Worte: Hindò, Sieh, da. Er läugnete es ihm rund weg, daß zwischen ihm und uns eine Blutsfreundschaft statt habe, und maß uns mit seinen funkelnden Augen vom Kopfe bis auf die Füße, weil er uns für spanische oder portugiesische Menschenjäger aus Brasilien, die auf die Indianer in den Wäldern Jagd machen, ansah. Hierauf wandte er sich zu uns, und sagte zu mir in vollem Grimme. Pater Priester! ihr seyd umsonst gekommen; wir brauchen keinen Pater Priester. Der h. Thomas, (von welchem Spanier und Portugiesen in Amerika glauben, daß er in der neuen Welt gewesen ist) hat unserm Lande schon lange seinen Segen mitgetheilet. Alle Früchte wachsen hier im Uiberfluße. Der rohe Wilde glaubte, daß des Priesters Gegenwart blos zur Fruchtbarmachung des Bodens tauge. Allein ich antwortete ihm, ohne seinen Irrthum zu rügen: Wenn auch der h. Thomas einst in euerer Gegend gewesen ist, so habt ihr doch leider! schon lange vergessen, was er euere Väter von dem höchsten Wesen und seinen Gesetzen gelehret hat. Ich bin nun da euch diesen Unterricht zu wiederholen. Aber höre doch, Alter! Wie lange wollen wir noch im Kothe, in dem wir fast noch ganz versinken, unser Gespräch fortführen? Wollen wir uns nicht lieber auf diesem Klotze dort außer dem Moraste hinsetzen. Dem Alten gefiel mein Vorschlag: wir setzten uns nieder. Ich erzählte ihm die Absicht und die Beschwernisse unserer Reise. Um die Gewogenheit des trotzigen Greises zu gewinnen, ließ ich ihm von dem Braten, der meinen Indianern zur Wegzehrung diente, ein grosses Stück bringen, welches er ganz begierig ergriff und verschlang. So wie sein Hunger gestillet war,

so schien sich auch sein vom Argwohne beunruhigtes Gemüth zu besänftigen. Ich wollte nichts unversucht lassen, mir zu seinem Herzen einen Weg zu bahnen. In dieser Absicht bott ich ihm aus meiner Dose einen spanischen Toback an: allein er wandte das Gesicht davon ab, und wehrte sich mit beiden Händen dawider. *Aquibiye*, ich fürchte mich, gab er mir zur Antwort, weil er denselben für einen bezauberten Staub hielt, der blos dazu diente, die Menschen zu verblenden. Ich eröffnete ihm meine Gedanken, seine Hütte zu besuchen: worauf er mir aus allen Kräften bewies, daß sie nicht thunlich wären. Mein Haus sagte er, ist außerordentlich weit von hier weg. Drey Flüsse, eben so viele Moräste liegen dazwischen und die schlechtesten Wege führen dahin. Hierauf antwortete ich ihm, daß mich dieser Beweggrund von meinem Vorhaben nie abwendig machen könnte, nachdem ich schon so viele Tage gereiset wäre, über so viele Moräste und Flüsse gesetzet, und so viele Wälder glücklich und gutwillig durchzogen hätte. Aber setzte mir der Alte entgegen, du siehst, daß meine Gesundheit die blühendste eben nicht ist, und daß es mir daher an Kräften mangelt, eine so grosse Reise mitzumachen. Das will ich gern glauben, war meine Antwort, auch ich befinde mich heut nicht am besten. Es ist auch kein Wunder, das schlimme Wetter, der häufige Regen, den es die ganze Nacht hindurch herabgoß, die nassen Wälder, die kothigten Wege, die langen Pfützen, die ich bis auf die Kniee im Wasser durchwadet habe, der steile Berg, den ich bestieg, mein bis auf diese Stunde noch nüchterner Magen, das immerwährende Gehen von Sonnenaufgang an bis Mittag, sollte dieses alles nicht die Kräfte des Körpers erschöpfen, und die Gesundheit erschüttern? Aber so schwach auch unser Körper ist, so haben wir doch noch, glaube ich, Kräfte genug uns bis zu deinem Hause hin-

zuschleppen, um dort ausruhen zu können. Wir wollen uns Zeit lassen. Die Stärkern mögen vorausgehen, wir Abgemattete wollen ihnen nur mit langsamen Schritten folgen. O! ihr würdet euch vor meinem Hause hüten, versetzte der Alte, wenn ihr wüßtet, welch eine Gefahr dort euer wartet. Meine Untergebenen sind bösartig. Die Fremden wollen sie nur todtschlagen; todtschlagen, todtschlagen wollen sie nur die Fremden. Oporoyuca çe, oporoyuca çe, oporoyuca çe ñote. Das ist ihr täglicher, ihr einziger Wunsch. Sie mögen so seyn deine Hausgenossen, wie du sie schilderst, erwiederte ich lächelnd, ich bekümmere mich darum wenig. So lang wir dich, den Schrecken der ganzen Gegend, den seines Edelmuths und grosser Thaten wegen berühmten Kapitän zu unserm Freunde und Beschützer haben werden, wer soll sich unterstehen, uns etwas Leides anzuthun? So lang du uns zur Seite bist, fürchten wir nichts. Diese Lobsprüche, und das Zutrauen, das ich auf ihn zu setzen schien, gewannen mir das Herz des Greises, und er wurde mir geneigt. Wohlan es sey, antwortete er fröhlich, und befahl den zweenen Jünglingen, mit denen er gekommen war: Geht eilends nach Hause, und kündiget den Unsrigen an, es sey ein Pater Priester da, der mich hochschätzte, und eine Schaar Indianer (es waren ihrer 15) welche sich für unsere Blutsfreunde ausgeben. Den Weibern aber befehlet in meinem Namen, daß sie sich vor den Fremden nicht fürchten, noch entfliehen, sondern unsere Wohnhütten rein ausfegen. Dieß waren die Worte des Alten. Ich dachte bei mir, aufs Hüttenausfegen kömmt wenig an, wenn uns nur nicht die Wilden auf den ersten Anblick mit ihren Pfeilen aus der Welt hinausfegen.

Die abgeschickten Bothen eilten, so sehr sie konnten. Wir giengen ihnen, wiewohl etwas langsamer, auf dem Fuße nach. Der alte Cazique aber blieb immer

immer an meiner Seite. Die abscheuliche Witterung, und die beschwerlichen Wege haben wir uns durch freundschaftliche Gespräche erträglicher zu machen gesucht. Und da die meisten Europäer (es war der Faßnachtstag) üppig schmauseten, frischten wir bei einem Bach, an den wir uns hinsetzten, unsere durch das Ungemach der Reise beinahe erschöpften Kräften auf. Gegen Abend bekamen wir die grosse Hütte, welche ohne Zweifel die Hauptstadt unter den übrigen war, zu Gesicht. Bei unserer Ankunft liefen alle Einwohner zusammen, und grüßten uns mit ihrem gewöhnlichen Gruß: Ereyupà? Bist du schon da? Worauf ich den gewöhnlichen Gegengruß: Ayu angà, ich bin schon da, erwiederte. Alle Indianer machten mir mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, und ihre Krone von Papagayenfedern auf dem Haupte die Aufwartung. Einer von ihnen nahete sich mir, trat aber auf einmal wieder zurück, auf sich selbst böse, daß er seine Krone vergessen hatte. Bald darauf erschien er wieder mit seiner Krone, um mir seinen Gruß zu geben. Da ich mit einigen von meinen Indianern bei dem Eingange des Hauses stehen blieb, fiengen die Weiber und Kinder darinnen erbärmlich zu zittern an. Erschrocken über den Anblick der Fremden ließen sie ihre Töpfe beim Feuer stehen, liefen in der Angst hin und her, und verriethen deutlich die Furcht, die wir ihnen einjagten, weil sie uns feindselige Absichten zumutheten. Fürchtet euch nicht, liebe Schwestern! sagte der Aelteste von meinen Indianern zu ihnen. Ihr sehet hier Menschen vor euch, die von dem Blute eurer Väter abstammen. Keiner von uns will euch das geringste Leid zufügen. Ich bin der erste unter ihnen, und ihr Anführer. Dieser Alte redet die lauterste Wahrheit, sprach ich zur herumstehenden Schaar. Keiner von denen, die vor euch stehen, hat wider euch etwas feindseliches im Sinne, außer mir, der ich außerordentlich blutdürstig bin. Denn (hier machte ich ein ernsthaftes Ge-

sicht,

sich, und wispelte mit den Lippen) ich fresse drey oder vier Buben auf einen Biß gleich auf der Stelle auf. Diese drolligte Drohung verwandelte ihren Schrecken in ein lautes Gelächter. Die Weiber giengen wieder an ihre Arbeit, und baten uns einhellig, in ihre Wohnung hineinzugehen. Das antwortete ich, werdet ihr von mir nimmermehr zuwegebringen, daß ich einen Fuß in eure Hütten setze. Ich sehe Hunde, junge und alte, um euch herumsitzen. Wo Hunde sind, da giebt es auch Flöhe, deren abgesagter Feind ich bin, weil sie mich im Schlafe stören, dessen ich mich nach einer so langwierigen und ermüdenden Reise so sehr benöthiget finde. Aber ich will mich von eurer Wohnung nicht weit entfernen, damit ihr mich nicht aus den Augen verlieret. Hier auf diesem Platze, wo ich alle sehen, und von allen gesehen werden kann, will ich mein Lager aufschlagen. Ich blieb auch wirklich, um den Wohlstand, und meiner Sicherheit nicht zu nahe zu treten, drey ganzer Tage und Nacht unter freyem Himmel, wiewohl es von Zeit zu Zeit regnete, ohne in ihre Hütte hineinzugehen.

Noch diesen nämlichen Abend gab ich dem alten Caziquen Roy zu verstehen, daß es mir sehr lieb seyn würde, wenn ich alle seine Leute auf einem Haufen beisammen sehen, mit ihnen sprechen, und sie mit einigen ihnen anständigen Kleinigkeiten beschenken könnte. Mein Wunsch ward alsogleich erfüllet. In der schönsten Ordnung sassen sie alle herum, und waren so sittsam und still, daß ich keine Menschen, sondern geschnitzte Bildsäulen vor mir zu sehen glaubte. Keiner von ihnen getrauete sich zu muchsen. Um sie auf mich aufmerksam zu machen, spielte ich ihnen eine zeitlang auf der Viola d'amour zu ihrem innigsten Vergnügen vor. So sehr ich auch von meiner Schwäche in der Musik überzeugt bin, so hielten sie mich dennoch für den stärksten und lieblichsten Tonkünstler, sie nämlich

die

die in ihrem Leben weder einen bessern noch einen schlechtern gehöret hatten, und gar keine andere Harmonie kannten, als die sie sich selbst mit ihren Kürbissen vorschällten. Nachdem ich mir auf diese Weise zu ihren Ohren und Herzen einen Zugang eröffnet hatte, fieng ich mehr im Tone eines freundschäftlichen Gespräches als einer Predigt folgendermaaßen an. Es reuet mich nicht, eine so beschwerliche Reise zu euch unternommen, über so viele Pfützen und Flüße gesetzet, und so viel Ungemach erduldet zu haben, weil ich euch in eurem Wohlstande sehe, und von eurem Wohlwollen gegen mich überzeugt bin. Ich bin gekommen euch glücklich zu machen. Erkennet an mir eueren aufrichtigsten Freund. Erlaubet, daß ich euch ohne Zurückhaltung sage, was ich von euch denke. Ihr dauert mich, daß ich euch unter den Finsternissen der Wälder vergraben sehe, weil ihr weder die Schönheiten der Welt, noch ihren Schöpfer kennen lernet. Ich weiß wohl, daß ihr zuweilen den Namen Gottes im Munde führet; aber wie man Gott anbeten müße, was er gebiete, oder verbiete, was er den Tugendhaften verheiße; und den Lasterhaften androhe, ist euch noch völlig unbekannt; und wird es auch bleiben, wenn kein Priester euren Unterricht über sich nimmt. In eurem Leben seyd ihr unglücklich; und nach eurem Tode die unglücklichsten auf immer. Hier setzte ich ihnen den Inbegriff unserer Religion in möglichster Kürze und Deutlichkeit auseinander. So lang ich sprach, redete mir niemand ein, und alles hörte mir mit der möglichst größten Aufmerksamkeit zu: außer daß die Knaben, als ich des höllischen Feuers erwähnte, zuweilen zu lachen anfiengen. Als ich die Heurathen unter nahen Verwandten mißbilligte, und für unzuläßig erklärte, sagte der alte Cacique: Du hast recht, Pater! solche Heurathen sind etwas gräuliches. Auch wissen wir dieses schon lange. Ich schloß daraus, daß die Wilden dergleichen blutschänderische Heurathen mehr,

als

als den Raub und den Todtschlag verabscheuen. Wir entschuldigen bisweilen die grösseren Fehltritte, weil sie die unsrigen sind; und brechen geringeren unerbittlich den Stab, weil sie andere begangen haben. Solang ich wider den Todschlag und den Mord redete, sprach der alte Cacique kein Wort, vielleicht, weil sie ihm nichts Seltnes waren. Wider die Heurathen unter Verwandten zog er heftig los; weil sie vielleicht bei einem andern Volke gebräuchlich gewesen sind. Ehe ich meine Anrede schloß, sah ich mich in der ganzen Schaar meiner Zuhörer etwas aufmerksamer um; und schrie dann mit der Miene eines Erstaunten aus: In eurer zahlreichen Versammlung sehe ich leider nur äußerst wenige, die ein hohes Alter erreicht haben. Ich begreife dieses sehr wohl, das häufige Elend, das ihr alle Tage aussteh et, mergelt euern Körper aus, schwächet eure Knäfte, und stürzet euch vor der Zeit, in ein allzufrühes Grab. Tag und Nacht müsset ihr alle Abwechslungen der Witterung ertragen. Wie schlecht schützet euch euer Dach, durch das der Wind überall durchbläst, dawider? Ausgehungert wie laufet ihr nicht Tage und Nacht dem Gewilde in den Wäldern nach, und ermüdet euch durch die oft fruchtlose Jagd. Ihr lebt blos von dem, was euch das Ungefehr in die Hände spielet. Ist es also ein Wunder, wenn euer Herz von den Nahrungssorgen beständig gequälet wird? Einen ungewissen, oder fehlgeschlagenen Pfeilschuß müßt ihr oft mit einem langwierigen Hunger büßen. Ich will von den Gefahren nichts melden, denen ihr euer Leben ohne Unterlaß aussetzet. Bald drohen euch die Klauen der Tieger; bald die Bisse giftiger Schlangen, bald die Pfeile der Nachbarn, und nicht selten auch ihre Zähne den Tod. Wäre aber auch das alles nicht, so enthält doch ein stetts feuchter Boden, wie der eurige ist, nicht nur Schnacken, und giftiges Ungeziefer ins Unendliche, sondern auch den Saamen zu unzählichen Krankheiten. Welch eine Hoff-

nung

nung wieder zu genesen kann ein Kranker in eurer Einöde haben, wo man weder einen Arzt, noch die gehörigen Arzneyen antrifft? Denn, die ihr Aerzte, (Aba payé) nennet, sind alle durch die Bank Quacksalberer, und geschickter euch zu betrügen, als zu heilen. Wollt ihr meinen Worten nicht glauben, so trauet doch euren Erfahrungen, deren ihr so viele auf eure Kosten gemacht habet. Diesen Unbequemlichkeiten sind die Indianer eure Brüder, welche in einem Flecken beisammen wohnen, und nach dem Willen Gottes, und dem Unterricht ihrer Priester leben, nicht unterworfen. Gott! wie viele Greise würdet ihr dort nicht gewahr werden? Es ist auch sehr natürlich; daß die meisten ihre Tage auf ein so hohes Alter bringen, da sie in dem Flecken so viele Hilfsmittel dieselben zu verlängern, und ihren Hinschied weiter hinauszuschieben an der Hand haben. Jede Familie hat ihr eigenes Haus, das sie wider die Unannehmlichkeiten der Witterung vollkommen bewahret, ob gleich dasselbe nicht immer am besten aussieht. Jedem wird täglich eine hinlängliche Portion Rindfleisch abgereichet. Früchte und andere Eßwaaren bringt ihm sein Acker im Uiberfluß. Alle Jahre bekommt ein jedweder ein neues Kleid. Messer, Aexte und andere Werkzeuge zum Feldbau, wie auch Glaskugelschnüre, und was sonst noch zum Putze gehöret, erhalten sie meistens zum Geschenke. Erkranken einige, so stehen ihnen Tag und Nacht erfahrne Aerzte bei, welche ihnen die nöthigen Speisen, die in der Wohnung des Paters zubereitet werden, und die gehörigen Arzneyen sorgfältig zutragen. Uiber das sehen auch die Patres, welche die Aufsicht im Flecken haben, sehr darauf, daß den Indianern von allem dem nichts abgehe. Glaubt ihr aber, daß in meiner Erzählung mehr Großsprecherey als Wahrheit liegt, sehet, da stehen christliche Indianer eure Brüder, meine Gefährten und Pflegbefohlenen vor euch. Die meisten von ihnen wurden so wie ihr in Wäldern geboh-

gebohren und erzogen, und leben nun seit vielen Jahren in dem Flecken St. Joachim unter meiner Aufsicht. Werfet einen Blick auf ihre Kleider. Ihr könnt daraus auf unsere Lebensart schließen. Ohne Zweifel sehet ihr an ihnen, daß sie mit ihrem Loose zufrieden sind, und sich vollkommen glücklich dünken. Sie waren das, was ihr seyd, und ihr könnet das werden, was sie sind. Um diese Glückseligkeit sollet ihr euch, wenn ihr klug seyd, nicht bringen. Untersuchet mit aller möglichen Geistesanspannung, ob es euch zuträglich ist, in diesen dicken, finstern Wäldern unter so vielen Beschwerden eure Tage zu verleben, und zu schließen. Entschließet euch, ob ihr den guten Rath, den ich euch gebe, befolgen wollet. Wir werden euch als Freunde und Brüder mit offenen Armen aufnehmen, und ohne Verzug der Anzahl unserer Mitbürger einverleiben. Um euch hievon zu überzeugen, und dazu zu bewegen, hab ich aus Liebe und Verlangen zu euch diese langwierige, und, wie ihr selbst wisset, äußerst beschwerliche Reise unternommen. Hiemit endigte ich.

Um meinen Worten ein Gewicht zu geben, theilte ich unter alle Anwesende nach Maaßgabe ihres Standes, Alters und Geschlechts kleine Geschenke, als kleine Messer, Scheeren, Angeln, Aexte, Spiegel, Ringe, Ohrengehänge und Schnüre von Glaskugeln, die sie als einen Schmuck an den Hals hängen, aus. Diese Kleinigkeiten sind in Amerika die unfehlbarsten Mittel die trotzigen Gemüther der Wilden am geschwindesten zu gewinnen; so wie man die Kinder am ersten mit Klappern stillet. Eine freygebige Hand vermag bei ihnen mehr, als die beredteste Zunge. Demosthenes, Cicero, und die ganze ehrsame Zunft der Redner mögen sich bei den Indianern heiser schreyen, und alle ihre Künste erschöpfen; kommen sie mit leeren Händen, so predigen sie Tauben vor, und alle ihre Mühe ist vergeblich. Verbinden sie ihre Wohl-

reden.



redenheit nicht auch mit Wohlthaten, so werden sie am Ende innen werden, daß sie einen Mohren gewaschen haben. Bringt aber jemand für die Indianer häufige Geschenke mit sich, mag er hernach stumm, dumm wie das Vieh, und häßlich schwarz wie ein Zigeuner aussehen, sie werden ihn mit Vergnügen anhören, ihn werthschätzen, und folgsam gegen seine Befehle seyn. Sie gehen für ihn in die Hölle, wenn er darauf dringt. Nicht Beredsamkeit, sondern Freygebigkeit wirket auf den Willen der Indianer. Ich glaubte daher alles gethan zu haben, als ich meine Rede mit Geschenken begleitete; denn man kann sich unmöglich vorstellen, mit was für einer Freude, und mit welchen Zeichen ihrer Gewogenheit gegen mich alle von der Versammlung in ihre Hütte zurückkehrten. Kurz hierauf bott mir der Cacique Roy, um mir seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, einige Brode an, die, seinem Vorgeben nach, seine alte Gattin eigends für mich gebacken hatte. Diese Brode waren rund aus türkischem Korn, wie ein Papier so dünn, unter der Asche gebacken, und auch aschenfärbig, kurz so beschaffen, daß ihr Anblick auch dem Heißhungerigsten Eckel erwecket hätte. Nichtsdestoweniger lobte ich aus Gefälligkeit die Geschicklichkeit und die besondere Freundschaft der alten Bäckerin gegen mich. Ich nahm sie also mit der einen Hand, und gab sie ihm mit der andern sanft wieder: ich setzte zugleich diese Worte bei, daß es mir angenehm seyn würde, wenn seine Kinder diese Leckerbissen zu meinem Andenken verzehrten. Der Alte war mit meinem Anerbieten zufrieden, und trug seine Brode eben so freudig, als er sie hergebracht hatte, wieder weg. Fremde müssen sich immer vor den Eßwaaren hüten, die ihnen die Wilden aufdringen. Sie verstehen sich sehr wohl auf das Giftmischen, und sind selbst in ihren Gefälligkeiten zu fürchten; denn sie hassen die Fremden, und sind in diesem Punkte den ersten Römern ähnlich,

 bei

bey welchen, wie Cicero (Lib. 1. Offic.) schreibt, Fremde und Feinde gleichbedeutende Wörter waren: also zwar, daß man bei den amerikanischen Wilden alles ängstliche Mißtrauen, als die Mutter der Furcht vermeiden, außerdem aber keine Vorsicht für überflüßig halten muß. So unwissend auch diese Wilden im übrigen sind, so können sie sich dennoch sehr gut verstellen. Sie schmeicheln den Fremden, wenn sie ihnen schaden wollen. Man darf dem Schein nicht zu sehr trauen; denn manchmal liegt unter der niedlichsten Blume eine giftige Schlange verborgen, wie wir selbst leider! zu oft erfahren haben.

Der Cazique Roy hatte für sich, und seine Familie eine von den übrigen etwas entfernte Wohnung. Dennoch brachte er während der drey Tage, die wir uns bei ihm aufhielten, die Nacht in der grossen Hütte seiner Untergebenen zu: ob zu ihrer oder unserer Sicherheit? weiß ich nicht. Vielleicht trauete er uns, vielleicht aber auch den Seinigen nicht. Vielleicht daß er auch für sich selbst besorgt war. Wir schliefen mitten unter den Hütten der Wilden. Ich ermahnte die Meinigen auch bei der Nacht, wenn sie sich niederlegten, auf ihrer Hut zu seyn, damit nicht unser kleine Haufe von der zahlreichen Menge der Indianer im tiefen Schlafe hinterlistig überfallen würde. Allein von keiner Seite wurde Anlaß gegeben etwas befürchten zu müßen. Den andern Tag schickte ich die auserlesensten vier von meinen Indianern, denen ich den Arapotiyù den Sohn des Caziquen zu ihrer Sicherheit mitgab, nach dem entfernten Posten, wo ich einen Ochsen von meinen zurückgelassenen Indianern aufbewahren ließ, um denselben zu schlachten, und sein Fleisch hieherzubringen, damit ich die Wilden bewirthen könnte. Ihnen eine Freude zu machen läßt sich nichts bessers erdenken. Denn die Amerikaner sind nie fröhlicher und folgsamer, als wenn ihr Magen mit Rindfleisch angepfropfet ist. Dem Caziquen war es ein beson-

besonders Vergnügen sich zuweilen viele Stunden mit mir in einem freundschäftlichen Gespräch zu unterhalten. Er gestand mir aufrichtig, daß er und seine Leute keinem Spanier und Portugiesen trauen, und ihren Worten und Freundschaftsversicherungen nicht den geringsten Glauben beimessen. Ich betheuerte ihm daher, um sein Zutrauen und seine Gewogenheit zu gewinnen, zu wiederholten Malen, daß ich weder ein Portugies, noch ein Spanier wäre. Um ihn in dieser Meinung desto mehr zu bestärken, erzählte ich ihm, daß zwischen meinem Vaterlande, und Spanien und Portugall viele Länder und Meere liegen; daß meine Eltern, Ahnen, und Urahnen nicht ein Wort spanisch verstanden; und daß ich eine beschwerliche Reise von vielen Monaten über das große Weltmeer gemacht habe, blos in der Absicht die Amerikaner in den göttlichen Gesetzen, und in den Wegen des Heils zu unterrichten. Da ich ihm dieses sehr ernsthaft einschärfete, so gab er alsogleich den Seinigen davon Nachricht, daß ich nämlich weder aus Spanien, noch aus Portugall gebürtig wäre; welches dann ungemein viel beitrug mir die Gemüther der Wilden durch die Bande der Freundschaft und Gewogenheit noch enger zu verbinden. Ich muß hier etwas erwähnen, was ich nicht ohne zu erröthen schreiben kann, und meine Leser nicht ohne zu lachen lesen werden. Der Cazique, welcher aus einem Rohr Toback schmauchte, eröffnete meinen Indianern, die um ihn herumsassen, sein Vorhaben, und legte dadurch zugleich seine Unwissenheit an den Tag. Ich schätze ihn werth, unsern Pater, sagte er, und weil ich gewiß weiß, daß er kein Spanier ist, so setze ich all mein Vertrauen auf ihn. Ich möchte gern, so lang ich lebe, bei ihm bleiben. Ich habe eine Tochter, das schönste Mädchen, das man sich vorstellen kann: diese will ich unserm Pater zur Ehe geben, damit er in meiner Familie bleibe. Ich habe dieses mit meiner Gattin schon abgeredet; sie ist auch einverstanden. Kaum hatte der Alte seine Thorheit

ausgesagt, als meine Indianer zu lachen anfiengen. Er fragte sie um die Ursache. Sie antworteten, daß die Priester immer unverheurathet leben, und daß ihnen die Ehe durch ein unverbrüchliches Gesetz verbotten ist. Der Alte war ganz betroffen darüber, und hob sein Tobakrohr in die Höhe. Añeyrae! schrie er aus: Was ihr mir da Unerhörtes, und Unglaubliches vorsaget? Bald wunderte er sich, und bald seufzete er, daß er seine Wünsche unerfüllt sehen mußte. Ich spazierte indessen in der Nähe zwischen den Bäumen herum, und hörte diesen lächerlichen Vortrag: aber ich that nicht, als hörte ich's, sondern ich gieng hin zu ihnen, und fragte sie, warum sie so gelacht hätten. Sie schämten sich mir das ungereimte Vorhaben des Caciquen in Ansehung der Heurath zu wiederholen; wurden roth, und schwiegen. Wenn man mehrere auf einmal frägt, antwortet keiner; dieß ist bei den Quaraniern schon so der Brauch. Ich fragte daher einen insonderheit, welcher mir mit Zittern den Gegenstand des Gespräches und ihres Gelächters ganz, und unverholen auseinandersetzte. Hierauf wandte ich mich an den Caciquen, und dankte ihm für die guten Gesinnungen, die er gegen mich geäußert hatte. Ich und alle Priester fuhr ich fort, bekennen uns zu einem Stande, welcher sich mit der Ehe nicht verträgt, und uns allen das Gesetz einer ewigen Keuschheit aufleget. Uebrigens ob ich gleich dein Schwiegersohn nicht werden kann, noch auch werden will, so wirst du dennoch an mir stets den treuesten Freund, und selbst, wenn du es verlangst, einen Gefährten und Lehrer haben, der dich in der christlichen Lehre unterweisen will. Nach diesem bezeugte uns der Caziquie abermal seine Zuneigung zu uns, und seine Verwunderung.

Kaum war ich den Tag vorher bei der Wohnung der Wilden eingetroffen, so verlangte ich, daß man Bothen ausschickte, die benachbarten Caziquen, die mit ihnen in

guten

gutem Vernehmen stunden, von unserer Ankunft zu benachrichtigen, und sie auf einen Besuch einzuladen. Denn fürs erste wußten wir ihre Wohnungen nicht; fürs zweyte aber mußten wir uns den Ueberrest unserer Kräfte, die wir von der grossen Reise übrig behielten, für die Rückkehre aufsparen. Man willfahrte meinem Begehren auf der Stelle; weil die Indianer, im Fall, daß wir etwas Feindseliges im Schilde führten, sich durch die Ankunft ihrer Nachbarn um so viel mehr in Sicherheit setzten. Des andern Tages gegen Mittag erschienen die Wilden bewaffnet (sie lagen nur einige Stunden von den ersten weg) mit ihren Familien in grosser Menge. Die Mütter trugen ihre Säuglinge in Körben. An der Spitze der ganzen Schaar zogen die zween Caziquen einher. Der erste von diesen hieß Veraripochiritù, der eben so groß und dick, als sein Name lang war. So ernsthaft er aussah, so war er dennoch weder unhöflich, noch ungelehrig. Er kam mit den Seinigen eben von einer Wildschweinjagd so, daß sie das fetteste Schweinefleisch mit sich auf dem Rücken trugen. Sein Sohn, ein 10jähriger Knab von einer sehr angenehmen Gesichtsbildung hatte sich das ganze Gesicht mit kleinen schwarzen Sternchen bestreuet. Du glaubst, sagte ich zu ihm, du zierest dein Gesicht mit deinen schwarzen Fleckchen; du hast es vielmehr erbärmlich zugerichtet. Sieh dich nur ein wenig aufmerksam in diesen Spiegel: denn ich hatte ihm einen geschenket: er besah sich nicht lange, sondern eilte zum Wasser sich zu waschen. Wie der Ruß weg war, glaubte ich den Daphnis, welcher anfänglich als ein Cyklope ankam, vor mir zu sehen. Ich beschenkte alle mit den gewöhnlichen Geschenken, sprach mit jedem freundlich; am öftesten aber mit ihrem Caciquen Veraripochiritù, dessen besondere Neigung zu unserer Religion ich gleich im Anfange bemerkte. Der zweyte Cacique, welcher gleichfalls mit seinen Leuten angezogen kam, hieß Tupanchichù, ein Mann von 40. Jahren. Sein Wuchs, und

seine Gesichtszüge gaben ihm ein gewisses Ansehen, aber seine Seele war so schwarz wie sein Gesicht; stolz, hinterlistig, und gefährlich, weil er mit der heitersten Stirne, und den sanftesten Worten den unmenschlichen Vorsatz uns alle zu ermorden, welcher nachmals von andern entdeckt wurde, in seinem Herzen zu verbergen wußte. Nach seiner Ankunft setzte er sich zu mir hin, und foderte auf der Stelle mit einem gebieterischen Tone eine Portion paraquayischen Thee. Nachdem er mich, und ich ihn über verschiedene Kleinigkeiten mit aller Leutseligkeit gefragt hatte, kamen wir, ich weiß nicht mehr wie, auf die Materie von Gott. Ich ergriff diese Gelegenheit sehr begierig. Daß einer ist, fieng der Cacique an, der im Himmel wohnet, wissen wir schon lange. Hierauf versetzte ich ihm, so hättet ihr auch wissen sollen, daß er der Schöpfer und Beherrscher aller Dinge, und unser Vater ist, der uns auf das zärtlichste liebet, und daher unserer Gegenliebe und Anbetung wohl werth ist. Ihr hättet wissen sollen, was ihm gefällt, und mißfällt. Wohlan, fuhr er fort, so sage mir denn, was ihm mißfällt. Er haßt, antwortete ich, und strafet auf das strengste die Ehebrüche, Unzucht, Lügen, Verläumdungen, Diebstähle, Todtschläge — Wie? unterbrach er mich trotzig, Gott soll nicht wollen, daß wir andere umbringen? Warum vertheidigen sich diese Feigen wider ihre Angreifer nicht besser? So mach' ichs, wenn jemand mit mir anbindet. Ich bemühete mich dem tollen Schwärmer seinen Irrthum zu benehmen, und ihm einen Abscheu vor dem Menschenmord einzuflößen; mit welchem Erfolge weiß ich nicht. Ich habe nachmals von glaubwürdigen Zeugen vernommen, daß sich dieser Wilde Tupanchichù, der in der ganzen Gegend als ein boshafter Zauberer gefürchtet wurde, in seiner Hütte mit einem aufgerichteten Haufen Todenschädel geprahlet habe, derjenigen nämlich, die er mit Gift, oder durch gewaltsame Ermordung um das Leben gebracht hat. Man sagte auch,



er hätte sich wider uns verschworen. Damit wir nun nicht von ihm bei der Nacht überfallen würden, hielt sich der Cacique Roy in der nahen Hütte auf, während daß wir unter freyem Himmel schliefen, und wachte für unsere Sicherheit; allein er kam bald darauf durch die verruchten Künste des grausamen Tupanchichù, wie ich bald erzählen werde, um sein Leben. Er verlor das seinige, weil er das unsrige retten wollte.

Die Caciquen hatten nach verschiedenen Unterredungen und Berathschlagungen einstimmig beschlossen, mich bittlich anzugehn, daß man ihnen in ihrem Geburtsorte einen Flecken auf dem Fuße der übrigen indianischen errichtete. Ich gewährte ihnen ihre Bitte um so viel lieber, weil uns ein Flecken in Mbaeverà die bequemste Gelegenheit verschaffte, die andern Wilden, welche sich noch in den entfernteren Wäldern verborgen hielten, aufzusuchen, und zum Evangelium zu bekehren. So abgeneigt auch Tupanchichù der christlichen Religion war, so getrauete er sich dennoch nicht, den andern zween Caciquen dem Roy als dem vornehmsten, und Veraripochiritù, als dem mächtigeren und älteren, öffentlich zu wiedersprechen. Er stellte sich daher mit vieler Arglist an, als wenn er den Vorschlag billigte, um desto sicherer die beschlossene Errichtung der Kolonie zu hintertreiben. Nachdem ich nun bereits drey Tage bei diesen Indianern zugebracht hatte, erklärte ich allen, daß ich den andern Tag die Reise antretten, aber wieder zurückkehren würde, sobald ich das nöthige Vieh, und das übrige, was zur Errichtung und Erhaltung einer Kolonie erforderlich ist, herbeigeschaft hätte. Um mir ihre Ergebenheit gegen mich anzuzeigen, gaben mir die Caciquen bei meiner Abreise ihre Söhne mit, daß sie mich bis zu meinem Flecken begleiten sollten. Der schlaue Tupanchichù gesellte mir, weil er keinen erwachsenen Sohn hatte, den Bruder seines Weibes, einen bildschönen Jüngling

ling bei. Von dem Caciquen Roy̆ kamen die vier Söhne mit, nämlich Arapotiyù als der älteste, Ararendĭ der nächste nach ihn (beide waren noch unverheurathet) und noch zween Knaben samt dem Gatŏ einem Jüngling, welcher des Caciquen Gefangener war. Hierzu stießen noch andere Verheurathete, so daß wir in allem 18 Wilde zu unsern Gefährten zählten. Wir hatten eine sehr glückliche und lustige Reise. Als mich die Spanier, welche mir begegneten, von so vielen nackten Wilden mit Köchern und Kronen von Papagayenfedern begleitet daher ziehen sahen, verwandelte sich ihr anfänglicher Schröcken in Glückwünsche, und in ein lautes Frohlocken. Alle rühmten einstimmig meine Unerschrockenheit, daß ich mich in die Wohnungen der Wilden gewaget hatte, und mein Glück, daß ich sie entdeckt habe. Ein Spanier, der von der Schönheit des Jünglings, den mir der Tupanchichù zugegeben hatte, gerühret war, sagte zu mir: Wahrhaftig Pater! es wäre ewig Schade, wenn der Teufel ein so spanisches Gesicht (schönes wollte er sagen) erwischen sollte. In dem Flecken S. Joachim zogen wir wohlbehalten und mit einer Art von Jubel ein, und wurden von den Einwohnern auf das freudigste empfangen. Die Waldgäste bewirtheten wir stattlich, kleideten, und beschenkten sie sogleich mit Aexten, Messern, Glaskugelschnüren, und andern Kleinigkeiten im Ueberfluße. Nachdem sie 14 Tage bei uns ausgeruhet hatten, schickten wir sie wieder in Begleitung unserer Indianer zu den ihrigen zurück: den Jüngling Arapotiyù ausgenommen, welcher von der Stunde an, daß er mir in dem Walde am ersten zu Gesicht kam, von meiner Seite nicht mehr weggeben wollte. Ich prüfete einige Monate seine Beständigkeit, unterrichtete ihn in den Wahrheiten des Glaubens, taufete, und verheurathete ihn kurz nachher nach christlichem Gebrauche. So eine kurze Zeit er in unseren Flecken war, so sehr that er sich in Tugendhandlungen von allen Gattungen hervor, daß

man

man ihn von einem alten Christen nicht hätte unterscheiden können. Er war untröstlich, als uns ein königliches Dekret nach Spanien zurückrief: und alle indianische Kolonien beweinten mit ihm unser, und ihr Loos. Gato der Gefangene blieb gleichfalls, ganz zufrieden mit seinem Schicksale bei uns, in unserem Flecken. Er betrug sich auch so wohl, daß ich ihm die Taufe ertheilte, und eine Christin zur Ehe gab. Allein eine langsame Auszehrung rieb ihn nach wenigen Monaten auf.

Unsere Indianer erzählten mir nach ihrer Rückkunft aus den Wäldern Mbaeverà, daß bei den Wilden eine sehr gefährliche Art von Angina, wie eine Seuche, herumgehe. Die Zauberer und besonders ihr Anführer Tupanchichù suchten den unwissenden Volk weiß zu machen, diese Seuche käme von uns her, in der Absicht, demselben einen Abscheu vor uns beizubringen. Ich schrieb alsogleich an unsern Provinzial, und gab ihm von meiner Reise, den gefundenen Wilden, und der Kolonie, um deren Errichtung sie angehalten hatten, Nachricht. Er billigte mein Vorhaben, und bezeugte seine Freude darüber. An meiner Stelle zu St. Joachim, denn ich gieng zu den Wilden zurück, setzte er gleich einen andern. Auch der königliche Statthalter D. Joseph Martinez Fontes wurde von allem, was schon geschehen war, und noch geschehen sollte, unterrichtet, und seine Erlaubniß zu Errichtung der neuen Kolonie, wie gewöhnlich, nachgesuchet. Alles gieng nach Wunsche, und kein Mensch machte mir Schwierigkeiten, als die Hölle den glücklichen Fortgang meiner Unternehmung hemmte, und alle meine Hoffnungen vereitelte. Sie bediente sich dazu eines doppelten Werkzeuges: des blutdürstigen Tupanchichù, und eines reichen Spaniers. Man vernehme, und verabscheue die schröckliche Bosheit dieser Ungeheuer. Auf einmal kam ein unvermutheter Both mit der Nachricht, daß der Cacique Roy durch vergiftete

Batatas, welche die Deutschen Erdäpfel und die Quaranier Yeti nennen, sein Leben eingebüßt habe. Tupanchichù hatte ihm selbe zu essen gegeben: theils um sich an ihm seiner Sorgfalt wegen zu rächen, mit der Roy für unsere Sicherheit wachte, während daß Tupanchichù unsern Untergang beschlossen hatte; theils auch die Anlegung der Kolonie zu hintertreiben, welche jener gern gesehen hätte, und daher sehr eifrig betrieb. Nicht zufrieden den Alten um das Leben gebracht zu haben, dachte er auch der Wittwe desselben das nämliche Schicksal zu, um sich nach ihrem Tod der von ihren Mann hinterlassenen Aexte, Messer, und anderer eiserner Werkzeuge zu bemächtigen. Das Weib flüchtete sich hin und wieder; weil sie sich aber in keinem Winkel des Waldes sicher glaubte, so rettete sie sich mit ihrer Familie in unseren Flecken, wie Seefahrer, die im Sturme einem nahen Hafen zueilen. Sie hatte vier Söhne und eben so viele Töchter, alle unverheurathet, bis auf eine, die aber von ihrem Mann schon geschieden war. Ihre Reise, wobei fast 100 Meilen weit beständig im Walde und über viele Flüße und Moräste gewandert werden mußte, erschwerten ihr noch zwo Töchter, deren die eine erst zweyjährig, die andere zwar erwachsen, aber an Händen und Füßen lahm war, so, daß sie allein keinen Schritt thun konnte. Beide mußten getragen werden. Die ältere wurde in eine Hangmatte gelegt, und von ihren Brüdern, und Schwestern auf dem Rücken fortgeschleppet. Diese Gedult und Liebe der Wilden verdient allerdings unsere Bewunderung. Nachdem die Mutter in den Grundlehren des Christenthums gehörig unterrichtet war, wurde sie nach einigen Monaten mit ihren 5 Kindern und dem Gefangenen in einem Tage getaufet. Alle Anwesende empfanden darüber den lautersten Trost. Mann kann sich vorstellen, wie unaussprechlich der meinige gewesen seyn müße, da ich diese zehn der Zahl der Gläubigen einverleibte. — Eine Frucht, weßwegen es allein der Mühe

werth

werth war die Reise nach Mbaeverá zu unternehmen. So abscheulich und verrucht mir die That des Giftmischers Tupanchichù vorkömmt, welcher den Caziquen Koy, der sich die für die Seinigen anzulegende Kolonie am meisten angelegen seyn ließ, ermordet hatte, so scheint mir dennoch das Andenken des unchristlichen Mannes ungleich verabscheuungswürdiger, welcher aus einem schmutzigen Eigennutz die Errichtuug der neuen Pflanzung hintertrieb. Er ist unter den Spaniern in Paraquay, aber nicht aus einem spanischen Geschlechte gebohren. Seinen Namen verschweige ich; weil er in einem europäischen Lande bekannt und im Ansehen ist.

Dieser mehr bemittelte als ehrliche Mann unternahm, und versuchte alles, wovon er sich einen Gewinn und einen Zuwachs zu seinen Reichthümern versprach. Er hatte in seiner Meyerey Vieh von aller Art im Ueberfluß, und ein Haus in der Stadt Assumtion. Seinen größten Reichthum sammelte er sich aus dem Handel mit paraqnayischen Thee. Seine weitläuftige Wirthschaft erforderte eine Menge Leute. Er hatte gehöret, daß ich verschiedene volkreiche Wohnplätze der Wilden in Mbaeverà entdeckt habe, und ihnen mit nächsten, um sie in der Religion zn unterrichten, eine Kolonie anlegen wollte. Schnell machte er einen Entwurf diese Wilde in seinen Meyerhof durch was immer für Kunstgriffe zu bringen, und sich ihrer statt der Schwarzen, welche in der dortigen Gegend hoch zu stehen kommen, zu bedienen. In diesem Vornehmen schickte er einige geschickte und der quaranischen Sprache mittelmäßig kundige Leute zu ihnen, um sie zu seinen Absichten zu bereden, und ihren Vortrag selbst durch reichliche Geschenke beliebter zu machen. Diese Unterhändler versprachen daher den Wilden auf dem Grund und Boden des Spaniers goldene Berge, schöne Kleider, und täglich die köstlichsten Mahle, kurz alle Glückseligkeiten:

ten: wie Fischer, welche den Fischen die Speise anködern, aber den tödlichen Angel verbergen. Sie erschöpften alle ihre Künste um jenen einen Abscheu vor den Kolonien der Jesuiten einzuflößen. Sie logen ihnen vor, als wenn lauter Elend und Hunger in denselben herrschte. Sie sollten sich vor den Jesuiten in Acht nehmen: und ohne Verzug und weitere Ueberlegung, wenn sie ihr Glück machen wollten, mit den ihrigen in den Meyerhof N. N. begeben. Diesen Rath gaben ihnen die Spanier; allein, er wurde von niemanden befolget. Gewiß ein rasender Gedanke so was von den Indianern, welche aus Furcht in die spanische Dienstbarkeit zu gerathen, die Nachbarschaft der Spanier und sogar ihren Schatten fürchten und fliehen, und ihre Schmeicheleyen für masquirte Fallstricke und Drohungen ansehen, zu verlangen oder zu erwarten. Sie wollen lieber nackend und frey seyn, als gut gekleidet und gemästet unter einer harten Leibeigenschaft schmachten. Da sie sahen, daß ihr Aufenthalt den Spaniern bekannt wäre, so glaubten sie, daß es um ihre Sicherheit gänzlich geschehen sey, und daß sie sich der Nachstellungen der Spanier von keiner Seite mehr erwehren könnten, Sie standen sogar stets in Sorgen, daß sie einst ein Trupp Soldaten auf den Befehl des Spaniers, dem sie sich zu gehorchen weigerten, abholen und von ihrem Geburtsorte weg in die Dienstbarkeit schieppen möchte. Weil ihnen ihre gefährliche Lage Tag und Nacht vor Augen schwebte, so beschlossen sie zuletzt ihre Wohnplätze zn verlassen, und sich um eine von diesem Orte sehr weit entlegene Gegend umzusehen. Sie verbrannten daher ihre Hütten, und eilten mehr wie Flüchtige, als Auswandernde mit Sack und Pack von der Stätte ihrer Unruhe weg. Wohin? das blieb uns immer ein Räthsel.

Ich wurde kaum von dieser Flucht der Wilden benachrichtiget, als ich mich mit 40 christlichen Indianern und dem Arapotiyù, der alle Steige und Wälder in der ganzen Gegend kannte, auf den Weg begab. So sehr wir uns auch bemüheten, und so viel wir auch ausstanden, so erreichten wir dennoch unsere Absicht nicht. Die Hütten der drey Caciquen, in welchen ich mich vor wenigen Monaten drey Tage aufgehalten hatte, und die ganze Völkerschaft fand ich in der Asche. Wir durchliesen die Ufer der Flüsse Monday und Acaray, und die zwischen selben liegenden Wälder; aber von einem Menschen konnten wir keine Spur entdecken. Da kein Anschein eines glücklichen Erfolges vor Handen war, so kehrten wir wieder, nachdem wir die Wälder rechts und links durchstrichen hatten, abgemattet und traurig zurück. Alle Rechtschaffene wurden entrüstet, als diese Nachricht in der ganzen Provinz bekannt wurde. Die Spanier und christlichen Indianer entbrannten vor Zorn wider den Mann, der sich nicht scheuete uns die bereits zur Erndte reife Früchte, welche wir in die Scheuern der Kirche zu sammeln im Begriffe waren, zu verheeren. Denn dadurch, daß er sich diese Wilde zueignen wollte, war er Ursache, daß sie von ihrem Vorhaben abstanden Verehrer der Gottheit und Anhänger der Lehre Jesu zu werden. Der Statthalter von Paraquay schlug, als man ihn von dieser Schandthat benachrichtigte, mit der Faust auf den Tisch, an welchem ich mit einigen vornehmen Spaniern saß. Wahrhaftig! schrie er voller Erbitterung aus, dieser Mann ist ärger als der Teufel und selbst als der Antichrist. D. Emanuel de la Torre Bischof von Paraquay rühmte meine Mühewaltung, wodurch ich mich auf so vielen Reisen um das Christenthum verdient gemacht habe, mündlich und schriftlich. Auch er verabscheuete in meiner Gegenwart den gottlosen Mann, der uns bei Einerndtung der erwarteten Früchte Hindernisse in den Weg gelegt hat,

als

als einen, der nicht werth ist, weder ein Christ noch ein Spanier zu seyn. Er drohete sogar, daß seine That nicht ungestraft bleiben würde. Allein dießmal blieb es bei den blossen Worten. Denn so viel ich weiß, wagte sich weder ein Bischof, noch ein Staatthalter an diesen Bösewicht, weil er seiner zahlreichen und vielvermögenden Verwandschaft wegen zu fürchten war, und es beide für gefährlich hielten, ihren Zorn in einer, wie man aus den Jahrbüchern weiß, zum Aufruhr so sehr geneigte Stadt wider sich zu reizen. Allein der Nachsicht der Obrigkeit gegen seine Bosheiten ungeachtet schonte doch die rächende Hand der göttlichen Strafgerechtigkeit des Verworfenen nicht.

Er hatte viele Leute mit grossen Kosten bei der Theesammlung in Mbaeverà angestellet. Ein ungeheurer Vorrath war davon bereits in der Hütte der sammelnden Spanier aufgehäufet, und wartete auf Maulthiere um nach der Stadt gebracht zu werden. Diese Hütte lag auf einer Anhöhe und ringsum unter Bäumen. In der Nähe sah man das Ufer des Flusses Acaray ganz mit Binsen und hohen Grase bewachsen. Ein Wilder hatte in demselben Feuer angelegt, welches außerordentlich schnell um sich griff. Der spanische Befehlshaber der Arbeitsleute, und des ganzen Geschäftes war für seine Hütte besorgt, und schickte daher 18 seiner Untergebenen hin, dem Feuer Einhalt zu thun: allein sie wurden das Opfer derselben; indem ein plötzlich entstandener Wirbelwind die ganze Ebene in so kurzer Zeit in Flammen setzte, daß die Spanier vor- und und rückwärts und auf allen Seiten von selben umringet, und ihnen alle Gelegenheiten zu entfliehen abgeschnitten waren. Einige sprangen in die Moräste; allein sie waren ganz ausgetrocknet: andere tauchten sich in Koth: aber alle Rettungsmittel waren vergebens. Sie wurden zwar nicht

ver-

verbrannt, aber durch die herannahenden Flammen erstickt, geröstet, und meistens bei unversehrten Kleidern gebraten. Noch eben diesen Abend starben drey eines elenden Todes, drey aber des andern Tages. Zwey andere starben etwas später und folglich um so viel schmerzhafter. Ihre gräsliche Geschwüren, die in denselbrn wachsenden Moden, und die Fäulung ihres ganzen Körpers gaben einen so unerträglichen Gestank von sich, daß die übrig gebliebenen wenigen Arbeiter nur mit verhaltener Nase in die Hütte hineingiengen, und die Sterbenden mit Speise und Trank labeten. Nach dem Verlust ihrer Nase, Ohren, und Augen beschlossen sie endlich ihr Leben, welches ihnen bitterer als der Tod selbst war. Die Kundschafter der Wilden sahen unbemerkt diesem Umfalle der Spanier von Weitem zu. Diese ihre kleine Anzahl machte sie um so beherzter. Einer von ihnen schlich sich mit Pfeilen und Kolben bewaffnet, und mit einer Federkrone auf dem Haupte in die Hütte der Spanier, worinn nur ein einziger zur Aufbewahrung des paraquayischen Thee zurückgeblieben war, indem die übrigen theils mit der traurigen Nachricht in die Stadt eilten, und theils in dem Walde etwas suchten. So! redete ihn der Wilde mit einer grimmigen Miene an, ihr habt euch unterstanden diese Wälder, die euch niemals gehöret haben, zu betretten. Wißt ihr nicht, daß dieß unser vaterländische Grund und Boden ist, den wir von unsern Ahnen, und Urahnen geerbt haben. Habt ihr noch nicht Ländereyen genug, ihr, die ihr euch unermeßlicher Felder, und unzähliger Wälder manchmal mit, und manchmal wider den Willen unserer Väter, allemal aber ohne das geringste Recht bemächtiget habet, und euch noch immer derselben unverschämt anmasset. Seyd ihr denn in euern Augen sogar arm, daß ihr eure Reichthümer in unsern Wäldern sammeln, und unsere Bäume ihrer Blätter, um einen Trank daraus zu machen, berauben müßet. Schämet euch euerer

Dreu=

Dreustigkeit, und Habsucht. Reuen aber wird sie euch gewiß; denn ihr werdet sie einst mit dem Leben büßen. Wenn sich einer von uns euerem Gebiete näherte, bei Gott! er käme nicht mehr lebendig zu uns zurück. Wir werden uns in Zukunft nach euerem Beispiele richten. Wofern euch also euer Leben lieb ist, und ihr nicht allen Verstand verloren habt, so eilet von hier weg nach Hause, und warnet eure Landesleute, ja keinen Fuß mehr in diese Wälder zu setzen, wenn sie anders nicht ihrer Tage satt sind. Während als der Wilde dieses so ziemlich drohend hervor trotzte, verstummte und erblaßte der Spanier, weil er ängstiglich den tödtlichen Streich erwartete. Sein Leben zu erhalten, bott er dem Judianee Aexte, Messer, Kleider und andere Kleinigkeiten zitternd dar. Durch diese Geschenke besänftiget kehrte der Wilde zu den Seinigen, die sich in der Nähe verborgen hielten, zurück. Der Spanier hielt jeden längern Verzug in seiner Hütte für gefährlich, und nahm daher eilends die Flucht nach der Stadt, wiewohl er viele tausend Pfund bereits fertigen Thee unverwahrt in dem Walde zurückließ.

Als sich die Nachricht von den achtzehn durch die Feuersbrunst umgekommenen Spaniern, und den Drohungen der Wilden in der Stadt verbreitet hatte, so wurde alles außerordentlich bestürzt; und die Furcht vor den Wäldern in Mbaeverà bemächtigte sich aller Gemüther dergestalt, daß man erst nach einigen Monaten, und nur um einen sehr hohen Lohn Leute finden konnte, welche den zurückgelassenen Theevorrath auf Maulthieren nach der Stadt schaften. Derjenige litt hiebei keinen kleinen Schaden, der aus Gewinnsucht, und aus einem schmutzigen Geiz die Anlegung der neuen Kolonie zur Bekehrung der Wilden vereitelt hatte. Doch kömmt, sagt Tibull, die späte Strafe leise herangeschlichen. (Sera tamen tacitis poena venit pedibus.) Unglücksfälle, welche den unchrist-

welche den unchristlichen Mann trafen, nicht als eine Wirkung des Ungefehrs, sondern als eine Strafe der rächenden Gotteshand angesehen werden müßten, zweifelte kein Mensch. Allein härtere Züchtigungen warten seiner, wenn er nicht seine Uibelthat durch eine wahre Buße wieder gutmacht. Er hat seine Seele so vielmal der Hölle verpfändet, als er Wilde von der Annahme des Christenthums abgeschröcket hat: um derentwillen ich dennoch bei 700 Meilen in verschiedenen Reisen zu Fuß, und oft mit blossen Füßen gegangen bin. Ist meine Mühe mit dem erwarteten Erfolge nicht gekrönet worden, so ist mir doch der göttliche Lohn gewiß. Von Menschen erhielt und erwartete ich auch keinen.

Ich muß hier noch einer anderen Reise zu den Wilden erwähnen, welche zwar in wenigen Tagen verrichtet war, aber mir meine Mühe reichlich vergolten hat. Eine Anzahl Spanier bereitete an dem südlichen Ufer des Flußes Empalado paraquayischen Thee zu. Da ihnen die Bäume ausgiengen, von welchen diese Blätter abgepflücket werden, so sandten sie drey Kundschafter aus, welche jenseits des Flußes die verlangten Bäume aufsuchen sollten. Von ungefehr stiessen sie auf ene Hütte, und ein mit türkischem Korn besäetes Feld; woraus sie freylich etwas zu voreilig schlossen, daß sich in diesem Walde Wilde in Menge aufhalten müßten. Diese Neuigkeit erschreckte alle dergestalt, daß sie alsogleich ihre Arbeit, zu der sie gedungen waren, liegen ließen, und sich eine Zeitlang in ihren Hütten, wie die Schnecken in ihren Gehäusen, verborgen hielten. Tag und Nacht stand man wegen eines feindlichen Angrifs in Sorgen. Um sich von diser Furcht zu befreyen, sandten sie einen Eilbothen nach S. Joachim, um uns zu bewegen, die im Walde sich aufhaltenden Wilden aufzusuchen, und nach unserer Kolonie zu bringen. Ich sagte

ihm alsogleich meine Bereitwilligkeit zu, und begab mich wieder am S. Johannes des Evangelisten Tage, ungeachtet ich erst am Weyhnachtsfeste von einer dreywöchigen Reise aus Mbaeverà zu Hause angelangt war, mit 40 Indianern auf dem Wege. Die durch den langwierigen Regen angeschwollenen Flüße, machten uns auf unserer Reise nicht wenig Hindernisse. Ich nahm aus der spanischen Hütte einen Wegweiser mit, setzte über den Fluß Empalado, und entdeckte endlich, nachdem ich alle Wälder am Ufer des Flusses Monday miri sorgfältig durchsuchet hatte, am dritten Tage mittelst der Fußtapfen, denen wir nachgiengen, eine kleine Wohnung, in welcher ein altes Mütterchen mit ihrem 20jährigen Sohn, und einer 15jährigen Tochter schon seit vielen Jahren gelebt hatte. Als ich sie fragte, wo sich die übrigen Indianer aufhielten, gab sie mir zur Antwort, daß in diesen Wäldern niemand außer ihr und ihren zweyen Kindern übrig wäre, indem eine schröckliche Pockenseuche alle Bewohner dieser Gegend weggeraffet hätte. Da der Sohn mein Bedenken in Ansehung der Worte seiner Mutter bemerkte, sagte er zu mir: du darfst meiner Mutter sicher glauben; denn ich habe selbst in der Absicht mir ein Weib zu suchen, die entferntesten Wälder zu wiederholtenmalen durchgelaufen, ohne daß ich auch nur den Schatten eines Menschen zu Gesicht bekommen hätte. Der junge Wilde ward also durch einen Naturtrieb geleitet, die Ehe mit seiner Schwester für unzuläßig anzusehen. Diese Versicherung, daß nämlich keine Wilden mehr in dem Walde vorhanden wären, wiederholte er mir nach einigen Monaten in meinem Flecken vielmal und mit aller möglichen Aufrichtigkeit. Das nämliche bestättigten auch die Spanier, die mich berufen hatten, und nachmals zwey ganze Jahre darinn ihre einträgliche Theesammlung fortsetzten.

Die

Die alte Mutter suchte ich mit tristigen Gründen zu überreden, sich in meine Flecken, wofern es ihre Umstände zuließen, zu ziehen; und verhieß ihr daher glücklichere Tage. Sie antwortete: sie wollte meiner Einladung gern nachkommen, wenn sie nicht etwas davon zurückhielte. Ich habe, sagte sie, die drey Wildschweine, die du da siehst, gleich im Anfange, als sie auf die Welt kamen, zam gemacht: sie werden uns im Fortgehen wie Hunde folgen; aber welches ich sehr fürchte, umkommen, sobald sie das ausgebrannte Feld erblicken, oder von der Sonnenhitze gequälet werden. Besorge nichts, erwiederte ich, sey überzeugt, daß auch mir diese lieben Thierchen am Herzen liegen. Während der Sommerhitze wollen wir uns, wo es auch immer ist, im Schatten lagern. Auch wird es uns nie an Pfützen, Bächen und Lachen fehlen, deine Schweine zu erfrischen. Dieses lenkte ihren Sinn, und sie versprach mit uns zu gehen. In der That machten wir uns den andern Tag auf den Weg, und langten dtn ersten Jenner wohlbehalten im Flecken an, ungeachtet wir auf dieser Reise zwey schreckliche Donner- und Regenwetter zu überstehen hatten, und uns ein naher Tieger mit unabläßigen Brüllen die ganze Nacht durch zusetzte. Den Spaniern, welchen ich die Mutter und ihre zwey Kinder im Vorbeigehen wies, machte ich kund, daß sie in der ganzen Gegend von keinem Wilden mehr etwas zu befürchten hätten. An die Stelle der Furcht tratt nun bei ihnen Schaam und Reue; denn sie hatten geglaubt, daß in den zwischen den Flüßen Empalado und Monday miri gelegenen Wäldern alles von Wilden wimmelte. Nun will ich etwas von dem Aussehen, den Eigenschaften, und der Lebensart der Mutter und ihrer Kinder, meinen Bemerkungen zufolge, erzählen. Von ihrer ersten Jugend an ließen sie sich an dem Ufer des Monday miri, worauf alles vou Mücken, Schlangen und andern giftigen Thierchen voll ist, nieder. Aus den Aesten der Palmbäu-

 me

me flochten sie sich eine Hütte. Das daselbst immer kothigte Wasser gab ihnen ihren Trank: die Baumfrüchte aber, die Elendthiere, Rehe und Kaninichen, verschiedene Vögel, türkisches Korn, die Wurzel des Baumes Mandió &c. ihre Nahrung. Aus den Blättern Caraquatà webten sie sich ihre Kleidung, und bereiteten sich ihr Bett. Das Honig, welches in den hohlen Stämen der Bäume überall im Uiberfluße angetroffen wird, war ihnen statt des Zuckerwerks. Die Alte schmauchte Tag und Nacht aus einem Rohre, worann ein hölzernes Gefäß, wie ein kleiner Topf befestiget war, Toback, den die Quaranier peti nennen: der Sohn hingegen kauete immer an zerriebenen Tobackblättern. Eine an einem Steine geschärfte Muschel und zuweilen ein gespaltenes Rohr dienten ihm statt des Messers. Der junge Mann, welcher seine Mutter und Schwester ernährte, trug noch zwey Stückchen Eisen, den Uiberrest eines zerbrochenen Messers, welche einen Zoll lang und breit, und an einem Griffe festgemacht waren, mit Wachs und Bindfaden umwunden in seinem Gürtel. Mit diesem Werkzeuge schnitzte er sich auf das geschickteste seine Pfeile mit Widerhacken, machte sich hölzerne Fallen für die Elendthiere, grub die Bäume durch, wo er Honig vermuthete, u. d. g. m. Da es ihnen an einem Tiegel fehlte, um einen Topf daraus zu machen, so assen sie Zeit ihres Lebens nichts Gesottenes, sondern lauter Gebratenes. Die Blätter des paraquayischen Thees begossen sie nur mit kaltem Wasser, weil sie kein Gefäß hatten, dasselbe warm zu machen. Feuer erhielten sie durch die schnelle Reibung zweyer Hölzchen sehr schleunig nach Art der übrigen Amerikaner. Ich werde von dieser Methode an einem andern Orte mehr reden. Den Durst zu löschen schöpften sie sich aus den Morästen Wasser, welches immer, es sey denn, daß der Sudwind dasselbe auffrischet, lau ist, und von ihnen in grossen Kürbissen in Ermanglung andrer Kannen herbeige-

beigebracht und aufbehalten wurde. Ihr Hausrath bedeutete sehr wenig. Um sich davon einen Begriff zu machen, muß man sich ihre Kleider vorstellen. Der Sohn hüllte sich in eine Art Mantel aus den Blättern Caraquata gewebet, welcher ihm auf beiden Seiten von den Schultern bis an die Knie hinabgieng, und an dem Unterleib mit einem Strickchen, an dem ein Kürbiß mit zerriebenem Toback hieng, umgürtet war. Die aus groben Fäden gewebte Hangmatte diente der Mutter des Nachts zum Bette, und den Tag hindurch statt eines Kleides. Eines solchen Netzes bediente sich auch die Tochter. Da mir dasselbe zu durchsichtig, und folglich in Gegenwart der Spanier und Indianer zu unanständig schien, so warf ich ihr ein Handtuch zu, ihre Blöße zu bedecken. Das Mägdchen legte das Tuch, das ihr meine Indianer gaben, wie Papier zusammen, und setzte es sich auf den Kopf, um sich damit wider die Sonnenhitze zu bedecken. Meine Indianer aber erinnerten sie, sich darein zu wickeln, welches sie auch that. Dem Jüngling konnte ich nur mit Mühe die leinenen Beinkleider, in die ich auf der Reise mein Haupt, um mich wider die Mückenstiche zu bewahren, gehüllt hatte, damit seine Blöße die Ehrbarkeit nicht beleidigte, aufdringen. Vorher kletterte er geschwind, wie ein Affe, auf die höchsten Bäume, für seine drey Wildschweine Futter zusamm zu bringen. In den Beinkleidern glaubte er wie in einer Klemme zu seyn, und konnte kaum vorschreiten. Wiewohl sie in dieser Wüste ihr Leben in der größten Armuth und Dürftigkeit zubrachten, und selbst die Strengheiten und Leiden der alten Einsiedler ertragen mußten, so fand ich sie dennoch mit ihrem Loose ganz zufrieden, und im Genuß einer vollkommenen Seelenruhe und einer unwandelbaren Gesundheit. Hieraus sieht man, wie wenig die stetts genügsame Natur bedarf. Schaam erfülle diejenigen, welche für ihre Tafel, und Kleider alle vier Welttheile aufbieten. Von den äußersten Grän-

zen der Erde an müßen alle Meere, Wälder, Felder, Berge, die Eingeweide der Erde und alle Elemente, ihren Körper zu schmücken, und ihren Gaumen zu reizen, ihre Schätze öffnen. Möchten sie doch nicht in dem Gegenstande ihrer Lust, und ihres Schmuckes den Saamen ihres Unmuths und ihrer Zerstörung finden! Die Sucht nach immer neuen ausgekünstelten Vergnügungen zehrt ihre Kräfte, und ihre Reichthümer auf: zeichnet in ihr Antlitz die Spuren der Verwüstung, und lohnet sie mit Krankheiten und einem frühezeitigen Tod. Sie werden desto unglücklicher, je weichlicher sie waren.

Meine drey Waldbewohner hatten die quaranischen Gebräuche entweder vergessen, oder sich darüber hinweggesetzet. Sie giengen mit unbeschnittenen und fliegenden Haaren herum, ohne selbe zu binden. Der Sohn hatte weder eine durchstochene Lippe, noch Papagenenfedern auf dem Haupte. Die Mutter und Tochter trugen statt der Ohrengehänge, und Halsbänder Strickchen um den Hals, an welchem ziemlich schwere pyramidenförmige Stücke Holz herabhiengen. Da sie im Gehen aneinander stießen so machten sie dadurch ein Geklapper. Auf den ersten Anblick fragte ich die Alte, ob diese Halsgehänge bestimmt wären die Mücken zu verscheuchen: und wechselte ihnen diese hölzerne Gewichter mit einer Schnur von Glaskugeln von einer besonders schönen Farbe um. Die Mutter und der Sohn waren lang von Körper, und sehr ansehnlich. Die Tochter aber hatte in ihrem Gesicht ein so blendend Weiß, daß ihr die Dichter unter den Grazien allerdings eine Stelle hätten einräumen, alle Europäer hingegen sie sicher hätten schön nennen können. Ihre Fröhlichkeit äußerte sie in einer anständigen Gesprächigkeit. Ueber unsere unvermuthete Ankunft erschrack sie so wenig, daß sie sich vielmehr darüber freuete. Als wir quaranisch sprachen, lachte sie herzlich über uns, und wir über sie, als sie in eben

dieser

dieser Sprache antwortete. Denn da sie mit keinem Quaranier außer ihrem Bruder und ihrer Mutter umgegangen war, so behielt sie wohl die quaranischen Wörter bei, aber sie sprach selbe nach einer ganz wunderlichen Mundart aus. So z. B. sagen die andern: Quaraçi, die Sonne, Yaçi, den Mond, Cheraçi, ich bin krank, und sprechen das ç mit dem unten angehängten Zeichen wie ein ſs aus; folglich Quaraſsi, Yaſsi, Cheraſsi. Sie hingegen sprachen: Quaratſchi, Yatſchi, Cheratſchi aus. Der Sohn sah außer seiner Mutter, und Schwester kein Weibsbild, und auch keinen Mann außer seinem Vater. Das Mädchen kannte blos die Mutter, und sonst niemanden von ihrem Geschlecht. Von männlichem sah sie außer ihren Bruder keinen auch nicht von Weitem; weil ihr Vater noch, als sie im Mutterleibe war, von einem Tieger zerrissen ward. Um sich Früchte sowohl auf der Erde, als auch auf den Bäumen zu sammeln, und Holz zur Feuerung zusammenzutragen, lief das emsige Mädchen den Wald, der überall von Hecken, Rohren und Dornen bewachsen war, durch; und ritzte sich dadurch ihre Füße jämmerlich auf. Um Gefährten zu haben nahm sie meistens einen kleinen Papagey auf der Schulter, und seinen kleinen Affen auf den Armen mit, ohne sich im geringsten zu fürchten, vor den Tiegern, die in den dortigen Gegenden häufig angetroffen werden, wie ich mit Augen gesehen habe. Ich selbst wäre den Tag vorher, als wir bei der Hütte dieser Wilden eintraffen, im Schlafe beinahe von einem Tieger zerrissen worden. Er war bereits nicht mehr ferne von mir. Zum Glücke weckte sein Gebrüll die Indianer auf, welche alsdann mit Spießen und Feuer heranrückten, und also mein Leben retteten. In diesen Wäldern wüten die Tieger, weil es wenig Gewild darinne giebt, um so viel grimmiger, wenn sie hungert; und springen weit gieriger auf die vorüberziehenden Menschen, als auf dem freyen Felde, wo sie wegen der unendlichen Menge Vieh von allen Gattungen, das sich

daselbst aufhält, so oft sie wollen, einen Raub, ihren Hunger zu stillen, finden.

Unsere drey Neubekehrten wurden alsobald in dem Flecken wie die übrigen gekleidet, und mit Lebensmitteln alle Tage versehen. Ich ließ sie auch öfters in Gesellschaft mit andern in die nahen Wälder hineingehen, um des Schattens und der angenehmen Grüne der Bäume, an die sie gewohnt waren, zu genießen. Denn wir wußten aus Erfahrung, daß, wie die Fische außer dem Wasser sich nicht lange erhalten lassen, also auch die Wilden, sobald man sie aus den Wäldern in die Flecken bringt, sehr oft auszehren; weil die gähe Veränderung der Nahrung und Luft, und die Sonnenhitze ihren Körperbau zu gewaltsam erschüttern, nachdem sie von Jugend auf an die feuchten, kühlen, und finstern Wälder gewöhnet sind. Eben dieses Schicksal traf in unserem Flecken die Mutter samt ihren Kindern. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft wurden sie von dem Schnupfen, und einem Flußfieber, das sich durch den ganzen Leib zog, befallen. Hierauf folgten Augen- und Kopfschmerzen, und nicht lange darnach die Taubheit. Die Schwermuth, und der Eckel vor allen Speisen erschöpften dergestalt ihre Kräfte, daß sie am Ende eine völlige Schwindsucht und Auszehrung ergriff, wogegen alle Mittel vergebens waren. Die alte Mutter, welche schon einige Monate in dem Zustande der Erschöpfung hinwelkte, wurde von mir, nachdem ich sie vorher in den Anfangsgründen der christlichen Lehre gehörig unterrichtet hatte, getauft, und starb mit einer so heitern Seele, und völliger Ueberlassung in den göttlichen Willen, daß sie ohne Zweifel in den Aufenthalt der Seligen übergegangen ist. Das Mädchen, welches voll Blüte, und jugendlicher Kraft in unseren Flecken kam, verlor selbe, und sah sich bald selbst nicht mehr gleich. Sie verblühete, langsam wie eine Blume, wurde zum hellen Gerippe, und folgte der Mutter in das

Grab,

Grab, und, wenn ich nicht sehr irre, in den Himmel. Man könnte von ihr mit Salomo sagen, sie hat nach der Taufe in Kurzem ein hohes Alter erreichet, und Gott, der an ihrer Seele einen Gefallen hatte, habe selbe darum zu sich genommen, damit nicht die Bosheit ihren Verstand anstecke. Das ist gewiß, jedermann im Flecken rühmte die Reinigkeit des unschuldigen Mädchens, und begleitete sie mit Thränen zum Grabe. Ihr Bruder überlebte sie; aber er spürte Anwandlungen von eben dem Uebel, das ihm seine Mutter und Schwester geraubt hat. Er überstand selbe, weil er stärker war. Selbst von den Kinderflecken, die in der Kolonie schreckliche Verwüstungen anrichteten, genas er nachher also zwar, daß er nach seiner Genesung nichts mehr befürchten zu müßen glaubte. Er war fröhlich vom Gemüthe, gieng zu den bestimmten Stunden in die Messe, und lernte fleißig die christliche Lehre. Er wies sich in allem folgsam, und gefällig, und gab überhaupt die besten Anzeichen von sich. Um aber seine Beharrlichkeit in seinem Entschlusse im Flecken zu bleiben besser zu prüffen, schob ich seine Taufe etwas weiter hinaus. Indessen kam ein christlicher Indianer, ein rechtschaffener, und in Ansehung seiner Grundstücke sehr begüterter Mann, der diesen Neugläubigen auf mein Geheiß schon lange bei sich hatte, zu mir. Mein Pater, sagte er, unser Waldmann befindet sich zwar recht wohl, aber er scheint mir eine Anlage zum Wahnsinne zu haben. Er klagt zwar über keine Schmerzen, aber über schlaflose Nächte; daß ihm seine Mutter und Schwester alle Nächte sichtbar erschienen, und ihn freundlich erinnerten: Ndecaray, ndecaray angà, nderemimoa eyrupi oroyuyebi nde rèra ha bone. Ich bitte dich, laß dich taufen. Wir werden dich, ehe du es vermuthest, abholen. Diese Erscheinung ließe ihn nicht schlafen. Sag ihm, war meine Antwort, in meinem Namen, er soll gutes Muths seyn. Das betrübte Andenken an seine Mutter und Schwester, mit denen er

Zeit seines Lebens umgieng, errege in ihm diese Träume. Jene wären, wie ich nicht zweifle, im Himmel, und hätten nichts mehr auf der Erde zu thun. Nach wenigen Tagen kam dieser Indianer abermal, und bestättigte seine vorige Nachricht und Muthmassung von dem fürchterlichen Wahnsinne seines Ungetauften. Da ich besorgte, es möchte doch etwas an der Sache seyn, so eilte ich wirklich in sein Haus, und traff ihn sitzend an. Auf meine Frage, wie er sich befinde? antwortete er lächelnd, daß ihm nichts fehle, noch wehe thue. Doch, setzte er hinzu, bringe er die Nächte wachend zu; weil seine Mutter und Schwester immer zu ihm kämen, ihn die Taufe zu beschleunigen erinnerten, und ihn unvermuthet abzuholen droheten. Und darum könne er nicht schlafen. Dieses erzählte er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit. Weil ich diese Erscheinungen für Träume hielt, so glaubte ich darüber hinwegsehen, aber auch in einer so wichtigen Gelegenheit für die Ruhe und Sicherheit meines Neugläubigen sorgen zu müßen, weil ich gleichfalls aus der H. Schrift wußte, daß sich Gott nicht selten der Träume zu seinen Einsprechungen, und Warnungen bedient hat. Da ich nun seiner Beharrlichkeit und Kenntniß im Christenthume ziemlich gewiß war, so taufete ich ihn, und legte ihm den Namen Ludwig bei, nachdem ich ihn um das Gehörige befraget, und vorbereitet hatte. Dieß geschah den 23. Juny am Vorabend des h. Johannes des Taufers um 10. Uhr frühe. Noch denselben Tag gegen Abend gab er seine Seele sanft in die Hände seines Schöpfers über, ohne daß man an ihm eine Krankheit, oder ein Zeichen eines Schlagflusses hätte entdecken könnea.

Diese Begebenheit, welche der ganze Flecken weiß, und die ich mit einem Eide bezeugen könnte, erweckete bei allen ein grosses Aufsehen. Was man davon halten müße, lasse ich dem Urtheile meiner Leser über. Indessen kann

ich

ich mich dennoch nicht bereden, diesen Vorfall für ein Werk des Ungefehrs anzusehen Ich schreibe es vielmehr der göttlichen Güte zu, daß ich so glücklich war diese drey Waldleute in einem unbekannten Winkel des Gehölzes aufzufinden; daß sie sich auf meine Ermahnung alsogleich nach dem Flecken, und zur wahren Religion gewendet, und ihre Tage nach empfangener Taufe geendet haben. Gott wollte diejenigen im Himmel vereinigen, welche so viele Jahre im Walde so unschuldig miteinander gelebt hatten. Ich muß bekennen, daß ich mich noch itzt allemal mit Vergnügen an meine Unternehmung am Fluße Empalado erinnere, welche, mit so vielen Beschwerden, und Gefahren sie auch für mich verknüpfet war, dennoch für diese drey Waldbewohner so glücklich und für die Spanier so vortheilhaft ausfiel; indem sie durch mich in Erfahrung gebracht haben, daß in der ganzen grossen Strecke Waldes keine Spur mehr von einem Wilden zu finden ist, und deßwegen auch drey Jahre viele tausend Zentner paraquayischen Thee mit unsäglichem Gewinnste sammeln konnten. Es ist nichts Seltenes, daß sich die spanischen Kaufleute von dem Schweiße und den Gefahren der Mißionäre, welche diese Theewälder von Wilden reinigen, bereichern: nichts destoweniger tragen sie zur Kleidung und zum Unterhalte der Neubekehrten nicht einen Pfenning bei. Man läßt die Pflege ihres Körpers, so wie ihres Geistes der Sorgfalt oft dürftiger Mißionäre über. Soviel von den Kolonien der Quaranier in Taruma. Scheinet es meinen Lesern, als wenn ich davon zu viel geschrieben hätte, so mögen sie auch wissen, daß ich noch viel Merkwürdiges übergangen habe.

Die neueste Kolonie in Paraquay heißt Belen; weil sie der Mutter Gottes von Bethlehem gewidmet ist. Sie wurde im Jahr 1760. am Fluße Ypanequazù fast bei dessen Ausfluße in den nahen Fluß Paraquay nordwärts der Stadt Assumtion für sehr grausame Wilden, welche in

ihrer

ihrer eigenen Sprache Eyiquayegis, bei den Spaniern aber Quaycurùs oder Mbayàs heißen, erbauet. Diese sind die geschicktesten Reuter, groß, und meistens dick vom Körper, der Spanier abgesagteste Feinde, voll Stolz und lächerlichen Aberglaubens; und kennen die Schaamhaftigkeit, nach ihren Kleidern und Sitten zu urtheilen, auch dem Namen nach nicht. Ihre hauptsächlichste und einzige Sorge, und Wissenschaft hat die Pferde und Waffen zu ihrem Gegenstande. Den Krieg oder vielmehr die Strassenräuberey treiben sie von Jugend auf als ihr rühmlichstes Handwerk. Dieses allein bringt ihnen bei den Ihrigen Ehre, und Reichthum. Im Jahr 1745. fielen sie Paraquay unabläßig an. Im Angesicht der Stadt wurden ohne Ende Menschen todtgeschlagen, wie es noch die aufgerichteten Kreuze bezeugen. Die Wilden trieben das Vieh aus den Meyereyen, verjagten dessen Wärter, und führten viele tausend Pferde und Maulthiere weg Die Dorfschaften Mandihò, Caryi und andere, welche von der Stadt weiter weg, und bem Gebiete der Feinde näher lagen, wurden beinahe in eine Wüste verwandelt, ihre Einwohner umgebracht oder durch die Furcht umgebracht zu werden verscheuchet. Der Kaufleute, welche dieß- und jenseits herumreiseten, wurden nicht wenige ausgeraubt und erschlagen. Die Kolonisten von Curuquati, welch sich mittelst der dazwischen liegenden ungeheuren Wälder wider diese Barbaren sicher glaubten, wurden in Menge auf das Grausamste niedergemetzelt. Die Uebriggebliebenen konnten nicht genug Todte begraben, und ihre Mitbrüder beweinen In dem größten Theile der Provinz, den das Unglück traff, heulte alles über Raub und Mord, anstatt daß man solchen zu steuern hätte bedacht seyn sollen: weil man das Uebel für unheilbar hielt. Die Truppen, welche man die Feinde zu rekognosciren, und wenn es die Gelegenheit fügte, auch zurückzutreiben allenthalben ausschickte, wurden oft überraschet, oft aus einem Hinterhalt überfallen, manchmal

mal überlistet, und nicht selten durch herzhafte Angriffe und Gefechte in die Flucht geschlagen. Stolz auf ihre durch so viele Jahre fast täglich erfochtene Siege konnten diese Wilden weder mit Gewalt gebändiget, noch durch Gefälligkeiten gewonnen werden. Endlich kam der Friede 1760. mehr durch die Fügung der Vorsicht als durch menschliche Geschicklichkeit zu Stande; und man errichtete ihnen auf dem vorbenannten Orte auf ihr Begehren eine Kolonie. Die Anlegung derselben, und die Aufsicht darüber wurde dem P. Joseph Sanchez Labrador vormals Professor der Philosophie zu Korduba, einem Mann voll Klugheit, Fleiß, und Gedult, und scharfsinnigen Naturforscher, der sich auch einmal bei den Quaraniern aufgehalten hat, weislich anvertrauet. Er sparte auch wahrlich keine Mühe die schwere Sprache der Wilden zu lernen, und ihnen Menschlichkeit und Religion sowohl durch Unterricht, als Wohlthaten beizubringen. Wenn doch auch seinem Fleiß und seiner Gedult ein gleichmäßiger Erfolg entsprochen hätte! Man hat wohl den Enkel des sogenannten Markthauptmanns und Caciquen Epaguini und noch andere Kinder, vielleicht auch einige Erwachsene, um deren Leben es bereits geschehen war, getaufet: aber die übrigen liefen auf den Feldern herum, und bekümmerten sich um den Religionsunterricht wenig mehr. Indessen kann man dennoch ihre Treue nicht genug rühmen; denn von der Zeit an, daß sie den Frieden eingiengen, unternahmen sie nicht die geringste Feindseligkeit wider die Spanier. Diese hingegen versprachen anfänglich, als sie noch an dem Mbayàs ihre Feinde fürchteten, und sich an die Niedermetzelungen erinnerten, zum Unterhalt der Kolonie goldene Berge: als aber die Furcht, und das Andenken ihrer Bedrängnisse aus ihrem Gedächtniß allgemach zu verschwinden anfieng, so glaubten sie sich weder in Herbeischaffung der nöthigen Lebensbedürfnisse in die Flecken übereilen, noch auch sich dabei zu sehr angreifen zu müßen. Vor Hunger hätten die Neugläubigen vielmal

mal verschmachten müßen, wenn ihnen nicht die Früchte von Palmbäumen, und das überall aufgetriebene Gewild den Mangel des Rindfleisches ersetzet hätten. Unzählig, und unglaublich sind die Arbeiten, Sorgen, Beschwernisse und Lebensgefahren, mit welchen der P. Joseph Sanchez und seine Gefährten die P. P. Johann Garzia, und Emanuel Duran viele Jahre hindurch unausgesetzt ringen mußten. Der letztere ward ernannt für die Quanas oder Chanas, Niyolólas (in der Sprache der Mbayas) einem unberittenen indianischen Volke eine neue Kolonie zu Stande zu bringen. Dieses überaus zahlreiche Volk wohnt dießseits und jenseits des Flußes Paraquay, ist von einer sehr guten Gemüthsart, und liebet den Ackerbau. Die Mbayas erkennen sie für ihre Herren, und leisten ihnen als Knechte sowohl auf der Reise als auch im Feldbau beträchtliche Dienste. Sie fiengen bereits an auf der Seite des östlichen Ufers des Paraquay an dem Fluß Aába oder Tepoty, wie ihn andre nennen, wo der neue Flecken hingebauet werden sollte, die Felder anzubauen, und die nutzbarsten Früchte davon einzuerndten. Man versprach sich daher von dieser zahlreichen und gelehrigen Nation auf einen so fruchtbaren, und zur Entdeckung neuer Nationen so bequem gelegenen Boden für das Christenthum die größten Vortheile. Allein derjenige, der sich mit der Anlegung dieser Kolonie schon lange abgegeben hatte, wurde mit seinen Mitgefährten nach Europa abgeruffen, eben als er alles, was zu ihrer Vervollkommung und Erhaltung erfoderlich war, mit unsäglicher Mühe zusammen gebracht hatte. In eben dem Jahre, in welchem wir Paraquay verließen, entdeckte der P. Joseph Sanchez mit Hilfe seiner Mbayas glücklich einen Weg bis zu den Flecken der Chiquiten sowohl auf dem Fluß Paraquay als auch für Reisende an dessen Ufer, nachdem man denselben viele Jahre hindurch mit vielen Schiffen und Menschen, und den Verlust vieler Leute öfters vergebens gesucht und versucht hatte. Im Jahr 1715 wur-

den in dieser Absicht die P. P. Augustin de Arce, und Bartholomäus Blende von einigen christlichrn Indianern begleitet auf dem Fluß Paraquay ausgeschicket. Nach häufig ausgestandenem Elend wurden sie von den wilden Payaquas auf das unmenschlichste ermordet. Viele Indianer wurden erschlagen, und die übrigen retteten sich durch die Flucht. Auch die P. P. Hervas, Michael de Yegros, de Zea, und Joannes Neumann aus Oesterreich wollten sich auf dem Fluß Paraquay einen Zugang zu den Chiquiten eröffnen. Der letzte starb durch die Müheseligkeiten der langwührigen Schiffart erschöpfet 1704 in der Stadt Assumtion, kaum als er daselbst von seiner Reise wieder anlangte. Alle diese Versuche waren jederzeit eben so gefährlich als fruchtlos Der Weg, auf welchen die Mißionäre bisher zu den Chiquiten gelangen konnten, kostete außerordentlich viel Zeit und Mühe. Man mußte über die Gebirge von Tukuman steigen, die höchsten Felsen erklettern, über die schiff- und brückenlose Flüße setzen, und gefährliche Wüsteneyen, in welchen man auf der einen Seite dem Wassermangel, auf der andern aber den Anfällen der Wilden blosgesetzet ist, durchwandern, und dann erst noch in den Ebenen durch immerwährende Moräste waden. Mit allem dem konnte man nur in gewissen Monaten die Hin- und Herreise unternehmen, Denn ein ganzes halbes Jahr das ist, vom December bis zum May hält alle Jahr ein beständiger Regen an; die Flüße tretten schon vorher aus ihrem Ufer, und das ganze Land ist wie mit einem Wasserdamm umgeben, durch den niemand durchkommen kann. Um so viele Unbequemlichkeiten zu vermeiden trachtete man aus allen Kräften einen Weg auf dem Fluß Paraquay ausfindig zu machen, auf welchem die Mißionäre, und andre Bedürfnisse den Flecken zu Schiffe mit grosser Zeit- und Kostenersparung von den Quaraniern zu den Chiquiten, und von diesen zu jenen gebracht werden könnten: nebendem daß man sich auch von diesem Weg zu Kriegszeiten für

die

die Statthalter in Paraquay viele Vortheile versprach. Daß derselbe nun endlich entdeckt worden ist, hat man einzig dem Nachforschen, und der besondern Gedult des P. Joseph Sanchez Labrador als eine gemeinschaftliche Wohlthat für die Spanier und Indianer zu danken. Allein wir wurden gerade in dem Zeitpunkte wieder zurückgeschickt, als wir davon zur Aufnahme des christlichen Glaubens Gebrauch hätten machen können. Nach unserer Abreise werden die Flecken der Chiquiten vermuthlich eingegangen seyn. Ich würde die Ursache hievon leicht angeben können, wenn mich nicht die Furcht zurückhielte. Die Wahrheit gebiert Haß. Aber wir wollen wieder, da wir mit der Beschreibung der indianischen Kolonien, die unter dem Statthalter von Paraqnay stehen, am Ende sind, die übrigen Eigenschaften dieser Provinz betrachten.

Die Luft in Paraquay ist ungemein hitzig; aber der Boden bringt fast durchgängig die nützlichsten Erzeugnisse hervor, als: Baumwoll, Zuckerrohre, Toback, Honig, türkisches Korn, (gemeines nicht) verschiedene Erdgewächse, Mandioca, batatas (auf deutsch Erdäpfel) ebenfalls von verschiedenen Arten, medizinische Kräuter, als: Rhabarbara, welche der von Alexandria sehr ähnlich ist, Farben, Weihrauch, verschiedene Harze, Balsam, Palmen, die höchsten Cedern, und andere fruchtbare, oder zu Häuser, Fuhrwägen, Schiffbau ꝛc. taugliche Bäume: ferners Pferde, Maulthiere, Ochsen, und Schaafe. Die Bäume Cupay, Ybira payè, aus welchen man in Brasilien einen vortreflichen Balsam bereitet, Tatayi, welcher eine gelbe, und Urucuy, welche eine rothe Farbe geben, sieht man in den Wäldern allenthalben. Die Pflanze Anil, aus welcher man die blaue Farbe oder den sogenannten Indigo macht, Grana oder Cochenille, wie wir sie nennen, eine rothe Farbe, und die etwas bleicheren Wurzeln von eben dieser

Farbe

Farbe Hissipò genannt, die Ananas, und andere niedliche Früchte keimen auf dem Erdboden überall hervor. In ganz Assumtion wächst nicht eine einzige Rebe. Der aus den Zuckerrohren mittelst des Feuers gesottene Saft, giebt dem gemeinen Volke eine Art Brandwein. Statt Brod aus Getreide ißt man daselbst eines, so aus Mandioka oder aus türkischem Kornmehl verschiedentlich zubereitet wird: die Vornehmen aber lassen sich ihr Weizen- und Kornmehl aus Buenos Ayres zu Schiffe bringen. Von Minen oder Bergwerken findet man in diesem Lande nicht die geringste Spur, so wenig als von den Edelgesteinen, welche die ersten Spanier hier entdecket haben wollten. Papageyen, Affen von verschiedener Gestalt, Elendthiere, Hirschen, Rehe, Ameisenbäre, Tieger, Löwen, die gewähltesten Fische, Straußen, Rebhüner, Krokodile, Hunde, Flußschweine und überaus große Schildkröten halten sich daselbst ohne Ende auf. Ob die erstaunliche Menge Gewildes dem Lande mehr nütze als schade, wollen wir hier nicht untersuchen. Ueber die unzählichen Schlangen, Drachen, Ameisehaufen, und andere giftige Thiere werden wir uns anderswo weitläuftig erklären. Die diesem Lande eigene und einträglichste Frucht ist der paraquayische Thee, welcher in ein siedendes Wasser eingetaucht und getrunken wird. In Ansehung seiner Naturgeschichte weiß man, daß sein Name sehr berühmt ist; aber außerdem weiß man auch davon nichts, als einige Fabeln und Verläumdungen. Meines Wissens hat noch niemand von dem Wachsthume, der Zubereitung, Natur, dem Gebrauch und Werth dieses Krautes umständlich geschrieben. Ich unternehme dieses, weil ich die genauesten Kenntnisse davon besitze, indem ich mich 8 Jahre zu S. Joachim zwischen den Wäldern, wo dieser beruffene Thee zubereitet wird, aufgehalten habe.

Wenn man die Blätter vom Baume Caà, wie ihn die Quaranier nennen, abschneidet, und bei einem langsamen Feuer röstet, so heißen sie durchgängig paraquayischer Thee, wegen der Aehnlichkeit, die zwischen selben und dem Kraut Thee, das in Asien wächst, statt hat: denn beide wirft man in ein siedendes Wasser, und trinkt sie wie eine Arzney. Der Baum Caà wächst blos in den Wäldern von Paraquay, fast 200 Meilen von der Hauptstadt weg, wild. Er hat gern einen leimichten und nassen Grund, wie die Rohre. An der äußeren Gestalt und den Blättern kommen diese Bäume den Pomeranzen gleich; an Größe, und Dicke aber übertreffen sie selbe. Dennoch haben sie etwas weichere Blätter als diese. Ihre Blüten sind klein, weiß, fünfblätterigt, und dem Kamme einer Traube ähnlich. Wenn ihr Saamen zeitig ist, so sieht er fast wie der amerikanische Pfeffersaamen aus, außer daß jener in seiner Schaale 3 oder 4 kleine, weißlichte und länglichte Körner einschließt. Man schneidet die Zweige mit einem grossen Messer von den Bäumen, setzet sie zu einem gelinden Feuer, wo sie hernach wie Schießpulver krachen; hänget sie auf Querhölzer, und röstet sie eine Zeit lang. Hierauf streuet man diese Blätter mit den kleinsten Reisern auf den Boden, und zerstößt sie mit Stäbchen zu Staube Der auf diese weniger mühsame und den Spaniern eigene Art bereitete Thee heißt Yerba de palos, weil er aus Blättern, ihren Stengeln und Streifen, welche etwas holzichtes an sich haben, besteht. Man nennt selben daher das Holzkraut Der Preis von 25 Pfunden (Arroba) von diesem Kraut beträgt in den Wäldern 2 Gulden, in der Stadt Assumtion aber wegen der Frachtkösten vier Gulden unserer Münze. Doppelt so hoch kömmt der Thee Caà miri, welcher von unsern Quaraniern müehesamer, und reiner zubereitet wird, zu stehen. Diese söndern die Stengel und Streifen von den Blättern sorgfältig ab, und werfen sie weg. Die Blätter rösten sie gleichfalls bei einem langsamen Feuer, und

stossen

stossen sie hernach ganz leicht in einem hölzernen Mörser, wobei sie sehr Acht haben, daß sie nicht zu sehr zermalmet werden; denn je größer ihre Theile bleiben, einen desto angenehmern Geruch, und Geschmack haben sie. Zerrieben verlieren. sie beides. Ich lachte über die Unwissenheit der Schriftsteller, welche den Unterschied des Yerba de palos und Caà mirĩ aus der Verschiedenheit der Bäume ableiten, da derselbe doch blos in der Verschiedenheit der Zubereitung der Blätter besteht. Zu beiden werden die Blätter von dem nämlichen Baume genommen Caa mirĩ heißt ein kleines Kraut; weil nämlich nach der Methode der Quaranier die Stiengel, und gröbern Holztheilchen davon abgesöndert, und nur die zärtesten Theile der Blätter (wiewohl nicht nach Art der Spanier) zerstossen werden.

Wenn dieses Kraut gehörig zubereitet ist, so dünstet es schon für sich allein einen köstlichen Geruch von sich. Vermenget man aber dasselbe noch mit etwas von den Blättern oder Rinden der Frucht Quabĩra mirĩ, die man zu Mehl zerstößt, so wird der Geruch, und Geschmack desselben doppelt so lieblich und auch theurer. Da dieses Kraut eine Art Gummi in sich enthält, so muß man beim Röſten sehr darauf sehen, daß es nicht zu sehr ausgedörret wird. Die Kaufleute pflegen die Güte derselben auf folgende Weise zu prüffen. Sie nehmen nämlich etliche Finger voll in die hohle Hand, und blasen dann darauf, so stark sie können. Fliegt viel Thee davon, so halten sie nichts darauf, weil er ihrer Meinung nach zu sehr geröstet ist, und dadurch Saft und Kraft verloren hat. Bleibt er aber durch seinen Gummi an der Hand kleben, so schätzen sie ihn hoch. Dieses Kraut führet eine gewisse Bitterkeit mit sich, und darum muß es im Trinken mit Zucker versüßt werden. Indianer und gemeine Spanier aber trinken dasselbe täglich ungezuckert. Wiewohl der Baum Caà nur an der

äusserſten Gränze von Paraquay gegen Oſten und Norden zu angetroffen wird, ſo trinken dennoch nicht nur alle Paraquayer, ſondern auch alle Chileuſer und Peruaner von ſeinen Blättern, ſo daß ſie dieſes Getränkes auch nicht einen Tag entbehren können, und viele den ganzen Tag darnach lüſtet. Dieſer Necktar von Paraquay wird von allen ohne Unterſchied des Standes, Alters und Geſchlechts für eben ſo köſtlich, als von andern der Choccolade, Kaffee, Thee von China, oder der Roſoglio gehalten. Der paraquayiſche Thee wird aus den entlegenſten Wäldern von Paraquay in das entfernte Peru und Chili auf dem Rücken der Maulthiere getragen, und dort theils wegen des ſchlechten Weges, und theils der Zölle wegen, woraus der königliche Schatz ſehr beträchtliche Summen zieht, um einen außerordentlich hohen Preis verkauſet. In dieſer Abſicht preßt man denſelben feſt zuſammen, und macht ihn in viereckigte Säcke von Ochſenhäute ein, welche die Spanier Zurrones oder Tercios nennen. Jeder Sack enthält ſieben Arroben, (eine Arrobe beträgt 25 Pfund) und von dieſen werden jedem Maulthiere zween aufgeladen. Legt man zu dieſer Laſt nur noch einige Pfunde hinzu, ſo wird das Maulthier, das ſeine gewöhnliche Laſt kennet, ausſchlagen, ſich ſträuben, und ſich mit ſeinem Pack auf die Erde werfen.

Von der Beſchaffenheit, Zurichtung, und dem Preiſe des paraquayiſchen Thees habe ich bisher geſagt, was mir beifiel. Nun will ich auch von dem Gebrauche, und den Eigenſchaften deſſelben Meldung thun. Das Gefäß, in welchem ſelber getrunken wird, iſt aus Ochſenhorn, oder aus einem in der Mitte geſpaltenen Kürbiß gemacht, den man mit verſchiedenen Brandmaalen ziert, und die Vornehmeren mit ſilbernen Blättchen einfaſſen laſſen. Das Volk heißt es Matè, wodurch aber die meiſten mehr den Trank des Thee's ſelbſt anzeigen. In dieſes Gefäß wird

ein

ein gewöhnlicher Löfel voll Thee geworfen; mit Zucker und kaltem Wasser eine Zeitlang vermischt, und hernach mit siedendem Wasser begossen. Viele nehmen auch Citronen- oder Limoniensaft die Galle abzutreiben dazu. So zugerichtet schäumet der Thee auf seiner Oberfläche wie Milch. Die Spanier schlürfen ihn durch ein silbernes Röhrchen, an welchem unten ein von allen Seiten durchlöchertes Kügelchen angemacht ist, damit nicht mit dem Theewasser auch der Thee, welcher dem Magen sehr schädlich ist, mit in den Mund kömmt. Andere bedienen sich hiezu entweder eines hölzernen, oder eines andern zarten Röhrchens. Die Indianer, welche von diesem Röhrchen gar keinen Gebrauch machen, verschlingen wider ihren Willen eine Menge Thee, woraus sich denn in ihren Eingeweiden grüne Kügelchen zusammsetzen, die man nach ihrem Tode bei ihnen gefunden haben will: so wie man bei den Elendthieren, Huanacken, und Gämsen zuweilen kleine Steine und Kugeln, die man zu Arzeneyen verwendet, und Bezàr nennt, (nicht Bezoar, wie die Deutschen aussprechen) antrift. Gewiß ist, daß man den Thee, wenn er länger im lauen Wasser liegen bleibt, ohne Nachtheil der Gesundheit nicht trinken kann. Das Wasser davon wird schwarz und blos zur Erhöhung der Schwärze der Dinte in den Schreibzeug geworfen. Daher wird auch dieser Thee, wenn er auf dem Weg ein wenig zu naß wird, nicht mehr zum Trank, sondern gemeiniglich die Tücher und Zeuge schwarz zu färben gebraucht; weil er sich an selbe wegen seiner klebrichten Feuchtigkeit leicht und dauerhaft anhängt.

Der gehörige und mäßige Gebrauch dieses Trankes ist sehr heilsam, und in vielerley Rücksichten nützlich. Denn er pflegt den Leib und die Blase zu reinigen, einen gelinden Schweiß hervorzutreiben, den Apetit zuschärfen, die durch die Sonnenhitze erschöpften Kräften schleunig wie-

der herzustellen, den Hunger in Ermanglung anderer Lebensmittel zu stillen, und den Durst, wenn selber im kalten Wasser getrunken wird, zu löschen. Wenigstens wurden die Indianer, wenn sie den ganzen Tag über ruderten, müde und durstig waren, und der Schweiß von ihnen triefete, unglaubig aufgefrischet, wenn sie viel Thee mit Flußwasser tranken. Will jemand zur Herstellung seiner Gesundheit stark schwitzen, so braucht er in keine Apothecke zu gehen, sondern er darf nur diesen Thee in gesottenem Wasser trinken, und sich niederlegen. Will man aber erbrechen, so hat man nur paraquayschen Thee mit lauem Wasser zu sich zu nehmen. Diese Eigenschaften desselben weiß ich aus einer vieljährigen Erfahrung, womit der allgemeine Glaube übereinstimmt. Wir pflegten diesen Thee täglich statt des Frühstückes, und nachmittag abermal zu nehmen, ohne auf die Choccolade, den Koffe, oder den asiatischen Thee zu achten. Mir wenigstens schmeckte, und bekam der paraquayische Thee sowohl, daß ich eine ganze Büchse chinesischen Thee viele Jahre hindurch unberührt liegen ließ. Die meisten von uns genossen mittelst dieses Thees einer unwandelbren Gesundheit; und brachten ihr Leben auf ein sehr hohes und meistens munteres Alter. So wahrscheinlich aber mir diese meine Muthmassung vorkömmt, so wenig zweifle ich, daß durch den unmäßigen, und fast stündlich fortgesetzten Gebrauch, den viele davon machen, der Magen geschwächet, und häufiges Heraufstossen nebst andern Krankheiten dadurch veranlasset wird. Ich saß einst mit einem alten Spanier zu Tische, der wie ein Besessener aus dem untersten des Magens schröcklich heraufgrölzte. Das, mein Pater! sagte er zu mir, sind die Früchte unseres Thees. Mir stößt es herauf, so oft ich Athem hole. Das sind die Folgen davon, wenn man ihn fast immer in einem fort, wie die Luft, in sich schlürfet. Ich kenne viele gemeine Spanier, welche kaum zehn Worte sprechen, oder einen Fuß oder eine Hand

bewe-

bewegen konnten, ohne ihren Kürbiß an den Mund anzusetzen. Gerathen in Europa viele Säufer durch Wein, und andere berauschende Getränke an den Bettelstab, so verschwelgen in Amerika nicht wenigere ihr Vermögen in paraquayischen Thee; denn je weiter ein Ort von den Wäldern in Paraquay entfernt ist, desto höher kömmt derselbe stehen.

Viele tausend Menschen sind in den entferntesten Wäldern jahraus jahrein mit der Zubereitung des paraquaischen Thees beschäftiget, und verzehren daher alle Jahre viele tausend Ochsen. Unglaublich ist die Anzahl der Maulthiere, nicht nur derer, auf welchen man diesen Thee nach dem Orte seiner Bestimmung bringt, sondern auch derer, welche durch die schlimmen Wege, und Beschwerlichkeiten der langwierigen Reise zu Grunde gehen. Daher bereichern sich selten diejenigen, welche den Thee auf ihre Kosten sammeln lassen, und Ochsen, Maulthiere und eiserne Werkzeuge dazu hergeben; wie sich denn auch die, welche sich zu dieser Arbeit verdingen, nie aus ihrer Dürftigkeit herauswinden. Der grosse Gewinn wird nur den Kaufleuten zu Theil, welche damit nach Peru und Chili handeln. Alle, die ein ansehnliches Vermögen in Paraquay besitzen, haben sich dasselbe nicht durch durch den Handel mit Hornvieh, Schaafen, Pferden, Ochsenhäuten, Baumwolle, Zucker, oder Taback, sondern blos durch den Thee- und Maulthierhandel nach Chili und Peru erworben. Die Ausfuhr der übrigen paraquayischen Produkte kostet unendlich viel Mühe, und ersetzet selbe nicht, weder durch die Größe, noch durch die Gewißheit des Gewinnes. Oft hörte ich Paraquayer über die Seltenheit der Theebäume sich beschweren: allein ihre Klagen schienen mir immer lächerlich: weil sie selbst die Ursache dieser Seltenheit sind. Denn anstatt daß sie nach hergebrachter Gewohnheit blos die Aeste von den Bäumen hät-

ten ablösen sollen, hieben sie, um an der Zeit und der Erträgniß zu gewinnen, die Stämme selbst um, gleich denen, welche, um ein Schaf zu scheren, es schinden, und mit der blossen Wolle unzufrieden auch demselben die Haut abziehen. Da nun viele diesen Unfug treiben, so gehen alle Jahre unzählig viele Bäume zu Grunde. Die Indianer gehen daher vorsichtiger zu Werke, und schneiden nur die überflüßigen Aeste, und Zweige ab, als wenn sie die Bäume blos beschneiden wollten, so daß selbe unbeschädigt bleiben, und viele Jahre hindurch Nutzen abwerfen. Weil die ächten Bäume Caà nicht überall häufig genug angetroffen werden, so nehmen einige zu einer andern Aushilfe, oder besser zu sagen, Betrügerey ihre Zuflucht. Sie schneiden nämlich, um nicht in den Wäldern herumlaufen, und die ächten Bäume mühsam aufsuchen zu müßen, von andern den erstern etwas ähnlichen Bäumen die Blätter ab, rösten selbe, und vermengen sie unter die ächten, um ihnen den Geruch zu geben: gleich den Betrügern, welche geschliffenes Glas für Diamanten, Mehl für Zucker, mit Gold versetztes Kupfer für pures Gold, oder deutlicher Gift für Arzney verkaufen. Denn der unächte Thee: Caàquazù, Caà verá, Aperea Caà, Caarâ und andere Hilfmittel des Betruges verursachen die heftigsten Kopf und Bauchschmerzen, das gewaltsamste Erbrechen, und noch andere schlimme Zufälle. Dergleichen landesverderbliche Verfälscher werden von der Obrigkeit strenge bestrafet. Noch zu meiner Zeit wurden viele tausend Pfund von solchem verfälschten Thee auf dem Platze öffentlich verbrannt.

Wir haben, um Zeit, Kosten und den Schweiß der Indianer zu ersparen im Angesicht der quaranischen Flecken die Bäume Caá angepflanzet, welche in kurzer Zeit zu den größten Wäldern heranwuchsen. Wenn die Spanier dem Fleiß unserer indianischer Pflanzbürger nach-

ahmen

ahmen wollten, so würden sie ohne Zweifel ihre Umstände sehr verbessern. Allein den meisten ist diese Arbeit unbekannt, und auch zu schwer. Die Anpflanzung eines solchen Waldes fodert Kenntnisse, Geduld; und ist nur das Werk vieler Hände. Der Saame Caà, dessen Gestalt ich kurz vorher beschrieben habe, muß erst, weil er von Natur sehr leimicht und klebricht ist, drey oder viermal im frischem Wasser abgewaschen werden, bis er von allem Leime, welcher wie eine Seife im Wasser einen Schaum aufwirft, gänzlich gereinigt ist. Unterläßt man dieß einzige, so ist alle Mühe, und Arbeit daran verloren. Die Erdscholle, in welche man den zubereiteten Saamen leget, muß nicht blos obenhin bespritzet, sondern reichlich begossen werden, so daß sie ganz leimen wird. Man ist noch glücklich, wenn man mit aller dieser Vorsicht im vierten Monat den Keim aus dem tiefgelegten Saamen hervortretten sieht. Die junge Pflanze muß wie Kohl an den Ort des anzulegenden Waldes versetzet, und in grossen und gleichen Zwischenräumen von einander eingesetzet werden, damit sie nicht, wenn sie grösser werden, eine die andern im Wachsen hindern. Es läßt sehr schön, wenn man einen Wald von lauter reihenweise angepflanzten Bäumen in der schönsten Ordnung erblickt. Eine Grube muß ebenfalls, um das Regenwasser aufzufangen und zu behalten, zwey Ellen tief, und eben so viele breit gegraben, und in der Mitte derselben die Pflanze in die Erde gestecket werden. Im Anfange ist es auch nothwendig, die zarten Bäumchen durch eine spitzige Decke von Stroh wider den Reif und die tobenden Sudwinde zu bewahren. Ohne diese Vorsicht würden alle durch die Kälte, oder durch die Stürme umkommen. Darum findet man auch in der Statthalterschaft von Buenos Ayres, und Tukuman, weil die Luft daselbst kälter ist; nirgends einen Baum von dieser Art. Er wächst blos an der äussersten Gränze von Paraquay gegen Norden zu, wo die

Hitze heftiger ist, und länger anhält. Auch das hat die Erfahrung ausgemacht, daß die Bäume Caà, die man mit Menschenhänden anpflanzt und pfleget, niemals diejenige Höhe erreichen, welche ihnen die Natur, wenn sie wild wachsen, verleihet. Indessen gaben uns dennoch die von uns gepflegten Bäume nach drey oder vier Jahren eine ergiebige Blätterärndte, welche hier statt der Früchte gilt; und belohnten uns für die auf sie verwandte Mühe reichlich. Mit weniger Aufwand von Zeit und Arbeit werden die Wälder von den Vögeln angelegt. Diese haschen sehr begierig nach dem Saamen der Theebäume; da sie aber selben wegen seiner natürlichen Klebrigkeit nicht verdauen können, so geben sie ihn fast ganz wieder von sich, woraus dann, wenn er auf einen feuchten Boden fällt, täglich neue Bäume, und nach und nach auch Wälder hervorwachsen.

Man hat mich vielmal gefragt, warum der paraquayische Thee, auf den die Europäer in dem südlichen Amerika so viel halten, nicht auch in Europa, wie andere Waaren herübergebracht wird. Meine Antwort war, daß man dies aus verschiedenen Ursachen unterlasse. Fürs erste wird nicht leicht mehr von diesem Thee gemacht, als man in Amerika braucht. Sonst könnten die Spanier in Paraquay, wenn sie sich eben so eifrig als andere Nationen auf den Handel und Gewinn verlegten, nicht nur den Thee sondern auch andere für Europa nützliche Artikel ausführen. Außerdem herrscht dort, besonders in Kriegszeiten, ein beständiger Schiffmangel, und gar keine Sicherheit. Hierzu kömmt noch, daß dieser Thee, sobald er etliche Jahre alt ist, seine Kraft und anfängliche Lieblichkeit verliert, und den Geruch eines moskovitischen Pfundleders annimmt. Die Paraquayer verwenden ihn alsdann zum Schwarzfärben. Weil die Europäer dieses Kraut nie versucht haben, so lüstet sie es auch nicht darnach

nach: und lassen es auch darum nicht aus Amerika kommen; wie sie gewiß thun würden, wenn ihnen die Eigenschaften desselben bekannt wären. Folgende Geschichte hat man mir in Paraquay oft erzählet. Unter der Regierung Philipp des V. hatten die Engelländer die Erlaubniß jährlich zwey Schiffe mit Schwarzen aus Afrika nach Buenos Ayres zu schicken, und sich dieses Handelswegen daselbst niederzulassen. Sie nützten diese Gelegenheit, und führten mit lautem Beifall der Spanier denselben alle auswärtige Erzeugnisse zu: nach Hause aber schickten sie alle ausländische Thiere und Produkte von Paraquay. Kaum war der paraquayische Thee in England angelanget, als Hohe und Niedere von beiden Geschlechtern demselben vor allen andern den Vorzug gaben. Sobald die Londnerkaufleute sahen, daß man den asiatischen Thee auf die Seite setzte, und ihr sonst sehr einträglicher Theehandel ins Stecken gerieth, so versuchten sie alles, um den paraquyaischen Thee sobald als möglich, aus ganz Großbrittanien zu verbannen; und machten daher demjenigen, dem es gelänge, anlockende Verheißungen. Es mangelte auch nicht an einem feilem Mediziner, der mit einer wichtigen Miene, und mit vollen Backen seine Stimme wider den unschuldigen Thee erhob, ihn als für die Schönheit und Fruchtbarkeit der Weiber äusserst verderblich ausschrie, und jedermann davor wie vor einem Gift warnete. Dieser um Gold gedungene Schriftsteller soll auf die Gemüther der Engelländer einen so grossen Eindruck gemacht haben, daß man den paraquayischen Thee in ganz London alsogleich verwarf, verbannte und vergaß. Ob dieses ein Märchen, oder eine Geschichte ist, weiß ich nicht. Wenigstens habe ichs aus dem Munde der Spanier; und finde auch daran, wenn ich die ängstliche Sorgfalt der Engländer für die Erhaltung der Reize und Fruchtbarkeit ihrer Schönen in Erwägung ziehe, nichts unwahrscheinliches. Uibrigens verbürgen die Unschädlichkeit des paraquayischn

Thees

Thees so viele Millionen Menschen, welche in Südamerika dieses Getränk täglich im reichen Maaße zu sich nehmen, ohne darum ihre Schönheit, wenn ihnen die Natur welche verliehen hat, zu zerstören, oder ihre Fruchtbarkeit zu verringern.

Meine Gall rege sich in mir, so oft ich in Geschichten, Wörterbüchern, oder Zeitungen lese, die Jesuiten hätten das Monopolium des paraquaischen Thees sich zugeeignet. Ganz Paraquay ist Zeuge, daß dieses die derbste und unverschämteste Lüge ist. So wie diesen Thee jedermann trinken darf, so darf ihn auch jedermann zurichten und verkaufen. Die Spanier bringen das Jahr hindurch viele tausend Zentner auf grossen Schiffen nach Corrientes, Santa Fé und Buenos Ayres, und von dannen theils auf Wägen und theils auf Maulthieren nach Tukuman, Peru und Chili, ohne daß ein Jesuit hiebei um Erlaubniß gefraget wurde, oder sich wiedersetzte, oder auch nur einen Anspruch auf so ein Recht machte. Die Quaranier, die Bewohner von 32 Flecken, welche unter unser Aufsicht standen, machten und verkauften blos den Thee Caà miri für Vornehmere. Da die Zurichtung dieses letzteren viel mühsamer ist, so geben sich die Spanier, welche sich auf den schlechteren Caà de palos verlegen, nicht damit ab. Uiberhaupt verhält sich die Menge des Thees, den die Spanier verkaufen, zu dem, welchen die Quaranier absetzen, wie eine ganze Hand zu ihrem kleinsten Finger. Durch königliche Verordnungen ist jedem Flecken der Quaranier ein bestimmtes Maaß vorgeschrieben, wieviel sie verkaufen dürfen. Die Spanier hingegen sind hierinnfalls nicht im geringsten beschränket. In den meisten Ortschaften von Paraquay giebt es gar kein Geld, und der Thee vertratt zu allen Zeiten gemeiniglich dessen Stelle. Von diesem bezahlten wir also dem König die Kopfsteuer für die Quaranier, schmückten ihre

Kir-

Kirchen aus, die an Zierlichkeit keiner etwas nachgeben, und schaften ihnen eiserne Werkzeuge, und alles, was sie brauchten an. Ihre Anzahl belief sich in den 32 Flecken wohl gegen einmalhunder tausend. Diese alle mußten mit dem Nöthigen versehen werden, Wie viel kostete dieses nicht den Vätern, welche darüber die Aufsicht hatten, Aufwand und Sorgen? Besonders da alles Eisenwerk, und überhaupt alles, was von Europa hinein gebracht wird, in Paraquay außerordentlich hoch zu stehen kömmt. Auch die Sachwalter der Kollegien, welche Vieh und andere Erzeugnisse aus ihren Meyereyen um Thee, diesen aber statt des Geldes um andere Geräthschaften umtauschten, können dieses daselbst üblichen Tausches wegen den Theehändlern ohne Verläumdung nicht beigezählet werden. Denn die Stifter der Kollegien haben denselben nicht nach europäischem Gebrauch zur Unterhaltung der Kirchen und Gebäude, und für die Bedürfnisse ihrer Bewohner Unterthanen, oder Kapitalien, die Zinsen tragen, angewiesen. Sie gaben uns nach ihrer Landesart Felder und Meyereyen, um deren Erzeugnisse wir uns unsere Bedürfnisse anschaffen mußten. Dieses kann nun ohne Tausch nicht geschehen. Aber Unwissenheit oder Mißgunst würde es verrathen, wenn man diesen zu unserm Unterhalt so nothwendigen Umsatz einen Handel nennen wollte. Welch ein lächerliches Geschrey ist nicht in so vielen Lästerschriften wider die portugiesischen Jesuiten erhoben worden, weil sie ihren brasilianischen Zucker verkauft haben, da ihnen dennoch ihr Stifter keinen andern Fond, wovon sie hätten leben können, hinterlassen hat. So pflegt oft die Unwissenheit, und oft eine freche Schmähsucht den lautersten Handlungen den Anstrich eines Verbrechens zu geben, und Unschuldige als schuldig darzustellen.

Von dem paraquaischen Thee haben wir zu Genüge gehandelt. Nun wollen wir auch der Tabackpflanze erwähnen, die in Paraquay sehr glücklich gedeihet. Man

säet sie bald auf dem Felde, und bald in den Wäldern; an beiden Oertern kömmt sie gleich gut fort, wiewohl auch einige, den in den Wäldern gewachsenen Toback für besser halten. Man dörret die Blätter desselben ein wenig in der Luft, und bindet sie alsdenn mit Wieden in Bündchen zusammen. Viele kauen ihn, andere schmauchen ihn, und nur wenige schnupfen denselben. Zu dieser Absicht bedienen sich die Vornehmeren blos des zu Sevilla fabrizirten, ungeachtet sie in Paraquay das Pfund um vier spanische Thaler oder 8 Gulden unseres Geldes und oft noch theurer bezahlen müßen. Man kann nicht läugnen, daß der paraquayische Toback jenen angenehmen Geruch nicht hat, welcher den virginischen oder den aus der Insel Kuba so sehr empfiehlt. Die ersten Blätter, welche in Paraquay reif werden, sind sehr groß, und oft länger, als eine Elle. Je später man sie sammelt, desto mehr schrumpfen sie ein. Man schmauchet in Paraquay gemeiniglich den Toback ohne Rohr und Pfeife auf folgende Art. Man schneidet ein Blatt, welches auf keiner Seite durchlöchert ist, mit einer Scheere viereckigt in der Länge und Breite eines grossen Fingers. In dessen Mitte wird ein anderes kleines mit den Fingern zusammengedrücktes Blatt gelegt, in das auswendige und größere eingewickelt, und mit beiden Händen zusammengedrähet. Man zündet nun das eine Ende an, und stecket das andere in den Mund; und zieht so den Rauch an sich. Das zusammengedrähte Blatt vertritt die Stelle des Rohrs, dessen sich andere bedienen, und das, wenn es nicht immer mit vieler Sorgfalt rein gehalten wird, des pechartigen Tobackdampfes wegen, welcher sich darinn ansetzt, einen häßlichstinkenden Geruch von sich giebt. Reinlicher und mit weniger Umständen schmauchen diejenigen Spanier Toback, welche immer mehrere dergleichen Skarnitzen, (man heißt sie Zigarros) in einem Futteral bei sich tragen, und nach Belieben anzünden, wie die Soldaten,

welche

welche ihre Patronen in ihren Patrontaschen mit sich führen. Diese Zigarros werden in den Städten von alten spanischen Weibern gemacht, und verkaufet. Das gemeine Volk pflegt klein zerschnittenen Toback in Papier oder in ein Blatt von türkischen Korn zu wickeln und anzuzünden. Unstreitig taugt dieser Rauch für den Kopf des Menschen nichts. Sonderbar ist es, daß hier nicht nur Schiffer, Soldaten und gemeine Leute, wie in Deutschland, sondern auch Spanier vom Stande Toback schmauchen, und darinn ein Vergnügen suchen. Ich erinnere mich noch eines spanischen Kapitäns, welcher viele Wochen hindurch mein Reisegefährte war, und der, wenn ihm der Toback ausgieng, paraquayischen Thee sehr oft schmauchte. Ich fragte ihn um die Ursache und Absicht seiner Sonderbarkeit. Ich thue dieses, antwortete er mir, um meiner Gewohnheit willen. Ich kann nicht leben, wenn ich nicht einen Rauch, von was er auch immer herkommen mag, unter meiner Nase sehe. Ich kenne auch einen königlichen Statthalter, welcher immer eine silberne Pfeife mit Tabackblättern bei sich trug, und davon von Zeit zu Zeit auch in einem fremden Hause oder in Gesellschaft mit vornehmen Spaniern Gebrauch machte. Er gab vor, daß der Tobackrauch seinen Verstand außerordentlich aufhelle, und ihn dadurch zu den schwersten Geschäften geschickt mache.

In dem benachbarten Brasilien drähen die Portugiesen die Tabacksblätter wir Stricke zusammen, und richten selbe sehr künstlich zu. Hierauf zerreiben, oder kauen sie ihren Knaster. Es ist unglaublich, wie hoch die Aerzte diesen Brasilientoback schätzen, und wie begierig die Europäer dabei zugreifen. Die Spanier allein brauchen jährlich zum Kauen eine erstaunliche Menge. Durch diesen Tobackverkehr sind nicht wenige Millionen aus den Händen der Spanier zu den Portugiesen, welche mit diesem

sem so gesuchten Artikel einen ausschließenden Handel treiben, hinübergewandert. Um zu verhinderrn, daß nicht alle Jahre so viel Geld aus dem Lande zu den Ausländern übergieng, befahl Karl der III. im Jahre 1765 den Spaniern und Indianern in Paraquay ihren Toback, der an Güte den brasilianischen nichts nachgiebt, auf portugiesische Art zuzurichten, und dem königl chen Statthalter um einen bestimmten Preis für Rechnung des Königs zu verkaufen. Man gehorchte den königlichen Befehlen wiewohl ungern, weil diese Tobackzurichtung viel Arbeit foderte, und den Arbeitern fast gar nichts eintrug. Der Statthalter von Assumtion schickte überall Portugiesen hin die Landesbewohner in der unbekannten Kunst zu unterrichten. Hier ist der ganze Prozeß; denn ich war in dem Flecken St. Joachim, über welchen ich die Obsorge hatte, aus Ergebenheit gegen den König, in dieser brasilianischen Schule selbst zugegen, sah und hörte alles, und manipulirte selbst mit. Ich hatte tausend Schwierigkeiten zu überwinden, bis ich meine Indianer zu der erforderlichen Genauigkeit gewöhnte, die, wenn sie fehlt, alle Mühe und Arbeit vergebens macht. Ich werde nun alles, was man dabei beobachten muß, kurz auseinandersetzen.

Die Tobackblätter hält man für reif, wenn sie an ihrem Ende gelblicht und welk werden. Man pflücket sie vormittags ab; weil sie da am feuchtesten sind; hängt sie alsogleich auf Röhren auf, um sie etwas zu trocknen, und läßt sie so im Schatten einige Stunden ruhen. Die Stengel, welche das Blatt in der Mitte durchstreifen, werden entweder mit einem Stock zerstampfet, oder noch besser ganz herausgerissen. Wenn dieses geschehen ist, so werden die Blätter mitteist eines Rades, wie Hanf zu Stricken zusammgedrähet, und über eine Walze gewunden. Diese Walze setzet man hernach mit dem Toback in den Schatten so, daß er der Wärme der Sonne, aber nicht ihren

Strah-

Strahlen ausgesetzet ist. Der herumgewundene Toback schwitzet in der Folge einen schwarzen Gummi aus, welcher in das darunter liegende Gefäß herabtropfet. Wie dieser Toback täglich hinabtrieft, so werden auch die Tobackstricke täglich damit begossen. Damit aber die ganze Masse von diesem Gummi durchdrungen, und gebeitzet werde, muß man den Toback alle Tage ab- und von der andern Seite wieder auf eine zweyte Winde hinaufwinden. Hiedurch wird das, was vorher an der Walze zu unterst lag, auswärts gekehret, mit dem Saft gleichmäßig getränket und geschwärzet, und fett wie Speck. Um diesen Entzweck ganz zu erreichen, muß das Ab- und Aufwinden, und Begießen viele Wochen fleißig fortgesetzet werden. Die Lieblichkeit des Geruchs zeigt an, wann der Toback ganz zugerichtet ist. Damit er nicht ausdörre, muß man ihn an einem feuchten Orte aufbewahren, und alles daraus wegthun, was ihn mit einem widrigen Geruch anstecken könnte. Nach dieser Zubereitung schneiden ihn die Portugiesen in kleine Stückchen, und rösten selbe in einem neuen Topfe auf Glut, worauf sie ihn mittelst einer herumgetriebenen Stange zu Staub zerreiben. So zugerichtet ist er die Lust der portugiesischen Nase. Ich muß bekennen, daß der über der Glut zerriebene Toback, weil er stets nach Kohlen riecht, den Ausländern nicht behagen will. Dieser Methode ist ohne Zweifel die der Böhmen weit vorzuziehen, welche den Brasilientoback an einem kleinen Reibeisen zu reiben pflegen. Von dem Toback und den verschiedenen Gattungen desselben wird noch an einem andern Orte Meldung gemacht werden.

Ungeachtet also der Handel mit Thee, Toback, Zucker und Baumwolle, und dem Ueberflusse an verschiedenen Früchten den paraquayischen Pflanzbürgern die schönste Gelegenheit sich zu bereichern anbietet, so giebt es doch darinn so wenig bemittelte, daß man sie an den Fingern

abzählen könnte. Sie haben viele Hilfsmittel sich ein grosses Vermögen zu sammeln; aber noch weit mehr Hindernisse. Schon von Anbegin der Provinz haben die Spanier durch die schröcklichsten Empörungen, bürgerliche Kriege, verderbliche Zänkereyen und Streitigkeiten mit den königlichen Statthaltern und einigen Bischöfen, und durch die unter ihnen bis itzt noch immer fortwährenden Uneinigkeiten jämmerlich gelitten. Welch eine klägliche Scene könnte ich hier meinen Lesern öffnen, wenn ich aller der betrübten Zufälle, durch welche die Stadt Assumtion noch in diesem Jahrhundert heimgesucht worden ist, erwähnen wollte. Die wilden Nationen, als die Quaycurùs, Lenguas, Mocobis, Tobas, Abipones und Mbayas, welche alle beritten sind, haben in vorigen Zeiten diese Provinz mit Mord und Raub grausam verheeret, ohne daß es die Einwohner hindern, oder von einer Zeit zu andern sich wieder erholen konnten. Oft mangelte es den Kriegsvölkern an einem Anführer, noch öfter aber den Generalen an Truppen, und nicht selten beiden an Wachsamkeir und Muth, dieser vornehmsten Schutzwehre wider die Wilden, welche gemeiniglich ganz unvermuthet einfallen, durch plötzliche Angriffe die sichern Spanier übermeistern; und überhaupt mehr ihrer Geschwindigkeit als ihrer Waffen wegen fürchterlich sind. Ihren Streifereyen Einhalt zu thun hat man am Ufer des Flusses Paraquay verschiedene Schanzen aufgeworfen, und mit einer Kanone, meistens aber auch mit Palisaden versehen. Sobald sich die Wilden auch nur von der Ferne zeigen, wird die Kanone abgefeuert, und dadurch den Bürgern die Losung gegeben sich zeitlich zu flüchten, oder, wenn sie es für dienlich halten, zu den Waffen zu greifen. Da man nun diesen Kanonschuß in jeder von diesen eben nicht weit von einander angelegten Schanzen wiederholt, so wird die Hauptstadt von der Annäherung der Wilden, wenn

sie

sie sich auch nur von Weiten sehen lassen, auf das eilfertigste benachrichtiget, welches, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, zur Abwendung manches Unheils nicht wenig beiträgt. Weil diese Provinz von regulirten Truppen entblößet ist, so müssen die Pflanzer selbst in den Schanzen Wache halten, und wider die Wilden, so oft es der Statthalter für gut befindet, ausziehen. Diese Kriegsdienste, welche oft einige Monate dauern, hindern sie wegen ihrer oftmaligen und langen Abwesenheit, ihre häuslichen und Familienangelegenheiten, ihren Feldbau und Handel gehörig zu besorgen. Dies ist die vornehmste Quelle und Veranlassung ihrer Armuth. Denn die Last und Beschwerlichkeiten der Kriegsdienste werden blos auf die Armen vertheilt; die Reichen und Vornehmen aber läßt man bei ihrer Wirthschaft zu Hause. Dies ist schon lange so üblich. Außer den berittenen Wilden sind auch die Payaquas, die grausamsten unter allen, die Urheber einer Menge Bedrängnisse gewesen, welche diese Provinz betroffen haben. Diese unmenschlichen Kaper streiften viele Jahre auf den Flüssen Paraquay und Parana mit Kähnen, die ungefehr 40 Mann faßten, herum; nahmen die spanischen Handelsschiffe, welche mit Waaren nach Buenos Ayres segelten oder von dort zurückkehrten, weg, und brachten die Schifleute um. Da also die Schiffahrt durch täglich verübte Räubereyen unterbrochen wurde, so gieng auch der Handel, die Quelle des Wohlstandes, zu Grunde. Endlich gelang es dem königlichen Statthalter Raphael de la Moneda die Kühnheit dieser Flußräuber zu bändigen, und sie in verschiedenen Zügen zu zwingen, daß sie um Frieden bitten mußten, welchen sie auch, aber nur unter der Bedingung erhielten, daß sie sich an dem Ufer des Flusses Paraquay im Angesichte der Stadt Assumtion ruhig aufhalten sollten. Seit vielen Jahren wohnen sie nun an dem ihnen angewiese-

nen Orte, und erfüllen ihre Zusage, den Spaniern keinen Schaden mehr zuzufügen, mit der strengsten Ehrlichkeit, wiewohl sie unserer Religion so abgeneigt sind, daß sie weder die Statthalter, noch die Bischöfe und Priester zur Annahme derselben bereden können. Ihre hartnäckige Ergebenheit gegen ihrem von der Kindheit an eingesogenen Aberglauben, und die schlechten Beispiele der Christen, die ihnen stetts vor Augen schweben, verbunden mit der elenden Sklaverey der Indianer, welche den Spaniern unterthan sind, machen ihnen das christliche Gesetz fürchterlich und verhaßt. Es that mir allemal leid, sie als Schlachtopfer der Hölle ansehen zu müssen, so oft ich sie sowohl in der Stadt als auch in ihren Wohnplätzen sah. An Größe und Stärke geben sie keinem Volke in Amerika etwas nach. Von Natur furchtbar machen sie sich durch ihre Verzierungen noch furchtbarer. In die untere Lippe, welche sie durchbohren, stecken sie ein langes Stäbchen von Holz, oder einen glänzenden Aerzte, das ihnen bis auf die Brust reichet. An das eine Ohr binden sie einen Flügel von einem grossen Geyer. Ihre Haare beschmieren sie mit einem rothen Saft, der wie Ochsenblut aussieht, und machen sie dadurch glänzend. An dem Hals, den Armen und Beinen tragen sie grosse Schnüre von Glaskugeln. Sie bemahlen sich am ganzen Leib vom Kopf bis auf die Ferse mit allerley Farben, so daß sie wie Harlequine aussehen, und fodern daher meistens für die Fische, die sie den Spaniern verkaufen, einen Spiegel, um mittelst desselben auch den Hinterleib bemahlen zu können. Ihre Weiber und Töchter bedecken sich sehr ehrbar mit einem von Wolle künstlich gewebten Zeug. Die Männer hingegen glauben am prächtigsten gekleidet zu seyn, wenn sie über und über zierlich bemahlen sind. Im Anfange zogen sie sowohl in ihren Wohnplätzen als auch in der Stadt ganz nackt herum. Dieß schien dem Statthaleer

de

de la Moneda, dieser Geisel der Payaquas, die christliche Schaamhaftigkeit zu beleidigen; er ließ ihnen daher eine Menge Hemder aus grober Baumwolle zurecht machen, und den erwachsenen Wilden sogleich austheilen, mit der Bedrohung, daß jeder, der in Zukunft noch nackt in die Stadt kommen würde, auf der Schandbühne mit 50 Stockschlägen gezüchtiget werden sollte. Wie sehr sie auf diese Drohung geachtet haben, kann man aus diesem einzigen Vorfalle abnehmen. Ein Wilder brachte einst einer Spanierin Fische zum Verkaufe, und erhielt zur Bezahlung Früchte, die man daselbst Mani oder Mandubi nennt, und wie Mandeln schmecken. Da es ihm an einem Sack fehlte, so schüttete er sie in sein Hemd, welches er von Vornen bis in die Mitte aufhob. Im Weggehen fiel ihm noch bei der Hausthüre ein, daß eine solche Manier einherzugehen anstößig seyn, und ihm, wenn er von dem Statthalter gesehen werden sollte, die angedrohten Prügel zuziehen möchte. Diese Betrachtung schröckte ihn. Er gieng daher wieder zu der Spanierin zurück, als wenn es ihn reuete, und schrie mit dem Finger drohend: Moneda, Moneda! Hierauf schüttete er seine Früchte auf die Erde, ließ das Hemd wieder herab, hob es von hinten auf, und trug so seine Mandubi freudig davon. Auf diese Art glaubte er ungestraft und ehrbar auf dem Platz herumgehen zu können. Aus ganzer Seele fürchteten sich die Payaquas vor dem strengen Statthalter, und ihm muß es allein zugeschrieben werden, daß man sie, wiewohl Moneda schon lange nach Buenos Ayres abgegangen ist, noch itzt zu Assumtion ruhig und ehrbar einhergehen sieht. Sie haben ihre eigene Sprache; doch stammeln die meisten wegen ihres täglichen Umgangs mit den Spaniern etwas spanisch und quaranisch. Bei ihren Heurathen und Begräbnissen, und wenn sie gebähren, oder in Krieg ziehen, beobachten sie eine Menge Cäremonien, und lächerlich abergläubischer Gebräuche. Ihre Waffen bestehen in langen

Spießen, Bogen, Pfeilen, und Kolben; aber mehr noch als alles dieses hat man ihre Verschlagenheit zu fürchten. Wie viel sie den Spaniern von ihrer ersten Ankunft in Paraquay anzuschaffen gegeben haben, bezeugen ihre Jahrbücher zu Genüge. Jede Familie hat einen eigenen Kahn, welcher sehr schmal, aber lang ist. Sie fahren darinn mit einem einzigen vorne ganz zugespitzten Ruder sehr schnell, wohin sie wollen, auf oder abwärts. Ihre Geschwindigkeit ist die Folge des leichten Baues ihrer Fahrzeuge. Diese stehen in der Mitte kaum drey Hand breit tief unter dem Wasser. Der Vorder- und Hintertheil des Schiffbodens ist wie ein Bogen gekrümmet, und raget aus dem Wasser hervor: der Kahn selbst aber ist an beiden Enden gleichspitzig, so daß der Vorder- und Hintertheil oft verwechselt werden. Im heftigsten Sturme wagen sie sich mit ihrer Familie mit der heitersten Stirne auf den Fluß. Stürzt ihr Kahn um, was aber äusserst selten geschieht, so setzen sie sich auf die umgekehrte Seite, und fahren in der Stellung eines Reutenden ihren Weg fort. Wie oft sah ich nicht vom Ufer aus einen von den Payaquas mit den schäumenden Wellen des Flußes ringen und lachen, wenn ihn ein Wirbel zu verschlingen drohete. Allein diese kapernde Nation hält das Wasser für ihr Element, und fürchtet sich nur ausser demselben. Gebirge von Gewässer mögen sich übereinander wälzen, Stürme sich müde toben; der Payaqua wird an den hintersten Spitze seines Schiffes stehend ganz kaltblütig fortrudern, und selben trotzen; während daß der Kahn, der größtentheils aus dem Wasser hervorraget, und aufwärts schauet, schnell wie der Wind durch die Wellen fährt. So wenig ein Fisch unter dem Wasser ertrinkt, so wenig ersäuft auch ein Payaqua: denn er schwimmt so leicht als ein Fisch. Sie stürzen sich in die untersten Schlünde der Flüße, bleiben darinn eine Zeitlang, und kommen erst nach einer guten Weile wieder mit einem Fische, den sie unter dem Wasser fiengen, hervor.

vor. Diese täglichen Schauspiele auf dem Fluß Paraquay wären es auch werth von Europäern gesehen zu werden. Auch der Bau ihrer Kahne verdient, so wie der Gebrauch, den sie davon machen, daß man sie bewundere und bemitleide. Das Feuer und steinerne Aexte sind die einzigen Werkzeuge, womit sie die größten Bäume mit Beibehaltung des Gleichgewichts sehr künstlich aushöhlen. Sie haben Kähne von zweyerlei Art. Die kleineren gehören zum Fischfang und täglichen Reisen: die größeren, die wohl bei 40 Mann einnehmen können, zum Kriege. Wollen sie wider die Spanier einen Zug thun, so lassen sie deren mehrere zusammenstossen, und sind um desto gefährlicher, je weniger Wasser sie dazu brauchen, und sich in kleineren Flüßen in einen Winkel oder hinter einer Insel sich verbergen können, bis sich eine Gelegenheit anbietet auf Handelsschiffe loszugehen, oder mittelst einer Landung die Kolonie der Spanier mitten in ihrer Sicherheit zu überfallen. So dumm diese Wilde auch aussehen, und mehr dem Vieh als Menschen gleichen, so sind sie doch äusserst verschmitzt, wenn es auf Hinterlist oder verderbliche Anschläge ankömmt, und haben in allen Künsten des Betrugs so ausgelernt, als wenn sie beim Hannibal in die Schule gegangen wären. Gewiß haben sie mehr Unheil durch ihre Verschlagenheit als durch ihre Tapferkeit angerichtet. Gegen 400 Meilen weit südwärts der Stadt Assumtion fahren sie mit ihren Kanots auf Streifzüge gegen die Kauffartheyschiffe und Kolonien der Spanier aus. Ich beruffe mich dießfalls auf die Städte Assumtion, Corrientes, Santa Fé, auf die Gegend um Buenos Ayres, die quaranischen und spanischen Kolonien. Aufgehäufte Leichen, entführte Knaben und Mädchen, in Asche gelegte Häuser, geraubte Güter und Geräthschaften und verwüstete Kirchen sind Denkmaale sowohl der Barbarey als auch der Arglist dieser Flußräuber, die bei meiner Ankunft in Paraquay noch bei allen in frischem Andenken waren. Man muß es als ein beson-

sonders glückliches Ereigniß ansehen, daß der oftgedachte Statthalter de la Moneda Mittel fand der Frechheit dieser Unmenschen den Nacken zu brechen. Es gibt wohl noch itzt zahlreiche Schaaren der Payaquas, welche mit den Spaniern in keinem Friedensbunde, oder freundschäftlichem Einverständniß stehen; aber sie sind nichts weniger als gefährlich, weil sie sich an dem nördlichen Ufer des Paraquay, und der darinn sich ergießenden Flüße weit weg von der Stadt Assumtion aufhalten in einer Gegend, wohin die Spanier nur sehr selten kommen. Sie treiben noch immer Kaperey: und die Portugiesen, welche sich in dem Flecken Cuyaba niedergelassen haben, werden nicht wenige theils weggeschleppet und theils erschlagen: wiewohl sie von diesen auch manchmal mit blutigen Köpfen heimgeschicket werden, weil die Portugiesen ausser ihrer Hurtigkeit und Feinheit auch noch mit dem Schießgewehr trefflich umzugehen wissen. Kurz sie bezahlen mit gleicher Münze. Vieles was die Sitten der Payaquas betrifft, wird man an seinem Orte in der Geschichte angemerket finden.

Den Statthalterschaften von Buenos Ayres, oder dem Silberfluße, Tukuman und Assumtion muß noch die Landschaft Chacò von dem Worte Chacù also genannt, welches in der cuskoischen oder peruanischen Sprache einen Haufen auf der Jagd gefällten und übereinander liegenden Gewildes anzeigt, beigezählet werden. Da diese Provinz die Freystätte und der Zuflüchtsort vieler Nationen ist, so haben ihr die Alten den Namen Chaco mit Recht beigeleget. Sie erstrecket sich bei 300 Meilen weit in der Länge, und bei 100 in der Breite. Diejenigen, welche ihr nach ihrem Gutdünken Gränzen setzen, und bloß die Ebenen, welche die Spanier los llanos de Manso nennen, darunter begreifen, zählen weniger. Tukuman, das Land de las Charcas, Santa Cruz de la Sierra, der Silberfluß, und einer Fluß Paraquay umgeben die Landschaft Chaco. Von der

Seite

Seite schließet selbe ein Gebirg ein, welches sich von Korduba an bis zu den peruanischen Silberbergwerken zu Lipes und Potosi, und von dannen bis nach Santa Cruz de la Sierra und dem See Mamorè, wo es aufhöret, erstrecket. Die Luft ist in dieser ganzen Gegend sehr gesund, und das Erdreich fett und fruchtbar. Hier erheben sich sanft abhängige Hügel; dort sieht man mit hohem Grase bewachsene Thäler, welche für Pferde und Vieh von allen Gattungen die beste Weide abgeben: dazwischen liegen Wälder und die höchsten Bäume von aller Art. Auf der Seite nach Peru zu sieht man in den größten Strecken nichts als himmelhohe Felsen und Steinklippen. Gegen Mittag findet man auf 14 Klafter unter der Erde weder Stein noch Sand. Felder und Wälder, Flüße und Seen und die ganze Luft enthalten die schönste Jagdbarkeit; denn überall trifft man vom fremden Gewild, von Fischen, Amphibien und Vögeln eine eben so unglaubliche als manchfaltige Menge an. Wir werden in der Folge von jeder Gattung insonderheit sprechen. Ausser den Seen und häufigen Bächen wird das Land Chaco auch von zweenen Hauptflüßen durchströmet, welche, wenn sie anschwellen, die Dämme durchbrechen, aus ihren Ufern tretten, und die niedrig liegenden Felder weit und breit unter Wasser setzen. Der berühmteste Fluß in Chacò heißt auf spanisch Rio grande oder Vermejo (der große oder rothe Fluß) auf abiponisch ĩnatè. Er entspringt auf dem Gebirge von Peru, und nimmt durch den Zufluß einer Menge Bäche dergestalt zu, daß er zuweilen auch kleine Schiffe trägt. Er ist tief und reissend, und daher, wie mich die Indianer oft versicherten, den Schwimmenden sehr gefährlich. Bei den von den Wilden längst zerstörten Städten Quadalcazar und Conception fließt er vorbei, und ergießt sich ungefehr 30 Meilen davon in den Fluß Paraquay, welcher sich bald darauf im Angesicht der Stadt Corrientes mit dem Fluß Parana vereinigt, in der Gegend von Buenos Ayres aber den Namen des Silberflusses (Rio de la Plata) annimmt.

Das peruanische Silber wurde einst auf dem Rio grande und dem Fluß Parana mit grosser Abkürzung des Weges und Ersparung vieler Unkosten nach Buenos Ayres gebracht, um es alsdann für Rechnung des katholischen Königes und seiner Spanier nach Europa einzuschiffen. Diese Schiffahrt ist aber seit vielen Jahren theils aus Furcht vor den Wilden, die an diesen Flüßen wohnen, und theils wegen der verborgenen Klippen gänzlich unterblieben. Die Naturkündigen rühmen das Wasser des äusserst fischreichen grossen Flußes als sehr heilsam, besonders für die, welche an den Harnverstopfungen und Blasebeschwerden leiden. Wider diese bedient man sich auch eines Krauts mit einem milchartigen Safte, welches la Yerba de Orina oder la Meona heißt, und an dem Rande dieses Flußes wächst. Die Vortrefflichkeit des Wassers, welches dem grossen Fluß von seiner Urquelle an eigen ist, wird von den unflätigen Bächen, die selber auf dem Wege aufnimmt, ganz verderbet. Er hilft daher auch das Wasser des Flußes Paraquay, an dem man weder Farbe noch Geschmack rühmen kann, noch mehr verunreinigen.

Der zweyte Fluß in diesem Lande heißt Pilcomayo und entspringt ebenfalls in dem Gebirge von Peru. Er und der große Fluß laufen in einem Abstand von ungefehr 30 Meilen miteinander fort. Der Pilcomay trägt weder überall, noch auch zu allen Zeiten Schiffe. Beiläufig 80 Meilen vor seinem Ausfluß in dem Paraquay theilt er sich in zween Arme, und bildet hindurch eine eben so lange Insel. Der erste Arm, den der Fluß Paraquay nahe bei der Stadt Assumtion aufnimmt, heißt bei den Quaraniern der weise Fluß Araquaay, vielleicht weil man Kopf haben muß um glücklich auf ihm fortzukommen. Während der jährlichen Ergiessungen desselben kömmt die Insel ganz unter Wasser zu stehen, so daß aus beiden Armen ein Rinnsal wird, und derjenige vom Glücke und nicht von Kunst spre-

sprechen muß, der durch alle dazwischen liegenden Furte und Wasserkrümmungen unbeschädigt durchkömmt. Der zweyte Arm, welcher den Namen Pilcomay beibehält, ergießt sich fast 9 Meilen von der Stadt Assumtion südwärts in den Paraquay. Er führet meist unflätiges Wasser mit sich. Unser P. Augustin Castañares aus Tukuman gebürtig, und Apostel vieler Völkerschaften, welcher im Jahr 1744 den 15. September von den wilden Mataquayern auf einer apostolischen Reise samt seinen Wegweisern und Gefährten meuchelmörderisch erschlagen wurde, beschiffte einst auf einem quaranischen Fahrzeug den Pilcomay, und hatte den Laybruder Salvator Colon einen Franzosen, der einst in Europa viele Seereisen gemacht hat, bey sich. Dieser hat mir nun auf seiner Rückfahrt aus Paraquay nach Kadix, die er mit mir als ein 90jähriger Greis und an beiden Augen stockblind gemacht hatte, die gefährlichen Krümmungen und Wendungen des Pilcomay, sein oft enges Ufer und andere Hindernisse, welche die Schiffahrt auf selben erschweren, in verträulichen Gesprächen vielmal vor Augen gestellet.

Der gesalzene Fluß, Rio Salado, hat seinen Ursprung auf dem Gebirge von Salta. Sein Rinnsal ändert er so wie seinen Namen von Zeit zu Zeit. Anfangs heißt er Rio Arias, hernach Rio Passage, nahe beim Kastell de Val buena Rio Salado, sobald er aber bei Santa Fé vorüber ist, Rio Coronda, unter welchem Namen er sich auch mit dem grossen Paranastrom vereiniget. Von seiner Quelle an führt er nicht nur süßes sondern auch sehr gesundes Wasser mit sich, welches aber nachmals durch die Seeen, und dareinfsich ergießenden Bäche so bitter und salzigt wird, daß viele Meilen weit auch das Vieh nicht einmal davon trinken kann. Es verlohnt sich der Mühe die Ursache dieser Salzigkeit zu untersuchen. In den nahen Ebenen wachsen viele Stauden, welche die Spanier

la

la Vidriera nennen, vielleicht weil man ihre kalcinirte Asche zum Glasmachen brauchen kann, so wie die Europäer die zubereitete Asche von Eichen und anderen Bäumen oder die sogenannten Pottasche zu Glas und Seife verwenden. Diese Staude heißt bei den Abiponern Achibikaie (Salz), welche sich auch ihrer Asche bedienen, die Speisen und den Toback, den sie kauen wollen, zu salzen. Zu S. Jakob nennt man sie Fumes, und verwendet die Asche davon gemeiniglich zur Seife. Die Vidriera sieht der Wachholderstaude ähnlich, hat einen schwachen Stamm, und kleine, länglichte, grüne, und fast durchsichtige Zäpfchen in einem Haufen zusammengefüget statt der Zweige und Blätter. Früchte trägt sie, wenn ich mich recht erinnere, keine. Wie das Regenwasser darauf fällt, so nimmt es eine gewisse Salzigkeit an, und theilet selbe auch den Seen und Bächen mit, denen es auf dem flachen Erdboden zufließt. Diese ergießen sich nun in Flüße, deren Wasser anfangs von Natur süß war, und versäuren es jämmerlich. Die Palmbäume Caranday, unter welchen Salpeter anschießt, machen mit den Vidrieras gleiche Wirkung. Daher leidet man selbst an grossen Flüßen an süssem Wasser Mangel mehr oder weniger, je nachdem es in der Nähe mehr oder weniger von diesen Palmbäumen und Vidrieras giebt. Ich schreibe dieses aus meiner eigenen, und leider! vielmaligen Erfahrung. Wir waren in der äussersten Gefahr zu erdürsten, als wir im Jenner in der größten Hitze eine langwierige Reise an dem Rio Salado machten, der dazumal so anschwoll, daß wir ihn schwimmend übersetzen mußten. Allein sein Gewässer war von der Art, daß weder ich, noch die Soldaten und Pferde einen Tropfen davon trinken konnten. Glücklicher Weise fiel auf den Abend unter Donner und Blitz ein häufiger Regen, woran wir uns labeten, wiewohl er uns auch, weil wir auf der Erde, und nach dem Landesgebrauch unter freyem Himmel lagen, vom Scheitel bis auf die Fußsohle und bis

auf die Haut tüchtig durchnetzte. Uebrigens hat der Rio Salado ein zwar saures aber auch helles Wasser, und man sieht darinn die kostbarsten Fische selbst auf dem Boden. Er ist tief, und durch jähe und enge Ufer eingeschränket; rinnet ganz sanft durch allerlei Krümmungen, und tauget daher zur Schiffahrt, ausser zu Santa Fé, nichts. Zwischen dem gesalzenen und süßen Fluß rauschet das kleine Flüßgen Turugon daher, welches, weil es seinen Lauf durch Wälder richtet, bei der größten Trockenheit den Reisenden süßes Wasser im Ueberfluße anbietet: und durchgängig ohne Furth und Salzigkeit ist. Es fließt nahe bei dem indianischen Flecken Salabina vorbei, und ich habe öfters darüber gesetzt. Der süße Fluß, welcher in der Gegend von S. Jakob die Dienste des Nils versieht, wie ich oben erzählt habe, tritt etwas weiter gegen Süden aus seinem Ufer auf das Feld, und wird von dem See der Kürbiße (Laguna de los porongos) zwischen Corduba und Santa Fé verschlungen. Nicht weit davon ist der weiße See (Laguna blanca) an welchem die Indianer und Spanier zu Nachts immer ein gewisses Stiergebrülle hören wollen. Vielleicht träumen sie?

Kleinere Flüße des Landes Chaco sind: der Centa, Ocloyas, Jujuy, Sinancas, Rio negro, Rio verde, Atopehenra Lavatè, Rio Rey oder Ychimaye, Malabrigo, oder Neboquelatèl, Ynespin oder Narahegem, Eleya &c. &c. Wer mag alle die übrigen Bäche herzählen, die fast zahl- und nicht selten auch namenlos sind; und wenn es lange nicht regnet, wie das in Chaco öfters geschieht, fast ganz austrocknen: so daß man oft viele Meilen weit nicht ein Tröpfchen Wasser findet woran, sich ein Vogel laben könnte. Kommen aber Regengüße, so schwellen die Bäche zu Flüße, und diese zu Meere an, und überschwemmen die ganze Gegend. Auf manchen Reisen mußten wir uns viele Wochen durch Wasser, Koth und

tiefe Moräste zu Pferde täglich durcharbeiten, ohne auch nur ein Fleckchen trockenes Land, um uns des Nachts darauf hinzulegen, finden zu können. Meine Gefährten die spanischen Soldaten, stiegen zuweilen auf die Bäume, und setzten sich wie Vögel zwischen die Aeste hin um des Nachts etwas auszuruhen. Einige machten sich auch Feuer darauf an, und wärmten sich ihr Theewasser. Allein mit diesem Ungemach ist dasjenige nicht zu vergleichen, das wir erdulteten, wenn wir Tag nnd Nacht in einem fort reuten mußten, um einen Ruheplatz zu erreichen, wo wir uns und unsere Pferde nach der größten ausgestandenen Hitze tränken und erquicken konnten. Oft findet man auf ungeheuren Strecken nicht einmal einen Strauch, um Feuer damit anzumachen. Schnacken, Schlangen, schädliches Ungeziefer stossen den Reisenden schwarmweise auf, so wie man auch allenthalben Löwen, Tieger und andere grimmige Thiere erblicket. Indessen darf man sich dennoch mit Gotteshilfe, und wenn man nicht unterläßt vorsichtig, geduldig und wachsam zu seyn, nicht sonderlich vor ihnen fürchten.

So sieht die Provinz Chaco aus. Die Spanier sehen selbe für den Sammelplatz des Elends, die Wilden hingegen als ihr gelobtes Land, und als ihr Elysium an. Sobald die Spanier unter dem Pizzaro die Peruaner unterjochet, und sich durch das Recht des Krieges in den Besitz von Chili, Quito, und Tukuman gesetzet hatten, flüchteten sich die Indianer von allen Seiten hieher, als in den Zufluchtsort der Freyheit und die Schutzwehre wider die Unterdrückung. Die Paraquayer eilten vorsichtig in die Schlupfwinkel, die ihnen Chaco darbot, um sich den gefährlichen Augen und Händen der europäischen Gäste zu entziehen, welche sie weder zu Freunde haben, noch als Feinde fürchten wollten. Die höchsten Berge dienten ihnen zur Warte, unwegsame Wälder statt einer Mauer,

Flüße

Flüße und Moräste statt der Graben, die von Gewild und Fruchtbäumen angepropften Felder zu Magazine, kurz die ganze Provinz, die durch ihre natürliche Lage und Beschaffenheit wider alle fremde Anfälle gesichert ist, statt einer Vestung. Noch itzt giebt es darinn zahlreiche Völkerschaften, welche alle Anschläge der Spanier auf sie vereiteln, und bereits denselben in das dritte Jahrhundert trotzen, wiewohl zu ihrem eigenen Nachtheile, indem ihre Freyheit ihren gewissen Untergang nach sich zieht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon lange vor Ankunft der Spanier Eingebohrne in diesem Lande gewohnt; allein wir zweifeln eben so wenig, daß sich in der Folge andre Wilde zu ihrer Sicherheit denselben beigesellet haben. Da die Schreibekunst bei den Wilden in keinem Gebrauche war, so glaube ich, daß man alles, was die Geschichtschreiber von demselbigen Zeitalter geschrieben haben, für Muthmassungen ansehen müße. Wenigstens sind in den alten Landkarten und Geschichten von Paraquay viele Namen der wilden Nationen, wie ich gewiß weiß, ganz verkehrt angemerket. Diese vielen Fehler entstanden aus dem Mangel an Kenntniß ihrer Sprache und Ortschaften, und aus den elenden Nachrichten einiger unwissender und leichtgläubiger Spanier, die in die Hände der Wilden gerathen waren. Unter unzähligen Beispielen mag uns eines genug seyn. Die Quaycurùs heißen Oaekakalòt. Unkündige gaben dieß für den Namen einer grossen Stadt aus. Oft hielten sie die verschiedenen Wohnplätze des nämlichen Volkes für verschiedene Nationen. Aus den Namen der Caciquen, wovon in jedem Wohnplatz einer ist, schmiedeten sie ebenfalls verschiedene Völkerschaften. In Chaco existirten einst mehrere an Sprache, Namen und Sitten ganz voneinander verschiedene Nationen; allein heut zu Tage ist von ihnen außer ihrem Namen, und einigen unbedeutenden Resten nichts mehr übrig. So waren einst die Calchaguies ein zahlreiches, kriegerisches, und den Spaniern sehr

auf-

aufsäßiges Volk. Allein der Krieg und die Pockenseuche haben sie dergestalt aufgerieben, daß nur wenige übrig geblieben, und in dem Winkel des Gebietes von Santa Fé verdrungen worden sind. Eben dieses Loos traf auch von Zeit zu Zeit die berittenen Malbalàs, die Mataràs, Palomos, Mogosnas, Orejones, Aquilotes, Churumates, Ojotades, Taños, Quamalcas &c. &c. Die berittenen und für die Spanier gefährlichen Nationen, welche sich noch in Chaco aufhalten, heißen Abipones, Natekebit auf spanisch Tobas, Amokebit, Mocobies, Yapitalakas oder Zapitalakas, Oaekakalòt oder Quaycurùs oder Lenguas. Von den Mbayas nennen sich die, welche an dem östlichen Ufer des Paraquay wohnen, Eyiquayegis, die am westlichen Quetia degodis. Unberittene Völker sind die Lules, Ysistines, Foxistines, welche eben dieselbe Sprache Tonocote reden, und meistens von uns im christlichen Glauben unterrichtet und in die Flecken versetzet worden sind; die Homoampas, Vilelas, Chunipies, Yoók, Ocóles, die grossentheils christlichen Pazaines, die Mataquayes oder Ychibachi, die wir so oft bilden wollten, aber allzeit ungelehrig befunden haben; ferners die kapernden Payaquas, von denen ich oben gesprochen habe; die Guanas, die einige auch Chanas oder Niyololas nennen, und endlich die Chiquiten, die in ihren Flecken das Christenthum angenommen haben, und deren ich oben mit mehreren erwähnte. Durch unsere jährliche Reisen in die Wälder haben wir ihren Kolonien noch andere Wilde von verschiedenen Nationen als: Zamucos, Caypotades, Ygaroños &c. beigesellet.

Die Chiriguanas ein Volk, welches ihrer Anzahl, Trotzigkeit und Hartnäckigkeit wegen beruffen ist, können meines Erachtens nicht zu dem Lande Chaco gerechnet werden, weil sie größtentheils das Gebiet von Tarija und Peru bewohnen. Wunderlich ist, daß sie quaranisch (nur

nach

nach einer etwas veränderten Mundart) sprechen. Man behauptet durchgängig, daß sie von den südlichen Ufer der Flüße Parana und Paraquay nach den nördlichen Gegenden von Peru gezogen sind der Rache der Portugiesen zu entgehen, weil sie ihren Landsmann Alexius Garzia, der sich von dem in Peru geraubten Silber bereichert hatte, erschlagen haben sollen. Andere stellen diese Ursache der Auswanderung in Abrede, und geben vor, daß die Chiriguanas fast 100 Jahre, ehe Garzia ermordet wurde, von dem Kaiser in Peru Incà Yupanqui bekrieget, aber nie überwältiget worden sind. Von diesen Meinungen mag man sich nach Belieben eine auswählen. Gewiß ist, daß die Chiriguanas, wenige ausgenommen, welche sich zum Christenthume gewendet haben, heut zu Tage die abgesagtesten Feinde der Spanier sind, und in der ganzen Gegend weit und breit gefürchtet werden. Bis itzt konnten sie weder durch die Waffen gebändiget, noch durch das Zureden unserer Leute zur Annahme des Christenthumes gebracht werden. Von diesen letzteren ermordeten sie fünf auf eine greuliche Art. Leider hat der Schweiß so vieler Jahre die erwartete Wirkung nicht hervorgebracht, und alles Blut ist für sie vergebens vergossen worden.

Will man noch andere übriggebliebene Nationen, welche sich ausser Chaco in Paraquay aufhalten, kennen lernen, so will ich von selben nur kurz folgendes melden. Die zahlreichsten unter allen sind die Quaranier. Sie wohnen in 32 grossen Flecken an dem Ufer der Flüße Parana, Paraquay und Uruquay beisammen, dem Könige und unserer Religion mit unwandelbarer Treue zugethan, so wie die Ytatinquas, für welche, wie ich anderswo gesagt habe, in dem Walde von Taruma zwo Kolonien angelegt worden sind. In den anderen Flecken, worüber Weltpriester und Franziskaner die Aufsicht haben, halten sich gleichfalls christliche Indianer auf. Die Tobatinquas, Tapes und

Caaygüas halten sich noch itzt in den tiefesten Wäldern verborgen. Sie haben ihren Namen von den Bergen, Flüssen und Wäldern, die sie bewohnen, erhalten. Im Grunde sind sie Quaranier, oder, wie sie vormals hießen, Carier, auch sprechen sie quaranisch. Die Quayaki sind eine besondere und zahlreiche Nation, und an Sprache, Sitten und der weißen Gesichtsfarbe von den Quaraniern gänzlich verschieden. Sie durchstreichen die entferntesten Gehölze am Ufer des Monday quazù, und hüpfen wie die Affen auf den Bäumen herum, wenn sie Honig, Vögel, oder eine andere Näscherey erhaschen wollen. Kleider, oder einen beständigen Aufenthalt haben sie nicht. Von Natur furchtsam beleidigen sie keine Seele. Ich habe ihrer mehrere sehr nahe gekannt, welche sich in den quaranischen Kolonien durch Frömmigkeit, Emsigkeit, Rechtschaffenheit und besondere Reinlichkeit in den Kleidern vor andern ausgezeichnet haben. In den schrofesten Felsen, welche um den Fluß Tebiquary miri, und dem Städtchen villa rica herumliegen, wohnen Wilde, welchen die Spanier wegen der weißen Farbe ihres Gesichts den Namen Quaycuruti beilegen. Sie sind groß von Körper und mit Pfeilen und Kolben bewaffnet. Oft steigen sie haufenweise von ihren Bergen in die daranliegenden Ebenen herab, tödten die Pferde und Maulthiere der Spanier mit Pfeilen und Kolben, zerreißen sie in Stücke, und tragen selbe auf den Schultern mit sich nach Hause um sie daselbst in einem festlichen Schmause aufzuzehren. Ochsen und Schaafe rühren sie nicht an, auch hab ich nie gehört, daß sie je einen Menschen umgebracht hätten. Weil sie also unter den Pferden und Maulthieren so viele Niederlagen anrichteten, so beschlossen die Spanier zuletzt jener ihre Wohnplätze auszuspüren, und sie entweder gefangen wegzuführen, oder niederzumachen. Man unternahm im Ernste mit vielem Lärme den Zug wider sie, welcher aber eben so kurz als fruchtlos ausfiel. Denn gleich im ersten Tage wurden sie,

als

als sie den steilen Felsen hinaufzuklettern anfiengen, von so einem Schröcken befallen, daß sie ohne Verzug unverrichteter Dinge nach Haus eilten. Sobald ich im Flecken S. Joachim davon Nachricht erhielt, nahm ich mir vor diese Wilde aufzusuchen: allein die Spanier, welche der Meinung waren, daß diese Reise eben so gefährlich als unnütz seyn würde, riethen mir davon abzustehen. Sie besorgten in ein Wespennest zu stechen. Sie wollten daher die Wilden lieber fürchten, als aufsuchen lassen. Zu diesen Pferdefressern füge ich auch die Menschenfresser, welche die Spanier Caribes, die Quaranier aber Abaporù nennen, weil sie Menschenfleisch essen. Dergleichen streifen in den Wäldern zwischen den Flüßen Parana und Uruquay bei dem Mondaỹ quazù und Acaraỹ herum, Menschen aufzuspüren, deren Fleisch sie allem Wildprät weit vorziehen. Unsere Leute haben sie mit vielen Müheseligkeiten, und mit Gefahr des Lebens gesucht, und auch gefunden, aber ohne Erfolg. In den unermeßlichen Ebenen, in den Labyrinthen der Wälder, in den unzugänglichsten Schlupfwinkeln vm Yquazu, Ygatimi, Carema, Curyĩ, Acaraỹ, Mondaỹ &c. wimmelt alles von Indianern, welche meistens Quaranier sind, aber von dem Orte ihres Aufenthalts verschiedene Namen führen. Hundert Zungen würden nicht zureichen, die Sitten und Benennungen aller dieser kleinen Völkerschaften zu erzählen.

Unter den berittenen Nationen ausser Chaco verdienen die Quenoas am ersten eine Erwähnung. Sie wohnen zwischen dem Uruquay, dem Silberfluß und dem Meere; aber ihr Aufenthalt ist unstät. Zu dieser Nation rechnet man die Charruas, Yaròs, Bohanes, Minoanes und Costeros, welche alle beritten, und von barbarischer Gemüthsart sind. Die, welche dem Silberfluße am nächsten, und so zu sagen unter den Thoren vnn Paraquay wohnen, machten den ersten Spaniern bei ihrer Ankunft in

diesem Lande sehr viel zu schaffen: und hassen sie auch itzt noch, sie mögen sich nun für ihre Freunde oder Feinde ausgeben, von ganzem Herzen. Wenigstens trauete man ihnen nicht; weil man von ihnen glaubte, daß sie Tag und Nacht auf verderbliche Anschläge wider die Spanier sännen. Im Jahr 1750 überfiel ein Trupp dieser letzteren von Santa Fé die treulosen Charruas, um sie wegen des so vielmal gebrochenen Friedens zu züchtigen, in ihren Wohnplätzen, und schlugen sie auf das Haupt. Viele blieben auf dem Platz, und die übrigen wurden mit ihren Familien als Gefangene mit fortgeschleppet. Man bauete ihnen westwärts der Parana auf der Anhöhe Cajastà bei dem Fluß Inespin ungefehr 20 Meilen von der Stadt Santa fé eine Kolonie und gab ihnen einen Franziskanermönch zu, der sie in der Religion und Sittenlehre unterrichten sollte, nebst einer Besatzung um das Leben des ersteren in Sicherheit zu setzen, diesen aber den Weg zur Entweichung abzuschneiden. Diese Wilden genossen meistens das Fleisch von wilden Pferden, wovon in den nahen Feldern alles voll ist. Hunger und Elend brachten sie endlich dahin, daß sie dem Priester Gehör gaben, und sich auf den Ackerbau fleißig verlegten. Da dieser weder für sich noch für die Kolonie mehr etwas besorgte, so batt er, daß man die Besatzung herausziehen möchte; weil er ihre Gegenwart nicht mehr für nöthig, die Beispiele der Soldaten aber für seine Neubekehrten zu ärgerlich fand. Der gute Pater wußte, daß alle Mühe und Arbeit verloren ist, wenn die Indianer den Widerspruch zwischen der Aufführung und Reden der Soldaten, und dem, was sie in der Kirche hören, gewahrnehmen. Wie viele bittere Klagen könnte man nicht hierüber führen! Wie viel könnte ich nicht davon erzählen, wenn ich nicht das Papier mit dergleichen schmutzigen Geschichten zu verunreinigen, und den Ohren des Lesers anstößig zu seyn befürchtete! Wie oft haben die katholischen Könige in ihren Schreiben an die Stattalter in Amerika denselben einge-

bunden

suaden wohl auf ihrer Hut zu seyn, daß der Muthwille der Soldaten den Neubekehrten kein Aergerniß und keine Nachtheile verursachete. Allein man muß bekennen, daß die Befehle der gottseligen Könige in diesem Falle nur sehr schlecht befolget werden. Ich schreibe dieß aus eigener Erfahrung. Wenn man wegen feindlicher Einfälle in Furcht ist, so schicket man zuweilen Soldaten zur Vertheidigung der neuen Kolonie dahin ab. Allein wir fürchteten uns vor der Ankunft der Soldaten weit mehr als vor der Annäherung der Wilden. Jener ihre freche Zügellosigkeit ist dem anderen Geschlechte weit gefährlicher, als immer die Pfeile der Wilden der Kolonie Schaden zufügen können. Wir wollten oft lieber ohne Hülfsvölker der Gefahr blosgesetzet seyn, als das Seelenverderben, das diese fast immer anrichteten, mit ansehn. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts brachten unsere Leute die Yaròs eine große Abtheilung der Quenoas durch Geschenke und Zureden dahin, daß sie in dem Flecken S. Andre beisammen wohnten, und sich eine Zeitlang in der Religion unterrichten liessen; allein sie kehrten bald wieder, der christlichen Reinigkeit und Lehre überdrüßig, auf Anstiften eines bei ihnen sehr angesehenen Schwarzkünstlers zu ihrem vorigen Aufenthalt zurück. Auf die Frage, warum sie entwichen wären, antworteten sie: Wir wollen keinen solchen Gott, der alles sieht, hört und weiß, was von uns auch im Verborgenen geschieht. Wir wollen wieder unsere alte Freyheit, und nach unserem Wohlgefallen denken und handeln. Unzählig und unglaublich sind die Verheerungen, die diese Wilde in den Gegenden von Corrientes, Santa Fé und Montevideo angerichtet haben.

Die unermeßliche Ebene, welche von Buenos Ayres an süd- und westwärts sich ausdehnet, und unter dem Namen Terra magallanica bekannt ist, wird von wilden und berittenen Völkerschaften bewohnet, die eben so vielerlei

Sprachen als Namen haben. Die Spanier heißen sie Pampas, Feldbewohner, oder Serranos, Gebirgleute, die Indianer in Peru aber durchgängig Aucas, das ist, Feinde oder Aufrührer. Im Grunde aber werden sie in Puelches, Peguenches, Thuelchùs, welche wir Patagonier nennen, Sanguelches, Muluches und Araucanos, die Bewohner der Gebirge von Chili, abgetheilet. Die Namen dieser Völker klingen schreckbar; aber schreckbarer noch sind ihre Gemüthsart, Thaten, Sitten und Gebräuche. Eine genaue Schilderung davon würde einen ganzen Band ausfüllen. Ich werde daher, wie gewöhnlich, nur im Vorbeigehen einiges anmerken. Das Gebiet dieser Völkerschaften erstrecket sich von Süden nach Norden bei 100, von Osten nach Westen aber bei 200 Meilen weit. Wasser und Holz hat es wenig, aber um desto mehr Waldpferde. Straußen halten sich gleichfalls daselbst in unglaublicher Menge auf. Das Pferd, ausser welchem diese Wilden auf die Reise nichts mitnehmen, giebt ihnen Speise, Kleidung, Haus, Bett, Waffen, Arzney, Zwirn, und Gott weiß, was alles noch. Sie essen täglich Pferdebraten, wenn sie keine Straußen bei der Hand haben. Aus der Roßhaut machen sie sich ihr Bett, ihre Kleidung, Stiefel, Gezelte, Sättel und Riemen sowohl zum Zaum als zu Waffen. Die Sehnen brauchen sie zum Nähen statt des Zwirns. Die zerlassene Fette der Pferde trinken sie statt des Honigs. Dadurch, daß sie ihr Haupt mit Pferdeblut, und gleich darauf mit Wasser waschen, glauben sie stark zu werden. Aus den Mähnen flechten sie sich Stricke. Selbst die Läuse, die an ihren roßhäutenen Mänteln wachsen, verzehren sie mit der größten Lust, als das herrlichste Leckerbischen. Sie betrinken sich gar sehr, und verwenden daher alles, um sich von den Spaniern Brandwein, diesen Zunder ihrer blutigsten Zänkereyen, grausamer Todtschläge, und täglicher Laster, zu erhandeln. Daher war es auch zu Buenos Ayres eine Hauptsünde dieses

ver-

verderbliche Getränk dem Wilden zu verkaufen; deren Lossprechung der Bischof sich zu meiner Zeit vorbehalten hatte. Um ein einziges Fläschgen Brandwein kauft sich der wilde Freyer ein junges Mädchen von dessen Eltern zur Frau. Wenn man das erstemal Johannesbrod im Wasser trinket, laufen alle mit vielen Cäremonien zu den Gräbern ihrer Anverwandten, und schütten unter dem kläglichsten Gejammer dieß Getränke darauf aus, äusserst betrübt, daß die Begrabenen nicht mit ihnen trinken können. Im Kriege sind sie den benachbarten vorzüglich furchtbar. In einem hurtigen Pferde, ihren Pfeilen, einem Säbel, einer Lanze und drey steinernen mit Leder überzogenen und an eben so viel Riemen hängenden Kugeln besteht ihr ganzer eben nicht zu verachtender Waffenvorrath. Auf einen einzigen solchen Steinwurf zerschmettern sie Menschen und Vieh. Oft verwickeln die Pferde ihrer Feinde ihre Schenkel in diese drey Riemen, fallen, und stürzen den Reuter, dem sonst nichts fehlet, herab. Uebrigens treffen die Wilden mit ihren Steinkugeln weit gewisser, als die Europäer mit den ihrigen von Bley, die sie aus ihren Musqueten abfeuern, und machen auch sichtbarere Wunden. Die Dragoner von Buenos Ayres empfiengen durch diese gefährliche Waffen oft derbe Schlappen, und wollten sich daher nie gern an diese Reuter wagen. Sie wußten, daß jedes Gefechte mit diesen Wilden blutig, meistens zweifelhaft und nur sehr selten für sie siegreich ausfiel. Die südlichen Indianer haben dergleichen Steinkugeln von verschiedener Art. Die grösseren schleudern sie im Kriege auf ihre Feinde, die kleineren brauchen sie auf der Jagd wider das Gewild. Ihrem Beispiele folgen nun auch die Spanier und andere Indianer. Selten wird man auf dem flachen Lande eines Reuters gewahr werden, von dessen Mantel oder Gürtel nicht solche Steinkugeln (die Spanier heißen sie las bolas) herabhiengen; und wicklich wissen die meisten bei Gelegenheit sehr glücklich davon Gebrauch zu machen.



Die Wilden zeigen sich dazumal am grausamsten, wenn sie ihren Feind an beiden Schenkeln verstümmelt, und sich wie ein Wurm auf der Erde windend, den Qualen eines langsamen Todes überlassen. Auch rücken sie mit dieser Drohung, wenn sie aufgebracht sind, gleich hervor.

Diejenigen, welche sie auf einen Streicht odtschlagen, haben von einer sanften und gelinden Behandlungsart zu sprechen. Ein rasendes Mitleid verleitet sie ihre Sterbende, um ihrem Schmerz bald ein Ende zu machen, noch im Leben einzugraben. Der P. Mathias Strobl, ein Steyermärker von Bruck an der Muhr, der 14 Jahre bei diesen Völkern zubrachte, zog einen dieser Unglücklichen noch lebendig aus dem Grabe hervor. Sonst bemahlen sie denjenigen, welcher schon allgemach mit dem Tode ringet, ihrer Sitte gemäß mit verschiedenen Farben, und behängen ihn galamäßig mit Glaskugeln, welche aber blos blau seyn dürfen. Den Leichnam des Verblichenen richten sie in eine Lage, daß seine Kniee das Gesicht berühren. Seine Pferde schmücken sie anfangs mit kleinen metallenen Schällen, Glaskugeln und Straußenfedern, und tödten sie am Ende, nachdem sie selbe einigemale um das Gezelt des Verstorbenen herumgeführet haben. Eben dieses Loos wartet auch auf seine Hunde. Die Aeser der Pferde werden bei seinem Grabe auf Pfäle aufgestecket, und bunte Kleider, wie Kriegsfahnen herumgepflanzet. Sie glauben, daß die Menschen- und Straußenseelen in unterirrdischen Zelten herumwallen. Das übrige, was das Aussehen dieser Wilden, und ihren lächerlichen Aberglauben betrifft, werde ich an seinem Orte mit anmerken, wenn von den Abiponern weitläuftiger die Rede seyn wird. Dieß sind die noch übriggebliebenen Nationen in Paraquay. Von vielen ist ausser ihrem in der Geschichte, und in den Landkarten aufgezeichneten Namen aus verschiedenen Ursachen schon lange nichts mehr vorhanden. Dergleichen sind: die Caracarás, Ha-

storés,

stores, Ohomàs, Timbùs, Caracoas, Napiques, Agazes, Itapurùs, Urtueſes, Perabazones, Frentones, Aquilotes &c. &c. Wem aber ſoll dieß wunderbar vorkommen, nachdem in Europa, Aſien und Afrika, die mächtigſten Nationen gleichem Schickſale unterlagen, deren Namen wir zwar aus Büchern wiſſen, deren eigentliches Vaterland aber, ſo wie ihre Dauer, Städte und Untergang unter den Alterthumsforſchern die heftigſten Streitigkeiten, die wohl nie entſchieden werden dürften, veranlaſſen?

Dieß will ich hier als einen Zuſatz beifügen. Kaum findet man eine Nation in Paraquay, um welche ſich nicht unſere Leute Mühe gegeben, der ſie nicht, ſo oft es thunlich war, Flecken erbauet, und Menſchlichkeit, Religion und Unterwürfigkeit gegen den katholiſchen König beizubringen geſucht hätten. Vorzüglich aber haben ſich die Quaranier, die zahlreichſten aller Völkerſchaften in Paraquay, und ſo zu ſagen die Beherrſcher, welche von den Europäern durch ihre Waffen nie zu Paaren getrieben werden konnten, bei dem Unterricht unſerer Väter folgſam und gelehrig bezeigt, und faſt durch zwey Jahrhunderte Gott und dem katholiſchen Könige ſo eifrig gedient, als man es von keinem andern amerikaniſchen Volke verlangen oder erwarten dürfte. Fürwahr die Quaranier haben es den gottesfürchigen Königen von Spanien zu danken, daß ſie ihnen aus Europa zu ihrem Unterricht in der Religion Jeſuiten hineingeſchickt und reichlich unterhalten, daß ſie ihnen nur einen mäßigen Tribut abgefodert, daß ſie, um ſelbe wider ihre Neider und Verläumder zu ſchützen, königliche Briefe ausgefertiget, und mit tauſend Gunſtbezeugungen mildreichſt überſchüttet haben. Das Andenken dieſer Wohlthaten wird kein Zeitalter bei ihnen vertilgen. Indeſſen wird doch auch niemand, der ſich in Paraquay ein wenig umgeſehen hat, in Abrede ſtellen, daß auch die Spanier den

von uns gebildeten Quaraniern vieles schuldig sind. Denn sie haben fast alle Kriege, welche die Spanier wider auswärtige und einheimische Feinde geführet haben, mitgemacht, und an den meisten Siegen dieser letzteren nicht wenig Antheil. Vielmal haben sich alle indianische Nationen in Geheim zum Untergange der Spanier verschworen. Ohne Zweifel würde eine so ungeheure Anzahl der Aufrührer über den kleinen Haufen der Europäer gesiegt haben, wenn sich nicht die Quaranier aus Ergebenheit gegen den katholischen König den Anschlägen und Unternehmungen der Widerspenstigen nachdrücklich widersetzt hätten. Aus nachstehendem Vorfall mag man auf das übrige schliessen.

In den Jahren 1665 und 1666 machten beinahe alle Indianer Anschläge die Spanier aus der ganzen Provinz zu verdrängen; und der Geist des Aufruhres und der Widerspenstigkeit hatte sich in ganz Paraquay verbreitet. Der Statthalter Alphonsus Sarmiento eilte auf diese Gerüchte ganz erschrocken aus der Stadt Assumtion mit einem kleinem Korps nach dem Flecken Arecaya, welches ungefehr 60 Meilen davon am Fluß Yeyuy liegt; weil ihm die Treue der dortigen Einwohner verdächtig vorkam. Die meisten waren Privatspaniern dienstbar, und daher mit ihrem Schicksale sehr unzufrieden. Allein sie verstellten sich und empfiengen den Statthalter mit allen ihm gebührenden Ehren, so daß dieser für denselben Zeitpunkt nichts Arges mehr besorgte, und sich in den aus den Aesten der Bäume und Stroh in der Eile aufgeschlagenen Hütten mit seinen Leuten lagerte. In der Nacht fielen die Indianer mit Waffen aller Art über die Spanier mitten im Schlafe her, und steckten selbst dieser ihre Hütten in Brand. Von den letztern blieben einige auf dem Platze; viele wurden verwundet, und die Kleider der meisten verbrannt; das Pulver flog in die Luft; und die Aufrührer bemächtigten sich einiger

Musque-

Musqueten. In diesen mißlichen Umständen flüchteten sich die meisten Spanier theils nackt, und theils verwundet in die nahe Kirche, worinn sie sich, wie in einer kleinen Schanze eine Zeitlang sicher glaubten; allein Mangel an Lebensmitteln und Wasser rieb sie beinahe auf. In der äußersten Noth nahmen sie zum Weihwasser, welches in einem grossen Gefäße aufbewahret wurde, ihre Zuflucht. Weil sich die Feinde um die Kirche herum postirten, so war ihnen alle Gelegenheit zur Flucht oder Proviant zu erhaschen benommen. Da die Hungersnoth immer dringender wurde, so versuchten die kühnsten unter den Belagerten die Wachsamkeit der Indianer zu hintergehen, und sich in den Flecken herauszuschleichen, aus welchem sie auch eine Portion Wasser nebst einem Schwein zum grossen Labsal der Bedrängten mit sich zurückbrachten. Die spanischen Geschichtschreiber erzählen, daß die Verwundeten durch den Genuß des Schweinefleisches (Die Mediziner mögen hierüber lachen, wie sie wollen) genasen. Vielleicht waren es solche, denen der Hunger noch weit unerträglicher als ihre Wunden schien? Von dieser äusserst kritischen Lage, worinn sich der Statthalter mit seinen Spaniern befand, wurden die quaranischen Ytatinquas, deren sich bei 8000 in den von uns erbauten und unterhaltenen Flecken S. Ignaz, und unserer lieben Frau vom h. Glauben aufhielten, benachrichtiget; durch welchen Weg weiß ich nicht. Beide Kolonien standen sammt ihren Seelsorgern unter dem P. Quesa, einem Sardinier. Weil dieser jeden Aufschub und jedes Berathschlagen in diesen Umständen für äußerst bedenklich hielt, so begab er sich mit 200 Indianern zu Pferde alsogleich auf den Weg, auf welchem der Moräste und Flüße wegen nicht leicht fortzukommen war, und eilte dem bedrängten Statthalter zu Hilfe. Wider alles Vermuthen langte er noch innerhalb 24 Stunden in dem Flecken Arecaya an, wo er dann auf der Stelle die aufrührischen Indianer angriff,

eine Menge theils tödtete, theils gefangen nahm, und nicht wenige verwundete. Man kann sich vorstellen, mit welchen Ausdrücken der Erkenntlichkeit die nunmehr erlösten Spanier ihre Befreyer empfiengen. Aus den Quaraniern wurden 3 Reuter auserlesen, welche, ohne auf die Beschwerlichkeiten des Weges zu achten, die Briefe des Statthalters spornstreichs nach Assumtion bringen mußten, um daselbst von dem, was vorgefallen war, und was noch zu seiner und zu der Provinz Sicherheit vorgekehret werden sollte, Nachricht zu geben. Als nachmals der Hof zu Madrit von diesem Vorfalle Bericht erhielt, bewunderte selber die Treue und die Tapferkeit der Quaranier. Selbst der König legte ihnen in einem Schreiben an sie das verdiente Lob bei. Dieses unvergängliche Denkmal der unverbrüchlichen Treue der Quaranier gegen den König, und dieses seiner Gewogenheit gegen jene wird in dem Archive des Fleckens unserer lieben Frau vom h. Glauben aufbewahret. Der Statthalter hingegen konnte, eingedenk der ihm geleisteten Dienste, des Lobes kein Ende finden; ja er bekannte öffentlich, daß, wenn die spanische Monarchie überall so getreue Unterthanen, und von einer so vortreflichen Mannszucht hätte, sie über alle ihre Feinde gewiß siegen würde. Es läßt sich aus bewährten Schriftstellern beweisen, daß die Empörungen, welche die aufrührerischen und kriegerischen Nationen, alle Spanier aus dem Lande zu jagen, anzettelten, wirklich ausgebrochen wären, wenn sie nicht die Macht und die beharrliche Treue der Quaranier gegen den König davon abgeschrecket hätte. Allein eben dieses zog ihnen auch den Haß aller der Wilden zu, welche gegen die Spanier einen unversöhnlichen Groll hegen. So haben die Quaycurùs eine zahlreiche und äußerst kriegerische Nation den zween Flecken der Ytatinquas durch beständige Uiberfälle, Niedermetzelungen und Viehraub viele Jahre also zugesetzt, daß diese um der Ruhe willen an ihren itzigen Platz zwischen den Flüßen Parana und

Para-

Paraquay gezogen sind, wo sich die Nachkommen derer, die den in Arecaya beängstigten Spaniern zu Hilfe kamen, noch aufhalten.

In eben dem Jahre 1665 verheerten die Calchaquies, eine der streitbarsten Nationen, alle Acker und Meyereyen um die Stadt Santa Fè herum; schlossen die Stadt selbst ein, und brachten sie auf das äußerste. Während da alles zitterte, ließ der Statthalter Anton de Vera Muxica ein beträchtliches Korps Quaranier aus ihren Flecken am Uruquay heranrücken. Diese hieben unter den Belägerern so grimmig herum, daß sich die Uibriggebliebenen eilends durch die Flucht retteten, und viele Jahre aufs Wiederkommen vergassen. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle ihre Unternehmungen von dieser Art anführen wollte. Oft haben mehrere tausend Quaranier viele Jahre in dem königlichen Heere mit dem Ruhme einer besondern Treue und Tapferkeit gedienet, man mochte nun wider die Portugiesen, oder die aufrührischen Spanier der Stadt Assumtion, welche sich den königlichen Befehlen hartnäckig wiedersetzten, oder wider die Indianer, die sich wider die Spanier und ihre Regierung verschworen hatten, zu Felde gelegen seyn. Diese unbegränzte Anhänglichkeit aber gegen den König hat ihnen niemand anderer als unsere Väter eingepflanzet, indem sie vorher, ehe sie sich unserer Unterweisung und Aufsicht anvertrauten, sich stetts als die abgesagtesten Feinde der Spanier gewiesen haben. Es hat uns nicht wenig Zeit und Mühe gekostet, bis sich diese übermächtige, und auf ihre Freyheit ärger noch als das Gewild erpichte Nation unter die göttlichen und königlichen Befehle schmiegte. In der That haben auch viele, welche in andern Dingen unsere Ehre brandmarkten, die kühnen und glücklichen Bemühungen der Jesuiten für die Quaranier

nier

nier bewundert, und denselben die herrlichsten Lobsprüche beigelegt.

Man höre den berühmten Bougainville (Voyage Autour du Monde Seite 121) welcher von unseren Missionären bei den Quaraniern nicht wie ein Geschichtschreiber, sondern als ein Lobredner zu sprechen scheint. Sie haben, sagt er, die Laufbahne ihrer Unternehmungen mit der Seelengröße der Martyrer, und einer wahrhaft englischen Geduld betretten. Diese zwo Eigenschaften kamen ihnen sehr wohl zu statten, wenn sie trotzige, wankelmüthige, und auf ihre Meinungen und alte Freyheiten äußerst eingenommene Wilden aus ihren Wäldern herauszuziehen, und bei ihnen zu bleiben vermögen, oder sie zum Gehorsam oder zu nützlichen Arbeiten gewöhnen sollten. Uiberall stießen ihnen unzähliche Schwierigkeiten auf, und bei jedem Schritte zeigten sich neue Hindernisse. Allein ihr apostolischer Eifer überwand sie alle; und ihre Leutseligkeit machte zuletzt dieses unbändige und rohe Waldvolk willfährig und zahm. Sie brachten die Wilden in Kolonien zusammen, gaben ihnen Gesetze, und unterrichteten sie in schönen und nützlichen Künsten, so daß sie die barbarische Nation ohne Religion und Menschlichkeit in ein sanftes, gefälliges, höfliches und dem christlichen Glauben besonders ergebenes Volk umstalteten. Hingerissen von den siegenden Gewalt der Beredsamkeit ihrer Apostel gehorchten die Indianer freywillig Männern, von denen sie sahen, daß sie sich für ihre Glückseligkeit aufopferten. So ehrenvoll spricht von uns Bougainville, und, wie ich nie gezweifelt habe, von ganzem Herzen. Indessen werden vielleicht dennoch einige dieses (ganz Paraquay ist Zeuge) gewiß verdiente Lob in Zweifel ziehen. Aber wie! da eben dieser Schriftsteller zwar nicht aus Mißgunst, sondern durch die Erzählungen der Uibelgesinnten, und Unwissenden zu Buenos Ayres hintergangen, seiner Geschichte

eine

eine Menge für uns eben nicht sehr rühmlicher Dinge von den Flecken der Quaranier einschaltet, sollten wohl Vernünftige Anstand nehmen ihm in dem, was er von uns Lobwürdiges sagt, Glauben beizumessen? Aber sey es auch, daß man den Herrn von Bougainville nur damals glaubwürdig finde, wenn er Böses von uns spricht, so kann uns dennoch nur sehr wenig daran gelegen seyn. Man hat so viele gedruckte Briefe der Bischöfe und Statthalter an die Könige von Spanien und Päbste, welche zu Genüge beweisen, daß die Mühe, die sich die Jesuiten um die Quaranier und andere Völkerschaften schon in das zweyte Jahrhundert geben, weder unnütz, noch vergeblich verwendet war. Man erlaube mir aus dem lateinischen Schreiben des würdigen Bischofs Johannes de Sarricolea Y' olea aus Paraquay von 23 November 1730 an den Pabst Klemens den XII. eine Stelle anzuführen. — — In den volkreichen Flecken, heißt es daselbst, welche die Jesuiten inne haben, wohnen die Indianer, welche sie aus der heidnischen Barbarey durch ihren evangelischen Fleiß, ihre Arbeit und Standhaftigkeit zum katholischen Glauben gebracht haben. Diese Kolonien sind mit dem Blut der Missionäre gepflanzet, mit ihrem Schweiße begossen, und mit Wort und Beispiel gepfleget worden. In diesen 30 paraquayschen Flecken, worinn bei 130000 Quaranier gezählet werden, blüht fast ganz die Frömmigkeit der ersten Christen, und Tempel und Gottesdienst sind daselbst im vollem Glanze zur Beschämung der alten Christen, zum Erstaunen der Wilden, zur Verwunderung der Natur, zum Triumphe der Gnade, zum Siegeszeichen des Kreuzes Christi, rc. So oft ich dieses Schreiben des erlauchten Bischofes las, so oft glaubte ich die alte Aufrichtigkeit der Spanier aus dem Munde der Römer zwar nicht so zierlich, aber eben so offenherzig sprechen zu hören. Mit diesem Briefe stimmen auch die von andern Bischöfen in Paraquay als des Josephs Pa-

von Assumtion vom J. 1725, und Joseph Peralta Bischofs von Buenos Ayres vom J. 1743 an den König von Spanien überein. Emanuel Abad Y'llana Bischof in Tukuman schrieb, als er in den Flecken seiner Diöces, worinn unsere Leute verschiedene indianische Nationen unterrichteten, die gewöhnliche Untersuchung anstellte, in die Pfarrbücher das herrlichste Lob der Jesuiten ein. Ebendasselbe that auch im Jahre 1765 Emanuel de la Torre, Bischof zu Assumtion, da er um eben diese Zeit, das ist, ehe wir aus Paraquay vertrieben wurden, die quaranischen Flecken untersuchte. Hingegen verfolgte Bernardinus Cardenas Bischof von Assumtion, dieser Störer der ganzen Provinz, wie aus den Jahrbüchern erhellet, im vorigen Jahrhunderte die Jesuiten, weil sie sich seinen unruhigen und aufrührischen Anschlägen widersetzt hatten, aus allen Kräften; legte ihnen eine Menge zur Last, und vertrieb sie aus ihrem Kollegio und der Stadt Assumtion. Allein ihre Verbannung währte nicht lange; denn sie wurden durch königliche Authorität wieder in ihre vorige Sitze eingesetzet. Durch ebendieselbe wurde der unruhige Prälat, welcher sich die Gewalt eines Statthalters angemasset hatte, gezwungen, die Stadt und sein Bistum mit dem Rücken anzusehen, ohne dieses wieder jemals zu erhalten. Alles dieses ist weder unbekannt, noch zweydeutig. Von so einem Manne getadelt zu werden, mußten wir uns zu einer Ehre anrechnen Eben dieses gilt auch von dem bekannten Joseph Antequera, diesem Diokletian der Jesuiten. Dieser vertrieb anfangs den rechtmäßigen Statthalter von Assumtion Didacus de los Reyes mit Einwilligung aller aufrührischer Spaniern; nachmals aber setzte er ihn gefangen, und warf sich durch seine boshaften Ränke zum Statthalter auf. Den Garzia Ros, welchen der Vicekönig von Peru in diese Provinz als Statthalter um die Unruhen darinn zu dämpfen geschicket hatte, warf er in einen düsteren Kerker. Der Unterkönig ertheilte

dem Bruno Moriz de Zaballa Statthalter von Buenos Ayres Befehle Antequera den Urheber der Empörung und das Haupt der Anführer zu Paaren zu treiben. Hierauf trat Zaballa mit 6000 Quaraniern und einem kleinen Haufen Spanier nach Assumtion den Marsch an. Als nun Antequera sah, daß die königlichen Völker den seinigen weit überlegen waren, so nahm er auf 3 Jagdschiffen, die er mit 40 Mann besezt hatte, auf dem Fluß Paraquay die Flucht. Er wurde aber in der Stadt Plata, welche auch Chuquisaca heißt, eingehohlt, und im April 1726 nach Lima der Hauptstadt in Peru geliefert. Nachdem man seine Sachen auf das genaueste durchsucht hatte, fällte endlich der Unterkönig das Todesurtheil über ihn, kraft dessen er enthauptet werden sollte. Dessen ungeachtet wurde er im Geheime erschossen, weil man befürchtete, der Pöbel, welcher seinem Landsmanne sehr zugethan war, möchte ihn den Händen der Gerechtigkeit mit Gewalt entreissen. Der Ehrgeiz, sagt ein spanischer Schriftsteller, und andere Laster, denen sich Antequera überließ, schleppten den sonst scharfsichtigen Mann in den Kerker und selbst auf die Stätte des Todes. Die Jesuiten überhäufte er, weil sie es mit ihren Quaraniern stäts mit der Parthey des Königs hielten, mit allen möglichen Verläumdungen und Schmähungen; vertrieb sie gewaltsam aus ihrem Kollegium, das ihnen aber nachmals wieder eingeräumet wurde, und fügte den nahe bei der Stadt gelegenen Flecken der Quaranier so viel Uibels zu, daß sie ihrem Untergange nahe waren. Anton Ulloa, welcher sich in seiner Geschichte zwar ohne seine Schuld vielmals geirret hat, wurde auch hierinfals von den Peruanern hintergangen, nach deren Urtheil Antequera ihr Landsmann entweder ganz unschuldig war, oder doch eine gelindere Strafe verdienet hätte. Allein, diejenigen, die um die Sache wissen, lachen mit Rechte über sie. Außer den angeführten gab es noch in Paraquay

Leute von verschiedenen Ständen, welche bald aus Neid, bald aus Eigennutz die Jesuiten, die sich die Kultur der paraquaischen Kolonien angelegen seyn ließen, auf allerley Art schmäheten. Allein nur Blödsinnige oder Unwissende lassen sich durch ihr Geschwätz berücken. Vernünftige Obrigkeiten haben sie öfters als Verläumder erkläret, und bestrafet. Ich kann, und mag mich mit der Erzählung dieser Begebenheiten nicht abgeben, weil man sie in allen Geschichten von Paraquay durchgängig antrifft. Man wird bei Durchlesung derselben gewahr werden, daß die Jesuiten von vielen angeklagt worden sind; daß aber die Anzahl ihrer Vertheidiger, nämlich der Könige, Bischöfe, Statthalter 2c. welche die Falschheit der Anklage mit Augen sahen, die ihrer Feinde weit überstieg. Wie viel den Quaraniern die Mühewaltung der Jesuiten genutzt habe, liegt an dem Tag, so daß wir fremder Zeugnisse nicht einmal nöthig haben. Denn als wir im Jahre 1767 die 32 Flecken der Quaranier, an deren Erbauung unsere Väter ihre Mühe beinahe durch 2 Jahrhunderte verwendet haben, verließen, so waren das Christenthum und alle nützlichste Künste darin in ihrem blühendstem Zustande. Auch enthielten die Kolonien die bequemsten Häuser, prächtige Kirchen, einträgliche Mayereyen, und was das vorzüglichste ist bei 100000 Christen. Wir schifften uns nach Europa ein, und wünschten uns dieß einzige zum Preise unseres Schweißes, und des von unsern Brüdern vergossenen Blutes, daß diese unsere Söhne in Christo in ihrem ungeheucheltem Eifer für die Religion, und ihrer unverbrüchlichen Treue gegen Gott und den katholischen König beharren möchten. Nachdem wir unsere Uiberfahrt über das ungeheure Meer, welches Amerika von Europa scheidet, glücklich und freywillig vollbracht haben, fürchteten wir uns nicht mehr dieselben noch einmal hinüber machen zu müssen: aber das besorgten wir, daß sich nicht unsere Schaafe

nach

nach dem Verlust ihrer Hirten zerstreueten. Möchten wir doch einmal sichere Nachricht erhalten, daß unsere Besorgniß ungegründet wäre.

Von den zehn von unsern Leuten gebauten und unterhaltenen Flecken der Chiquiten an den Gränzen von Peru, welche gegen das Ende des 1767sten Jahres 5173 Familien, und in allen 23788 Köpfe zählten, habe ich oben Meldung gemacht. Diese Indianer wurden wegen ihrer kriegerischen Gemüthsart, und vergifteten Pfeilen durchgängig gefürchtet, und dienten mit vieler Treue und Tapferkeit sowohl wider die Wilden, als auch wider die Portugiesen, so oft sie von dem Statthalter des Königs dazu aufgeboten wurden. Weniger volkreich aber desto wichtiger für die öffentliche Sicherheit waren die 4 Kolonien der Abiponen, die zwo der Mocobis, eine der Tobas, und noch eine andere der Mbayas, welche wir diesen berittenen, und streitbaren Nationen erbauet, und bis zu unserer Abreise unterhalten haben. Hiezu füge man noch die unberittenen Lules, Vilelas, Chiriguanas, Chunipies, Homoampas, &c. die wir zum katholischen Glauben bekehret, und in die Kolonien versetzet haben. An Sprachen, Sitten, und Gebräuchen kömmt keine den andern gleich, doch verlegen sich alle auf den Ackerbau. Diese von uns gelegten Pflanzungen ließen wir bei unserer Abreise in Europa andern Wärtern über.

Verschiedene Flecken, die theils wir, theils auch andere angelegt haben, existiren schon lange nicht mehr, zum Theil wegen des Leichtsinns der Einwohner, die sich wieder nach ihren vorigen Aufenthalt sehnten, zum Theil aber auch wegen der Bosheit, Schläfrigkeit und des Geitzes der Europäer. Nach dem Zeugniß des P. Joseph Sanchez Labrador, welcher ein historisches Manuskript hier-

über selbst eingesehen hat, sind bei 73 indianische Flecken von verschiedenen Nationen in Chaco eingegangen. Mit der Anführung ihrer Namen fürchtete ich die Geduld meiner Leser zu ermüden. Für die südlichen Wilden, welche die Terra magallanica bewohnen, haben unsere Leute noch in diesem Jahrhundert mit ungeheuren Kosten 3 Flecken angelegt, und der seeligsten Gottesgebährerin gewidmet. Der erste, welcher von der unbefleckten Empfängniß den Namen Conception führet, hat Pampas von allerlei südländischen Nationen zu Einwohner, und diente den Kolonisten von Buenos Ayres zur Schutzwehre. Diese neu errichteten Pflanzungen standen zween Männer vor, die allezeit viele Gottseligkeit, Klugheit, und in Erdultung der Beschwerden eine besondere Größe der Seele bewiesen haben, nämlich der P. Mathias Strobl aus der österreichischen, und P. Emanuel Querini aus der römischen Provinz. Die Familie dieses letzteren ist unter den venetianischen eine der berühmtesten; und sein Geburtsort die griechische Insel Zante, worauf sein Vater die Stelle eines Statthalters der Republick bekleidete. In der Akademie zu Korduba lehrte er die Philosophie, und verwaltete nicht nur die vornehmsten Kollegien, sondern auch die ganze Provinz. Von seiner Tugend hatte jedermann hohe Begriffe. Als er aus Amerika mit seinen übrigen Mitbrüdern zurückkehrte, hatte ihn zu Rom Klemens der XIII. sein Landsmann, und einst sein Mitschüler sehr lieb, wo er auch vor wenigen Jahren sein Leben beschloß. Beide Väter hatten sich bei den Quaraniern lange aufgehalten, und sich eine besondere Geschicklichkeit mit den Indianern umzugehn, und ihr Herz zu lenken eigen gemacht. Dadurch bekehrten sie nicht wenig Pampas zum Christenthume. Die Nachbarschaft der Stadt und der spanischen Mayereyen, wo es weder an Brandwein noch an Aergernisse mangelte, hinderte sie die Wilden auf bessere Wege zu bringen auf eine ganz unglaubliche Art. Die Serranos,

und

und die manchmal unter ihnen wohnenden Patagonen, welche die Pampas zu besuchen von allen Seiten herzukamen, wurden theils durch die Freygebigkeit dieser Väter gewonnen, und theils auch durch die Bequemlichkeiten, welche die Einwohner der Flecken genossen, gereitzet den Wunsch zu äußern, daß ihnen auch auf ihrem vaterländischen Boden so ein Flecken gebauet würde. Diesen Wunsch suchten wir ihnen auf der Stelle zu befriedigen. Zu diesem Endzweck begaben sich die P. P. Cardiel und Falkoner, wovon dieser ein Engelländer und geschickter Mediziner, der andere ein Spanier sehr eifrig und unerschrocken, beide aber zum Umgang mit den Indianern von Natur gemacht waren, in die Wüste zu den Wilden, um ihre Gesinnungen auszuforschen, und sich um einen bequem gelegenen Platz für die zu errichtende Kolonie umzusehen. Es hielt sehr schwer einen solchen zu finden, weil einerseits das Wasser, auf der andern Seite hingegen Bau = und Brennholz stets mangelt. Dessen ungeachtet wurde zuletzt dennoch die Kolonie angeleget, und derselben der Namen Nuestra señora del pilar unsere liebe Frau von der Säule beigeleget. Marike und Thscuantuya zween Kaziquen, und leibliche Brüder zogen sich nun mit 24 zahlreichen Hausgenossenschaften hinein. Die Aufsicht darüber wurde dem P. Mathias Strobl, weil er ihre Sprache inne hatte, anvertrauet. Der verschiedenen Schicksalen ungeachtet, welchen neuen Kolonien immer unterworfen sind, zeigte sich eine sehr gegründete Hoffnung für ihre Aufnahme. Allein bald hätte ein unvermutheter Streich die neue Kolonie, wie der Reif die Blüthen, auf einmal zu Grunde gerichtet. Von ungefehr wurde in der Gegend von Buenos Ayres ein Mord verübet. Der Statthalter schickte Soldaten aus des Thäters habhaft zu werden. Eben dazumal war der Kazique Yahati ein Serrano mit 15 Personen beiderlei Geschlechts nach der Stadt gereiset, um verschiedene Kleinigkeiten, theils sich

einzuhandeln, theils zu verhandeln. Er stieß daher auf die Soldaten, welche ihn und die seinigen ohne das geringste Anzeichen als des Mordes verdächtig gefangen mit sich fortführten, und in der Stadt in ein enges Gefängniß einschlossen. Diese ihren, wie sie gewiß wußten, unschuldigen Landesleuten zugefügte Unbild gieng dem Serranos unaussprechlich nahe. Der P. Strobl, welcher sich damals unter ihnen aufhielt, lief augenscheinlich Gefahr sein Leben zu verlieren, um für die Unvorsichtigkeit der Soldaten zu büßen. Im vollen Grimme schickte das Volk den Caziquier Marike, welcher an beiden Augen blind war, aber bei ihnen im größten Ansehen stand, auf der Stelle nach der Stadt ab, damit er von dem spanischen Statthalter die Befreyung seiner Gefangenen foderte, oder im Weigerungs- und Verzögerungsfalle den Spaniern im Namen der ganzen Nation den Krieg ankündigen sollte, welcher von dem Augenblicke dieser Erklärung an anfangen würde. Diese stolze Drohung jagte dem Statthalter Joseph Andonaegui, welcher sich der Schwäche seiner Truppen, die er den zahlreichen Feinden entgegen zu setzen hatte, bewußt war, viele Furcht ein. Er ließ daher die Untersuchung über den Todtschlag noch einmal vornehmen. Nachdem man die Zeugen noch einigemal angehöret hatte, zeigte sich zuletzt die Unschuld des Caziquen, indem glaubwürdige Zeugen aussagten, daß er zur Zeit des ausgeübten Mordes in einer Bude in der Stadt gewesen ist. Hierauf wurden die Bezüchtigte, welche 4 Monat lang in einem Kerker unschuldig schmachten mußten, von dem Statthalter einem sehr gerechtigkeitsliebenden Mann auf freyen Fuß gesetzet, und ihnen erlaubt wieder zu den Ihrigen zurückzukehren. Dieß erreignete sich zu Anfang des 1748sten Jahres, eben als ich zu Buenos Ayres angelanget war. Nach ihrer Entlassung aus der Gefangenschaft sah ich sie in unserem Kollegium, und konnte mich bei ihrem Anblicke der Thränen kaum

ent-

enthalten. Ich unterhielt mich mit dem blinden Caciquen Marike, einen gesprächichen Greis sehr lange mittelst eines Dolmetschen, der den lächerlichen Zunamen führte Domingo de los Reyes Castellanos, Dominikus von den spanischen Königen. Weil ich ihm in meinem Zimmer auf der Viola d'Amour vorspielte, und die von ihren Weibern gewebten Kleider sehr erhob, gewann mich der blinde Cacique so lieb, daß er mich inständig batt, ich möchte mit ihm in die Kolonie kommen um den alten P. Matthias Strobl unter die Arme zu greifen. Ich muß bekennen, daß mir mein Gaumen sehr nach dieser Reise wässerte. Wie angenehm anwortete ich ihm, wäre es mir, wenn ich mich gleich auf das Pferd setzen, und mit dir in das magellanische Gebiet ziehen könnte. Allein wir alle, die wir uns zu diesem Stande bekennen, dürfen aus eigenen Willen keinen Schritt thun, es sey denn, daß uns unser Kapitain (der Provinzial) irgendwohin schickt. Wo ist er, euer Kapitain, fragte der Alte hastig. In eben diesem Hause versetzte ich: worauf er sich straks durch einen andern in das Zimmer unsers Provinzials führen ließ, und ihm ans allen Kräften, wiewohl umsonst anlag, daß er mich ihm zum Gefährten mitgeben möchte. Der Provinzial gab ihm zu Antwort, daß ich itzt zu etwas andern bestimmt wäre, aber er versicherte ihm, daß er mich in zwey Jahren in seine Kolonien senden würde. Ich hatte noch das vierte Jahr der theologischen Studien, zu Korduba in Tukuman zu vollenden. Mein Oberer würde ohne Zweifel sein Wort gehalten haben, wenn er mich nicht jählings für die Abiponen gebraucht hätte.

Mit der Befreyung der Gefangenen zu Buenos Ayres schien sich auch der Sturm gelegt zu haben, und die Ruhe durch die neue Kolonie der Patagonier einen noch dauerhafteren Fuß zu gewinnen. Man errichtete

nämlich diesen 4 Meilen von der Pflanzung zu U. L. Frauen von der Saule einen besondern Flecken unter dem Namen zur Muttergottes der Verlassenen (de los Desamparados.) Zu Vorsteher desselben wurde der P. Lorenz Balda von Pampelona aus Navara ein Anverwandter des h. Franziskus von Xavier nebst dem P. Augustin Vilert aus Catalonien ernannt. Die drey Caciquen Chanat, Sacacku, und Taychocó zogen sich mit 80 Genossenschaften in diesen Pflanzort. Eine Genossenschaft bestand aus 3 oder 4 zuweilen auch aus mehreren Familien; jede Familie aber aus 4, 5, manchmal auch aus mehreren Köpfen. Denn die Patagonierinen sind fruchtbar, und die Vielweiberei ist bei ihnen nichts Seltnes. Sie sind auch gelehriger als andere Südländer, und der Taufe minder abgeneigt. Es thut mir leid, daß ich ihrer Jugend weder Ehrbarkeit noch Schamhaftigkeit nachsagen kann. Die Spanier standen bis dahin mit demselben beinahe in gar keinem Verkehr. Von eieiner so zahlreichen, willfährigen, und übrigens gutmüthigen Nation ließ sich für das Christenthum vieles erwarten. Allein auch hier machte die Hölle alle unsere Hofnung zu Wassrr. Cangapol, von den Spaniern Cacique bravo genannt, der sich durch seine Gestalt, Leibs- und Geistesgröß, und Menge seiner Untergebenen unter allen Caciquen am meisten auszeichnete, kurz den Oberbefehlshaber in diesen Gegenden spielte, sah diese neue Pflanzungen schon lange mit scheelen Augen an. Er besorgte, daß die Freundschaft der Spanier weiter greifen, die Freyheit der südländischen Nationen Gefahr laufen, und sein Ansehen, wodurch er in diesem Lande eine Art von Obergewalt ausübte, nach und nach untergraben werden, und in Verfall gerathen möchte. Er ließ sichs demnach seine hauptsächlichste Sorge seyn, wie er die Flecken so bald als möglich zerstören, und die Lehrer der neuen Religion aus dem Lande vertreiben möch-

möchte. Er suchte daher so viele Wilde, als er konnte, zusammenzubringen, schloß mit ihnen ein Bündniß, und machte sich mit selben auf sein Vorhaben auszuführen. Auf die Nachricht, daß die Feinde in grosser Menge im Anzuge wären, schrieb der P. Strobl zeitig an den Statthalter und die Stadt Buenos Ayres um Hilfsvölker zur Vertheidigung der neuen Kolonie. Diese versprach wohl 70 Reuter aus der Landmiliz dahin abzuschicken; allein es kam nicht ein einziger. Jener entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit dem Verlangen des Paters zu willfahren, so gern er auch wollte, weil er aufrichtig bekennen müßte, daß er seine regelmäßigen Truppen nicht einmal zur Vertheidigung des Hafens und der Cittadelle von Buenos Ayres für hinlänglich hielte. Da also der P. Strobl von den Spaniern, denen an der Erhaltung dieses Fleckens am meisten gelegen seyn mußte, eine abschlägige Antwort erhalten hatte, so entgieng er mit den Seinigen den Feinden, die bereits in grossen Tagreisen heranrückten, weil er zum Widerstand sich nicht stark genug fühlte, durch die Flucht. Die Flecken, Mayereyen, und Viehheerden wurden den Wilden überlassen. Allein diesen Verlust der Ochsen und Schaafe konnte man durch die Menge derjenigen Menschen, deren Leben man von dem Grimme der zahlreichen Schwärme der Feinde rettete, für hinlänglich ersetzt halten. Die Neubekehrten und Neugetauften, die es mit Gott und den Spaniern aufrichtig meinten, begaben sich mit ihren Seelenhirten in dem Flecken Conception als einem Zufluchtsort. Allein auch dieser Kolonie setzten die Wilden mit ihren täglichen Streifereyen also zu, daß man sie, weil sie die spanische Besatzung nur schlecht vertheidigte, den 13 Hornung 1753 verlassen mußte, zum offenbarsten Nachtheil der Stadt. Denn da nun die Wilden zu Pferde überall frey herumschwärmen konnten, so blieben die Mayereyen bei 40 Meilen weit von der Stadt ohne Viehwärter, und die

 ihrer

ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmten Getreidefelder um S. Magdalena herum ohne Schnitter; weil alles davon gelaufen war. Selbst in der Stadt, welche weder Gräben noch Mauren und Thore hat, machten vielmals wirkliche, und vielmals eingebildete Gefahren die zaghaften Einwohner oft schändlich genug zittern. In den herumliegenden Feldern und Mayereyen wurde von den streifenden Wilden eine Menge Vieh weggetrieben, und viele Menschen theils ausgeraubt, theils erschlagen. Die Dragoner, welche auf dem Felde herumpatrouilliren, und den Feind im Zaume halten sollten, bekommen von Zeit zu Zeit tüchtig Schläge. Die Silberwägen von Peru wurden auf dem Wege vielmal weggenommen, und ihre Bedeckung und Fuhrleute jämmerlich ermordet. An der Bay des Silberflusses Barragàn, wo die Schiffe umgeleget und ausgebessert werden, brachten die Wilden oft die Einwohner auf das äusserste, niemals aber sind sie von jenen sicher. Die, welche in der Absicht in die Salinen Salz zu bringen, in grosser Anzahl nach Süden hinabgiengen, wurden öfters alle zusammen umgebracht. Erst dann empfanden die Spanier die Wichtigkeit der südlichen Pflanzungen, nachdem sie selbe, und die Hoffnung sie jemals wieder herzustellen verloren haben. Nun wandeln so viele tausend Indianer in den mittägigen Provinzen in tiefer Finsterniß herum; ein bejammernswürdiger Gedanke! Wem sollen nicht das unsägliche Ungemach, die Beschwerlichkeiten der Reisen, der Mangel an allen Bedürfnissen, die täglichen Lebensgefahren, welche unsere Väter durch so viele Jahre für diese Völker ausgestanden haben, und ihre viele vergeblich darauf verwandte Mühe, Thränen ablocken? Außer den Kindern, deren sie die meisten vor ihrem Tode getaufet, und den Erwachsenen, die sie in ziemlicher Anzahl für die Seligkeit vorbereitet haben, ärndteten sie von allen diesen nicht die geringste Frucht ein. Anfangs mußten sich die Väter, so lang bis man

ihnen

ihnen Schaafe und Ochsen zu ihren Unterhalt schickte, mit Pferdefleisch dieser täglichen Nahrung der Indianer behelfen. Wann der P. Thomas Falkoner ein Engelländer mit seinen Indianern die Felder durchstrich, bediente er sich sein Pferdfleisch zu schneiden, allemal seines Huts anstatt eines zinnernen oder hölzernen Tellers. Dadurch aber wurde der Hut so fett, daß ihn die Waldhunde, wovon in den dortigen Feldern alles voll ist, während da der P. Falkoner schlief, auffraßen. Ich war in Buenos Ayres, als er um einen neuen Hut batt, und sich über die Gefrässigkeit der Hunde beschwerte. Der Wohnort des P. Strobels wurde, ich weiß nicht von welchen Bösewichtern angezündet. Das Dach von Stroh brannte schon, und er würde selbst in seinem tiefen Schlafe ohne Zweifel ein Opfer der Flammen geworden seyn, wenn ihn nicht ein treuer Indianer aufgewecket, und aus der Feuersbrunst gerettet hätten. Aber das getraue ich mir zu beweisen, daß, so viel Böses die Indianer unsern Vätern auch zugefüget haben, dennoch denselben von dem spanischen Pöbel, und Brand- und andern Waarenhändlern noch weit mehr angethan worden ist. Weil man sie von den Wilden zu entfernen suchte, rächten sie sich durch allerlei Märchen, Erdichtungen, und Lästerungen. Wie viel ließe sich nicht hierüber schreiben, was für die Geduld der Väter rühmliche Beweise abgeben könnte. Der Flecken Conception liegt unter dem 322 Grad 20 M. der Länge und dem 36 G. 10 M. der Breite. Die Kolonie zu U. l. Frau von der Säule lag von Conception 70 Meilen südwestwärts weg, von Buenos Ayres ungefehr 110, von dem Flecken zur Mutter Gottes der Verlassnen hingegen nur vier.

Man darf aber nicht glauben, daß man dieß Geschäft die südlichen Nationen zahm zu machen, und zu unterrichten bis auf unsere Zeiten ganz außer Acht gelassen

lassen haben. Schon im vorigen Jahrhunderte wurde dasselbe von den katholischen Königen und unseren Vätern eifrig betrieben. Man suchte vergebens alle Möglichkeiten auf diese Völker Gott und dem katholischen König unterwürfig zu machen. Um vom übrigen nichts zu sagen sind daselbst blos die P. P. Nikolaus Mascardi und Joseph Quillelmo in ihren Missionen durch die Hände ihrer verwilderten, und ungelehriger Schüler um ihr Leben gekommen. Diese Grausamkeit der Wilden schreckte unsere Väter in Chili und Peru nicht ab alles zu versuchen um in den äußersten Winkel des mittägigen Amerika das Licht des Evangeliums zu verbreiten. Allein ihre Bemühungen waren stetts vergebens, und hatten für sie weiter keine andere Folge als den unsterblichen Ruhm, den sie sich durch ihre apostolische Starkmuth und unerschöpfliche Gedult in Erduldung des Ungemachs erkämpfet haben. Schwere Unternehmuneen bleiben allemal rühmlich, wenn sie auch mit dem erwarteten Erfolg nicht gekrönet werden. Iw J. 1745 wurd vom König Philipp dem V. das Schiff S. Antonius aus Kadix abgeschicket mit dem Auftrage die magallanische Küste, und die daran gelegene Landschaften genau zu besichtigen. Würde man eine Bucht, oder einen vortheilhaftgelegenen Platz antreffen, so sollte derselbe alsogleich wider auswärtige Feinde befestiget werden. Wofern man aber Wohnplätze der Wllden entdeckte, so solle man ihnen eine Kolonie und eine Kirche bauen. Deßwegen sandte der König bei dieser gefahrvollen Unternehmung auch 3 Jesuiten mit: nämlich den P. Joseph Quiroga einen starken Mathematiker, und Marine verständigen (er wurde vom Hofe zu Madrit selbst dazu ausersehen) den P. Joseph Cardiel, und den P. Mathias Strobl als Vorsteher von beiden, weil er der dort üblichen Sprachen mächtig war. Der Kapitain des Schiffes hieß Joachim de Olivares von Kadix. Die Pilotendienste versahen Didacus

Va-

Varela ein Biscayer, und Basilius Ramirez von Sevilla, zwey der geschicktesten Seefahrer. Aus der Besatzung von Montevideo wurden 28 Mann sammt ihrem Hauptmann Salvator Martin de Olmo zur Sicherheit des Schiffes, und der Seeleute mitgenommen. Nachdem man im Hafen von Montevideo die Anker gelichtet hatte, gieng man den 17 Christmonat 1745 unter Segel. Die Winde bliesen eben so günstig, als die Erwartung von dieser Seereise groß war. Wo sich immer eine Gelegenheit zeigte, das Schiff an das Land zubringen, wurde eine Landung gewaget. Alles, was sich vom Erdreich oder Gewässern zeigte, wurde genau besichtiget, und von dem P. Quiroga in das Tagebuch der Reise auf das sorgfältigste eingetragen. Dieser fuhr in einem Bott alle Buchten, Bayen, Anfahrten und Seen aus, maß die Tiefe des Wassers, untersuchte die Inseln, Sandbänke, die dazwischen liegenden Klippen, und was immer für die Schiffahrt der Spanier zuträglich oder nachnachtheilig seyn könnte, und zeichnete alles umständlich auf. Die P. P. Strobl und Kardiel durchstreiften indessen zu Fuß auf verschiedenen Wegen unter einer Bedeckung von etlichen Soldaten die von der Küste etwas entlegenen Gegenden, untersuchten ihre Beschaffenheit, und forschten mit der größten Aufmerksamkeit, ob sie nicht etwa eine Spur irgend eines menschlichen Wohnplatzes, oder eine bequeme Lage zu einen solchen entdecken könnten. In dieser Absicht kletterten sie auf die ställsten Berge hinauf, und entfernten sich oft von dem Ufer und ihren Gefährten mehrere Meilen in der Hofnung Indianer gewahr zu werden: besonders da sie auf ein Grab stießen, in dem sich noch zween ganz frische Weibskörper und einen Mannskörper antraffen. Um das Grab herum, welches wie eine Hütte gebauet und gedecket war, hiengen 6 wollene Standarten von verschiedener Farbe. Weiters sah man Pferde auf hohen Pfälen aufgesteuert. Jeder todter

Kör=

Körper war in einem wollenen Tepich eingehüllet; der Kopf des einen Weibes aber mit einem Blätchen und mit Ohrengehängen von Messing gezieret. Hieraus schlossen die meisten, daß hier Puelches vergraben seyn müßten; und überließen sich der lebhaftesten Freude, weil ihrer Meinung nach die Wohnplätze der Wilden nicht mehr fern seyn konnten. Allein sie jauchzten zu voreilig, wie sie dessen bald überzeugt würden. Denn obgleich der P. Strobl noch vier Meilen weiter fortgezogen war, so konnte er dennoch weder von einem Menschen noch von einem menschlichen Wohnort die geringste Spur auffinden. Er gab daher alle Hofnung auf, und ließ durch einen Soldaten den P. Cardiel, der etwas weiter von ihm weg war, zu sich kommen. Dieser hatte ebenfalls viele Meilen weit das Land durchgewandert, und war daher von seiner Reise ganz entkräftet. Der P. Strobl hielt es daher nicht für klug, die Reise noch weiter fortzusetzen. Er befürchte, sagte er, irgend einem zahlreichen Geschwader der Wilden aufzustossen, denen sie weiter nichts als einige erschöpfte Fußgänger entgegensetzen, und von denen sie daher ohne Mühe niedergemacht werden könnten. Er habe sich zwar lange schon gewünschet, sein Leben in dem Dienst der Religion aufopfern zu können. Allein das Leben der andern könne und wolle er nicht einer so augenscheinlichen Gefahr blossetzen. Wäre aber auch weder Gefahr noch Feind, so würden sie dennoch, wenn sie noch weiter fortrückten, weil ihre Lebensmittel alle aufgezehret wären, Hungers sterben müssen. Diese Vostellungen machte Strobl seiner Schuldigkeit gemäß. Der P. Cardiel hingegen, dessen Muth durch nichts erschüttert werden konnte, der weder zukünftige Gefahren sich vorzustellen, noch die gegenwärtigen zu fürchten pflegte, mißrieth die Rückkehre, und drang auf die Fortsetzung der Reise, indem in der Nähe irgendwo Wohnplätze der Wilden seyn müßten. Dessen Beweis glaubte er hierinn zu finden, weil er einen

weiß-

haarigten Hund gesehen hatte, der seine Gefährten in einem fort anbellte; nachher aber davon, und vermuthlich zu seinen Herrn lief. Allein dieser Grund überwog die des P. Strobels nicht; und beide Väter kehrten wieder mit ihrer Bedeckung in das Schiff zurück. Hier wurde die Sache noch einmal in genaue Erwägung gezogen, das Urtheil aller Schiffsbefehlshaber darüber eingeholet und beschlossen den P. Cardil, weil er so gern reisen möchte, noch einmal reisen zu lassen, doch unter der Bedingung, daß er sich mit 34 Mann theils Soldaten, theils Matrosen, welche sich hierzu freywillig anerbotten, und mit Proviant auf 8 Tage auf den Weg begebe: welches auch den 20 Hornung geschah. Täglich wurden 7 Meilen gemacht, und zwar meistens auf einem wiewohl schon ganz unkenntlichen engen Fußsteig der Indianer. Trünkbares Wasser gab es überall im Uiberfluße. Außer einigen Straußen, und Huenacken (Hirschen ähnlichen Thieren mit Kamelrücken) sah man daselbst kein Gewild. Den 4ten Tag erblickten sie gegen Abend einen über die andern hinaus ragenden Hügel, auf dessen Gipfel man ein Feld entdeckte, worauf weder Gras noch ein Baum zu sehen war. Den nächtlichen Frost konnte niemand mehr aushalten; denn ob man gleich in der Nähe einige Gesträuche fand, mit denen man Feuer anmachte, so fror doch die Seite, welche von dem Feuer ab, und dem kalten Winde entgegengekehret war, gleichsam zu Eis, während daß die dem Feuer zugekehrte erwärmet wurde. Dieß ist auch ganz begreiflich, wenn man auf den Himmelsstrich, worunter sie wanderten, Rücksicht nimmt. Sie tratten ihre Reise aus der Bay S. Julian, welche unter dem 49 Gr. 12 M. der Breite liegt, eine Zeitlang westwärts an: es mußten ihnen daher nothwendig aus den nahen Gebirgen von Chili die Eiswinde entgegen wehen. Dieses Frostes ungeachtet wurden die Soldaten immer hitziger; allein man beobachtete auch die

allmäch-

allmählige Entkräftung ihres] Körpers. Viele krochen mit zerrissenen Schuhen (die Rauhigkeit des Weges war Ursach daran) und viele mit blossen Füßen, manche auch mit verwundeten einher. Den P. Cardiel, der sonst allen stetis Muth zusprach, wurde selbst anfangs durch Steinschmerzen, nachmals aber durch die Entkräftung seiner Füße also eingenommen, daß er ohne Kruken keinen Schritt thun konnte. Allein das war nicht vermögend ihm seine heftige Begierde, Wohnplätze der Wilden zu entdecken, zu benehmen. Man glaubt alles zu können, was man sehnlich wünschet. Allein da man nur auf 8 Tage Proviant mitgenommen, und dasselbe während der 8 Tagreise ziemlich abgenommen hatte, so befahl er die Rückkehre zu den Schiff zu beschleunigen. Der P. Strobl mag hier wohl sein Zwergfell ein wenig gerüttelt haben, da er die dreusten Helden mit leeren Händen, und übel zugerichteten Füßen von ihrer Expedition zurückkehren sah; weil er es schon lange vorher geahndet hatte, daß hier alle Mühe und Arbeit übel angewandt seyn würde. Doch hat man der beschwerlichen Reise wenigstens die augenscheinliche Uiberzeugung zu danken, daß vermög der angestellten Versuche die Wohnplätze der Wilden vom Meere sehr entfernt liegen müssen, und daß von dem an der Küste gelegenen Ländern die größten Strecken nicht einmal bewohnet werden können, weil es ihnen oft an süssen Wasser, oft an Gras und Bäumen, und nicht selten an beiden zugleich gebricht, so daß nur wenige Straußen, und Huenacken daselbst kümmerlich ihren Unterhalt finden. Hieraus erhellet, daß der von Menschen betrettene Fußsteig, so wie die 3 Körper, und die Pferde, die der P. Cardiel gesehen hatte, von Indianern heraerühret habe, welche von Chili, worinn es Pferde die Menge giebt, in der Absicht sich aus den dortigen Salinen Salz zu holen hinabgezogen sind, und vielleicht aus Mangel des trinkbaren Wassers oder aus einem andern ihnen jählings zugestossenen

nen Krankheit unterwegs umgekommen sind. Nachdem man alles in Augenschein genommen, und weder zur Anlegung einer Kolonie für die Indianer, noch zu einer Schanze für die Spanier einen bequemen Platz gefunden hatte, so beschloß man einhellig wieder nach Hause zu kehren doch so, daß man auf der Rückfahrt wieder fleißig an das Land steigen, und die Gegenden besichtigen wollte, die man auf der Herfahrt ungesehen lassen mußte. Endlich legte man sich wieder den 4. April gegen Abend nach vielen auf dem stürmischen Meere überstandenen Gefahren zu Buenos Ayres vor Anker, nachdem man nichts unterlassen, was mit der Absicht des Königs in einem Bezuge zu stehen schien, und der Seezug bis in das 4te Monat gewähret hatte. Sie kamen bis zum 52. Gr. 28 M. der Breite, von welchem die magallanische Meerenge nur 14 Meilen entlegen ist. Man kann mit Wahrheit versichern, daß sich keiner von denen, die diese gefährliche Fahrt mitmachten, in Erfüllung seiner Pflichten saumselig bewiesen hat. Alle leisteten vielmehr ihrem König sowohl durch die schwerste Arbeit als auch durch die Erduldung des strengsten Ungemachs einen wesentlichen Dienst, woraus einmal ihr Vaterland die beträchtlichsten Vortheile ziehen sollte. Die täglichen Beobachtungen, welche der P. Quiroga an den Küsten sorgfältig gemacht, und immer aufgezeichnet hatte, wurden zu Madrit bald darauf gedrucket, und die merkwürdigsten Gegenstände daraus in Kupfer gestochen. Sie werden einst den Spaniern, welche diese Meere befahren werden, sehr wohl zu statten kommen; denn es ist unglaublich, wie fehlerhaft die See- und Landkarten, und die Schiffernachrichten einiger Ausländer sind, welche die magallanischen Meere flüchtig durchgesegelt, folglich die wichtigsten Dinge nur einen Augenblick, und gleichsam nur im Vorübergehen betrachtet, und ohne auf das Innere und Wesentliche zu sehen, blos nach dem, was ihnen auf den

sten Anblick in die Augen fiel, beschrieben haben. Diese Unrichtigkeiten werden nun durch die Beobachtungen des P. Quiroga, der alles selbst mit Augen sah, und dabei keine Mühe sparte, widerleget. Ich habe sein Tagebuch, welches zu Madrit in spanischer Sprache herauskam, während daß ich auf die Abfahrt der Flotte warten mußte, zu Lißabon in das lateinische übersetzt. Charlevoix hat es auch seiner Geschichte von Paraquay mit eingeschaltet. In der deutschen Uibersetzung ist alles verstümmelt, so wie auch andere Dinge, worinn der Uibersetzer den Sinn des französischen Schriftstellers bei weitem nicht erreichet. Als einen Zusatz füge ich noch folgendes bei. Weil der P. Cardiel auf seiner ersten See- und Landreise in den magallanischen Gegenden keine Wilden entdeckte, so unternahm er zu diesem Entzweck noch eine Reise zu Pferde, und nahm einige Gefährten mit, allein mit eben so wenig Erfolge als vorher. Nachdem er in den dortigen Wüsteneyen weit und breit herumgewandert, und die mitgenommenen Lebensmittel aufgezehret hatte, gerieth er in eine solche Noth, daß er, um nicht Hungers zu sterben, wie das Vieh Gras essen mußte. Diese äußerste Hungersnoth diente ihnen zur Losung nach der Stadt Buenos Ayres zurückzukehren, zwar unverrichteter Dinge, aber dennoch mit vielen bewunderungs- und nachahmungswürdigen Verdiensten, die er sich durch großmüthige Ertragung des Elends und seinen apostolischen Eifer gesammelt hatte. Er arbeitete auch für die Mocobis, Abipones und sehr lange für die Quaranier. Petrus Zevallos hatte ihn daher nicht ohne Ursache so lieb gewonnen.

Im Jahre 1765 gerieth das grosse Kauffartheyschiff Conception, welches für einige Millionen Waaren am Borde hatte, und nach Callao dem Hafen von Lima bestimmet war, am Ufer der Feuerinsel (La Ysla del fuego)

auf

auf den Strand, und scheiterte. Weil aber das Schiff nur allmählich sank, so rettete sich die Equipage meistens durch ihre Boote. Man brachte auch einen Antheil Lebensmittel, und andere Bedürfnisse sehr vorsichtig, ehe es ganz untergieng, an das Land. Die Spanier faßten nun auf einem dem Meere nahe gelegenen Hügel Stand, und pflanzten darauf einige Kanonen. Nachdem man selbe abgefeuert hatte, sah man von weitem eine Menge indianischer Landesbewohner herzueilen. Durchaus nackt rieben sie sich mit beiden Händen unabläßig an ihrem Leibe. Man lösete noch eine Kanone, und sie fielen alle zur Erde nieder, ohne doch von ihrem Bauchratzen nachzulassen. Diese lächerliche Gebärdung setzte die Spanier in Verwunderung, weil sie nicht wußten, ob sie ein Zeichen des Friedens oder des Krieges wäre. Da man ihre Sprache nicht verstand, so suchte man sie mit sanfter Stimme, freundlichem Winken und Vorzeigung kleiner Geschenke, dahin zu bringen, daß sie ihre Furcht ablegten, und herzukamen. Auf diese Einladung näherten sie sich dem Posten der Spanier, und setzten ihr Reiben fleißig fort. Wegen dieser Gewohnheit legten ihnen die Spanier den Namen Rasca barrigas, (Bauchkratzer bei. Um sie aber zahm und biegsam zu machen, bott man ihnen schöne Leinwand, Eßwaaren und verschiedene Gaben an, von welchen sie aber außer den Glaskugeln nichts annahmen, vielleicht aus Mißtrauen, gegen die Fremden. Im Uibrigen wiesen sie sich friedsam und freundlich, so daß jene ohne Furcht frey unter ihnen herumgiengen. Der Spanier einzige und unabläßige Sorge war, wie sie, sobald als möglich wieder nach Hause schiffen könnten. In dieser Absicht beschlossen sie ein Fahrzeug nach Maßgabe ihrer Anzahl zu bauen; und machten zugleich einstimmig das Gelübd, dasselbe, wofern sie Montevideo glücklich erreichen würden, in die Kirche des h. Franziskus von Assisi zu opfern, damit ihnen Gott durch

Vorbitte dieses Heiligen ihre Reise segnete. Bäume zum Schiffbau traffen sie auf ihrer Insel allenthalben an: eben so wenig fehlte es ihnen an Zimmerleuten und Werkzeugen zum Bretterschneiden. Die Indianer zeigten ihnen sehr dienstfertig, wo sie hartes oder besseres Holz finden würden. Im Spalten aber und im Sägen desselben waren sie weniger nützlich, als willfährig: denn wenn sie 3 oder 4 Hiebe mit der Axt, oder etliche Züge mit der Säge gethan hatten, zogen sie sich weg; indem ihnen die ungewohnte Arbeit nie recht behagen wollte. Statt der Indianer arbeiteten nun die Spanier um so fleißiger, deren Sehnsucht nach ihrem Vaterlande sich gar nicht beschreiben läßt. Alles lag fertig, als ihnen zum Zusammenfügen der Balken noch Nägel mangelten. Glücklicher Weise warf das schäumende Meer wie gewöhnlich verschiedene Küsten aus dem gescheiterten Schiffe an das Ufer, worunter sich auch eine mit Nägeln befand. Jedermann sah das als eine besondere Wohlthat der Vorsicht an. Einiges, was zur Schiffrüstung gehört, hatten sie schon vorher aus dem sinkenden Schiffe zum künftigen Gebrauche vorsichtig herausgenommen. Durch alle diese Hilfsmittel wurden sie endlich im Stande gesetzt, das Fahrzeug in die See zu lassen, auf welchem sie nach einer Fahrt von fast tausend Seemeilen, und eben so vielen überstandenen Gefahren zuletzt im Hafen Montevideo glücklich anlangten. Sie hielten sich nach dem Verlust ihrer Waaren und ihres Schiffes noch für glücklich, daß sie mitten unter den Wellen des Meeres und den Wilden der Insel mit dem Leben davon kamen, welches um so mehr zu bewundern ist, da diese vor Zeiten 17 Holländer, die ihnen nichts zu Leide thaten, auf das grausamste ermordet, und zerrissen; und sogar zween andere aufgefressen hatten. Die letzteren waren von Jakob L'hermite, Oberbefehlshaber der holländischen Flotte, welche

Moriz

Moriz Prinz von Nassau nach der magallanischen Meerenge und andern Weltgegenden im Jahre 1623 ausgeschicket hatte, befehligt auf einem Boote die Feuerinsel zu besichtigen. Die Beschreibung dieser Seefahrt findet man in einem zu Frankfurt 1655 von Johann Ludwig Gottfried herausgegebenen Werke, Geschichte der Antipoden betittelt. Alles dieses, was ich bisher von dem Schiffbruch und der Seereise der Spanier schrieb, hat mir ein alter Biscainer, der Schiffszimmermann des versunkenen Schiffes, der alle Gefahren mit ausgestanden, und das neue Fahrzeug gebauet hatte, in der Stadt Santa Fé erzählet. Im Jahr 1768 gieng ein Schiff aus dem Hafen von Buenos Ayres mit zween Mönchen nach der Feuerinsel unter Segel, eben als ich mit meinen Mitbrüdern daselbst auf eine Gelegenheit nach Europa wartete. Diese zween Priester waren, nachdem man sie auf königliche Kosten mit allem Nöthigen bis zum Uiberflusse versehen hatte, bestimmt, sich in besagter Insel niederzulassen, und die Einwohner in der Religion zu unterrichten. Allein sie kehrten bald wieder unverrichteter Dinge nach Buenos Ayres zurück. Was sie auf dem Eilande ausgerichtet, oder unternommen haben, und warum sie ihre Rückkehr so sehr beschleunigten, ist mir nicht bekannt. Ich hörte wohl hie und da vornehme Spanier zu dieser Absicht um Jesuiten jammern: allein sie wurden eben dieses Jahr, Gott weiß, warum, nach Europa verwiesen. Nicht weit von der Feuerinsel liegt die Insel Maloina, welche diesen Namen von der Stadt S. Malo in Bretagne erhalten hat, unter dem 51. Gr. 30 M. der Süderbreite, und dem 60. Gr. 50 M. der westlichen Länge von dem Parisermeridian angefangen. Der schon oft erwähnte Ludwig Anton von Bougainville, damals Oberster unter dem Fußvolke, hatte sie nebst dem Herrn von Nerville und Arboulin seinen Verwandten

auf gemeinschäftliche Kosten, in Besitz genommen, und mit arbeitsamen französischen Unterthanen aus Akadien im Jahre 1763 oder wahrscheinlicher 1764 besetzt. Drey Jahre hernach, das ist, 1767 kaufte sie der König von Spanien für 800000 spanische Thaler, so wenigstens gieng damals der Ruf in Buenos Ayres, an sich, weil sie ihm in französischen Händen wegen ihrer Nachbarschaft mit dem gold- und silberreichen Peru und Chili bei einem Bruch zwischen beiden Mächten für seine Monarchie zu gefährlich schien. Nachdem die französischen Familien nach Europa eingeschiffet worden, kamen in ihre Stelle Spanier, solche nämlich, die wegen ihrer Missethaten die Freyheit oder das Leben verwirket hatten. Aber kaum ist einer, welcher nicht das Gefängniß oder einen schnellen Tod dem langwieriegen, und täglichen Ungemach, das man in dieser Insel aussteht, vorzöge. Zum Befehlshaber derselben wurde Philipp Ruiz de la Puente Kapitän des Kriegsschiffes *La Liebre* (der Haase) ernannt, welcher auch neue Einwohner, Mund- und Kriegsvorrath dahin brachte. Ihn begleitete noch ein anderes Schiff La esmeralda (der Smaragd) unter den Befehlen des Kapitän Mathäus Collao. Dieser nämliche Kapitän, ein sehr erfahrner und ungeachtet seiner Strenge gegen die Matrosen sehr gutmüthiaer Seemann, hatte mich, nach seiner Rückkunft von der Insel Maloina von Montevideo aus mit 152 meiner Ordensgenossen nach Europa geführet. Nerville fuhr gleichfalls mit, weil seine Befehlshaberstelle in dieser unglücklichen Insel aufgehöret hatte. Von ihm und den Spaniern, welche mit dort waren, habe ich das meiste erfahren, was ich itzt über diese Materie geschrieben habe.

Ich nenne diese Insel mit Vorbedacht eine unglückliche Insel, wiewohl sie einige Franzosen den Beglückten gleich achten. Hierüber darf sich niemand wundern; denn

man lobt immer die Waare, die man gern an den Mann bringen will. Folgendes haben mir glaubwürdige Zeugen von der natürlichen Beschaffenheit des Eylandes Maloina erzählt. Sie konnte niemals, weder von Indianern noch von vierfüssigen Thieren bewohnet werden, indem es derselben an allem, was zum Lebensunterhalt erforderlich ist, gebricht. Statt der Bäume hat sie Binsen, statt Gras Moos, statt des Erdreichs Leimen, und Pfützen. Eine unerträgliche Kälte, fast beständige Nacht, Nebel und Finsternisse verleiden sie gleich anfangs jedem Einwohner. Der längste Tag währet daselbst nur sehr wenige Stunden. Da sie dem Südpol so nahe ist, so toben die Sudwinde, die fürchterlichsten Stürme und Ungewitter darinn gräulich herum. Der Frost, welcher beständig vom Schnee begleitet wird, ist daselbst desto unerträglicher, da man auf der ganzen zwar eben nicht sehr grossen Insel kein Stämmchen Holz weder zur Feuerung noch eine Hütte aufzuschlagen antrifft, und man dasselbe mit vieler Gefahr aus der Feuerinsel herüberbringen muß. Das Schiff la Esmeralda lag stets mit Schnee bedecket in der Bucht vor Anker; und den spanischen Mätrosen frorren, wie sie selbst versicherten, die Hände dergestalt, daß sie, wenn sie sich nicht durch häufiges Brandweintrinken erhitzet hätten, zur Arbeit mit den Tauen und andern Schiffsverrichtungen untüchtig gewesen wären. Die Geiße, welche die Franzosen mit sich gebracht hatten, kamen alsogleich entweder Hungers, oder eines giftigen Saftes wegen um. Das Getreid, welches sie auf diesem sumpfigten Boden aussäeten, wurde nie reif, indem an den kleinen Halmen nur sehr selten eine Aehre zum Vorschein kam. Daher gesellte sich, nachdem der europäische Proviant ausgegangen war, zu dem übrigen Elende auch noch der Hunger. Nun gieng es über die Wasservögel her, welche den Schwanen etwas ähnlich sehen, aber größer, und bei 12 Pfund schwer sind. Die Franzosen heißen sie d'Outarde, die

Holl- und Engelländer aber Pinguines oder Penguines. Statt Brod gab man daher den französischen Soldaten, und andern Pulver und Bley, damit sie sich ihren Hunger zu stillen Vögel schießen könnten. Durch diese Jagd, die man täglich auf sie machte, sind sie, in so grosser Anzahl die Franzosen selbe auch antrafen, so zusammengeschmolzen, und verscheuchet worden, daß für die Spanier, welche die Franzosen in dieser unfruchtbaren Insel ablöseten, auch diese einzige Nahrungsquelle versiegte. Der Müheseligkeiten ungeachtet, mit denen die dortigen Einwohner zu kämpfen haben, ist sie dennoch für die Spanier unwidersprechlich von grossem Nutzen; indem die Schiffe im Sturm daselbst einen Zufluchtsort und Hafen, der sogar eine kleine Flotte einnehmen kann, und süsses Wasser finden. Die Oerter, welche einem feindlichen Angriff am wenigsten widerstehen können, und einer Landung am ersten blosgesetzet sind, hat man mit Schanzen und Batterien befestiget, und die Insel mit einer kleinen Besatzung unter den Befehlen des Anton Catáni Obersten vom Fußvolk versehen. Hier muß ich auch noch erinnern, daß es in der Nachbarschaft des gemeldten Eylandes Maloina noch eine andere gleiches Namens giebt, welche die Engländer seit einigen Jahren inne haben, und die Falklandsinsel nennen. Ungefehr um das Jahr 1770 ließ sie der Statthalter von Buenos Ayres Franziskus de Paula Buccarelli in Besitz nehmen, aber bald darauf auf Befehl des Königs in Spanien den Engländern wieder zurückstellen, um durch die Hebung dieses unbedeutenden Anlasses den Ausbruch eines Krieges zu verhindern. Aber wie bin ich so jählings von dem verwüsteten Flecken in Paraquay ab, und zu den magallanischen Gegenden gekommen! Ich gestehe es, ich habe weit, aber mit Vorsatz und Nutzen ausgeschweifet: denn ich habe mir vorgenommen alles das bei Gelegenheit meiner Geschichte einzuschalten, wovon man eine Nachricht in den gewöhnlichen Geschichten vergebens

bens suchet. Aber wir wollen wieder in unser altes Gleis einlenken.

Es würde eine äußerst langwierige, und mühsame Arbeit seyn, wenn ich von allen indianischen Kolonien, welche in Paraquay zerstöret worden sind, die Ursachen, Urheber, und den Zeitpunkt der Zerstörung anführen sollte. Von vielen Kolonien in Paraquay gilt beinahe, was man von Troja gesagt hat: (Nunc ager, aut sylva est, ubi templa, domusque stetere.) Itzt ist ein Acker oder Wald, wo vormals Tempel und Gebäude gestanden sind. Daß mehr als 400 Kolonien, welche einst um die heut zu Tage zerstörte Stadt Quadalcazar herumlagen, gänzlich eingegangen sind, beweisen die Jahrbücher. Um die Städte Corduba, Rioja, S. Jakob und S. Michael in Tukuman; ferners um Corientes und Assumtion herum sind, so zu sagen, unzählige Pflanzungen wieder in ihr voriges Nichts zurück gesunken. Die äußerst wenigen noch vorhandenen Kolonien, gleichen mehr dem Schatten eines Fleckens, und werden blos von wenig elenden Indianern, welche Privatspaniern dienstbar sind, bewohnt. Ich schreibe hier blos aus eigener Erfahrung; denn ich habe selbst auf meinen vielmaligen Reisen durch dieses Land allenthalben unglaubliches Elend, und die Ruinen der zerstörten Flecken mit Augen gesehen. Ehe ich die Verwüstungen, welche die Mamelucken, ein brasilianisches Volk, einst in verschiedenen Flecken unserer Quaranier angerichtet haben, erzähle, muß ich einiges zum voraus erinnern. Die ersten Spanier, welche in Paraquay kamen, unterwarfen sich blos die Gegenden und Völker, welche in der Nähe um die Flüsse Parana, und Paraquay herumlagen. Zu Eroberungen in der Ferne mangelte es ihnen wohl nicht an Muth, sondern an einer hinlänglichen Anzahl Truppen. Zum Christenthum wurden indessen nicht wenig Quaranier meistens durch Franziskaner bekehret,

und, wenn es thunlich war, in Kolonien gebracht. Die größten Verdienste haben sich zu der Zeit der h. Franziskus Solanus, und Ludovicus Bolaños, ein Mann von einer sehr erhabnen Tugend, welcher mit unsern Vätern die vertrauteste Freundschaft unterhielt, durch ihre apostolische Arbeiten erworben. Beide waren aus dem seraphischen Orden, und die Aposteln von Paraquay, aber weil sie nicht von eben so vielen Mitarbeitern und Nachfolgern unterstützt wurden, für die grosse Erndte, die blos auf Schnitter wartete, nicht hinlänglich. Weil sich die Quaranier damals noch in unzähliger Menge in den Wäldern und ihren Schlupfwinkeln verborgen gehalten hatten, so rieben sie sich, wo sie konnten, an den wenigen Spaniern, und wurden daher von diesen, weil sie vor ihnen nie sicher waren, stets gefürchtet. Im Jahre 1610 unternahm der tapfere Statthalter von Assumtion und Buenos Ayres Ferdinand Arias mit einem ansehnlichen Korps Truppen einen Zug wider die Anwohner vom Uruquay; allein ihre Menge und barbarische Grausamkeit erschröckte ihn so sehr, daß er alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges aufgab, und sich wiederum nach Assumtion zurückzog. Eben dieser Versuch wurde auch von andern Statthaltern eben so unglücklich widerholet. Kurz die Quaranier konnten durch keine Musketen, sondern blos durch die Beredsamkeit der Missionarien; durch Liebe, und nicht durch Furcht besiegt werden, wie der Erfolg bewiesen hat. In eben dem Jahre brachte endlich der P. Marcellus Lorenzana ein Spanier, unser damaliger Rektor zu Assumtion, bei den Quaraniern, die zwischen dem Paraquay und Parana schwarmweise herumstreiften, zuwege, daß sie in dem eigends für sie erbauten grossen Flecken S. Ignaz von Loyola die christliche Religion annahmen, und mit den Spaniern Friede machten. Der Zustand dieses Fleckens ist noch heut zu Tage sehr blühend, oder vielmehr war es bei unserer Abreise in Europa;

denn was sich nach derselben ereignet hat, weiß ich so eigentlich nicht. Um eben diese Zeit durchwanderten unsere Väter Joseph Cataldino, und Simon Mazzetta aus Italien, Anton Ruiz de Montoya ein Spanier aus Amerika, ferners die P. P. Rochus Gonzalez ein Spanier aus Paraquay, Petrus Romero, Didacus Borroa &c. welche einige Jahre nachher den andern zu Hilfe geschicket wurden, alle Männer von Heldenmuth und apostolischer Tugend, sowohl die Provinz Quayra als auch die von den spanischen Truppen noch unbetrettenen Wälder und Berge gegen den Fluß Uruquay zu. Sie entdeckten darinn viele tausend Quaranier, welchen sie überall, wo sie konnten, Kolonien baueten, um sie darinn zu versammeln, und sie zu Christen und Unterthanen des katholischen Königs zu machen. Die glücklichen Unternehmungen dieser Väter sind schon vorlängst in ganzen Bänden beschrieben worden.

Diese schnellen Fortschritte des Christenthums haben die Mamelucken aus dem benachbarten Brasilien und meistens aus dem Flecken S. Paulus beinahe rückgängig gemacht, wenigstens auf eine bejammernswerthe Art unterbrochen. Die Mamelucken sind ein zusammengelaufenes Volk von Holländern, Portugiesen, Franzosen, Italienern, Deutschen ꝛc. und brasilianischen Weibern, welche durch ihre Geschicklichkeit mit der sie mit dem Feuergewehr umzugehen wußten, ihre Entschlossenheit und ihr Talent zur Räuberey bekannt, und daher mit dem fremden Namen Mamelucken belegt worden sind. Maffei sagt von ihnen in seiner Geschichte von Indien S. 69. daß sie Aegyptens Stärke und die besten Soldaten waren. Nach andern waren sie Sklaven des Sultans von Aegypten. Die aber in Brasilien diesen Namen führen, kann man mit Pabst Paulus dem III. ohne ihnen das geringste Unrecht anzuthun, Janitscharen der Hölle nennen: indem alle ihre Bemühun-

gen

gen dahin abzielten die von den Vätern zu Kinder Gottes umgestalteten Indianer aus ihren Seelenfreyheit in die abscheulichste Sklaverey zu schleppen. Durch ihre in so vielen Jahren so vielmal wiederholte Uiberfälle wurden verschiedene Flecken ganz vewüstet als Assumtion in Ỹyuy, Allerheiligen in Caaro, zu den h. h. Aposteln in Caazapàquazù, S. Christoph jenseits des Flußes Ỹgaỹ, S. Joachim ebendaselbst, S. Theres bei der Quelle dieses Flusses, Jesus und Maria in Ỹbĩtĩ Caray, Mariäheimsuchung ebendaselbst, S. Barbara an den westlichen Ufer des Paraquay, und S. Karolus in Caapĩ. Die Räuber banden die Quaranier, welche diese Flecken bewohnten, wenige Entflohene ausgenommen, mit Stricken und Ketten, und trieben sie, wie das Vieh heerdenweise nach Brasilien, um den Rest ihrer Tage bei den Zucker Mandioka- Baumwoll- Toback- und Bergwerksarbeiten zu nützen. Die säugenden Kinder rissen sie, weil sie die Reise zögerten, und ihnen zur Last fielen, der Mutter von der Brust, und schleuderten sie ohne das geringste Gefühl von Menschlichkeit auf die Erde. Alte und Kranke hieben sie nieder oder erschossen sie, weil selbe die lange Reise nicht aushalten konnten. Die Gesunden wurden des Nachts, damit sie nicht im Finstern entflöhen, in zu dieser Absicht gemachte Gruben geworfen. Viele starben unterwegs durch Hunger und die Beschwernisse der Reise, die sie oft viele Meilen weit in einem fortsetzen mußten. Bei dieser Menschenjagd brauchten die Mamelucken bald Gewalt wie der Wolf, und bald List wie der Fuchs, beides aber auf eine sehr grausame Art. Meistens fielen sie unter der Zeit, da das Volk in der Kirche war, in zahlreichen Haufen in die Flecken, und besetzten alle Wege und Winkel, damit ihnen die Unglücklichen nicht entrinnen konnten. Daher entstand bei uns die Gewohnheit, die nachmals immer beibehalten wurde, und den Quaraniern zum Gesetze diente, daß keiner ohne Lanzen oder Pfeile in

die

die Kirche gehen sollte, um nicht wieder eine Beute der jählings einfallenden Räuber aus Brasilien zu werden. Oft verkleideten diese sich als Jesuiten, und lockten mit ihren Rosenkränzen, Kreuzen und schwarzem Rock ganz Haufen Indianer, welche sich von dem Betruge nichts beifallen ließen, zusammen. Verschiedene Kolonien, welche den Anfällen der Mamelucken am meisten ausgesetzet waren als Loreto, S. Ignaz ꝛc. wurden in sicherere Gegenden mit unglaublicher Mühe der Väter und Indianer versetzet. Die Räuber schonten weder unsere Chiquiten, noch der Wohnplätze der Moxos, noch anderer Flecken im spanischen Gebiete, die unter der Aufsicht der Weltpriester standen. Die indianischen Flecken, welche am Fluße Jejuy̆ in dem Gebiete von Curuquati angelegt waren, als Mbaracayù, Terecany̆, Candelaria und Ybĭra pariyara, und mehr andere wurden von den Mameluken aus dem Grunde zerstöret. Aus eben dieser Ursache sind auch die spanischen Städte Xerez, Quayra, die auch Ciudad Real, Villarica &c. eingegangen. Wer mag aber alle die Verwüstungen, womit Paraquay hergenommen worden ist, abzählen? Sie allein böten zu einem dicken Bande Stoff genug dar; und haben ihn auch wirklich für mehrere hergegeben. Alle, die noch von Paraquay schrieben, füllten immer mit den barbarischen Grausamkeiten der Mameluken ganze Blätter an, und so viel sie auch davon gesagt haben, so viel haben sie auch allem Ansehen nach übergangen. Denn die räuberischen Unternehmungen, welche diese Unmenschen durch so viele Jahre und mit so grosser Anstrengung aller ihrer Kräften wider die fast nackten und wehrlosen Quaranier, die dem Stahl und dem Bley ihrer Feinde weiter nichts als hölzerne Spieße und Pfeile entgegen zu setzen hatten, ausführten, können sowohl an der Länge der Zeit, die sie gewähret haben, als auch an der Menge der Indianer, welche dabei um

ihr

ihr Leben oder um ihre Freyheit gekommen sind, nicht nur mit den berühmtesten Kriegen in Europa verglichen werden, sondern machen auch denselben den Rang streitig. Man lese, was die Lettres édifiantes & curieuses in der 21 Anzeige hierüber schreiben. „Man sagt, heißt es daselbst, daß die Mamelacken in 130 Jahren, welches beinahe unglaublich, bei zwo Millionen Indianer theils ermordet, und theils in die Gefangenschaft geschleppet, und dadurch das Land mehr als 1000 Meilen weit bis zum Flusse der Amazonen von Inwohnern entblösset haben. Man weiß aus authentischen Briefen (sie sind vom König von Spanien vom 16 September 1639) daß in einzigen 5 Jahren 300000 Indianer von Paraquay in Brasilien weggetrieben worden sind.“ Petrus Avila Statthalter von Buenos Ayres bezeugte in einem Schreiben vom 12 Oktober 1639, daß er es selbst gesehen habe, wie die Einwohner des Fleckens S. Paulus in der brasilianischen Stadt Rio de Janeiro (Fluß des h. Januarius) öffentlich Indianer verkauften, deren Anzahl sich vom J. 1628 bis 1630 in dieser Stadt allein auf 60000 belief. Hieraus kann man leicht abnehmen, daß man in andern Oertern von Brasilien noch weit mehrere tausende der Quaranier, welche die Einwohner von Cananea &c. und andere Menschenjäger so begierig wegfiengen, verhandelt habe.

Diese Räuberey blieb aber nicht immer unvergolten; denn nachdem man unter die Quaranier mit Bewilligung des Königs Schießgewehr ausgetheilet hatte, wurden die Feinde oft geschlagen, oft zurückgetrieben, und oft sehr derb nach Hause geschicket. Merkwürdig und fast unglaublich ist der Sieg, welche 4000 neugläubige Quaranier an dem Fluße Mbororè da, wo er in den Uruquay fällt, über die zahlreichen Haufen der brasilianischen Räuber erfochten haben. Auf 300 Kähnen kamen

bei

bei 400 aus dem Flecken S. Paul und 2700 Tupies sehr grausame Wilde, welche mit den ersten in Bunde standen, herangefahren. Die Quaranier zogen unter der Anführung des Oberbefehlhabers ihrer Nation Ignatz Abiazù den Feinden mit 5 Schiffen entgegen und feuerten eine Kanone wider sie ab, mit einem so glücklichen Erfolge, daß drey von ihren Kähnen in den Grund gebohret, und eine Menge Brasilier, theils getödtet, theils verwundet wurden. Nach diesem unvermutheten Gruß sprangen die meisten erschrocken von ihren Fahrzeugen auf das Land weil sie an dem glücklichen Ausschlage eines Flußtreffens verzweifelten, um den Quaraniern aus einem Hinterhalte in dem Rücken zu fallen. Aber auch hier wurden sie von allen Seiten tüchtig empfangen. Die meisten blieben auf dem Platze, und es würde kein einziger davon gekommen seyn, wenn nicht die einbrechende Nacht dem Gefechte und dem Sieg ein Ende gemacht hätte. Den andern Tag setzte man den Flüchtlingen in den Wäldern, wie dem Gewilde, allenthalben nach mit dem Erfolge, daß nur wenige nach dem Verlust ihrer Kähne zitternd und voll Wunden ihre Vaterstadt erreichten. Die Uiberwinder zählten nur 3 Todte, welche sie im Anfange des Treffens einbüßten, und bei 40 Verwundete, so daß sie diesen herrlichen Sieg mehr der Fügung der Vorsicht als ihren Waffen zuschrieben. Dieser Vorfall machte, daß die Brasilianer von S. Paulus die Quaranier, weil derselbe über alle Erwartung glücklich ausfiel, und diese dadurch muthiger wurden, zu fürchten, und ihre verächtlichen Begriffe von selben abzulegen anfiengen. Dadurch wurde der Friede und die Sicherheit in den Flecken hergestellet, und das Christenthum konnte sich wieder weit ausbreiten, nachdem die Mameluken dessen Fortgang durch ihre beständigen Einfälle nicht allein gehemmet, sondern auch dasselbe dem Verfall wieder nahe gebracht haben.

Man

Man glaube nicht, daß die spanischen Schriftsteller die Brasilianer verläumden, oder ihre Erzählungen übertreiben. Selbst der König in Portugall Joseph der I. gesteht in einem Edikte vom 6. Julius 1755, welches auch dem portugiesischen Gesetzbuche eingeschaltet worden ist, ausdrücklich, daß viele Millionen Indianer zu Grunde gegangen, und heut zu Tage in ganz Brasilien nur wenige Flecken, und in den Flecken nur wenige Indianer übrig sind. Die Ursache hievon sey, daß man sie den Gesetzen von Portugall zuwider als Leibeigene behandelt habe. Er erkläret daher die Indianer für frey mit dem Befehle die gefangenen Indianer wieder auf freyen Fuß zu setzen. Auch andere menschenfreundliche Könige von Spanien und Portugall hatten schon lange vorher durch wiederholte Verordnungen, und unter Bedrohung der geschärftesten Strafen verbotten, die Indianer zu entführen, zu verkaufen, oder ihnen auf was immer für eine Art nachzusetzen Viele Statthalter drangen auf die Beobachtung der königlichen Befehle; allein sie erreichten ihre Absicht nur sehr selten. Denn die unzähligen Unempfindlichen, welche aus der Dienstbarkeit der Indianer Vortheile ziehen, fragen wenig nach Wohlstand und Gewissen. Gewinn ist ihr Abgott. Ihr einziges Geschäft ist sich mit Hindansetzung der Gesetze Gottes und des Königs, den sie weit weg wissen, aus dem Elende der Indianer zu bereichern. Allein ihr Vermögen zerrinnt, wie sie täglich erfahren, auf eben die Art, wie es gewonnen wird, so daß die meisten ihren Erben nichts als die äußerste Armuth hinterlassen. Treffend und lebhaft hat ihre Unmenschlichkeit der wegen Bekehrung unzähliger Wilden berühmte P. Anton Vieira, welcher lange Zeit königlicher Prediger in Lissabon, nachmals aber Missionär in Brasilien war, und 14 Bände von seinen Predigten herausgab, geschildert, als er, weil er die Indianer bei ihrer Frey-

heit

eit schützte, von ihren Verfolgern aus der Provinz Maranon vertrieben wurde, und sich deßwegen vor dem königlichen Hof zu Lissabon beklagte. Diese seine Rede, die er im J. 1662 gehalten hat, findet sich im 4ten Bande seiner Werke, welche zu Lissabon im Jahre 1685 aufgeleget sind, und ist allerdings lesenswerth.

Weil man in Brasilien selbst auf die königlichen Befehle nicht achtete, so suchten auch die Päbste der abscheulichen Gewohnheit die Indianer wegzufangen, und zu quälen auf Ersuchen der Könige mit Drohungen und Strafen Einhalt zu thun. Paulus der III. Urban der VIII. und hauptsächlich Benedikt der XIV. thaten alle diejenigen in den Kirchenbann, welche Indianer zu Sklaven machen (dieß sind die Worte der römischen Verordnung) kaufen oder verkaufen, vertauschen, verschenken, von Weib und Kindern trennen, anderswohin bringen und versenden, ihnen auf was immer für eine Art ihr Haab und Gut oder ihre Freyheit nehmen, sie in der Sklaverey behalten, oder denen, die solches thun, mit Rath oder That beystehen, Vorschub leisten, oder ihren Frevel begünstigen, oder denselben für erlaubt ausgeben, und auf solche Weise davon predigen, und überhaupt alle, die auf was immer für eine Art dabei mitwirken. Dieses Verbot beleget alle demselben Zuwiderhandelnden mit der Strafe des Kirchenbanns (latae sententiae) so, daß sie durch die That selbst ohne richterlichen Ausspruch von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sind, und nur von den römischen Päbsten nach vorher geleisteter Genugthuung wieder in selbe aufgenommen werden können.— Zum Besten aller Indianer nicht nur derer, welche in Brasilien, Paraquay oder an dem Fluß de la Plata, sondern auch derer, welche in Ost- und Westindien sich aufhalten. Das ist der Sinn, und überhaupt genommen auch der wörtliche Innhalt der päbstlichen Verfügungen. Die Briefe Paulus des III.

an den Kardinal Tabera Erzbischof von Toledo sind vom 23. May 1537 gefertiget. Die Bulle Urban des VIII. vom 22. April 1639, welche mit dem Worte Commissum anfängt, wird nebst dem Schreiben des Staatsraths von Madrit, worinn auf die Vollziehung derselben gedrungen wird, in der Urschrift in dem Archive unseres vormaligen Kollegiums S. Ignaz zu Buenos Ayres aufbewahret. Die Bulle *Immensae* von Benedikt dem XIV. an die Bischöfe von Brasilien und andern portugiesischen Provinzen findet sich in der Bullensammlung eben dieses Pabstes im I. Th. 28 Kap. Auch an die Spanier schrieben Päbste und Könige um sie durch Drohungen und Ermahnungen von den Bedrückungen der Indianer abzuhalten. Denn auch sie stellten einst wiewohl weniger als andere den Indianern nach, und bedienten sich ihrer den königlichen Befehlen zuwider als Leibeigener. Um diesen reichhaltigen Stoff nur ein wenig zu berühren, so wurde in der Stadt Santa Cruz de la Sierra öffentlich Indianermarkt gehalten, und die indianische Mutter mit ihren Söhnchen, wie das Schaaf mit seinen Jungen verkaufet. Die Einwohner derselben machten vielmals Jagd auf die Wilden, tödteten einige und verhandelten die Uibrigen, entweder zu Haus oder in Peru. Es ist unglaublich, wie angelegen sie sichs seyn ließen die Errichtung der Kolonien, welche der P. Joseph Arce und seine Mitgenossen für die Chiquiten, und andere Völker anlegten, zu hintertreiben, oder wenigstens ihren Fortgang zu hemmen, weil sie befürchteten, es möchten ihnen der Indianer, die sie fangen und verkaufen könnten, zu wenig werden. Dieser Menschenhandel trug ihnen jährlich viele tausend Thaler ein; aber er schreckte auch die Wilden von der Annahme des Christenthums gänzlich ab; weil sie sahen, daß sie diese Annahme, und die Aussöhnung mit den Spaniern um ihre Freyheit bringen, und Zeit ihres Lebens unglücklich machen würde. Endlich

droye-

rohete der Unterkönig von Peru, Fürst de Santo Bono auf die vielfältigen und bittern Klagen unserer Väter über die Hindernisse, die ihnen die Spanier in Ausbreitung der Religion legten, in einem öffentlichen Edikte allen diesen verruchten Menschenhändlern mit der Landesverweisung, Einziehung ihres Vermögens, und Entsetzung; und rottete dadurch dieses abscheuliche Gewerbe in dem Gebiete von Santa Cruz aus. Hätte er doch auch in der Stadt Quayra oder Ciudad Real (die königliche Stadt) wie man sie noch nannte, der Indianerjagd und den Bedrückungen derselben steuern können! Allein so viel Mühe wir uns gaben, die Wilden in den unermeßlichen Wäldern aufzusuchen und zu Christo zu bekehren; so groß war auch der Geiz der Spanier, die sich aus dem Wegfange der Indianer reichlichen Gewinn versprochen haben; aber meistens verarmet sind.

Die spanischen Geschichtschreiber klagen einstimmig, und ich habe es selbst mit Augen gesehen, wie unmenschlich die Indianer in den Städten von Paraquay von ihren Herren den sogenannten Encommenderos den spanischen Gesetzen zuwider behandelt, und zu der härtesten Arbeit angehalten werden. Dieses Elends überdrüßig entflohen die Indianer überall, wo sie konnten, in ihre alten Schlupfwinkel zurück. So flüchteten sich die Lules, eine unberittene und zahlreiche Nation in Chaco, welche einst von dem h. Franziskus Solanus getaufet wurden, weil sie in die harte Dienstbarkeit der Einwohner der Stadt Esteco gerathen waren, in ihre vorigen Wälder, und konnten nur nach vielen Jahren von unserm P. Anton Machoni einem Sardinier wieder heraus und nach Valle buena gebracht werden. Es kostete unendlich Mühe sie wieder zu bilden. Heut zu Tage halten sie sich in dem Flecken S. Stephan bei Miraflores, wie es die Einwohner nennen, auf. Die Calchaquies, ein

sehr kriegerisches Volk, entwichen gleichfalls, aufgebracht über das Elend, in dem sie als Leibeigene der Spanier schmachten mußten, nach ihrem vorigen Aufenthalt, woraus sie von Zeit zu Zeit in Tukuman einfielen, und eine Menge Einwohner niedermetzelten. Die Bewohner der Stadt Conception am Rio vermejo wurden von Indianern erschlagen, welche ihre unerträgliche Dienstbarkeit zu diesem Entschluß der Verzweiflugg gebracht hatte. An dem Orte, wo die Stadt gestanden ist, sieht man itzt einen Wald, und selbst die Uiberbleibsel davon sind von der Erde bedecket. Die den Indianern, so wie dem Gewilde angebohrne Liebe zur Freyheit machte sie auch zu dem Aeußersten entschlossen. Daher hegen sie einen unüberwindlichen Abscheu wider die Privatleibeigenschaft der Spanier, und folglich auch wider die Religion, welche ihnen das Joch derselben aufleget, und streuben sich dagegen aus allen Kräften. Deßwegen wurden auch die Jesuiten im vorigen Jahrhundert, welche um die Religion in Aufnahme zu bringen die von den Päbsten und Königen bestättigte Freyheit der Indianer wider jeden Eingriff sicher zu stellen suchten, vielmals von denen, welchen ihr Eigennutz mehr als das Wohl der Religion und der Monarchie am Herzen lag, aus dem Lande verjagt, geschmähet und gelästert. Die Flecken, deren Einwohner unter der Privatherrschaft der Encommendcros standen, sind entweder schon lange ganz eingegangen, wie ich schon gesagt habe, oder in so ein Elend herabgesunken, und zusammengeschmolzen, daß sie itzt mehr dem Schatten einer Kolonie als Flecken gleichen: dahingegen die 32 Pflanzörter der Quaranier, die 10 der Chiquiten, und andere kleinere von anderen Nationen, weil ihre Bewohner durch ein königliches Edikt zu Unterthanen des Königs erkläret wurden, unter unser Aufsicht stets einen Zuwachs von neuen Einwohnern, und sich auf einem hohen Grad des Wohlstandes erhalten haben,

wie

wie die Statthalter und Bischöfe als Augenzeugen an den König vielmal einberichteten. Ich läugne nicht, daß es zu allen Zeiten wohldenkende Spanier und Portugiesen gegeben habe, welche die göttlichen und königlichen Gesetze pünktlich befolgten, und die Härte ihrer Landesleute gegen die Indianer verabscheueten. Sie haben das Ihrige redlich beigetragen, daß die Indianer bei ihrer Freyheit geschützet, und unsere heilige Religionswahrheiten verbreitet würden. Allein diese Rechschaffenen hatten das Mißvergnügen zu sehen, daß ihre kleine Anzahl nicht zureichte, der Grausamkeit des grossen Haufens Dämme zu setzen. Auch der geübteste Fechter hält es nicht wider viele aus. Es mangelte ihnen nur an Kräften, an guten Willen niemals. Ich habe selbst Spanier gekannt, die man mehr Väter als Herren der Indianer hätte nennen sollen. — Scheine ich mich über diese Materie zu weit ausgebreitet zu haben, so schlage man die spanischen Schriftsteller von Paraquay nach, und man wird gewahr werden, daß ich darüber nur leicht weggegangen bin.

Von den Flüßen, welche die Provinz Chaco durchströmen, habe ich oben im Vorbeigehen Meldung gemacht. Noch habe ich von der Parana dem vornehmsten unter allen, welcher die übrigen alle aufnimmt, und nicht weit von Buenos Ayres dem prächtigen aber nichtsbedeutenden Namen des Silberflußes erhält, eien Menge zu sagen. Das Meiste, was die Geschichtschreiber von seinem, und seines Namens Ursprung erzählen, ist unrichtig. Sie glauben, daß der Silberfluß sein meistes Wasser von dem Fluße Paraquay herhabe, dieser aber aus dem See Xarayes entspringe. Beides ist grundfalsch; denn der Silberfluß ist im Grunde die grosse Parana, welche durch die Zuflüße des Paraquay, Uruquay und anderer noch mehr anwächst. Gedachter Fluß durchströmt von seiner äußerst entlegenen Quelle an bis zum stillen Meer, worein er sich

ergießt, unermeßliche Strecken Landes, und heißt bei den Quaraniern, die an demselben wohnen, auch noch itzt durchgängig Parana. Dieses Wort bedeutet etwas mit dem Meere Verwandtes, oder Meerähnliches. Para bedeutet auf quaranisch vielfärbig. Weil also das Meer nach Verschiedenheit des Lichts, der Winde und Wellen von Weitem allerley Farben spielet, so geben ihm die Quaranier den Namen Para, noch öfters aber Paraquazù (etwas sehr vielfärbiges) Da nun der Fluß Parana sowohl wegen der unerhörten Breite seines Flußbeetes, als auch wegen des ungeheuren Schwalles seines Gewäßers alle übrigen ohne Vergleich übertrifft, und fast wie ein Meer aussieht, so erweisen sie ihm die Ehre einen **Verwandten des Meeres** zu heißen, denn das Wort ana bedeutet eine Verwandtschaft. Im Jahre 1509 entdeckte Joh. Diaz de Solis, auf seiner Herfahrt von Europa, denselben, und nannte ihn nach sich den Fluß Solis. Im Jahre 1527 legten ihm Sebastian Gabot und Didacus Garzia den Namen des Silberflußes bei, weil sie bei den indianischen Anwohnern desselben einige Silberplatten entdeckten, welche die Portugiesen aus Peru gebracht, und jene diesen abgenommen hatten. Die Spanier hingegen vermutheten, man habe sie aus dem Grunde des Flußes herauf, oder an dessen Ufern geholet. Allein seit 3 Jahrhunderten zeigt sich keine Spur mehr von einem Silber. So sind oft die prächtigsten Namen eine Wirkung blosser Meinungen und ungegründeter Muthmassungen. Dieser zwar silberleere aber grosse Fluß (vielleicht, und wie man daselbst durchgängig glaubt, der größte in der Welt) behält von seinem Ursprunge an auch heut zu Tage den Namen Parana, wiewohl sich eine Menge großer und kleiner Flüsse, deren aber keiner der Parana gleichkömmt, darein ergießen. Erst bei dem Muschelfluß (Las Conchas) das ist, 6 Meilen oberhalb Buenos Ayres, wo aus dem Wasser die grosse

Klip-

Klippe La punta gorda hervorraget, wird er von den Spaniern der Silberfluß genannt, nachdem er kurz vorher den Uruquay, und mit selbem den schwarzen Fluß auf der Seite gegen Osten zu eingenommen hatte. Durch so viel hinzugekommenes Gewässer verstärket breitet er sich bei las Conchas beinahe auf 10 Meilen weit aus. Daher legen sich hier die Schiffe, welche den Paraquay und Parana herabkommen, vor Anker, werden ausgeladen, und nehmen wieder ihre Ladung zur Rückfahrt ein. Weiter können sich solche kleine Schiffe, so wie selbe von Assumtion, Corrientes, und den quaranischen Flecken anlangen, ohne Gefahr nicht wagen.

Uiber den Ursprung der Parana wird eben so sehr als über das Vaterland des Homer gestritten. Was man immer bisher davon geschrieben hat, ist eitel Muthmassung und Hypothese. Die Spanier, welche sich zuerst Paraquay unterwerfen wollten, sind auf der Parana oder an ihren Ufern bei 500 Meilen weit aufwärts geaangen, ohne doch zu ihrer Quelle gekommen zu seyn. Die Indianer in Brasilien halten für den Ursprung der Parana einen ungeheuren See, dessen Wasser sich aus den Gebirgen in Peru sammelt. Vielleicht ist dieß der See Lauricocha, der nahe bei der Stadt Quanuco ungefähr unter dem 11. Grade der Breite liegt. Aus gedachtem See leiten andere mit mehr Wahrscheinlichkeit den Amazonenfluß ab, ungeachtet viele Indianer denselben für die gemeinschäftliche Quelle sowohl dieses Flusses als auch der Parana ausgeben. Allein wer kann den Indianern etwas Zuverläßiges nachsagen? Es giebt so viele Flüße, welche alle aus den Gebirgen von Peru ihren Ursprung nehmen, die da durch allerlei Krümmungen und Schlangengänge in einander laufen, und sich mit einander vermengen. Wer mag nun in diesem Gewirre der Flüße die Parana mit Gewißheit heraus finden? Martin del Barco

 sagt

sagt in seinem Gedicht Argentina, daß die Parana zwischen dem 12 und 13 Grade der Breite entspringe. Wäre dieß, so müßte man an der Gränze von Bahia Allerheiligen der Hauptstadt in Brasilien, ihrer Quelle gewahr werden. Allein dieser Schriftsteller irret sich sehr oft, wie man gewiß weiß; und scheinet überhaupt mehr um seine spanischen Reime, als um die Wahrheit bekümmert gewesen zu seyn. Ludwig von Bougainville schreibt in seinem Werke: Voyage autour du monde, daß die Parana bei dem atlantischen Meere aus den Bergen entspringe, welche sich vom Rio Janeiro ostnordostwärts erheben, und von dort gegen Westen, nachmals aber gegen Mittag ihren Lauf nehme. Ich getraue mir nicht einem Mann von so grossem Ansehen zu widersprechen, weil er einer von den Neuern ist; aber ich getraue mir auch auch nicht mich blindlings auf seine Worte zu verlassen, weil er sich durch fremde Erzählungen so vielmal irre führen ließ, wie aus dem erhellet, was er von den Quaraniern und ihren Flecken geschrieben hat. Denn was er von dem Ursprunge und den Krümmungen der Parana schreibt, hat er nicht selbst gesehen, sondern nur von andern, von deren Glaubwürdigkeit ich nicht urtheilen kann, gehört. Kurz, vom Ursprunge der Parana läßt sich meines Wissens nichts Gewisses angeben. Diese Ungewißheit des Ursprunges darf sich der König unter allen Flüßen allerdings für eine Ehre anrechnen, weil er sie mit dem ältesten Adel gemein hat. Dieß Einzige weiß man, daß er mit allen seinen Wendungen und Biegungen über 800 Meilen weit fortläuft, ehe er sein Gewässer dem Meere in seiner ungeheuren Mündung überantwortet. Auf seiner langen Reise gesellen sich ihm unzählige kleine und auch viele grosse Flüße bei; und er nimmt stets in seinem Laufe zu. Wer mag aber alle Flüße, die sich darein ergießen, herzählen? Ich werde hier nur der vornehmsten und merkwürdigsten gedenken, und dabei dem Haupt-

strom-

ströme von den nordöstlichen Gegenden an in seinem Laufe folgen.

Auf der Seite des westlichen Ufers der Parana fallen in selbe die Flüße Ỹgayrỹ, Ỹmuncina, Monicy Amambaỹ; der Ygatimỹ, welcher Schiffe von mittlerer Größe trägt. Der Ỹgureỹ, und Yquairỹ; der Acaraỹ ein ansehnlicher Fluß, wenigstens so groß wie die Donau bei Wien, vielleicht auch noch größer, denn am Gestade selbst habe ich ihn außer dem Zeitpunkte der Uiberschwemmung 6 Klafter tief befunden. Er ist ungemein breit, und fließt ganz unmerklich dahin. Er nimmt auch auf dem Wege bei 30 andere Flüsse von verschiedener Größe, über die ich oft gesetzt habe, zu sich, und würde ohne Zweifel auch für größere Schiffe zureichen, wenn nicht denselben hie und da Klippen im Wege stünden, deren Wegräumung eben so grosse Mühe nicht kosten würde, und die auch längst schon weggeräumet wären, wenn die Spanier den Nutzen der Schiffahrt besser einsähen. Denn der paraquayische Thee, welcher in den um diesen Fluß herumliegenden Wäldern häufig gesammelt wird, könnte auf demselben und der Parana mit vieler Zeit- und Kostenersparung bis nach Buenos Ayres geführet werden. Allein die Anwohner desselben sind taub bei allen Vorstellungen, und wollen lieber dürftig leben, als arbeiten. Ferners der Mondaỹ, welcher aus den Wäldern um Taruma bei dem Flecken S. Joachim, worinn ich so viele Jahre gewohnt habe, hervorquillt, und durch den Zufluß größerer Bäche als: des Ỹhù, Tarumà, Yuquirỹ, Quirahunquaỹ, Cambaỹ &c. dergestalt anwächst, daß man mit Booten, und selbst mit größeren Kähnen darauf herumfährt. Die Mamelucken sind einst in solchen, nachdem sie über die Parana gesetzet hatten, auf dem Monday bis zu unsern Quaraniern in den Flecken Jesus, welcher damals bei dem nahen Ybarotỹ erbauet wurde,

 einge-

eingedrungen, und haben sie theils niedergemacht und theils gefangen weggeführet. Caapivary und Aguapey sind enge, aber tief, und den Schwimmenden der Wasserthiere wegen gefährlich. Der Yaquarò eine Art Seetieger, reißt vielmals die schwimmenden Pferde, und Maulthiere mit sich fort. — Endlich auch der Atingy. Alle die bisher angeführten Flüsse gehören in die Zahl der geringern, und unbedeutenden. Aber sobald man über den 27 Grad 43. M. der Breite, und 318. Gr. 57 M. der Länge hinaus und in die Gegend von Corrientes gekommen ist, dann halte man stille, und sehe sich aufmerksam um. Hier wird man gewahr werden, wie der grosse Paraquay, angewachsen durch eine Menge Flüsse, welche er in seinem Laufe aufnimmt, der noch größeren Parana zur Beute wird, und seinen bisherigen Namen ablegt. Denn das unermeßliche Gewässer, welches sich aus dem Zusammenfluße so vieler Ströme auf einmal in einem und eben demselben Beete übereinander herwälzt, wird nun von keinem Menschen mehr Paraquay, sondern von Indianern und Spaniern Parana genannt, weil diese ungleich mehr als jener dazu hergiebt. Allein auch in dem nämlichen Rinnsal zwischen einerlei Ufer laufen die Parana und der Paraquay lange mit einander ohne sich zu vermengen, als ob sich die hellen Fluthen der ersten des schlammigten Wassers des letzteren schämten. Wenigstens bleiben beide Flüsse bei 3 Meilen weit von einander geschieden, und unterscheiden sich an Farbe und Geschmack, wie man sich dessen sowohl durch die Augen als auch durch den Gaumen überzeugen kann. Aber wie das Beispiel der Kameraden ansteckend ist! Kurz, vorher floß die Parana nach Westen; so bald sie sich aber mit dem Paraquay vereiniget, ändert sie ihren Weg, und läuft gegen Süden willig der Mutter der Flüße, dem Meere zu. In dem Flecken Franziskus Regis, welchen wir den Abiponern von der Klasse der Yaaucanigas gebauet haben, entdeck-

te

te ich westwärts der Parana, nämlich der Stadt Corrientes gegenüber, einen äusserst langen, breiten und tiefen Kanal, und fiel, nachdem ich alles genau untersucht hatte, auf den Gedanken, daß einst der Paraquay entweder allein oder mit der Parana vereinigt westwärts geflossen; allein durch den in einer außerordentlichen Uiberschwemmung aufgehäuften Sand in seinem Laufe aufgehalten worden sey, und sich einen neuen Weg gebahnet habe. Man mag diesen Gedanken für eine blosse Muthmassung ansehen, mir wird er immer wahrscheinlich bleiben. In dem Gebiete von S. Jakob de Storea haben sich sowohl der süße als auch der salzichte Fluß auf diese Weise vielmals ein neues Beet eröffnet. Ich habe ihr altes Rinnsal so wie das von anderen Flüßen oft gesehen. In der Stadt S.-Jakob bauete einst der h. Franziskus Solanus seinen Mitbrüdern (den Franziskanern) nebst einem Wohngebäude auch eine prächtige Kirche, so, daß die Thüre derselben nicht der Stadt sondern den Feldern zugekehret war. Da ihm die Seinigen darüber ihr Mißvergnügen bezeugten, so antwortete der seiner Weißsagungen wegen berühmte heilige Baumeister: Sie möchten sich nur ein wenig gedulten. Ihre Wünsche würden einst in Erfüllung gehn. Sie wüßten nicht, was noch geschehen würde. Nach einigen Jahren änderte der süße Fluß, welcher nahe bei der Stadt vorbeifließt, seinen Lauf. Die Stadt mußte daher versetzet werden, und zwar also, daß die Kirchenthüre gerade auf den Platz heraussah, und noch sieht. Der Erfolg rechtfertigte die Weißsagung, wie mir die darinn wohnenden Spanier erzählet haben. Aber wir müssen wieder zu unserer Parana zurückkehren.

Ihr östliches Ufer ist größtentheils schrofigt und steinigt: das westliche hingegen niedrig und leimigt, und folglich den Uiberschwemmungen so sehr bloßgesetzet, daß

Feld

Feld und Wald überall unter Wasser gesetzt wird, un[d] man nur schwimmend oder zu Schiffe, und keineswegs zu Fuß oder zu Pferd durchkommen kann. Die ganze Provinz westwärts der Parana hat Uiberfluß an allerlei hohen Stämmen zum Wagen- und Schiffbau, fetten Weiden, und theils ebenen, theils sanft erhobenen Feldern. Bei allem dem wird man daselbst beinahe keinen Platz entdecken, auf welchem Menschen wohnen, oder Flecken auf die Dauer gebauet werden könnten, weil man dort bald züviel Wasser und bald gar keines, oder was eben so viel ist, saueres oder bitteres hat. Würde man an dem Ufer der Parana eine Kolonie bauen, so würde sie in der nächsten Uiberschwemmung, welche sich zuweilen auf ein Paar Meilen erstrecket, ausgetränket werden. Entfernte man sie aber 2 oder 3 Meilen von dem Gest de, so müßten Vieh und Menschen vor Durst umkommen. Denn die anderen Flüße, welche alle der Parana zu ei en, sind so beschaffen, daß sie bei einem anhaltenden Regen aufschwellen, und die ganze Gegend in einen Morast verwandeln; und wenn es nicht regnet, austrocknen, oder ein Wasser mit sich führen, welches selbst das Vieh nicht trinken kann. Daher mußten wir in den Kolonien der Abiponern als S. Hieronymus, S. Ferdinand, S. Karolus, ob wir gleich Flüße an der Hand hatten, stehendes, faules, schlammigtes, warmes und von Egeln strozendes Wasser trinken, aus einer Lache nämlich, in welche Pferde, Ochsen, Hunde und Schaafe getrieben wurden, und die sie daher oft verunreinigten. Sechs Jahre mußte ich mir den Durst damit löschen. Die Brunnen, welche man mit unglaublicher Mühe daselbst ausgrub, fielen entweder bei einem eingefallenen Regen gleich wieder zusammen, weil man sie mit keiner Mauer einfassen konnte, indem es wohl hundert Meilen herum keinen Stein giebt; oder sie gaben uns saures oder herbes Wasser.

Min-

Minder bekannte Flüße, von ungewisser Dauer, die sich in die mit dem Paraquay schon vereinigte Parana ergießen, sind: der schwarze, grüne, weiße und rothe Fluß (Rio negro, verde, blanco, rubeo) der Fluß von Gomez, und Atopehenka Lauatè, oder die Herberge der Wasserschweine; der Alcaray, Cayman, und Embalzado; der Rio del Rey, oder der königliche Fluß bei den Abiponern Ychimaye; der Malabrigo, bei den Abiponern Neboquelatel; der Eleyà, Saladillo, der Inespin, bei den Abiponern Naraheguem; der Rio S. Martin, Salado, und Carcaranal; der Tortugas oder der Schildkrötenfluß; der Matanza, de los Arrecifes, Areco, Lujan, und de las Conchas. Wir haben endlich den Hafen erreicht, wo die Schiffe, die aus dem nördlichen und und östlichen Paraquay kommen, um aller Gefahr zu entgehen, bleiben. Hier ists nun, wo die Parana durch den Zuwachs so vieler Flüsse, als des ungeheuern Uruquay, und des ebenfalls sehr grossen Rio negro ins unermeßliche vergrößert, zu einem förmlichen Meere wird. Aber eben da, wo sich der Paranastrom als ein Verwandten des Meeres zeigt, legt er seinen bisherigen Namen ab, und nimmt dafür jenen des Silberflußes an. Und warum das? Führet er vielleicht in seinem Schooße oder an seinen Ufern Silber? Nicht ein Blättchen, und außer dem Schlamme gar nichts. Doch kann man die Parana von dem Silber aus Peru, welches dieser Strom durch Verschlingung der Silberschiffe mit verschlang, den Silberfluß nennen, so wie die Verheerung von Afrika dem Scipio den Beinamen des Afrikanischen zuzog. Obwohl derselbe 10 Meilen breit ist, so säuft er dennoch, noch nicht zufrieden mit seiner Größe, die übrigen von Westen herkommenden kleineren Flüße an sich. Der merkwürdigste darunter ist der, welchen die Spanier Riachuelo nennen. Denn dieser schwillt durch die tägliche Ebbe und Flut des Meeres auf, bietet den kleineren Schiffen,

Lan-

Lanchas genannt, einem sicheren Ruheplatz an, und bahnet ihnen einen Weg zum Ufer. Diese letzteren werden auf diesem Fluß vielfältig gebraucht.

Bekanntere Flüße, die ostwärts in die Parana laufen, sind von Mitternacht angefangen der Anemby̆, Paranapanè, Quibay̆, und Yquazu aus Brasilien, auf welchem einst die Mamalucken, in der Absicht Quaranier wegzufangen, angerücket kamen. Dieser Fluß ist nicht ganz unbeträchtlich und trägt auch größere Schiffe. Vier Meilen von dem Ufer der Parana sieht man einen Wasserfall, wo er bei 30 Elen hoch mit einem fürchterlichen Geräusch stuffenweise herabstürzt, und wobei wiederum so viel Wasser abprellet, daß auf diesem Orte stets ein schäumigter Dampf, wie eine Wolke, schwebet, dessen man allemal auf 4 Meilen gewahr wird. In der Nähe desselben sollen sich keine Fische des schrecklichen Getöses wegen aufhalten. Weil die Schiffe über diesen Wasserfall, den die Spanier Salto, die Quaranier aber Ytù nennen, (ein Wasser, welches über Felsensteine strömt) schlechterdings nicht hinaufkommen können, so müssen die Schiffer aussteigen, und den Kahn eine Weile mit den Händen nachziehen Drey Meilen von dem Wasserfall ist der Fluß noch eine Meile breit. Hieraus kann man abnehmen, daß er den Namen Y̆quazu (eines grossen Flußes) mit Recht führet. Der Ybiraytẏ. Der Yabebiry̆, welcher bei den quaranischen Flecken S. Ignaz mini und Loreto vorbeifließt, und sehr schmal aber sehr tief ist. Die Flüße S. Laurenz, S. Ambrosius, Rio de los Astores, S. Lucia. — Auf diesem letzteren schlichen sich die Payaquas, sehr grausame Kaper, öfters herein, verwüsteten die Mayereyen der Spanier, und erschlugen die Einwohner. Der Fluß Corrientes gehört unter die mittelmäßigen. Er entspringet aus dem nahen See Y̆berà, welcher einst der See de los Caracaràs hieß, und bei 40 Meilen

lang

lang aber von einer geringen und ungleichen Breite seyn soll. Die vielen Inseln dieses Sees dienen itzt den aus den Flecken entflohenen Indianern zum Aufenthalt; Im vorigen Jahrhunderte sollen sich daselbst die Caracaràs, ein indianisches Volk, das den Spaniern außerordentlich viel Schaden zufügte, aufgehalten haben. Die letzteren konnten ihnen lange Zeit nichts anhaben, bis sie endlich von einem Haufen Quaranier auf Befehl, und unter der Anführung des Statthalters von Buenos Ayres, Joh. de Garay angegriffen, und nach einer hartnäckigen Gegenwehre, indem sie Insel vor Insel vertheidigten, glücklich über den Haufen geworfen wurden, so, daß fast alle entweder getödtet oder gefangen worden sind. Man kann nicht bestimmen, ob dieser Sieg rühmlicher für die Quaranier oder für die Spanier zuträglicher gewesen ist. Die übrigen Flüße, welche sich hier mit der Parana vermengen, heißen Quanquilarò, Espinoso, Alcaraz, Hernand Arias, Gardia, Rio de los Charruas, und Pacu. Allein alle diese bedeuten sehr wenig. Wir wollen zu etwas Wichtigeren übergehn.

Wir haben des Orts erwähnet, wo der Uruquay, ein Fluß der ersten Größe, in die Parana fällt. Seinen Namen hat er von den Schnecken, welche größer als eine Faust sind, und von den Indianern in der Muschel gebraten, und geessen werden. Er entspringt, nach Bougainvilles Angabe, in dem Gebirge von Brasilien zwischen dem 25. und 26. Grad der Breite in der Kapitainschaft S. Vinzenz, und läuft ungefehr 200 Meilen weit. Die vielen Klippen, mit denen er gleichsam besäet ist, und die Wasserfälle hindern die Schiffahrt, und machen sie selbst den Kähnen gefährlich. Der größte Wasserfall erstrecket sich bei dem quaranischen Flecken Yapevù über den ganzen Fluß, so daß auch die Kähne, welche von Buenos Ayres janlangen, nicht hinüberkom-

men

können, sondern auf dem Rücken der Schiffer hinaufgebrach werden müßen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir ein bei den Indianern am Uruquay übliches Fahrzeug, welches auf spanisch Balsa heißt, beschreiben. Sie fügen nämlich zween grosse, oft 70 Schuhe lange Kähne mittelst einiger Querstangen fest zusammen, und flechten darauf von Rohr eine Art von Fußboden, auf dessen Mitte sie ein Häuschen gleichfalls von Rohr und mit Ochsenhäuten bedecket festmachen. Dieses Schiff wird nicht mit Segeln sondern mit Rudern sowohl auf- als abwärts sicherer als schnell getrieben: und fodert daher eine grosse Anzahl Ruderknechte zu seiner Bemannung. Am Fluß liegen überall Inseln herum, worauf man Palmbäume, Citronen- und Pfirsichbäume, kurz, Bäume von allen Arten; aber auch Tieger, Schlangen und andere reißende Thiere, nebst Wildprät in Menge antrifft. Die ungeheuren Felsenstücke, aus welchen dieser Wasserfall besteht, wurden einst durch Pulver in die Luft gesprenget; allein da die Bruchstücke in den Fluß zurückfielen, verlegten sie den Schiffen den Weg gänzlich. Solche Hilfsmittel sind oft schlimmer als das Uibel selbst.

Unter den Flüßen, welche der Uruquay auf der Seite gegen Westen zu einnimmt, sind die merkwürdigeren der wegen der Gränzstreitigkeiten zwischen den Portugiesen und Spaniern bekannte Piquirý, oder Pepirý, Quanumbacà, und Acaranà; der Mborore, der bei den Quaraniern wegen ihres obgedachten wider die Mamelucken erfochtenen Sieges eben so berühmt ist, als es der See Thrasimenus und der Fluß Trebia durch die Niederlage, welche die Römer vom Hanibal erlitten haben, je geworden sind, wenn man anders kleine Begebenheiten durch grosse Beispiele erläutern darf. Ferners der Aquapey, und der Mirinay, welcher aus dem See Ybera hervorkömmt. Ich muß hier einen Fehler rügen, der sich

n die deutsche Uibersetzung der Geschichte des P. Xavier Charlevoix eingeschlichen hat. Es heißt darinn ganz unrichtig, daß sich der Fluß Mirinay mit der Parana, und der Fluß Corrientes mit dem Uruquay vereinige: denn dieser geht gerade in die Parana, und jener in den Uruquay. Ich beruffe mich dießfalls auf das Zeugniß meiner eigenen Augen; indem ich das Ufer dieser Flüße selbst durchwandert habe. — Endlich auch der Vaccaretâ, Timboy, Gualeguay, Rio de los Topes, und Yaquary quazù. Alle diese Flüße nehmen unterwegs noch andere kleinere zu sich. Auf der Seite gegen Osten fließen in den Uruquay der Uruquay miri, Uruquay pità, oder der kleine und rothe Uruquay; der Yribobà, Rio S. Juan, Ñucorà, Yaquarapè, Jyuy, Piratiny Ycabaqua, Mbutuy; der mit dem Ybicuy schon vereinigte, und der spanischen und portugiesischen Gränzstreitigkeiten wegen gleichfalls merkwürdige Toropy; der Quaray, Tebiquary, Lechiguana von dem Honigseimen also genannt, welche die Bienen auf den Spitzen kleiner Sträuche oder des hohen Grases machen, und der Rio S. Salvador. Nahe bei diesem fällt auch der wegen der Güte und Menge seines Wassers berühmte schwarze Fluß (Rio negro) in den Uruquay, der gleichfalls bald darauf in der Parana bei dem grossen Steinfelsen la punta gorda sein Grab findet. Aus der Menge der mit dem Uruquay vereinigten Flüße mag man auf die Größe desselben schließen. Daß sein Wasser ungemein gesund ist, versichert man daselbst durchgängig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung. Ueber ein Jahr eckelte mir vor aller Speise, und die Nächte brachte ich schlaflos zu. Diese Nahrungs- und Schlaflosigkeit erschöpfte meinen Körper bis zur gänzlichen Auszehrung. Ich wurde daher von den Kolonien der Abiponer, worinn man so viel Ungemach aussteht, in die quaranischen Flecken versetzt; allein ungeachtet ich mich in verschiedenen von denen, die an der Parana liegen, eine Zeitlang aufgehalten

hatte, so empfand ich dennoch keine Erleichterung. Kaum aber war ich einige Wochen in dem Flecken Maria major an dem Ufer des Uruquay, als ich vollkommen genas. Daß die Sängerknaben in den Kolonien am Uruquay eine so vortrefliche Singstimme haben, schreiben auch einige seinem Wasser zu, als welches zur Reinigung der Brust und der Kehle sehr viel beiträgt. Außer dem ist dieser Fluß sehr fischreich, und man findet darinn nicht nur unzählig viele, sondern auch ungemein grosse und köstliche Fische. Viele wollen in dem Uruquay Meerungeheuer von einem fürchterlichen Anblicke gesehen haben. Ich kann dieß weder bejahen noch verneinen: denn ich habe diesen Fluß wohl befahren, aber nicht, wie andere Reisende, ausgefahren.

Ich besorge schon lange, daß diese übelklingenden Flußbenennungen meine Leser betäuben, und ermüden. Allein um denselben einen richtigen Begriff von der Grösse der Parana beizubringen, mußte ich alle die Flüße, mit deren Wasser sich jene bereichert, nach der Reihe einzelnweise anführen. Von den Erdbeschreibern erhalten die, wenigstens zu Kriegszeiten, den meisten Beyfall, welche nicht nur die Städte und Flecken, sondern auch die Dörfer und einzelne Schlößer in ihren Landcharten bezeichnen; weil man daraus auf die Größe der Provinz und den Grad ihrer Kultur schliessen kann. Meine Leser schenken mir daher nur ein bischen noch ihre Gedult; denn ich muß noch schlechterdings den Paraquay als den vornehmsten Theilnehmer des Gewäßers der Parana beschreiben. Das Wort Paraquay bedeutet auf quaranisch einen gekrönten oder Kronenfluß. Parà heißt, wie ich schon gesagt habe, etwas vielfärbiges, Qua ein Kreis; und folglich Paraquà eine Krone von bunten Papagenenfedern, wie sie bei den indianischen Anwohnern dieses Flußes üblich waren. Andere leiten den Ursprung dieser Benennung von der Manchfaltigkeit der Blumen her, womit die Ufer dieses Flußes überall besäet sind. Ich füge diesem noch die

Mei-

Meinung eines neueren bei, welcher diesen Fluß darum einen Kreis oder eine Krone genannt wissen will; weil er sich stets windet und krümmet, und dadurch aus dem Gerade Kreise bildet. Da man schon über den Namensursprung einen so grossen Streit erhebet (meines Erachtens ist dieß der Streit von der Geißwolle und des Eselsschatten) so ist der von dem Ursprung des Flußes noch viel größer. Von diesem kommen in den Geschichten eine Menge Meinungen und Muthmassungen vor, von welchen ich keine, da es uns an Gründen fehlt, die uns einen Aufschluß hierüber geben könnten, weder annehme noch verwerfe. Nur das ist heut zu Tage gewiß, daß alle die unrecht daran sind, welche diesen Fluß aus dem See Xarayes ableiten. Dieser alte und allgemeine Irrthum ist (mit Erlaubniß des Hrn. von Bougainville) keineswegs von Schriftstellern aus unserer Gesellschaft, sondern von den ersten Spaniern, welche Paraquay erobert haben, in Europa gebracht, und erst in unseren Zeiten entdeckt worden. Man weiß nun, daß die Spanier, welche diesen Fluß später befuhren, noch 60 Meilen oberhalb gedachten Sees hinaufgekommen sind. Hieraus erhellet, daß man den Ursprung des Paraquay in entferntern Gegenden gegen Osten, oder Norden suchen müße. Diesen glauben nun einige in dem berüchtigten See del Dorado gefunden zu haben. Bougainville setzte die Urquelle des Paraquay zwischen den 16. und 15. Grad der Süderbreite, fast in gleicher Entfernung vom Süd- und Nordmeere auf eben das Gebirg hin, aus welchem der Fluß Madera entspringt, der sich am Ende mit dem Amazonenfluß vereinigt. Diese Muthmassung des Franzosen lasse ich den Portugiesen, welche unter dieser Polhöhe gewesen sind, zu prüfen über. Es sey nun, wie ihm wolle, so ist doch wenigstens dieses ziemlich ausgemacht, daß der Paraquay nicht aus dem See Xarayes kömmt, weil dieser See nirgends als auf der Landcharte existirt. Denn die Niederlage vom Gewäßer, welches man zuweilen

dort sieht, ist nicht die Mutter, sondern eine Tochter des Paraquay. Dieß behaupte ich ohne Bedenken, und verlasse mich hierauf auf die historische Glaubwürdigkeit des P. Joseph Sanchez Labrador, welcher, wie ich oben gesagt habe, als ein geschickter Naturkündiger mit seinen Wegweisern, den Mbayas, die er in dem Flecken Belen bildete, beide Ufer des Paraquay vielmal bereiset, und auf demselben im Jahr 1767 den von andern so oft umsonst gesuchten Weg bis zu den Chiquiten gefunden hat. Auf eben demselben ist er auch den 27. September glücklich wieder in Belen eigetroffen, nachdem er alles sorgfältig in Augenschein genommen hatte. Der chiquitische Flecken Xavier ist am meisten gegen Norden, und wie Sanchez bemerkt hat, unter dem 16. Grad der Breite und dem 313. Grade der Länge gelegen. Der Flecken vom Herzen Jesu liegt unter den 19. Grad der Breite, und dem 319. Grade der Länge, folglich am nächsten bei Paraquay, und von Assumtion nur 190 Meilen. Die Erdbeschreiber mögen nun hören, wie sich Sanchez von dem eingebildeten See Xarayes, und der erträumten Insel de los Orejones in seinen Nachrichten von Paraquay ausdrückt. Der Paraquay sagt er, fließt in einem Beete vereinigt eine Weile von Norden herab; hernach theilet er sich in drey Arme, deren einem die Indianer den Namen Paraquay mīri, daß ist den kleinen Paraquay, den zweenen andern aber die Benennung Paraquay quazù (des grossen Paraquay) geben. In den gewöhnlichen Ueberschwemmungen schwellen diese drey Arme zu einer unglaublichen Höhe auf, und setzen, so oft sie aus ihren Ufern tretten, das ebene Land bei 200 Meilen weit unter Wasser. Da sich nun diese Austrettung öfters ereignet, so hielten die neuangekommenen Europäer dieses gesammelte Gewäßer für einen See, in dessen Mitte sie die eingebildete Insel de los Orejones hineinsetzten, und den sie 30 Meilen lang und 10 breit seyn ließen: denn gerade

rade so viel Raum überschwemmt der ausgetrettene Paraquay. Die ersten Spanier hießen diesen Ort die Paradeisinsel, weil sie daselbst nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten ein wenig ausruhen konnten. Derselbe liegt unter den 15. und 18. Grad und folglich unter dem heißen Erdgürtel. Was wird nun hierauf Bougainville antworten, welcher den Ursprung des Paraquay zwischen dem 15. und 16. Grad der Süderbreite ansetzt? Die Portugiesen, welche in Cuyaba, und Mattogrosso, folglich in der dortigen Gegend wohnen, wissen von einer solchen Insel eben so wenig als die eingebohrnen Wilden und später dahin gekommenen Spanier. So räsonniret Sanchez, welcher diese streitige Gegenden mehr als jeder andere durchgewandert hat, und daher Glauben zu verdienen scheint, wenn er dem See Xarayes die Existenz rund abspricht. Die Europäer irren sich sehr oft, wenn sie durch das unbekannte Amerika eine Reise thun. Vielmals halten sie das in den Regenmonaten sich sammelnde Gewäßer für einen Fluß oder für einen beständigen See, da es doch blos entweder von vorhergegangenen Regen, oder von dem im peruvianischen Gebirge geschmolzenen Schnee, oder den daraus erfolgten gränzenlosen Ueberschwemmungen herrühret. Viele, welche von dem magallanischen Meere geschrieben haben, behaupten dreuste, daß sich an die Bay von S. Julian ein überaus grosser Fluß anschliesse, welcher aus einem gleichfalls ungeheueren See, woraus noch ein anderer Fluß Campana heraus fließt, entspringet. So wird dieses alles in dem Tagebuch des Admirals Anson angegeben. Die Spanier, welche, wie ich oben gesagt habe, auf Befehl Philipp des V. auf dem Schiff S. Antonius im Jahr 1746 mit dem Auftrage die magallanischen Küsten zu besichtigen ausgeschicket worden sind, haben die Bay von S. Julian zu Lande und zu Schiffe viele Tage nahe genug vor Augen gehabt. Sie sind auch die ganze Gegend zu Fuß durchgegangen ohne etwas von einem Fluß zu entdecken. Nach ihrem ein-

stimmigen Zeugniß hat diese Bucht in den Sommermonaten kein süßes Wasser; die Seen, und Brunnen aber, wo man trinkbares Wasser findet, sind 4 Meilen davon entlegen. Zu gewissen Zeiten stürzen sich jählings aus dem geschmolzenen Schnee entstandene Bäche in das Meer. Vielleicht haben die Seeleute einst solche Bäche von Weitem gesehn, und für ordentliche und beständige Flüße gehalten. Eben dieses gilt auch von dem See Xarayes.

Die größten Flüße, welche ihr Wasser dem Paraquay zuführen, kommen von Westen her, als der Jaurù, welcher unter dem 16. Gr. 29 M. der Südbreite, und den 320. Gr. 10. M. der Länge, von der Insel Ferro angerechnet, in den Paraquay fällt — der Mandiy̆ unter dem vorigen, wo man sich den See Xarayes hindenket. Der grüne Fluß, der Yabebiry̆, der Pilcomayo, welcher in zweenen einige Meilen weit von einander abstehenden Armen dem Paraquay zuläuft, wie ich oben gesagt habe — der ziemlich große Fluß Timbò, welcher aus zweenen kleinen an dem Orte, den man dort la herradura nennet, entsteht, und dessen Richtung der des Flußes Tebiquary̆, welcher westwärts des Paraquay herfließet, geradezu entgegen gesetzt ist. Hier ist die Kolonie S. Karolus, welche ich für die Abiponer angelegt habe. Hievon unten ein Mehreres. Ehe sich der Paraquay mit der Parana vereiniget, nimmt er noch den Rio grande oder Vermejo (den grossen oder rothen Fluß) zu sich. Auf der Seite gegen Osten ergießen sich von Norden angefangen in den Paraquay der Fluß de los porrudos, welcher sich vorher den Fluß Cuyaba (der Name einer portugiesischen Ortschaft) und mit ihm die Flüße Cuchipo quazù, und Cuchipo miri, wieauch den Fluß Manso beigesellet — der Fluß Taquary̆, welcher sich weiter unten in dreyen Mündungen, welche drey dazwischenliegende Inseln bilden, dem Paraquay mittheilet, nachdem er sich vorher mit dem Fluß Camapuâ vereiniget hat.

Auf

Auf diesen und noch anderen Flüßen fahren die Portugiesen aus Brasilien mit ihren Kähnen in ihre Kolonien Cuyaba und Mattogrosso, wo sie aus den Bächen Goldsand lesen, und dabei so viel gewinnen, daß sie ihre darauf verwandte Mühe nicht gereuen darf. Zu Camapua᷉ einem Zwischenort ließ sich Andreas Alvarez ein Portugiese mit vielen Schwarzen nieder, und versieht seine vorüberziehenden Landsleute aus seinen Grundstücken mit Lebensmitteln, Wägen, und allem, was sie nöthig haben. Diese Reise der Portugiesen ist müheselig und gefährlich; weil sie über große Einöden zu Land und zu Wasser auf verschiedenen Flüßen wandern müßen. Die gemächlicheren Spanier beneiden sie um das bischen Gold nicht, das sie mit so vieler Leibs- und Lebensgefahr und mit so vielem Ungemach erkaufen müßen. Die übrigen Flüße heißen der Mbotetey᷉ auf dem Gebiete der quaranischen Ytatinquas, denen unsere Väter daselbst einst zwo Kolonien hingebauet haben; der Ygary᷉pe, der Mboymboy᷉, Tareyty᷉, der Quaycuruy᷉, an dessen Ufer die Quaycurus, welche man Mbayas nennt nachdem sie über den Paraquay gesetzt haben, sich hinzogen, und noch sind — Der Fluß Corrientes, welcher wegen der streitigen Gränzen zwischen den Spaniern und Portugiesen, und noch anderer Histörchen und Märchen merkwürdig ist — der Mbaerỳ, der Ypanequazù einst Quarambarè; der Yeyuy᷉, welcher auch für größere Schiffe, es wäre denn daß es sehr lang nicht regnete, Wasser genug hat, aber in seinem Laufe von den vielen in seinem Beete liegenden Klippen aufgehalten wird. Diesem Fluß fließen eine Menge kleinere Flüße zu, worunter Caapivary᷉ der vornehmste ist, und sich mit demselben ungefehr 20 Meilen vor seinem Ausfluß in dem Paraquay vereiniget. Um den Yeyuy᷉ und den Caapivary᷉ liegen ungeheuere Wälder herum, welche man mit Recht das Vorrathshaus des paraquayischen Thees nennen kann. Eine grosse Menge desselben wird von den Einwohnern des Fleckens Curuquati,

ti und andern Spaniern auf Garandumbas nach Assumtion gebracht. Eine Garandumba ist ein grosser aus einem einzigen Baume ausgehöhlter Kanot, auf dessen beiden Seiten man noch Bretter einfüget, um ihn zu erweitern. Weiters fließen in den Paraquay die Flüße: Tobaty, Caañabè, und der für mittlere Fahrzeuge zureichende Tebiquary.

Durch die Vereinigung mit so vielen und so großen Flüßen wächst der Paraquay zu so einer Größe an, daß die Spanier auf eben den Schiffen, mit welchen sie von Kadix in die See stachen, und den Ozean durchsegelten, bis nach Assumtion und noch weiter fahren konnten. Heut zu Tage waget es niemand mehr aus Besorgniß eines Schiffbruches. Der Fluß breitet sich so sehr aus, daß man oft gar kein Ufer, als ob man auf dem hohen Meere schiffte, erblicket. Er ist auch von vielen Inseln durchschnitten, und den Schiffen seiner vielen Klippen, Sandbänke und Würbel wegen gefährlich. Es würde eine unverzeihliche Unbehutsamkeit seyn denselben ohne einen des Flußes kündigen Schiffer, oder einen Lootsmann, zu befahren. Dieser Mann läßt sich sehr gut bezahlen. Er fährt in einem Kahn vor dem Schiffe voraus, und mißt stets die Tiefe des Wassers mit einem Senkbley. Des Nachts muß man in einem sicheren Ort Anker werfen. Nahet sich ein Sturm, so eilet man ängstlich nach einem Zufluchtsort. Allein oft bleibt das Schiff, aller angewandten Mühe unerachtet, auf einem Sandhaufen oder Furt, (ich rede aus eigener Erfahrung) sitzen. Die Schiffleute müssen es nun mit ihren Schultern wegheben, oder einen Theil der Waaren in einen Kahn hinüberladen. Denn die Meisten beschweren des Gewinneshalber ihr Schiff dergestalt, daß es kaum zwey Handbreiten aus dem Wasser hervorraget. Sobald sich also ein Sturm erhebt, sobald dringt auch das Wasser in das Schiff. Dieß ist die Ursache, warum so

viele

iele verunglücken. Ihre Habsucht macht, daß sie, da sie
echt viel gewinnen wollen, alles verlieren. Außerdem ist
er Paraquay noch zweener Wirbel wegen beruffen. El Re-
nolino chico, y grande, der grosse und kleine Wirbel,
vie selbe die Spanier nennen, sind zween Oerter, wo sich
das Wasser auch ohne Wind im Kreise herumdräht, und
n deren Mitte ein Schlund sich öffnet, welcher alles, was
hm nahe kömmt, an sich reißt, und verschlingt. Indes-
sen fährt man dennoch mit ein wenig Vorsicht ohne Gefahr
vorüber. Gefährlicher sind die Gegenden, wo der Fluß
reißend, wie der Blitz, sich herstürzt, und die Schiffe auf
Klippen oder Sandbänke hinschleudert. Gegen den Strom
kann man mit blossen Ruder ohne Segeln nicht fortkom-
men. Hieraus kann man leicht begreifen, warum die
Schiffahrt auf diesem Fluß stets mit Gefahren, und Be-
sorgnißen verbunden ist. Ich habe beinahe 10 Monate
auf dem Meere zugebracht, und auch viele und lange Fahr-
ten auf dem Paraquay gethan. Aber ich muß bekennen,
daß mir auf diesem öfters als auf dem grossen Weltmeere
bange geworden ist. Eben dieses gestand mir auch zu Cor-
rientes ein Engelländer, ein wackerer Mann, welcher die
meiste Zeit seines Lebens auf Seereisen zugebracht hat. Ich
läugne nicht, daß die Seefahrt mit tausend Gefahren ver-
knüpft ist; aber unstreitig hat man auch auf dem Meerschif-
fen mehrere und sicherere Hilfsmittel die Gefahren der
See entweder zu vermeiden, oder zu überwinden, als die
Schwere und Festigkeit des Schiffes, die Erfahrung der
Befehlshaber, die Geschicklichkeit und Behendigkeit der
Seeleute rc., welches alles man auf paraquayischen Schif-
fen vermißt. Drohet ein Ungewitter einen nahen Unter-
gang, so hört und sieht man außer dem Geschrey der Schiff-
leute, welches noch fürchterlicher als der Sturm selbst ist,
und dem zwecklosen Hin- und Herlaufen des Schiffvolkes
nichts, was zur Abwendung der Gefahr etwas beitrüge.

Bis sie mit einander ausmachen, was zu thun ist, geht das Fahrzeug unter.

Wenn man weiß, daß der Fluß Parana aus so vielen und so grossen Flüssen zusammgesetzet ist, wird man sich ohne Zweifel von seiner Breite einen Begriff machen können. Nun will ich das Vorzüglichste von seinen Merkwürdigkeiten erzählen. Vor allem aber muß ich des Wasserfalles oder des außerordentlichen Herabsturzes der Parana erwähnen, welchen die Spanier el salto grande nennen, und welcher unter dem 24 Gr. der Breite, und 325 der Länge in der Gegend der heut zu Tage zerstörten Stadt Quayra sich anhebt. Plinius hat viel von dem Fall des Nilus, und noch mehr Pomponius Mela vom Sturze des Araxes geschrieben; aber keiner von beiden kömmt dem der Parana auch nur von Weitem gleich. Ich habe ihn selbst niemals gesehen. Ich bediene mich daher, um dieses Wunder der Natur zu schildern, der Worte des P. Jakob Ranconier eines Niederländers, welcher dasselbe im Namen des P. Nikolaus Duran unsers damaligen Provinzials in Paraquay in den jährlichen Berichten nach Rom im Jahr 1626 auf das Umständlichste beschrieben hat. Dieser hatte den Fall der Parana selbst, als er vermög seines Amtes die neuen Flecken der Quaranier in der Provinz Quayra besichtigte, gesehen und beobachtet: ich kann mich daher auf seine Worte so gut als auf meine Augen verlassen. Dieser Wasserfall, sagt er, ist unter allem, was man in dieser Provinz wunderbares antrift, das Wunderbarste: und ich weiß nicht, ob es auf dem ganzen Erdkreis etwas giebt, welches mehr angestaunt zu werden verdiente. Ich habe diesen Gegenstand mit meinen Augen, und als ein wißbegieriger Wahrheitsforscher untersuchet. Mit der heftigsten Gewalt schießt der Strom aus dem höchsten Felsengebirge durch einen Fall von 12 Meilen herab, und auf die Spitzen ungeheurer und fürchterlich aussehender

Klip-

Klippen hin, wodurch denn das Wasser auf eine außeror-
dentliche Höhe wieder zurück geprellet wird, also zwar, daß
sich der Stamm des Flußes an den schrofigten Felsensteinen
spaltet, und erst nach allerlei Umwegen sein zertrenntes Ge-
wäßer wieder sammelt, welches sich indessen in schauder-
vollen Wirbeln herumdreht. An anderen Orten springt das
Wasser in die Felsen selbst hinein, gräbt die größten Stü-
cke darinn aus, und entzieht sich eine Zeitlang dem Auge,
bis es wieder daraus, wie aus verschiedenen Quellen, her-
vorbricht. Kurz die Heftigkeit des sich herabstürzenden
Stromes ist so groß, daß man auf dem ganzen 12 Meilen
langen Fall nichts als Schaum sieht, welcher, weil er die
Sonnenstrahlen zurückwirft, die Augen des Zusehenden
durch seinen Glanz blendet. Auch wird das Getöse
des herabfallenden und an den Felsen sich zerschälenden
Gewäßers wohl auf 4 Meilen weit gehöret. Nach die-
sem schrofigten Steinwege scheint dasselbe am Fuße des
Berges auf dem weicheren Boden ausruhen zu wollen.
Denn es steht daselbst untertags beinahe ganz still; aber
fast alle Stunden höret man ein lautes Gemurmel, dessen
Ursachen man nicht kennt, wobei zugleich das Wasser eini-
ge Ellen hoch aufspringt. Dieses alles habe ich sehr genau
in Augenschein genommen, und sorgfältig beobachtet. Fi-
sche giebt es auch daselbst von einer unglaublichen Größe,
und der P. Anton Ruiz de Montoya Missionär in
Quayra versicherte mir, er habe einen Fisch gesehen, der
an Größe einem Ochsen nichts nachgab, und nur mit dem
halbem Körper im Wasser schwamm. Das darf nieman-
den unglaublich vorkommen. Man schrieb mir sogar,
nachdem ich die Reducciones (er versteht die neuen in-
dianischen Kolonien) besichtiget hatte, daß ein Indianer
von einem solchen Flußfisch verschlungen, und hernach ganz
auf das Gestad wieder hinausgespieen worden ist. Wir ha-
ben also unsere 12 Meilen zu Fuße gemacht; aber es wa-
ren ihrer weit mehr, der verschiedenen Umwege und Krüm-

mun-

mungen des Gebirges halber. Aeußerst ermüdet brachten wir im Hinaufklettern des Berges 6 volle Tage zu; und der Schweiß triefte von unserem ganzen Leibe (der Provinzial war damals schon bei Jahren). Auf dem rauhen Wege stießen wir allenthalben auf schrofigte und steile Felsen, kleine Seen, Sturzbäche, und Sandheiden. In keinem Land in der Welt würde die Sonne so unausstehlich brennen, wenn hier nicht kleine Bäche, und der Schatten häufiger Bäume die Hitze derselben milderten. Am unbequemsten aber schien uns die Enge des Wegs selbst, welcher beständig unter dicken Bäumen und Dornhecken fortgieng. Diese Reise haben wir im angehenden Frühling nämlich in Oktober gemacht. Nachdem wir am sechsten Tage das Gebirge überstiegen hatten, schifften wir uns auf der Parana ein — Dieses ist die ungeschminkte, aufrichtige, und genaue Erzählung eines der frömmsten Männer. Ich habe sie aus den jährlichen Berichten der S. J. aus der Provinz Paraquay von den Jahren 1626, und 27, welche zu Antwerpen 1636 herauskamen, ausgezogen.

Zwischen dem quaranischen Flecken de la Candelaria und der Stadt Corrientes sieht man in der Gegend Mbaequà, wo so viele Viehweiden sind, einen andern kleineren Wasserfall mit hervorragenden Klippen, worüber sich kein Schiff wagen darf, es sey denn, daß der Fluß durch langwierigen Regen oder jährliche Ueberschwemmungen also aufschwelle, daß er hoch über die Felsensteine weggeht. Eben dieser Fels läuft unter der Erde viele Meilen weit fort, und wird durchgängig für den nämlichen gehalten, der den grossen Wasserfall der Parana, und den des Uruquay bei Yapeyu, wie ich schon gesagt habe, ausmacht. Ich zweifle nicht, daß in der Parana auf ihrem langen Wege Wirbel und Wasserschlünde verborgen seyn müßen, und berufe mich dießfalls auf einen Unfall, der sich zu meiner Zeit, als ich mich in Loreto aufhielt, ereignet hat.

Im

Im Jahr 1756 schiffte ein Hause Quaranier aus dem nahen Flecken S. Ignaz aufwärts auf der Parana in Kähnen, um in den entlegenen Wäldern paraquayischen Thee zu machen. Wenige Meilen oberhalb des Fleckens Fronleichnam ertranken sie alle, bis auf einen, der uns die traurige Bothschaft brachte. Gegen Mittag, sagte er, ruderten sie unter Trommeln und Pfeiffen unverdrossen in ihren aus zween Kähnen zusammgesetzten Fahrzeuge fort. Der Himmel war heiter, die Luft unbewegt, der Fluß ruhig: und kein Mensch ließ sich von einem Unglücke etwas einfallen, als auf einmal das Vordertheil des Schiffes wie eine Säule in die Höhe stieg, und das Hintertheil abwärts sich senkte. Weil das Schiff sich bald darauf in seine natürliche Lage richtete, so wurden sie wieder ruhig. Dieß dauerte aber nur einen Augenblick; denn kurz nachher wurde das Vordertheil abermal durch eine verborgene Kraft in die Höhe getrieben, und das Schiff mit allem, was darauf war, in den Abgrund gezogen, so das weder von diesem, noch von jenen eine Spur mehr übrig blieb. Nur ein einziger entrann seinem Untergang, wie ich schon gesagt habe, mit Schwimmen, der uns nämlich von dem traurigen Schicksale seiner Gefährten die Nachricht gebracht hat. Die wahre Ursache dieses widrigen Zufalles konnte kein Mensch mit Gewißheit angegeben, doch urtheilten wir alle, ein verborgener Wasserschlund, den man bisher noch nicht wahrgenommen hätte, müße daran Schuld gewesen seyn. In grossen Flüßen, und auf dem hohen Meere entdecket man noch heut zu Tage gefährliche Oerter, welche viele Jahrhunderte den Seefahrern unbekannt geblieben sind. Man kömmt oft in der Gefahr um, weil man sie nicht vermeidet, und man vermeidet sie nicht, weil man sie nicht voraus sieht. Blos ihre Entdeckung macht vorsichtig.

In der Parana giebt es unzählige Inseln von verschiedener Größe. Dieser Fluß zerstört die alten, und schaf-

schaffet sich neue. Ich habe ihre Entstehung und Vernichtung auf meinen Reisen oft beobachtet. Während der jährlichen Ueberschwemmungen schüttet der gewaltsame Schwall des Wassers ganze Sandberge an, worauf nun der Wind allerley Saamen besonders aber von Weiden hinträgt, welche auf dem weichen Sandboden alsogleich Wurzel schlagen, und wegen des Ueberflusses an Feuchtigkeit bald aufschießen. Im Kurzen sieht man die Insel mit Weiden und anderen Bäumen bewachsen, mit einem Waasen bekleidet, und von Vögeln, vierfüßigen Thieren, und Amphibien bewohnet. Andere Inseln werden von der Gewalt des Wassers allmählig untergraben. — Einige sahen wir untergehn, andere wie ein Schiff wanken, und in Wind und Wellen herumtreiben, bis sie vom Wasser ausgefressen in Stücke zerfielen, und von den Wellen verschlungen wurden. Ein solche schwimmende oder mit Vegetius und Plinius zu reden, herumwandernde Insel hat der P. Franziskus Burges einst mein Mitpriester, in dem Flecken Xavier, welcher im Anfange an einem Arm der Parana für die Mocobis erbauet worden ist, eine Zeitlang gesehen. Wie sich der Wind änderte, änderte sie auch ihre Lage, so daß sie sich ihm bald von vorne, und bald von der Seite zeigte, bis sie endlich von dem Wasser gleichsam unterminirt in den Fluß sank. Bekanntere Inseln sind Martin Garzia, Las dos hermanas (die zwo Schwestern) S. Gabriel, La Ysla de flores (die Blumeninsel). Sie hat diesen Namen nicht etwa von den Blumen, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, indem sie in weiter nichts als in einem nackten Felsen besteht, sondern weil sie am Weihnachtstage, den die Spanier la Pascua florida die blumigte Weihnacht nennen, entdeckt worden ist. Endlich auch la Ysla de Lobos, die Insel der Seewölfe, deren es hier eine Menge giebt. — Die Parana tritt regelmäßig des Jahres zweymal aus ihren Ufern. Die Sommerüberschwemmung, welche auch die größere ist, fängt meistens in December an, währet

den

den ganzen Jenner und setzet sich erst zu Ende des Hornungs. Die andere und kleinere fällt im Winter in der Hälfte des Junius ein, und dauert bei 30 Tage. In beiden Ergießungen werden alle Inseln, wovon einige auch 3 Meilen lang sind, also überschwemmet, daß man blos die Gipfel der höchsten Bäume hervorragen sieht. Zu der Zeit gehen die Tieger, und Hirschen, welche dem unsrigen ähnlich sehen, und wovon dort alles wimmelt, auf das Gestad. Wo der Fluß nicht von hohen Ufern eingeschlossen ist, breitet er sich auf viele Meilen weit aus. Ich erinnere mich, daß ich einst auch auf einem Schiffe mit Ruder und Segeln bei dem Flecken S. Ferdinand unter den Palmbäumen lange Zeit herumgefahren bin, wo ich sonst mit meinen Pferden mit verhängtem Zügel zu sprengen pflegte. Kurz, aus den Wiesen war ein förmliches Meer geworden. Von der Menge und Güte der in der Parana befindlichen Fische wird an seinem Orte das Nöthige gesagt werden. Die Bäume, welche in die Parana fallen, versteinern sich sehr oft. Eben dieses beobachtet man auch an anderen Orten in Paraquay. Ich habe oft weiches und hartes Holz Hörner, Ochsenbeine und feste Rohre in Stein, oft in Kiesel und auch in Marmor verwandelt gesehen, besonders aber in den Gegenden Urucutiy nahe bei dem Flecken S. Joachim. Die Parana führt schlammigtes Wasser, welches, wenn es sich in einem Kruge gesetzt hat, einen sehr gesunden Trank aber nur für die Eingebohrnen abgiebt Denn die Fremden bekommen im Anfange, bis sie daran gewöhnt sind, Bauchgrimmen, woran 14 meiner Ordensgenossen sterben mußten, als wir alle aus der ganzen Provinz zu Buenos Ayres auf ein Schiff nach Europa warteten. Ich selbst, der ich mich in den nämlichen Hause aufhielt, war nicht mehr weit davon entfernt. Die Ebbe treibt oft das Meer, besonders wenn der Sudwind bläst, gegen 100 Meilen die Parana hinan. Dennoch bleibt ihr Wasser bis fast 60 Meilen vor ihrer Mündung süß.

Un-

Unter dem unverdienten Namen des Silberflusses hat die Parana fünf Häfen, für was immer für Meerschiffe; aber für keine vollkommene Sicherheit. Im Hafen zu Buenos Ayres halten die Schiffe 3 Meilen vom Ufer still, so daß sie Wind und Wetter bloßgesetzet sind. Der Sudwind, welcher hier zu Lande besonders heftig wü..., drohet alle Augenblicke den Schiffen den Untergang, wenn sie sich nicht mit überaus festen Ankern und Tauen versehen haben. Die in diesem Fluße üblichen Lanchas, (eine Art leichter Schiffe,) können sich auf dem Fluße Riachuelo dem Lande nähern, solang nämlich die Ebbe währet; tritt die Fluth ein, so müssen auch diese wegen der Untiefe von dem Ufer sich entfernt halten. Bei der Kolonie S. Sakrament, welche an dem östlichen Ufer Buenos Ayres gegenüber, und ungefehr 15 Meilen (denn für so breit hält man den Fluß) von dannen liegt, können die Schiffe näher beim Lande Anker werfen und sind auch sicherer, indem sie so ziemlich einerseits durch das hohe Ufer, und von der andern Seite durch die gleich daran gelegene Insel S. Gabriel wider die Winde geschützet werden: wiewohl sie selbst die Nähe dieser Insel und die verborgenen Klippen, an welchen so viele Schiffe verunglücket sind, zu fürchten haben. Als wir aus Europa hier anlangten, wurden wir in diesem Hafen zween Tage herumgeworfen; weil es ohne Aufhören stürmete. Mitten unter den fürchterlichsten Schlagwellen mußten die Matrosen Tag und Nacht, auf einem Boote herumfahren, und in der äußersten Gefahr aus vollen Kräften arbeiten, bis sie die Anker aus dem schlammigten Grunde in welchem sie stets losgiengen, heraufbrachten. Ebendieses portugiesische Schiff S. Jakob, auf welchem wir von Lissabon aus nach Paraquay unter Segel gegangen sind, stieß, nach einigen Jahren, nachdem es noch eine oder zwo Reisen nach Europa gemacht hatte, auf die Insel S. Gabriel, und versank. Die Trümmer

des

des gescheiterten Schiffes dienten den Quaraniern, von welchen einige Tausende im Jahre 1762 unter dem Petrus Zevallos die portugiesische Kolonie mit belagern halfen, Feuer anzumachen, und ihr Fleisch zu braten. Der beßte, und, um es kurz zu sagen, der einzige Hafen an eben diesem Ufer ist Montevideo, welcher Ort von der Kolonie 30 Meilen, und eben so viele vom Meere weg= liegt, und mit Batterien und einem Cittadelle, welche eine Besatzung von 500 Mann einnehmen kann, ansehnlich befestiget ist. Diese Rhede ist von ihrer Mündung an beinahe anderthalb Meilen lang und fast rund. Das hohe Ufer und ein noch höherer Berg, den man auf 8 Meilen weit ausnimmt, bedecket selbe wider alle Winde, den Sudwind ausgenommen, welcher hier besonders fürchterlich raset. Auch Kriegsschiffe könnten hier einlaufen, sie bleiben aber wie die Schweine im Schlamme sitzen. Die kleinen Kanincheninsel, La Isla de los Conejos, liegt an der Einfahrt in die Bay. Für die unermeßlichen Kosten, welche der Madriterhof auf das Cittadel verwendet hat, ist dasselbe so klein, daß es eher einer Schanze gleichsieht. Von weitem kam es mir auf dem Schiffe wie ein Kalkofen vor. Die Insel Maldonado liegt ungefehr 9 Meilen von der Mündung des Flusses und fast eben so weit von Montevideo weg, zwischen der Blumeninsel und der Insel der Seewölfe, fast in der Mitte. Schiffe von allerlei Art finden daselbst einen bequemen Ankerplatz, und Sicherheit wider den Sudostwind. Diese Bay hat der Statthalter P. Zevallos mit neuen Schanzen, so gut er konnte, befestiget. Nach dem Urtheile aller Sachverständigen könnte aus diesem Platze wegen seiner vortheilhaften Lage ein vortrefflicher Hafen gemacht werden, der für die Provinz von der äußersten Wichtigkeit seyn dürfte, wenn man anders der Natur durch Kunst zu Hilfe kommen wollte. Auf dem entgegengesetzten Ufer

gegen Abend 12 Meilen von Buenos Ayres, ist die Bay Barragan eben so bequem zum Schiffkalfatern als unsicher, indem der niedrigen Ufer wegen alle Winde darinn frey herumtoben können. Schon die Einfahrt in selbe ist gefährlich. Die Bay ist zwar sehr groß; aber weil sie nur eine sehr mäßige Tiefe hat, so bleiben die grösseren Schiffe in einer Entfernung von zwoen Meilen vom Lande. Auf diesem ganz unbefestigten Ort findet man nur wenige elende Hütten von Leder und Binsen. Die wilden Sudländer haben unter den wehrlosen Einwohnern oft jämmerlich herumgewütet, nachdem der Flecken Conception durch die Saumseligkeit derjenigen, die für die Erhaltung desselben hätten wachen sollen, zu Grunde gegangen ist.

In wenigere und unsichere Ruheplätze der Silberfluß den Seefahrern anbietet; desto häufiger sind in demselben die gefährlichen Oerter, welche jenen den Untergang drohen. Bei der heitersten Luft, und dem günstigsten Winde ist er noch weit gefährlicher, als irgend ein Meer, der vielen Untiefen und Sandhaufen wegen, welche den Schiffen überall im Wege liegen. Die merkwürdigsten darunter sind die englischen und die ortitzer Sandbänke (El banco Yngles und El banco ortiz). Beide erstrecken sich in die Länge, und in die Breite auf viele Meilen weit. Ihre Gefährlichkeit wird noch durch die bei der Seewölfe- und Blumeninsel im Wasser verborgenen Klippen vergrößert, besonders aber durch die grossen Felsen bei dem Hafen von Montevideo, welche, ich weiß nicht, wegen welcher Aehnlichkeit mit den Fuhrwägen, Las Carretas de Montevideo genannt werden, und desto gefährlicher sind, je weniger man sie sieht. Wenn ein Schiffer nicht den Fluß von Grund aus kennet, und das Senkbley nicht immer bei der Hand hat, so ist das Schiff so gut als geborsten. Es wird entweder in den Sand-

bänk-

bänken versinken, oder an den Klippen hängen bleiben. Diese Unfälle werden um so weniger ausbleiben, sobald der Sudwind im Flusse stürmet, und das Steuerruder unbrauchbar macht. Es ist ganz unglaublich, welche Gebirge von Gewässer zur Zeit eines Sturmes sich übereinander thürmen, und wie gewaltsam die Fluthen toben. Drey oder vier Anker reichen kaum zu das Schiff fest zu halten, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Schiffer die viele Jahre die See durchkreuzet haben, fürchten sich, wenn sie zu Lissabon, oder Kadix nach Paraquay unter Segel gehen, weit weniger vor dem Ocean als vor dem Silberfluß. Matthäus Collado ein Mann von vieler Erfahrung und Kapitän des Kriegsschiffes la Esmeralda sagte nicht einmal, als er uns von Montevideo nach Europa zurückführte: Bin ich nur einmal von diesem Teufelsneste weg, so glaube ich schon im Hafen von Kadix zu seyn. So viele noch in unseren Zeiten zu Grunde gegangene Schiffe müßen ohne Zweifel jedem Seefahrer Furcht einjagen. Im Hafen von Montevideo fanden wir bei unserer Ankunft aus Europa das grosse spanische Schiff den Hoffärtigen (el Soberbio) ohne Masten, weil man sie in der äußersten Noth abkappen, und über Bord werfen mußte, damit das Schiff erleichtert, und von den Klippen los würde, auf welchen selbes bereits eine Zeitlang gesessen, und dem Schiffbruche nahe war. Ein anderes Kauffarthеyschiff La luz (das Licht) welches etliche Millionen spanische Thaler am Borde hatte, gieng im Angesichte der Stadt Montevideo unter. Ich war damals schon lange in Paraquay. Ein anderes Kriegsschiff der h. Stephan (San Estevan) von dem Geschwader des spanischen Geschwaderführers Pizarro, welches wider das englische des Anson ausgerüstet worden war, gieng vor einigen Jahren, ich weiß nicht, durch welchem Zufall an dem westlichen Ufer zu Grunde. Noch ein anderes kleineres Kriegsschiff (eine Chebeque, oder Jabeque,

que, wie es die Spanier nennen, welches mit Segeln und Rudern versehen war, und Kanonen nebst anderm Kriegsvorrath von Kadix gebracht hatte, verunglückte an der englischen Sandbank im Jahre 1768. Kaum konnte sich noch die Besatzung in einer Chaluppe in der nahen Bucht Maldonado retten. Alte oder minderbeträchtliche Schiffbrüche übergehe ich der Kürze halber. Bald hätte auch unser Schiff, auf dem wir von Lissabon kamen, die Anzahl der Verunglückten vergrößert. Ich werde die Veranlassung dazu ganz kurz erzählen.

Der Eigenthümer unseres Schiffes Felician Velho miethete in Portugall für vieles Geld einen Brasilier, dessen Vater ein Portugiese, die Mutter aber eine Schwarze war (man heißt dergleichen Leute Mulaten.) Dieser gab sich für einen des Silberflußes Kündigen oder für einen Lootsmann aus, im Grunde aber wußte er von allem dem, was er hätte wissen sollen, nichts. Gleich bei der Einfahrt in den Fluß, wo ihm der Kapitán Joseph Carvalho de Pereira nach Schiffsgebrauch das Steuerruder übergab, weil er unser Schiff hätte führen sollen, machte der Dummkopf einen sehr grossen Fehler. Anstatt nach der Schifferregel das östliche Ufer stets im Gesichte zu behalten führte er das Schiff so weit westwärts, daß wir nichts mehr als Himmel und Wasser sahen. Als der Kapitán dieses bemerkte, sagte er zu ihm: Hörst du, du wirst noch mein Schiff vor Untergang der Sonne zu Grunde richten. Bald hätte diese Weissagung eingetroffen. Denn als ich mich Nachmittags gegen zwey Uhr auf den Rand des Schiffes lehnte, bemerkte ich und meine Mitgefährten, daß der Fluß an einem gewissen Orte ungewöhnliche Wellen warf. Ich entdeckte dem Kapitán meine Besorgniß, welcher sogleich mit der größten Eilfertigkeit auf den Hauptmast hinaufkletterte. Er nahm gewahr, daß wir gerade auf die englische Sandbank hinsegel-

segelten; und befahl daher auf der Stelle das Schiff ostwärts zu wenden. Wir sind verloren, schrie er mit zitternder Stimme, wenn wir einen Augenblick damit zögern. So nahe sind wir dem Sande und unserem Untergang. Dieses Wellenwerfen war nämlich, wie ich gleich Anfangs muthmaßte, eine Wirkung der verborgenen Sandbänke. Gegend Abend warfen wir zuerst Anker in einer Untiefe, welche nicht über 4 Ellen Wasser hatte, so daß unser Schiff kuum flott blieb. Kaum war die Sonne untergegangen, als ein fürchterliches Ungewitter ausbrach. Schreckliche Blitze mit Donner vermischt, und ein Sturm von Süden trieben ganze Gebirge von Wellen empor, und versetzten uns in die augenscheinlichste Gefahr, weil auf dem schlammigten Boden kein Anker festhielt, entweder auf die Klippen der Blumeninsel auf der einen, oder auf die englischen Sandbänke auf der andern Seite hingeschleudert zu werden; denn diese waren links, und jene rechts uns ganz nahe zur Seite. Daher mußten die Bootsknechte Tag und Nacht arbeiten, die Anker aufwinden, und die Tauen befestigen. Noch jammert mich meiner, und meiner Gefährten, so oft ich mich an diese entsetzliche Weyhnachtsnacht erinnere, in welcher sich sonst alle Christen zu freuen pflegen, welche uns aber bei diesem Kampfe der Elemente mit Angst und Schrecken erfüllte. Dieser fürchterliche Sturm dauerte zween Tage. Am h. Stephanstage glaubte endlich der Kapitän zu bemerken, daß sich das Schiff von der gefährlichen Gegend entferne. Allein nach einigen Augenblicken mußten wir abermals jählings Anker werfen, weil er mit dem Senkbley einem nahen Sandhaufen entdeckt hatte.

Von den Spaniern, welche, um uns auszuspähen, des Nachts auf einer Chaluppe von Montevideo auf uns zukamen, weil man in Amerika vom Friedensschlusse noch nichts wußte, erfuhren wir, daß wir in einer gefährli-

chen Lage, und den Klippen Las carretas de Montevideo sehr nahe wären. Umsonst wünschten wir alle aus diesem Hafen einen Lootsmann zu erhalten. Sie entschuldigten sich, sie hätten kein Boot, das sie brauchen könnten. Doch sey ein portugiesischer Kapitän mit 10 Matrosen hier, der den andern Tag nach dem Hafen der Kolonie abgehen würde. Dieser könnte mit seiner Chaluppe vorausfahren, und unser Schiff führen. Sein Schiff versank einige Tage vorher bei dem Vorgebirge S. Maria in der Mündung des Flusses mit einigen hundert Sklaven aus Afrika, die er verhandeln wollte, so daß sich nur der Kapitän mit einigen Matrosen retten konnte. Wir warteten daher den folgenden Tag lange Zeit auf diesen Wegweiser; weil er aber nie zum Vorschein kam, vielleicht, weil er die stürmischen Winde scheuete, so setzten wir allein die Reise fort, und irrten wie Blinde herum. Wir segelten die ganze Nacht fort in dem Wahne, daß wir bei der Sandbank von Ortiz schon vorbei wären, ohne das geringste zu besorgen. Allein mitten in unserer Sicherheit schwebten wir in der augenscheinlichsten Gefahr: denn gegen Anbruch des Tages saß das Hintertheil des Schiffes auf dem Sande, dem wir schon lange entgangen zu seyn glaubten, noch so fest; daß wir zween Tage hindurch alle Schifferkünste vergebens erschöpften, um es flott zu machen oder von der Stelle zu bewegen. In der zweyten Nacht erhob sich auch noch eines der schrecklichsten Ungewitter. Da nun das Hintertheil im Sande stets unbeweglich stecken blieb, so wurde nur das Vordertheil hin und hergetrieben, aber mit einer solchen Gewalt, daß das Schiff alle Augenblicke auf dem Punkte war in Trümmer zu geben. Glücklicher weise trieb in eben dieser Zeit auch ein anhaltender Sudwind unter beständigem Donner so viel Wasser in den Silberfluß, daß unser Schiff vom Sande gehoben und wieder flott ward. Mit dem nämlichen uns so günstigen Winde liefen wir

end-

endlich gegen Mittag glücklich in den Hafen der Kolonie ein. Nach einem Aufenthalt von zweenen Tagen, und nachdem uns das Meer weidlich herumgeworfen hatte, segelten wir hinüber nach Buenos Ayres. Auf dieser Uiberfahrt von ungefähr 15 Meilen haben die meisten von uns mehr noch als auf der ganzen Herfahrt auf dem Ozean gezittert, und sich auch heftiger erbrochen. Wir bedienten uns dazu, in Ermanglung eines besseren Fahrzeuges, einer alten, faulen, wurmstichigen und baufälligen Chaluppe, an der kaum ein Nagel mehr fest hielt. Der Kapitän vertraute uns ohne Zurückhaltung vor unserer Abreise, daß diese Fahrt wohl die letzte seyn dürfte. Man kann sich vorstellen, wie uns dabei zu Muthe war. Unsere Furcht und Gefahr ward durch die Heftigkeit des Windes noch mehr vergrößert, welcher, weil er uns zuwider war, uns zum Laviren nöthigte. Dieß alles ist aber noch nichts gegen den Schrecken, womit wir befallen wurden, als nicht nur das Steuerruder auf die Sandbank stieß, sondern auch das Vordertheil hinaufgetrieben wurde, und eine Zeitlang auf derselben stecken blieb. Da wir alle unsern Untergang für unvermeidlich hielten, so jammerten manche in ihrer Angst laut, die auf der ganzen vierteljährigen Seereise über das hohe Weltmeer nicht ein Wort von sich hören ließen. Aber wer mag die gränzenlose Freude beschreiben, die sich unser bei dem Anblicke des Ufers und des Hafens, des Zieles unserer dreymonatlichen Seefahrt, bemächtigte.

Ich habe mich über diese Materie sehr weit ausgebreitet, um meinen Lesern begreiflich zu machen, daß es nicht blos Kunst, sondern auch Glück ist, wenn man in diesem Flusse unbeschädigt fortkömmt. Das Schiff mag noch so fest gebauet, der Schiffer noch so erfahren, wachsam, behende und pünktlich seyn; er mag alle gefährliche Oerter des Flusses noch so gut kennen; man ist darum

nicht ausser Gefahr. Es darf nur ein Sudwind toben, so wird Kunst, Wissenschaft, und die langwierigste Erfahrung der Gefahr nicht steuern können, und das Schiff auf Oerter hingerissen werden, wo die Schiffenden umkommen, oder wenigstens für ihr Leben zittern müssen. Im Jahre 1767 wurde ein Boot, das beste im Hafen von Buenos Ayres, welches gleichfalls von den auserlesensten Schiffern geführet worden war, von einem gewaltigen Sturme von Süden her an die Sandbänke geworfen, und wie eine Nuß durch den Boden durch in zween Theile gespalten. Zehn Jesuiten, welche nach Chili bestimmt waren, und verschiedene spanische Grenadiers ertranken; kurz alle bis auf den Hauptmann und einen zehnjährigen Knaben, welche auf der jählings erwischten kleinen Chaluppe das andere von dem Orte des Schiffbruches wohl 10 Meilen entfernte Ufer glücklich erreichten. Alles staunte; aber keiner getraute sich die Schiffleute einer Unwissenheit oder eines Versehens zu beschuldigen; weil offenbar blos das heftige bei der Nacht entstandene Ungewitter an dem Unglücke Schuld war. Aus den Seekarten und Schiffbüchern weiß man wohl, daß das nördliche Rinnsal des Flußes enger und tiefer; das südliche hingegen seichter und weiter ist: man weiß, wo die englische und Ortizer Sandbank und die bekannten Klippen liegen; allein wer kann die neuen Untiefen, und Sandhaufen errathen, die der Fluß in jeder Uiberschwemmung, und das Meer durch sein ungestümmes Andringen in dem Fluß anzuschütten pflegen. Man entdecket sie zwar mittelst des Senkbleyes. aber meistens zu spät, wenn man ihnen nicht mehr entgehen kann, und die Fluthen Kunst und Arbeit vereiteln. Dieser Fluß wird also desto gefährlicher, je mehr er sich ausbreitet, und dem Meere nähert. Der Silberfluß ergießt sich in einer einzigen Mündung zwischen den Vorgebirgen S. Maria, und S. Anton, welches letztere auch das weiße Vorgebirg (Cabo blanco) heißt, in das

Meer

Meer. Man höre, was Cyriakus Morelli eigentlich P. Dominikus Muriel einst mein Reisegefährter auf der Uiberfahrt aus Europa nach Amerika und Mitpriester in Paraquay, welcher auch das öffentliche Lehramt der Theologie zu Korduba in Tukuman bekleidet hat, in seinen zu Venedig 1776 herausgegebenen Jahrbüchern der neuen Welt von der Mündung des Silberflußes sagt. **Was man den Silberfluß nennet**, sind seine Worte, **ist eigentlich ein ungeheurer Meerbusen, worinn die Parana, der Paraquay und der Uruquay zusammenströmen.** Uibrigens ist über die Breite des Silberflusses bei seinem Ausfluß in das Meer verschieden geschrieben worden. Die meisten Spanier schätzen ihn heut zu Tage auf 60 Meilen, andere auf weniger, einige auf 70. Aegydius Gonzalez de Avila giebt sogar in seinem geistlichen Schauplatz in Indien (II. Band) der Mündung desselben 80 Meilen. Man wähle sich hierunter, was man will. Ich habe zweymal durch diese Mündung geschifft, aber selbe nie gemessen. Eben dieses thun auch die Schiffer. Ihnen liegt blos daran, sobald, und so sicher als möglich durchzukommen. Ihre Breite abzumessen haben sie weder Zeit noch Lust.

Gewiß ist, daß diese übermäßige Breite des Silberflusses, auf welchem man oft keines von seinen beiden Ufern gewahr wird, unbehutsame und leichtgläubige Schiffer vielmals irre führet. Sie verlassen sich oft zu sehr auf ihre unzuverläßigen Beobachtungen, glauben noch im Ozean zu seyn, und fahren, ohne das Senkbley zu Rathe zu ziehen, mit vollen Segeln einher, bis sie auf einer Sandbank aufsitzen, und dadurch zu spät, oft mit dem Verlust ihres Lebens inne werden, daß sie mit dem Silberflusse zu thun haben. Ich schreibe dieses alles aus eigener Erfahrung. Es war am S. Thomas Tage, daß wir bei dem schönsten Wetter, und dem günstigsten Winde alle un-

sere Segel beisetzten. Wir sahen Vögel fliegen, welche uns auf dem Meere sonst nie zu Gesichte kamen, und Gras, Zweige von den Bäumen, u. d. g. herumschwimmen; auch nahmen wir gewahr, daß sich die Farbe des Meeres änderte. Hieraus konnte man leicht auf die Nähe des Landes schliessen. Wir erinnerten deßhalben den Kapitän, einen Portugiesen und übrigens sehr guten und vorsichtigen Mann, welcher aber seinen Beobachtungen zu viel trauete, und daher von seiner Meinung nicht abzubringen war. Er bestand vielmehr fest darauf, daß wir noch weit vom Lande weg wären, und daß er folglich noch mit vollen Segeln seine Reise bis gegen 7 Uhr Abends fortsetzen wollte. Mit Mann und Maus würden wir zu Grunde gegangen seyn, wenn er seinen Entschluß nicht geändert hätte. Gegen Sonnenuntergang erhob sich ein kleiner Windstoß, wie das unter den Wendekreisen öfters geschieht. Wir zogen daher, wie gewöhnlich alle Segel ein. Um unser Schiff schwammen Seewölfe herum. Diese Retter unseres Lebens überzeugten uns, daß wir in dem gefährlichen Silberfluße, oder wenigstens in dessen Mündung segelten: denn auf dem hohen Meere sieht man diese Wasserthiere niemals, weil sie täglich an das Ufer hinausgehen. Dieses Anzeichen ward durch das Senkbley noch mehr bestättiget. Wir massen nur noch etliche Ellen Wasser. Der Kapitän, welcher itzt seines Irrthums überführt war, beschloß nun mit aller möglicher Bedachtsamkeit zu Werke zu gehen. Wir glaubten zwischen Hammer und Amboß zu seyn, als sich dem Wirbelwind noch ein fürchterliches Ungewitter mit Blitzen, und einer der heftigsten Stürme von Süden) beigesellten. Um zu verhindern, daß unser Schiff nicht auf das nahe Vorgebirg S. Maria, oder auf die Sandbänke hingerissen würde, machte man mit den Segeln ein Manövre, welches die Spanier ponerse a la capa nennen, und wodurch man die Segel einander so entgegensetzt, daß der

Wind

Wind, welcher von dem einen Segen aufgefangen wird, auf das andere abglitscht. Die Folge davon ist, daß das Schiff auf dem nämlichen Orte im Wasser stehen bleibt. Um uns in dieser augenscheinlichen Gefahr den Beistand des Himmels zu erbitten fielen wir nach dem Beispiele des Kapitäns mit ausgespannten Armen auf die Kniee nieder. Das Herumwerfen des Schiffes, der Aufruhr der Elemente, und der mit Blitzen schrecklich abwechselnde Donner jagten uns von allen Seiten Todesangst ein. Gegen Mitternacht setzten wir wieder, als es stiller ward, ein einziges Segel bei, und fuhren so Schritt vor Schritt fort. Unter der Dämmerung schwebte uns die unbekannte Küste vor Augen. Kaum fiel der Nebel, als wir mit Zittern gewahrnahmen, daß wir kaum einen Kanonschuß mehr von dem hohen Felsen, des Vorgebirges S. Maria entfernt wären. Unsere Angst vermehrte sich, als wir mit dem Senkbley nur noch 6 Faden Wasser massen, und folglich dem Schiff die äusserste Gefahr drohte. Während daß des Wassers wegen der Fluth des Meeres immer weniger wurde, konnten wir wegen der Windstille nicht von der Stelle kommen, also zwar, daß wir bei Entstehung eines Sudwindes an die Küste getrieben worden, oder bei fortdauernder Windstille auf dem Sande sitzen geblieben wären. Unser Glück und Trost war die Sonne, die sich an der Mittagshöhe sehen ließ, und aus deren Beobachtung wir wissen konnten, wo wir eigentlich wären. Gegen 2 Uhr Nachmittags wehete ein sehr sanftes Lüftchen, welches zwar nicht unsere Segel, aber dennoch unsere Wünsche erfüllte; denn es half uns aus der Untiefe heraus, und von der gefährlichen Küste weg; und wir konnten wieder nach und nach das hohe Meer gewinnen. Nach Sonnenuntergang hatten wir günstigeren Wind, und liefen in den Strom selbst ein, so, daß wir bei anbrechendem Tage die Insel der Seewölfe, welche mit ihren Jungen spielten, erblickten. Diese Freu-

de

de währete nicht lange, weil hierauf noch am nämlichen Tage alle die Fehler und Gefahren erfolgten, deren ich kurz vorher erwähnte. Man mag hieraus schließen, wie sehr auch die erfahrensten Seeleute die Breite des Silberflusses zu fürchten haben.

Betrachtet man den endlosen Schwall des Gewäßers, welches der Silberfluß vor sich herwälzet, und seine wenigstens auf 60 Meilen sich erstreckende Breite, so würde mir niemand unrecht geben, wenn ich den Silberfluß allen Flüßen der alten und neuen Welt gleichstellte, und ihm in Ansehung der Größe selbst den Vorzug zuerkännte. Allein ich wage es nicht einen richterlichen Ausspruch hierüber zu fällen. Nichtsdestoweniger werde ich nie demjenigen Glauben beimessen können, was Gotthard Arthus von Danzig in seiner Geschichte von Ostindien vom Fluß Ganges schreibt. Diesen Fluß, sagt er, welcher auch in der h. Schrift Phison genennet wird, hält man für den größten in der Welt. Nach dem Zeugniß alter Geschichtschreiber ergießen sich in denselben nicht über dreissig Flüße. Seine kleinste Breite geben sie auf 8000 Schritte, seine größte auf 20000, und seine kleinste Tiefe auf 100 Schuhe an. Hieraus erhellt, daß der Ganges wohl ein sehr grosser Fluß ist, aber mit nichten der größte in der Welt, indem Amerika noch weit größere Flüße aufweisen kann. Der Euphrat, Indus, Nil, Araxes, die Donau, der Rhein, die Tiber, der Po, Quadalquivir, der Tajo, der Dniester, und die Themse sind berühmt, aber bei weitem nicht so wasserreich, daß sie dem Silberfluß die Waage halten könnten. Doch wird noch mit Recht darüber gestritten, ob der Silberfluß, auch den übrigen Flüßen in Amerika überlegen ist.

Um den Vorrang mit der Parana streiten der Fluß Urinoco in Neugranada, und der Maragnon oder der

Am-

Amazonenfluß in Brasilien. Dieser läuft anfangs bei 100 Meilen weit gegen Mitternacht; hernach wendet er sich ostwärts und ergießt sich durch 84 Mündungen, deren eine jede beinahe eine Meile breit ist, ins Meer. Doch behält er auch in seinem Ausflusse und mit dem Meere vereiniget auf 30 Meilen sein süßes Wasser, wie unser P. Samuel Fritz, in seinen in den Jahren 1689, und 91 auf das sorgfältigste gemachten Beobachtungen über diesen Fluß, welche den lettres édifiantes & curieuses eingeschaltet worden sind, anmerket. Auch der berühmte Condamine gab eine geographische Beschreibung dieses Flußes aus seinen Beobachtungen heraus, nachdem er selbe mit andern unsers P. Joh. Magnin, Missionärs der Indianer in der Provinz Quito, und Ehrenmitgliedes der Pariserakademie verglichen hatte Der P. Anton Vieira königl. portugiesischer Hofprediger, und nachmals ein sehr eifriger Missionär in Brasilien und am Maragnon, scheint dem ganzen Streite in einer Predigt, die er am Ostermontage zu Betlehem einer Stadt in der Provinz Maragnon gehalten hatte, ein Ende gemacht zu haben, da er sagt: **Dieser große Fluß (der Maragnon) der größte in der ganzen Welt hat euerer Stadt und dem ganzen Lande den Namen gegeben.** Ich weiß nicht, ob dieser Ausspruch des Vieira über den Vorrang des Amazonenflußes vor allen übrigen Flüßen eben so richtig als ruhmrednerisch ist. Ohne Zweifel würde Vieira mit demselben zurückgehalten oder ihn gar widerruffen haben, wenn ihm der Silberfluß eben so gut wie der Maragnon bekannt gewesen wäre. Nur das Urtheil desjenigen werde ich für entscheidend halten, der die 3 Flüße als den Urinoco, den Amazonen- und den Silberfluß geometrisch ausgemessen haben wird. Ich bin ganz unpartheyisch, und weit entfernt von der Gewohnheit derjenigen, welche die Provinz, worinn sie sich lange aufgehal-

halten haben, den andern vorziehen, und gleichsam vergöttern. Wiewohl ich mehr als 20 Jahre in Paraquay zugebracht habe, so kam es mir doch nie in den Sinn, die Parana zur Königin unter den Flüßen vielleicht wider anderer ihren Willen zu erheben. Ich bin dem Silber- oder richtiger Kothfluße weiter nichts als mein Leben schuldig, das er mir nicht genommen hat, als ich in seinem Schooße herum fuhr, und mich unversehrt aus seinen Fluthen wieder entkommen ließ, welches man die Wohlthat der Räuber nennen kann.

Engelländer und Franzosen werden vielleicht dem Fluß des H. Laurentius in Kanada vor dem Silberfluß den Vorzug geben. Daß er ungeheuer groß ist, läugnet niemand. Er läuft außerordentlich weit. Sein Beet ist eines der breitesten und tiefesten so, daß er auch Schiffe vom ersten Range trägt. Bis nach Quebek, das ist 120 Meilen vor seinem Ausfluße fahren die Kriegsschiffe; und von dort bis nach Montreal ungefehr 60 Meilen von Quebeck pflegen noch die größten Lastschiffe zu gehen. Allein darum übertrift die Größe dieses Flußes die der Parana noch nicht. Auf diesem fährt man weiter. Die grossen spanischen Schiffe fuhren einst, so wie sie von Kadix unter Segel giengen, bis nach Assumtion hinauf, welches von der Mündung an bei 400 Meilen beträgt. Sie wagten sich sogar bis nach der Gegend von Candelaria, das von Assumtion noch ungemein entlegen ist. Im Jahr 1753, da ich noch in Paraquay war, kamen die Spanier unter dem Emanuel de Flores, und die Portugiesen ihrer Gränzstreitigkeiten halber bis an den Fluß Jaurus, welcher unter dem 16 Gr. 25 M. der Süderbreite, und dem 320 Gr. 10 M. der Länge von der Insel Ferro an in den Paraquay fällt. Die Schiffe, deren sie sich hierzu bedienten, waren wie Seeschiffe gebaut, mit Segeln versehen, hatten Kanonen, Proviant auf mehrere Monate und Sol-

daten

daten am Borde, und konnten folglich nicht so gar klein gewesen seyn. Dergleichen Schiffe (auf spanisch heißen sie lanchas) werden von den Spaniern zu Buenos Ayres auf dem Silberflusse vielfältig gebraucht, und selbst zu weilen auf dem hohen Meere, wenn die Reise nicht zu weit geht, und der Hafen nahen ist. Man mag von dem Silberfluße glauben, was man will. Die Parana ist nur eine Verwandte des Meeres, nicht die meinige: ich gewinne also und verliere dabei nichts. Mir ist blos um die Wahrheit zu thun. Dieß ist der einzige Zweck, wofür ich schreibe. Man liest die ungereimtesten Märchen von diesem Fluße. So viele Irrthümer lassen sich nicht mit wenigen Worten widerlegen. Ich wollte daher lieber weitläuftig als dunkel werden.

Kaum erscholl der Name des Silberflusses in Europa, als die Spanier haufenweise in Paraquay liefen, um sich daraus statt der erwarteten Reichthümer den Bettelstab zu holen. Paraquay ist von Chili, Peru und Quito umgeben, welche an Gold, Silber, Edelgesteinen und anderen Kostbarkeiten einen Ueberfluß haben. Daß sich von allen dem in Paraquay nichts findet, wissen heut zu tage nicht nur die Eingebohrnen, sondern auch die Fremden. Man würde etwas finden, wenn man nachsuchte, möchte vielleicht jemand einwenden. Auch das ist mir nicht im geringsten wahrscheinlich. Ich kenne Spanier, welchen es weder an Kopf, noch an Spurkraft mangelt, die Schätze, wenn in dem Schooß der Erde welche verborgen lägen, auszuspüren, und wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, zu wittern. Weil man also bisher Gold und Silber theils gar nicht, und theils vergebens gesucht hat, so bin ich fest der Meinung, daß gar keines vorhanden seyn müße. Je länger ich mich in Paraquay aufhielt, durch desto mehrere Beweise und Erfahrungen wurde ich in meiner Meinung bestärket. Wie

viel-

vielmal hab ich nicht über die unwissenden oder gegen uns übelgesinnten Schriftstellern gelacht, welche Paraquay zu einer Fundgrube von Gold und Silber träumten, da wir doch in dieser Provinz durch so viele Jahre weiter nichts als Holz und Koth zu Gesicht bekommen haben. An manchen Orten glaubte man Spuren von Metallen zu entdecken, allein die Spanier, die sie aufsuchten, bereicherten sich dadurch so wenig, daß sie dabei ihr eigenes Vermögen einbüßten. Ich werde hier alles aufrichtig erzählen, was mir noch von ihren mißlungenen Versuchen, und lächerlichen Meinungen beifällt. In der Stadt S. Jakob de Storea habe ich einen vormals sehr reichen Kaufmann gekannt, welcher damals ganz verarmet war, und in der Hoffnung recht viele Schätze zu erwerben alle seine Bemühungen und sein ganzes Vermögen zur Entdeckung der Gold und Silberminen verwendet hatte. Er miethete Leute, welche er ausschickte dieselbe aufzusuchen. Es mangelte auch nicht an feilen Menschen, welche ihm goldene Berge vorspiegelten. Er selbst unternahm eine sehr kostspielige und weite Reise zu dem Statthalter von Tukumann, um von ihm die Erlaubniß zu seinem Vorhaben zu erhalten. Er dingte sich Arbeitsleute, und schaffte sich einigemale Maulthiere, Proviant, und alles zum Bergbau erforderliches Werkgeräth mit vielen Kosten an, ohne seine Absichten im geringsten zu erreichen, außer, daß er sein wirkliches Vermögen dabei zusetzte, und des von den Bergwerken erwarteten nie ansichtig wurde. So ward er arm, und das Märchen der ganzen Stadt. Mit der äußersten Geschäftigkeit brachte er nichts zu Stande. Selbst seine vielen mißlungenen Versuche machten ihn nicht klug. Er wußte, daß 80 Meilen von S. Jakob ein Ort vom Eisen den Namen führte. Er besteht in einer sehr grossen und fruchtbaren Ebene. In den nahen Wäldern ist Ueberfluß an dem besten Wachs und Honig. Die Spanier kamen deßwegen häu-

haufenweise dahin es zu sammeln. In der ganzen Gegend giebt es keinen Stein. Auf dem Wasen finden sich irgendwo ein Tisch und ein Block eines Baumes, welche wie Eisen aussehen; beim Sonnenschein aber wie Silber blitzen. Nun glaubte der gute Mann am Ziele seiner Wünsche zu seyn: denn er zweifelte nicht mehr, daß es hier silberhaltiges Eisen gäbe; indessen die übrigen in die Faust lachten. Er brach hastig ein Stück von diesem Metall ab, und gab es in der Stadt einem Eisenarbeiter zum einschmelzen. Die Spanier, welche dabei zugegen waren, warfen unvermerkt einige Silbermünzen in den Schmelzofen. Da er also eine, aus dem gefundenen Eisen und Silber vermengte Masse aus dem Schmelztiegel fließen sah, jauchzte er vor Freuden, daß nun sein Glück gemacht wäre. Als aber seine Gefährten seiner Leichtgläubigkeit zu spotten, und ihn deßhalb auszuklatschen anfiengen, knirschte er vor Zorn, und stieß wider die Urheber des Betrugs die gräulichsten Drohungen aus. Uebrigens versicherte mir der europäische Schmied, daß er dieses unbekannte Metall sorgfältig im Feuer probiret habe. Dieser Probirung zufolge war es eine Art ganz spröden und wie Glas zerbrechlichen Eisens, welches, weil es sich schlechterdiengs nicht bearbeiten, noch hämmern läßt, zu keinem Gebrauch dienet. Es dachte auch kein Mensch mehr daran diesem Metall nachzugraben. Dieser Erzählung füge ich noch eine andere bei.

Zu Korduba in Tukuman gerieth einst das Hauswesen eines Kaufmannes in einen gänzlichen Verfall. Seine Umstände zu verbessern, entsagte er dem Handel, und trieb die Arzneykunst, die er nie recht gelernet hatte. Diese Standesveränderungen der Europäer in Amerika sind nichts seltenes. Schiffleute, und entlaufene Soldaten, bekommen, so lang sie bei einem Handwerk bleiben, es mag noch so einträglich seyn, in Paraquay keine Weiber. Hier wird nun auf der Stelle Rath geschaffet. Sie

verlegen sich auf den Handel, und eröffnen eine Krambude mit Käse, Messern, Nadeln, Scheeren, leinenen und wollenen Schnupftüchern und einigen Flaschen Brandwein. Nun heißen sie Kaufleute, gehören zum Adel, schätzen sich besser als gemeine Leute, und können nun zu Heyrathen und obrigkeitlichen Bedienungen gelangen. Sind sie banquerout, so werden sie Mediziner. Das geschieht alle Tage. Der in Europa kaum einen Bart scheren, zur Ader lassen, Nägel schneiden, Schröpfen, Clystiere geben, oder ein Pflaster aufstreichen kann, macht jenseits des Meeres in Paraquay einen Hyppokrates, und bringt vor- und nachmittag nach Gutdünken ungeahndet die Kranken um. Sie lügen sich zu Aerzten, und sind gefährlicher als die Pest. Von diesem Gelichter schien mir der Bartholomäus gewesen zu seyn, von dem ich hier rede. Da er aber bemerkte, daß ihm die Krankheiten und das Sterben anderer nichts eintrugen, und er noch außerdem von allen gefürchtet wurde, änderte er seine Lebensart, und gab die Medizin auf. Nun nahm er seine Zuflucht zu den Bergwerken, als zur letzten Aushilfe. Es hatte sich dazumal ein Gerücht verbreitet, als ob die Gebirge von Korduba Gold führten. Er miethete sich daher, nachdem er das Urtheil der Sachverständigen darüber eingeholet, und von dem königlichen Statthalter die Erlaubniß dazu erhalten hatte, Leute zum Graben, und borgte zu ihrem Unterhalte Vieh aus. Er wühlte eine Zeitlang in der Erde herum ohne Erfolg; aber mit einem außerordentlichen Schaden und unglaublichen Aufwand, weil er Holz und Wasser auf viele Meilen weit dahinbringen lassen mußte. Seine angehäufte Schuldenlast, die er in der Hoffnung Gold zu finden sich aufbürdete, diente allen zur Lehre, daß auf der Oberfläche der Erde mehr Gold zu finden ist, als in den unterirrdischen Höhlen des Gebirges von Korduba. Auch machte sich meines Wissens kein Mensch mehr nach ihm über diese vorgegebene Goldminen her. Eine Sage, aber vielleicht nur eine Sage erhält sich noch unter den gemeinen

Spaniern, daß die Indianer einst vor der Ankunft der Spanier aus dem Gebirge um Rioja herum Gold ausgegraben hätten. Allein alle Bemühungen der Spanier, welche diesem edlen Metalle nachspürten, waren bisher immer fruchtlos. Daß man in dem Gebirge bei Montevideo zu unseren Zeiten Goldtheilchen entdeckt habe, versicherte mir selbst der Statthalter von Buenos Ayres Andonaegui zu Anfange des Jahres 1749, als ich bei ihm speisete. Man berichtete auch die Entdeckung nach Hofe Madrit, allein weder der Hof, noch Privatleute wollten sich an die Bearbeitung dieser Berge wagen, weil man sich wenig davon versprach, und vielleicht auf die ganze Sache nichts hielt. Jemand hatte auch ausgestreut, als ob man in dem kleinen Flüßchen Rosario, welches nahe bei der Stadt Montevideo vorbeifließt, einige Amethysten gefunden hätte. Meines Erachtens müßen es entweder blos unächte, oder anderswohergebrachte gewesen seyn, denn man weiß nicht, daß noch von jemanden dergleichen Steine in diesem Fluße wären aufgesucht worden.

Die ersten spanischen Ankömmlinge hoften in der Provinz Quayra, welche am meisten gegen Norden liegt, gegen Osten aber an Brasilien stößt, und von der Parana durchströmet wird, Gold, Silber und Edelgesteine die Menge anzutreffen. Sie schienen vergessen zu haben, daß nicht alles, was glänzt, Gold oder Diamant ist. An dem Ufer der Parana hat man einmal Steine gefunden, welche man Cocos de mina nennt. Sie sind manchmal rund, und manchmal eyförmig. Ihre Oberfläche ist wie bei gemeinen Steinen rauh und hart, und von einer dunklen Farbe. An Größe gleichen sie einem Granatapfel, zuweilen auch dem Kopf eines Menschen. Unter ihrer Schaale schließen sie eine Menge kleiner, vielfärbiger, und, nach dem Urtheile der Nichtkenner, kostbarer Steinchen ein. Diese glaubten an ihnen bald helles Crystall, bald Amethyste, Sma-

ragden ꝛc. zu sehen, allein ihre Augen täuschten sie. Kenner schätzen selbe den böhmischen Steinen gleich. Diese mit den kleinen Steinen beschwängerten Cocos de mina sollen mit einem jämmerlichen Knall gleich einem Kanonenschuße zerplatzen, sobald ihre kostbare Frucht reif ist. Diese Gestalt und Eigenschaften leget ihnen das gemeine Volk bei, mit welchem Rechte weiß ich nicht: denn mir selbst ist auf meinen langwierigen Reisen, die ich durch einen grossen Theil von Paraquay, und besonders an dem Ufer der Parana gethan habe, wie wohl ich mich überall sehr aufmerksam umsah, kein solcher Stein zu Gesicht gekommen. Daß die Cocos de mina in anderen amerikanischen Provinzen, wo es ächte Edelgesteine giebt, einen Werth haben mögen, stelle ich nicht in Abrede; aber ich läugne zuversichtlich, daß sich noch jemals ein Paraquayer davon bereichert habe. Viele haben vielmehr bei ihrem Glauben an diese unächten Edelsteine, und der Hoffnung des Gewinns, die sie darauf gründeten, ihr ganzes Vermögen eingebüßet, wie man daselbst allgemein weiß. Die vormaligen Städte in Quayra Xerez, la Ciudad Real, und la Villa Rica, welche einst für die Quellen der Reichthümer und des Golds und Silbers gehalten wurden, waren der Sammelplatz der Dürftigkeit, und des Elendes. Der brennende Durst nach Gold, wie viele tausend Europäer hat er nicht in Paraquay um ihren Verstand gebracht! Tief in ihrer Seele hat die Meinung unausrottbare Wurzeln geschlagen, daß Paraquay Schätze besitze, aber bisher in dem Schooße der Erde verborgen gehalten habe. Petrus Stephan de Avila Statthalter von Buenos Ayres schilderte Paraquay im J. 1637 in einem Schreiben an den König als ein gold- und silberreiches Land. Eben dieser Meinung war auch Ruiz Diaz Melgarejo der Erbauer der Stadt Villa rica. Allein Emanuel de Frias Tochtermann des Ruiz und nachmals Statthalter berichtete an

den

den König, daß Ruiz nach allem möglichen Nachsuchen keine Spur von einem Metalle habe entdecken können, und daß diejenigen, welche dem Madriterhofe vorspiegelten, als ob es in Quayra Bergwerke gebe, aus einem tödtlichen Hasse gegen die Jesuiten blos denselben Neider zu erwecken zur Absicht hätten. Solche Menschen verdienten als Verläumder keinen Glauben, und könnten überhaupt nicht als Zeugen gelten. Die Stadt Villa rica (die reiche Stadt) war nur dem Namen nach, oder in Erwartung ihrer Schätze reich, in der That niemals.

Da die Spanier in Paraquay, das sie zu Fuße ausgiengen, und mit Augen sahen, nirgends Gold- oder Silberminen entdeckten, so machten sie andern und sich selbst weiß, daß sich diese auf dem Grund und Boden der Quaranier, welche die Jesuiten in der Religion unterrichteten, befinden müßten. Diese grundlose Muthmassung ist die Quelle, woraus so viele Verläumdungen und Lügen wider uns geflossen sind. Wirklich wurden selbe, weil das Falsche, nach der Bemerkung eines Weltweisen, oft wahrscheinlicher als die Wahrheit selbst aussieht, von vielen geglaubt, welche die Verläumder hätten bestrafen, wenigstens im Zaume halten sollen. Der Hof von Madrit sandte einst, nicht nur die Wünsche der Jesuiten, sondern auch ihre Bitte zu erfüllen, Leute aus, welche alle Spuren eines Bergwerkes genau untersuchen sollten. Diesen Ausspürern wurde nun in einer Stadt ein entlauffener Quaranier zum Wegweiser mitgegeben, ein Mann von einem lockeren Charakter und feilen Gewissen. Von einem Feinde der Jesuiten durch Geschenke und Verheißungen bestochen gab der Schurke vor, die Goldgruben der Quaranier seyn in der Gegend um den Flecken Conception am Ufer des Uruquay. Er kenne diesen Ort sehr gut, allein derselbe sey wie eine Festung mit Schanzen, Kanonen, und einer zahlreichen Besatzung versehen. Dorthin

 gieng

gieng also der Zug. Die Reisegesellschaft war nur noch wenige Meilen von den gerühmten Goldminen weg, als der indianische Betrüger aus Furcht vor der Strafe, die ihm die Lüge, welche in kurzem entdecket werden sollte, zuziehn würde, bei der Nacht entfloh. In dem Flecken Yapeyù ließ ihn unser Mißionär selbst ergreifen, schließen, und unter einer hinlänglichen Bedeckung treulich und unverweilt an die Spanier abliefern, denen er entflohen war. Der Betrug in Ansehung der erdichteten Goldminen und F stungswerke war nun offenbar. Das Märchen und die Verläumdung standen in ihrer Blöße da. Die Spanier untersuchten alle Ecke und Winkel. Die Folge davon war, daß sie einmüthig und öffentlich eingestanden, daß dort weder ein Metall vorhanden ist, noch, nach der natürlichen Lage der Provinz zu urtheilen, daselbst erzeugt oder vermuthet werden könne. Dem Indianer kam seine Untreue theuer zu stehen. Die Spanier, welche die Jesuiten so zerlästert hatten, ließ der König als Verläumder, ihrer Güter und Ehre auf immer verlustig und zu allen königlichen Diensten unfähig erklären. Die Strenge dieses königlichen Ausspruchs schreckte zwar die Schmäher zurück: aber die lächerliche Meinung von den Gold- und Silberminen bei den Quaraniern verlor dadurch so wenig von ihrem Ansehen, daß sie sich sogar auf die leichtgläubigeren Europäer herüberpflanzte. Eben diesen Irrthum hegten auch einst die Portugiesen in Brasilien, welche unsern Missionären an dem Fluß Uruquay das Ansinnen thaten: **Ueberall, wo ihr hintrettet, trettet ihr auf Gold.** Blos die Hoffnung Gold zu erhaschen war der Beweggrund des bekannten Statthalters von Rio Janeiro in Brasilien Gomez Freyre de Andrade, warum er dem Hofe von Lissabon die Kolonie S. Sakrament um die 7 Flecken am Uruquay zu vertauschen anrieth. Diese wollten die Spanier, nachdem sie, wie ich oben gesagt habe, die 32,000 Quaranier herausgetrieben hatten,

ten, wirklich, dem Vergleiche gemäß, an die Portugiesen übergeben; allein die letzteren nahmen sie nicht an. Unter anderen Ursachen dieser Weigerung gab man in Paraquay auch folgende an, daß die Portugiesen, welche während des Krieges die Ländereyen am Uruquay genau in Augenschein genommen, und kennen gelernet hatten, keine Spur einer Gold- oder Silbermine auffinden konnten, da, wo sie sich vorher durch blosse Muthmassungen getäuscht goldene Berge hingeträumet hatten.

Oft habe ich über die Spanier gelacht, welche zuweilen zu uns in die Flecken der Quaranier kamen. Die gemeinsten Steine, die ihnen auf dem Wege aufstießen, hoben sie sorgfältig und mit einer inneren Freude auf, und trugen sie nach Verschiedenheit ihrer Farbe bald als Smaragden, bald als Amethysten, oder auch als Rubinen mit sich fort. Ich sagte ihnen oft, diese sonderbar aussehenden aber dennoch gemeinen Steine fänden sich an den Gestaden der Flüße und auf den Strassen so häufig, daß man nicht nur Schiffe, sondern auch ganze Flotten damit beladen könnte. Allein dieses machte auf sie keinen Eindruck. Sie blieben dabei, daß alles, was sie bei den Quaraniern fänden, Gold oder Edelgestein seyn müße. Von Goldschmieden und Juwelenhändlern müßen sie jämmerlich ausgezischt worden seyn. Legt aber die Einbildungskraft nicht jedem Spielwerke der Kinder einen Werth bei? Diamanten, wovon in ganz Paraquay keiner ist, hat die Verläumdung und der eingewurzelte Haß gegen die Jesuiten dem Lande der Quaranier so häufig angedichtet, daß selbst die öffentlichen Zeitungen dadurch hintergangen wurden. In einem solchen Blatt (Gazeta de Madrid) las ich einst unter der Aufschrift: **London**: Man schreibt aus Brasilien, daß die Jesuiten in Paraquay ihre Diamantengruben zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht haben, daß zu befürchten steht, die brasilianischen Diamanten

 wer-

werden im Preise fallen. Dieses Blatt gab ich dem Statthalter von Paraquay Karl Morphi aus Irrland, der sich durch seine Tapferkeit und Kriegskenntnisse einen grossen Namen erworben hat, zu lesen, als er mich einst zu S. Joachim besuchte. Er las es laut, und lachte und ärgerte sich wechselweise darüber. Die herumstehenden Spanier und Offiziere, die in Paraquay gebohren waren, und ihr Vaterland auf das genaueste kannten, glaubten, der Madriterzeitungsschreiber müße dasselbe in Traume, oder in einem Anfall von Wahnwitz geschrieben haben: allein er ist blos von unverschämten Lügnern ohne seine Schuld hintergangen worden. Wie spitzet sich meine Feder ihre Namen herzuscheiben! Es sind solche, die man nicht einer Lüge fähig halten sollte. Ich hätte mich gern viel Geld kosten lassen, wenn ich nur ein kleines Stückchen von einem Diamanten hätte auftreiben können, um die Gläser zum verschiedenen Gebrauch in der Kirche zu schneiden. Allein ich konnte niemand finden, der einen verkaufte oder besäße. Ich mußte mich daher statt desselben mit einem Kiesel begnügen. Hieraus schließe man, was von den Diamantengruben der Jesuiten zu halten sey. Sie haben blos in den Schriften unserer Verläumder, und der Unwissenden existirt, in Paraquay niemals. Haben die Wilden bei der magallanischen Meerenge etwas Metall, so haben sie es aus dem Gebirge von Chili, wo man, wie jederman weiß, Metalle findet. Aber die Provinz Chili ist von Paraquay so sehr verschieden, als Oesterreich von dem angränzenden Ungarn. Dieses hat Gold und Silber in Ueberfluß, jenes keines von beiden. Die Portugiesen sammeln in Cuyaba, welches unter den 14. Gr. der mittägigen Breite, und dem 322 der Länge liegt, in Matogrosso und in der S. Rosaschanze (la Estacada) aus verschiedenen Flüßen Goldsand oder Goldkörnerchen. Die Spanier ließen es vor Alters geschehen; im letzten Friedensschluß aber bestättigten sie den Portugiesen ausdrücklich diese Freyheit. Denn

die

die letztern behaupteten immer, daß die gemeldeten Landschaften zu Brasilien gehören; die Spanier hingegen rechneten sie zu Paraquay oder Peru. Daß sich jemals ein Spanier oder Indianer die Mühe gegeben hätte, dergleichen Goldflinserchen aus dem Sand der paraquayischen Bäche herauszulesen, habe ich weder gesehen, noch gehört. Doch kann ich nicht bestimmen, ob dieses der Armuth der Bäche, oder der Trägheit der Paraquayer zugeschrieben werden müße: denn an den Portugiesen haben wir allemal in Amerika mehr Thätigkeit, aber auch mehr Habsucht bemerket, welches kein Spanier läugnen wird.

Zur Bestättigung alles dessen, was ich über diese Materie geschrieben habe, scheint mir von einem besonderem Gewichte das Zeugniß des berühmten Bougainville zu seyn, welcher, wiewohl er seine Nachrichten von Paraquay von Feinden unserer Gesellschaft, wenigstens von solchen, die wir zu fürchten Ursache hatten, erhielt, dennoch ohne Bedenken frey und unverholen heraussagt, daß diese Provinz weder Gold noch Silber hervorbringe. Da er so viele theils unrichtige, theils für uns unrühmliche Dinge, so wie man sie ihm weiß machte, niederschrieb, so zweifle ich nicht, daß er auch unserer Gold- und Silberadern würde erwähnt haben, wenn er davon nur im geringsten Wind gehabt hätte. Sein Stillschweigen muß in diesem Punkte meine Leser mehr überzeugen, als ich mit allen Künsten der Beredsamkeit thun könnte. Hierzu kömmt noch ein anderer, eben so unumstößlicher Beweiß, der auch dem stumpfsten Verstand einleuchten muß. Seit dem Jahr 1767 sind die Jesuiten von ihren für die Indianer erbauten, und unterhaltenen Flecken, Kollegien, und Meyereyen weg, und in ganz Europa zerstreuet. Alles wurde der Willkühr, den Augen und Händen der Spanier überlassen. Dreizehn Jahre sind bereits nach unserer Abreise verflossen. Gäbe es nun darinn irgend eine Goldmine, oder

Edelgesteine, so würden selbe wahrhaftig ihren scharfsichtigen Augen nicht entgangen, sondern von hundert Zeitungsschreibern in der Welt ausposaunet worden seyn. Allein bis itzt hat man keine Sylbe von Paraquay verbreitet. Ich wenigstens, der ich fleißig allerlei Zeitungen lese, habe bis auf diese Stunde nicht das Geringste davon weder gelesen noch gehört. Mich wundert auch nicht, daß so viele, die auf unser Vermögen gelauert, und unsere Ehre geschändet haben, auch nach unserer Entfernung nichts fanden: aber das wundert mich, daß sich kein Ehrvergessener gefunden hat, der uns so was nachsagte, nachdem man uns noch in unserer Abwesenheit so viel Uebels theils aus Irrthum, und theils aus Neid aufgebürdet hat. Um meine Leser von meiner Aufrichtigkeit zu überführen, werde ich denselben alles getreulich mittheilen, was mir von Paraquay's Produkten bekannt ist. Man wird nicht ohne zu lachen innen werden, welche Schätze die Natur hier vergrub.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts brachte der P. Anton Sepp aus Tyrol ein altväterischer, aber rechtschaffener, und in der Musik treflich bewanderter Mann, der sich besonders um die Quaranier verdient gemacht hat, aus den Steinen Ytacurù, welche in den Feldern allenthalben herumliegen, mittelst des heftigsten 24 Stunden in einem fortunterhaltenen Feuers etwas Eisen heraus. Allein beinahe niemand machte es ihm nach: denn das bischen Eisen ersetzte bei weiten die außerordentliche Mühe und das viele Holz nicht, das man darauf verwenden mußte. Diese Steine sind aus den kleinsten Steinchen zusammgesetzt, dunkelbraun und mit schwarzen Punkten besprengt. In unseren Zeiten wurde etwas mehr Eisen auf spanischen Schiffen hineingebracht: allein der Preis desselben ist noch heut zu Tage entsetzlich hoch. Eine Art von steyermärktischen oder schwedischen Eisen kostet 4 deutsche

Gul-

Gulden, aus spanischen oder biskayischen acht. Doch thut der besser, welcher um den doppelten Preis eine biskayische Art kaufet, weil sie mehr als zwo nordische ausdauert. Jedem quaranischen Jüngling pflegte der Jesuit, der an seinem Geburtsorte Pfarrer war, an dem Tag seiner Trauung, und den Verheuratheten am Neuenjahrstage ein gemeines Tischmesser zu verehren. Die Auslage zu diesem Geschenke allein belief sich höher, als die Europäer glauben werden, weil die meisten Flecken bei 4000 Einwohner, einige aber auch sechs bis sieben tausend zählten. Knaben und Mädchen schneiden sich ihr Rindfleisch mit einem gespaltenen Rohr, oder zerreißen es mit den Zähnen. Dieser grossen Seltenheit des Eisens ungeachtet, kam es niemanden von uns in den Sinn, aus den Steinen Ytacurù mit unsäglicher Mühe ihr bischen Eisen herauszupressen. Viele halten sich berechtiget aus ihren Beobachtungen schließen zu dürfen, daß die Gebäude, welche aus dergleichen Steinen gebauet sind, vom Blitzstrahl am öftesten berührt werden: vielleicht weil die verborgenen Eisentheile denselben anziehen. Ein vornehmer Engeländer von vielen Kenntnissen versicherte mir zu Kadix, daß seine Landsleute, so oft ein heftiges Ungewitter ausbricht, ihren Beutel, Degen und alles Metall, was sie bei sich tragen, auf die Seite legen, weil sie glauben, daß der Donner vom Metalle angezogen werde. Ich kann den Engelländern nicht Unrecht geben, wenn ich mich an das erinnere, was ich in Amerika selbst beobachtet habe. Im Flecken S. Joachim schlug einst der Donner um 3 Uhr Nachmittags neben meinem Zimmer in den Ort, wo das für die Schmiede nothwendige Eisengeräth aufbewahret wurde. Die dadurch entstandene Feuersbrunst währete bei 20 Stunden, und legte das ganze Haus bis auf mein Zimmer in die Asche. Die höchsten Gebirge bei Korduba um das Thal Calamuchita bringen einen dunkel aschen- oder besser zu sagen bleyfärbigten Magnet hervor. Als ich in der

Va-

Vakanz einst mit meinen Ordensgenossen dahin geschicket wurde, erzählte man mir, daß der Donner wenige Monate vorher in die Eisenkammer eingeschlagen hatte, wo man nämlich die Aexte, Sägen, und andere Schmiedwerkzeuge hinlegte. Alles dieses bekam durch den Donner eine magnetische Kraft, so daß es Nadeln, und was sonst noch von Eisen ist, mit Gewalt an sich zog. Dieß ist auch sehr begreiflich; denn der Donner sammelte sich aus dem in dem dortigen Gebirge mit häufigen Magnettheilchen geschwängerten Dünsten; und erhielt dadurch magnetische Eigenschaften. Diese sollen auch anderen Blitzstrahlen in Europa eigen seyn. Ich lasse alles das der Untersuchung der Naturforscher über.

In den Gebirgen von Korduba gräbt man zuweilen den Talco aus, welcher auf latein Lapis specularis, oder Lunaris, auf griechisch Aphoselenum oder Selebites, auf deutsch aber Frauenglas heißt. Um mit einem Messer seine Häutchen von einander ablösen zu können, muß man ihn in Wasser einweichen. Bei einem mäßigen Feuer nimmt er die Weiche des Papiers, und die Farbe des Silbers an. Man schneidet Bilder, und andere Figuren daraus um arme Kirchen damit auszuzieren. Unter den vielen Blättchen, welche man von diesem Steine abschälet, findet man wenig ganz reine und durchsichtige; die meisten haben theils schwarze, theils dunkelbraune Fleckchen. Die besseren braucht man zu Fenstern und Laternen statt des Glases, welches im J. 1748, als ich in Paraquay kam, äußerst selten, und theuer war. In den vornehmsten Kollegien der Provinz, und den Flecken der Quaranier fand ich nicht ein einziges Glasfenster. Alle Leute machten sich ihre Fenster aus Talco (welches aber wegen seiner Seltenheit nicht sehr oft geschah) Papier oder Leinwand. Allein sie mußten, weil jeder Regen oder heftiger Wind dasselbe einreißt, beständig daran flicken. In den letzten

Jah=

Jahren aber, da ich mich in Paraquay aufhielt, ward eine Menge Glas auf spanischen Schiffen hineingeführt, so daß der Preis desselben um ein beträchtliches fiel, und die meisten Kirchen mit Glasfenstern versehen werden konnten. Gegen Mittag haben die Kirchen statt des Glases einen Stein, welcher wie Alabaster aussieht, hart, weiß und etwas durchsichtig ist. Man läßt ihn mit vielen Kosten aus Peru bringen. Denn da der Sudwind im mittägigen Amerika mit einer Ausgelassenheit ohne Gleichen tobt, so liegt auf einen Stoß desselben alles, was gläsern ist, in Trümmern. Er wirft ganze Häuser um, zersplittert die Hauptmasten der größten Schiffe, und reißt himmelhohe Cedern aus der Wurzel aus. Kalkstein findet man sonst in Paraquay überall, bei den Quaraniern und Abiponern aber keinen einzigen. So trift man auch an den Ufern des Paraquay und anderer Flüße allenthalben Gyps an. Die Quaranier hingegen, welche von diesen Ufern etwas weiter weg sind, brennen aus den Muscheln und Schneckenhäusern Kalk, und weißen sich damit, oder mit einer Kreide, welche von ihnen Tobaty genennet wird, und der Erde von Tripolis ähnlich ist, ihre Wände. Da es mir auch daran in den von mir erbauten Flecken u. l. Frau vom h. Rosenkranz und S. Karolus mangelte, so nahm ich Asche, mischte sie mit Ochsenblut, und strich damit meine Hütte und die Kirche an, damit nicht die Wände, welche von Holz, Rohr, Leimen, und Ochsenmist zusammengeknettet waren, das Auge beleidigten. An dem Gestade des Tebiquary des größeren sah ich einst gesprengten schwarzen Marmor, der aber eben nicht viel Raum einnahm. Ob sonst noch Marmor, oder andere größere Steine unter der Erde verborgen liegen, ist mir nicht bekannt. Daß sich Holz, Rohre, und Beine nicht nur in dem Fluß Parana, sondern auch in den Wäldern und Haiden versteinern, habe ich oben gesagt, und selbst gesehen. Doch macht man davon kei-

nen

nen Gebrauch, auch schätzet man selbe nicht so hoch, wie in Europa, weil sie hier zu Lande etwas sehr gemeines, und alltägliches sind. So sehr kömmt es überall beim Werth und der Bewunderung der Dinge auf ihre Seltenheit, und fremde Herkunft an. Als ich einst aus dem Flecken S. Joachim durch die Gegend von Urucutuỳ eine Reise machte, so fand ich auf einem kleinen Hügel, den ich um die Gegend zu übersehen mit den Quaraniern zu Fuße bestiegen hatte, auf der Oberfläche der Erde überall Steine von gemeiner Art, verschiedener Größe, aber einerlei Figur herumliegen. Sie stellten einen Mund, eine Nase, und zwey Augen, kurz ein menschliches Gesicht nicht unkenntlich vor. Das Sonderbare dieser Entdeckung machte uns anfangs lachen, nachher aber setzte sie uns in Verwunderung. Ich zweifelte gar nicht, daß die Steine durch die Gewalt des herabgefallenen Regens also ausgehöhlet worden sind. Worüber ich mich aber wunderte, war, daß sie gerade dadurch die Gestalt eines menschlichen Gesichts angenommen haben, welches ich sonst nirgends, als an diesem Orte beobachtete. Sogleich schöpften die Indianer demselben einen Namen, und nannten ihn Ytà robà, Gesichtssteine. Rothe, schwarze, feuerträchtige, folglich gute Flintensteine sind besonders am Uraquay sehr häufig. Allein man hat keine Werkzeuge sie zu spalten, und für Flinten zurecht zu machen. Ob Paraquay auch Alaun, Schwefel und Quecksilber hervorbringe, weiß ich nicht. Salpeter schießt auf verschiedenen Feldern sehr häufig an, besonders, wo es Palmbäume von der Art der Carandaỳ giebt. Das von ihren Blättern herabfallende Regenwasser scheint wegen der darauf angenommenen Salzigkeit der Saame des Salpeters zu seyn. In einigen Seen setzet sich bei anhaltender Trockenheit Salz zusammen. An anderen Orten wird aus dem gesammelten Salpeter in irrdenen Töpfen Salz gekochet. In dem Lande der Quaranier giebt es gar keines, sondern dasselbe muß von den

Kolonien der Spanier sehr weit und mit grossen Kosten dahin gebracht werden Die Schildkröten, wovon in den Flüßen, Bächen, und bei den Chiquiten auch in den Wäldern alles voll ist, sind nicht von der Art derjenigen, deren Gehäus bei den Europäern einen so grossen Werth hat, und verarbeitet wird. Spanische Rohre, wie sie die Deutschen, oder indianische, wie sie die Spanier nennen, und welche zu Stöcken gebraucht werden, kennt man in Paraquay nicht, ob man gleich daselbst Rohre von verschiedener Gestalt und Größe hat.

Aber wozu die Erzählungen aller dieser Kleinigkeiten? Blos um meine Leser von meiner Aufrichtigkeit, und Begierde alles anzusagen, was Paraquay erzeugt, zu überführen. Unvernunft, oder Unverschämtheit würde es verrathen, wenn man mir als einem Augenzeugen weniger Glauben beimessen wollte, als den elenden Brochüren, deren Verfasser theils aus Unwissenheit, und theils aus anderen Ursachen Paraquay zum Magazin von Gold, Silber und Edelgesteinen lügen. Viele haben sich geirret, die selbst in Paraquay von Paraquay geschrieben haben. Sie eignen diesem Lande Schätze zu, nicht weil sie die Provinz wirklich besitzt, sondern weil sie selbe in das von Mineralien ganz entblöste Land hineingeträumet haben. Ein Blinder träumte, er sehe, sagt ein spanisches Sprichwort, und er träumte, was er wünschte. El çiego Soñaba, que veia, y soñaba lo, que queria. Hierunter ist Martin del Barco Erzdiakon von Buenos Ayres zu zählen, welcher im vorigen Jahrhundert in seinem Gedichte, Argentina y conquista del rio de la plata, nebst anderen Märchen auch folgendes in spanische Reime gebracht hat, daß nämlich in einem See in der Gegend, wo itzt die Abiponer sich aufhalten, Edelgesteine erzeugt würden. Ich habe die ältesten, erfahrensten, und redlichsten unter den Indianern, die dort herum gebohren waren, und viele Jahre in diesen

Gegen-

Gegenden gewohnt hatten, hierüber befragt. Allein sie antworteten mir einstimmig, daß sie in ihrem Leben keine Edelgesteine gesehen, auch von ihren Vätern nie so was gehöret hatten. Da diese Wilden, um sich zu schmücken, Hals, Arme und Waden, mit Glaskugeln, die aus Europa hineinkommen, andern Scheibchen, die sie sich aus den Schneckenhäusern bereiten, den Saamenkörnern von allerlei Früchten, Nüßen, Klauen von Vögeln und anderen solchen Spielwerken täglich behängen, so würden sie ohne Zweifel mit eben so brennendem Verlangen nach den Edelgesteinen gegeizt haben, weil sie von Natur hellleuchtend sind, wenn sie ihnen unter die Augen, oder unter die Hände gekommen wären. Wir rechnen daher diesen edelgesteineträchtigen See ohne Bedenken in die Klasse der Hirngespinste; denn aus der Klasse der Geschichten ist er schon lange von allen Vernünftigen ausgemerzet worden. Wie läppisch abergläubisch, und dumm argwöhnisch selbst die Einwohner in Ansehung alles dessen, was wie Metall aussah, gewesen sind, kann man aus den Worten des P. Nikolaus Duran, welcher, nachdem er als Provinzial die neuen Flecken der Quaranier in Quayra (sie sind itzt alle portugiesisch) bereiset hatte, als ein Augenzeuge folgendes erzählet: Dort, sagt er, sieht man einen ungeheueren Felsen, von welchem sich das Gerücht bis zu uns verbreitet hat, und den man im entgegengesetzten Verstande den armen nennet; weil ihn alle für die reichste Goldgrube halten, und ihn beinahe ganz aus diesem Metalle bestehen lassen. Dieser Fels sieht recht abentheuerlich aus, hat allerlei Farben, und schimmert so sehr, daß er die Sonnenstrahlen wie ein Spiegel zurück wirft: Daher ihn auch alle Statthalter und Soldaten in diesen Gegenden für ein sehr kostbares Metall halten. Sie zeigen ein außerordentliches Verlangen diesen Felsen aufzusuchen; allein die Furcht umzukommen, oder zu

zu verirren, schrecket sie von der Ausführung ab, besonders von der Zeit an, da 30 Balsas (aus zweenen Kähnen zusammgesezte Fahrzeuge) welche in der Absicht den Goldberg aufzusuchen ausfuhren, zu Grunde gegangen sind. Da meine Reise bei demselben vorbei gieng, so untersuchte ich, was an der Sache wäre; allein ich fand weiter nichts als einen blossen Stein, welcher von dem Sand, den der Wind aus dem Fluß hinaufweht, also abgeschliffen, und geglättet ist, daß er einem Glas ähnlicher sieht als einem Stein. Und dieses pflegt der Ausgang menschlicher Hoffnungen zu seyn. So schreibt Nikolaus Duran in den jährlichen Berichten von Paraquay vom J. 1626 u. f. (92. S. der Antwerper Ausgabe). Daß sich die Sache so verhalte, zweifle ich gar nicht. Denn das Gebiet von Quayrà, wo der beruffene, aber itzt bereits in Mißkredit herabgesunkene Fels ist, haben seit vielen Jahren die Portugiesen inne, welche, gleichwie sie von Natur scharfsichtig, unerschrocken, und zur Ertragung der Beschwerlichkeiten abgehärtet sind, bisher nichts unversucht gelassen haben, die verborgenen Metalle zu entdecken und zu benützen. Enthielte also der Fels außer den Steinen, auch noch Kostbarkeiten in seinem Schoosse, so hätten sie ihn längst umgekehrt, und geplündert. Allein bis itzt weiß man davon noch nichts. Oder hätte wohl dem benachbarten Paraquay, was in Brasilien vorgieng, verborgen bleiben können?

Die Spanier bedienen sich in ihren Häusern meistens silberner Gefäße; das Geräth der meisten Kirchen ist gleichfalls von Silber. In den quaranischen Kolonien sind nicht nur die Altäre, sondern auch das Plafond öfters vergoldet. Ich läugne dieses alles nicht. Allein dieses Gold und Silber ist kein paraquavisches Produkt, sondern ein Erzeugniß von Peru und Chili. Die Quaranier gies-

ßen sich sowohl für ihre als auch der Spanier Kirchen große Glocken von Erzt. Allein sie brauchen dazu Erzt aus Chili. In ganz Paraquay wird weder im Namen des Königs noch eines andern eine Münze geschlagen. Daher wurde der boshafte und thörichte Betrüger, welcher im Namen des Nikolaus als des erdichteten Königs von Paraquay Münzen ausprägete, die aber eigentlich in Quito zu Hause waren, von allen vernünftigeren Europäern mit Recht ausgepfiffen. Nur Unwissenden, deren Kopf eben so seicht, als ihr Haß gegen uns groß war, konnte er sowas aufbürden. Einige Städte ausgenommen, welche mit europäischen Schiffen, oder den benachbarten Peruanern Handel treiben, bedient man sich in Paraquay des gemünzten Geldes sehr wenig. Dessen Stelle vertritt der Tausch wie bei den Alten. Pferde, Maulthiere, Ochsen und Schaafe, Toback, Baumwoll, paraquayischer Thee, Zucker, Salz, allerhand Getreidarten, Feld- und Baumfrüchte, Thierhäute rc. sind statt des Geldes, wodurch man sich alle Bedürfniße einhandelt, den Bischöfen, Pfarrern, und königl. Statthaltern ihren jährlichen Gehalt auszahlet, und die Steuern abträgt. Hauptsächlich gilt dieß von der Stadt Assumtion. Alles, was die Natur daselbst hervorbringt, hat einen von der Obrigkeit festgesetzten Preis, welchen die Kaufenden und Verkaufenden genau wissen und beobachten. Hat eine spanische Frau Unschlittkerzen nöthig, so giebt sie ihrer Schwarzen einen Korb mit einer Portion Baumwoll, Toback, paraquayischem Thee, Zucker und Salz mit. Von diesen nimmt nun die, welche die Kerzen verkauft, heraus, was ihr beliebt, aber nach den bestehenden Gesetzen des Preises. Hier ist nun zwischen dem Käufer und Verkäufer nichts zu handeln. In den wenigen Städten, wo man sich des Geldes bedienet, sind nur dreyerlei Silbermünzen gang und gäbe, nämlich ein peso fuerte, peso de Plata, oder patacón, welcher ein Konventions-

tha-

thaler oder unsrige zween Gulden beträgt, ein Real de plata, und ein medio real de plata. Der erste gilt 5 deutsche Groschen, der andere sieben und einen halben Kreuzer. Gold- oder Kupfermünze sieht man daselbst keine. Die Indianer, welche in den unserer Aufsicht anvertrauten Flecken wohnten, hatten gar kein Geld, so wenig als wir, außer daß in jedem Flecken 14 Silbermünzen, Realen oder Halbrealen aufbewahret wurden; denn diese Münzen werden nach dem Gebrauch der spanischen Kirche bei einer öffentlichen Trauung von dem Pfarrer dem Bräutigam, und von diesem der Braut als eine Morgengabe dargereichet. Gleich nach der Trauungscäremonie giebt man sie wieder dem Pfarrer zurück, damit er das nämliche Geld und die nämlichen Brautringe wieder bei andern Trauungen an der Hand habe. Während der 22 Jahre, die ich mit den Spaniern und Indianern in Paraquay zugebracht habe, erinnere ich mich nicht, wer sollte das glauben? weder eine goldene Münze, noch sonst etwas goldenes gesehen zu haben, außer den Ring des Bischofs, von dem ich aber auch nicht sagen kann, ob er golden war; weil die meisten Bischöfe Ringe von Tomback, welches die Spanier dem Golde vorziehn, zu tragen pflegen. Was Tacitus von dem alten Deutschlande sagt: Ich kann nicht entscheiden, ob ihnen die Götter das Gold im Zorne oder aus Wohlwollen versagt haben. Doch behaupte ich nicht, daß Deutschland gar kein Gold oder Silber hervorbringe; denn wer hat es noch untersuchet? (Sitten der Deutschen, 5ter Absatz) paßt ganz auf Paraquay. Hätte die Natur auch diesem Lande Gold und Silber zugetheilt, und die Kunst und der Fleiß selbes entdecket, so würden die Spanier ihre zwey mühseligen Gewerbe die Viehzucht, und die Zubereitung des paraquayischen Thees, welcher ihren Nachbarn zum Bedürfniß geworden ist, schon lange haben fahren lassen. Die Indianer würden zum Bergbau verurtheilet worden seyn, und



sich daher wider die Religion und die Freundschaft der Spanier, welche immer die Dienstbarkeit zur Folge gehabt hätte, aus allen Kräften gestreubet haben. Wir hätten folglich auch nie so viele tausend Wilde zu unserem Glauben bekehret, also zwar, daß ich den Mangel der Bergwerke, oder ihre Nichtentdeckung für eine Wohlthat der Vorsicht, und für ein Glück der Provinz Paraquay halte.

Wenn gleich Paraquay keine Metalle besitzt, oder wenigstens keine noch darinn entdecket worden sind, so würde man dennoch unrecht daran seyn, wenn man sich diese Provinz als ein armes und mühseliges Land vorstellte. Sie hat Uiberfluß an allem, was man zum Unterhalt des Lebens braucht, und besonders an Vieh von aller Art. Man wird nicht leicht ein Land in der Welt antreffen, worinn so viele und so zahlreiche Heerden Ochsen, Pferde, Maulthiere und Schaafe auf den Wiesen zusammen weideten. Von allen diesen Gattungen wurden anfangs in Paraquay von den ersten Spaniern, welche dahin kamen, nur etwelche Stücke gebracht. Sie haben sich aber seit dem theils wegen der schönen Wiesen, und theils weil sie das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht auf ihrer Weide bleiben können, ins Unglaubliche vermehret. Besonders übersteigt der schnelle Anwachs des Hornviehes alle Begriffe der Europäer. Vor 50 Jahren wimmelte auf dem flachen Lande alles von so vielen Ochsen, die einem jedem gehörten, der sich selbe zueignete, daß sich die Reisenden durch selbe, weil sie sich auf dem Wege hinstellten, und mit ihren Hörnern jenen den Durchgang verwehren wollten, mittelst vorausgeschickter Reuter, eine Oeffnung machen lassen mußten. Man darf sich daher nicht wundern, daß ein ansehnlicher Ochs dazumal durchgängig 5 Groschen oder einen Real de plata galt, wie man aus den alten Rechnungen ersieht.

Der

Der aus Holz prächtig geschnitzte Hochaltar zu S. Borgia am Uruquay (ich habe ihn selbst gesehen) soll ohne Vergoldung 30000 Ochsen gekostet haben. Er war ein Werk der Quaranier aus dem Flecken Loreto, welche unser Bruder Prasanelli von Rom ein vortrefflicher Bildhauer in seiner Kunst unterrichtet hat. Ein jeder Spanier, der seine Meyerey vergrößern wollte, miethete sich für wenige Ellen Zeug, oder Kotton etliche Reuter, welche ihm innerhalb wenig Wochen Kühe und Stiere zu zehn tausend und noch mehr zusammen trieben. Man wird vermuthlich wissen wollen, wie die Ochsen in Paraquay aussehen; denn ich bin öfters darüber befraget worden. An Größe kommen sie den ungarischen gleich, sie sind aber stärker vom Leibe, und von allerley Farben. Den Kopf tragen sie wie die Hirschen mit einem gewissen wilden Troz aufrecht, auch laufen sie beynahe eben so schnell. Wenn die Weide nicht bey einer lang anhaltenden Trockenheit ausdorret, so erhält man von einem jeden geschlachteten Ochsen außer einer Menge Unschlitt so viele Fette, daß oft zween starke Männer selbe nicht wegtragen können. Die Rindsfette vertritt in der Küche gemeiniglich die Stelle des Schmalzes; denn die Kühe werden wegen ihrer Wildheit nur sehr selten gemolken. Sie zu zähmen ist ein langwühriges und mühsames Geschäft, und daher den trägen Indianern und Spaniern unausstehlich. Die einheimischen geben nur in Gegenwart des Kalbes, und wenn man ihnen die Füße bindet, Milch. Untertags läßt man sie mit ihren Kälbern auf die Weide; auf den Abend aber kehren sie wieder selbst nach Haus, doch söndert man die Kälber des Nachts, damit sie ihnen nicht die Euter austrinken, von ihnen ab. Daher kömmt es, daß man in Paraquay von Milch und Käse nur sehr wenig, und vom Butter beynahe gar nichts ißt. Ein Fischer und eine Schlachtbank sind zwey

Wörter, welche der Quaranier nicht kennt. Jeder schlachtet sich seine Ochsen nach Belieben. Die Armen kaufen sich hier nicht, wie in Europa, nur einige Pfunde Fleisch, sondern ganze Viertheile von Ochsen; aber meistens erhalten sie selbe von den Vermöglicheren umsonst. Auch dem wüthendsten Stier können zween oder drey Jünglinge das Leben nehmen. Einer wirft ihm um die Hörner einen ledernen Strick; der andere einen um die hinteren Füße, schneidet ihm hierauf eine Sehne ab, springet ihm auf den Rücken, und sticht ihm das nächste, beßte Meßer in den Nacken. So fällt der Ochs auf einen Stich zusammen. Erst jüngsthin habe ich gehöret, daß dieser Brauch in Sicilien, wo ihn die Spanier eingeführet haben, noch währe.

Die Ochsenhaut, welche vom Kopf bis auf den Schwanz 3 Ellen mißt, und von den Spaniern das gesetz- oder vorschriftmäßige Leder (un cuero de ley) genennet wird, kaufen die Handelsleute durchgängig für 6 Gulden unserer Währung, da doch der ganze Ochs lebendig bey den Spaniern nur auf 4, und bey den Quaranien gar nur auf zween Gulden zu stehen kömmt. Nämlich die Mühe, welche die noch rohen Häute kosten, erhöhet ihren Preis. Um sie zu trocknen, muß man sie mit hölzernen Nägeln auf der Erde fleißig ausspannen, und in einem bedecktem Orte, wo aber die Luft frey durchstreichen kann, damit sie nicht von den Motten angefressen werden, und ihre Haare verlieren, mit aller Vorsicht aufbewahren. Alle drey, wenigstens alle 8 Tage muß der Staub als der Ursprung der Motten sorgfältig ausgeklopfet werden. Wird diese Arbeit einige Monate lang, nämlich bis man einige tausend Häute mit einander verkauft, fortgesetzt, so halten die spanischen Käufer sehr viel darauf. Es ist unglaublich mit welchen Kunstvortheilen und mit welchem Fleiße einige die fri-

schen Häute, wenn sie etwas kürzer sind, bis zur verlangten Länge von 3 Ellen auseinanderzerren. Sie werden aber dadurch so dünn als Papier, und die Lederer können sie nicht brauchen,. Ihren Klagen abzuhelfen, hat man vor nicht gar langer Zeit dieses Ausdehnen der Häute öffentlich verboten. Ich erstaunte oft, daß dieses Verbot nicht schon vor hundert Jahren gemacht worden ist. Weil die Spanier den Lederhandel sehr einträglich fanden, so verfielen sie auf den rasenden Gedanken, Ochsen, so viel sie nur konnten, niederzumetzeln. In dieser Absicht ließen sie ganze Geschwader Reuter rechts und links auf den Wiesen, wo es vom Viehe, das niemanden gehörte, am meisten wimmelte, herumstreifen. Von diesen gemietheten Reutern hat jeder sein besonderes Geschäft. Die einen setzen mit ihren hurtigen Pferden in eine Heerde Ochsen hinein, und schneiden ihnen mit einer langen Lanze, an welcher statt der Spitze eine scharfe halbrunde Sichel festgemacht ist, den zum Abschlachten bestimmten ausgewachsenen Stieren die Sehne der Hinterfüsse ab. Weil sie nun hinken müssen, so werfen ihnen andere einen Strick um; noch andere, welche den vorigen auf dem Fusse folgen, reißen sie zur Erde nieder und tödten sie. Die Uibrigen müßen die Haut ausziehen, an einen bestimmten Ort hinbringen, und mit Nägeln an den Boden befestigen; endlich auch die Zunge, die Fette, und das Unschlitt aus dem geschlachteten Vieh auslösen und wegtragen. Das übrige Fleisch, wovon in Europa ganze Armeen leben könnten, bleibt auf dem Felde liegen, wo es hernach von Tiegern, Waldhunden und Raben nach und nach aufgezehret wird, ohne daß durch die Menge dieser Aeser die Luft jemals angestecket worden, oder eine solche Ansteckung zu befürchten wäre. Eine einzige solche Expedition von etlichen Wochen, trägt demjenigen, der sie auf seine Kosten veranstaltet, einige tausend Ochsenhäute ein. Weil man diese Ochsenjagd

und Niedermetzelung ein ganzes Jahrhundert fortsetzte, so wurden die Wiesen völlig ausgeleeret. Nun giebt es keine der herrenlosen und unzähligen Gemeinheerden (Las Vaquerias) mehr. Wer einen Ochsen oder 10000 Ochsen fieng, besaß sie mit Recht, und kein Mensch setzte sich dawider. Die Habsichtigen richteten damals ihr Augenmerk blos auf den gegenwärtigen Gewinn, den ihnen der Lederhandel einbrachte, und liessen sich dadurch so sehr verblenden, daß sie die Nachtheile nicht sahen, die daraus für ihre Nachkommen entstanden sind. Blos der Größe der Felder, und der Fruchtbarkeit des Erdreichs muß die grosse Menge Hornvieh, welche sich noch bis jetzt in den paraquayischen Meyereyen erhalten hat, und in deren Ansehung Europa Paraquay nur beneiden, nie aber erreichen kann, zugeschrieben werden. Daß bei den Spaniern noch itzt ein Ochs 4, und bei den Quaraniern nur 2 Gulden gilt, habe ich anderswo gesagt. Die ersten Jahre, die ich bei ihnen war, wurde einer meistens für einen Gulden hingegeben. Da die Anzahl derselben sich immer verminderte, so mußten sie natürlich im Preise steigen. Ich kenne Spanier, welche bei 100000 Ochsen auf ihren Meyereyen zählen. Der Flecken Yapeyu zu den h. 3 Königen besitzt bei 500000; S. Michael noch mehr. Hierbei ist aber kein Uiberfluß. Um den Magen von 7000 Quaraniern (so viele Einwohner zählt ungefehr dieser Flecken) auszufüllen, werden täglich wenigstens 40 Ochsen geschlachtet, wovon man einem jeden abends eine grosse Portion abreicht. Hierzu rechne man die Ochsen, welche von den Indianern, in dem Flecken oder auf den Meyereyen heimlich abgethan, von den herumschwärmenden feindselig gesinnten Wilden erschlagen, und von den Waldhunden, Tiegern und Würmern, die sich gemeiniglich an dem Nabel des Kalbes ansetzen, aufgezehret werden. Der Flecken Caàzapà, welcher unter der Aufsicht der Franziskaner steht, erzielet,

wie

wie ich schon an einem anderem Ort gesagt habe, in seinen Meyereyen jährlich bei 20000 Kälber. Jedes Kauffahrtheyschiff nimmt 30 manchmal auch 40000 Ochsenhäute nach Europa mit. Wer mag das Leder von den tausenden berechnen, welches täglich zu Stricken, Zäunen, Häusern, Kisten, Sätteln rc. zum Einmachen des paraquayischen Thees, Tobacks, Zuckers, Getreides, der Baumwoll, und anderer Dinge verwendet wird. Der spanische Pöbel breitet sich statt des Beths eine Ochsenhaut auf die Erde um des Nachts darauf ruhen zu können, so wie alle Negernsklaven thun. Ich gehe alles dieses einzelnweise durch, um meine Leser im Stand zu setzen, von der Menge der Ochsenhäute auf die Menge des Hornviehes einen Schluß zu machen. Rindfleisch ist die vorzüglichste, tägliche und oft einzige Nahrung der gemeinen Paraquayer. Nicht nur allein viele Spanier, sondern auch viele Indianer endigen ihre Tage, ohne ein Brod aus Getreide jemals gekostet zu haben. An vielen Orten mangelt es an einem Getreideboden, an dem meisten aber den Einwohnern an Geduld das Getreide auszusäen und zu mahlen. Türkisches Korn, Erdäpfel, von allerley Farbe und Geschmack, Mandioka (die Wurzel eines Baumes) verschiedene Bohnen, Johannesbrod u.d.g. dienten ihnen manchmal statt des Brods und Zuckerwerkes. Da es den meisten Paraquayern an diesen Nahrungsmitteln fehlet, so muß selbe das Rindfleisch ersetzen, welches zuweilen gesotten, meistens gebratten, und nur sehr selten gesalzen gegessen wird. Von einer Portion, woran ein Europäer ersticken müßte, wird ein Amerikaner kaum zur Hälfte satt. Ein kleines Kalb verzehrt ein Quaranier in wenigen Stunden. Dieß ist eben so gewiß, als es den Europäern unglaublich vorkommen dürfte. Welcher Paraquayer wird nicht aus vollem Halse lachen, wenn er bei dem berühmten Robertson, vermuthlich weil man ihn unrecht berichtet hat, in seiner Geschichte von Ame-

rika liest: Die Amerikaner haben einen schlappen Magen, und wenig Eßlust. Er hätte sagen sollen: Sie sind unersättlich gefräßig, und allzeit heißhungerig. Ovid scheint von den Indianern in Amerika zu reden, da er im 8. B. seiner Verwandlungen sagt:

„Kaum erwacht er, so tobt in seinem hungrigen Schlunde, und in den unermeßlichen Eingeweiden eine rasende Fraßgier. Auf der Stelle fordert er der Erde, der Luft und dem Meere ihre Erzeugnisse ab. Mitten im festlichsten Schmause klagt er über Mangel; mästet sich mit Leckerbißchen, und sehnt sich nach neuen. Woran einer Stadt, einem ganzen Volke genügte, erklekt ihm allein nicht. Seine Freßlust wächst, so wie er seinen Wanst anpfropfet.„ *)

Ich glaube hier keinen Dichter zu hören, sondern die unersättliche Gefräßigkeit der Amerikaner in einem Bilde zu sehen; so treffend ist sie geschildert. Ehe der Indianer schlafen geht, setzt er sein Fleisch, wenn er eines hat, zum Feuer, damit er es bei seinem Aufwachen gebraten finde, und verzehren könne. Geht ihm sein Proviant nicht aus, so wird die Sonne sowohl bei ihrem Auf = als Niedergang seine Zähne beschäftiget, und seinen Mund voll finden, ohne daß ihn der Apetit je-

*) Vt vero eſt expulſa quies, furit ardor edendi,
Perque avidas fauces, immenſaque viſcera regnat.
Nec mora, quod pontus, quod terra, quod educat aer,
Poſcit et appoſitis queritur jejunia menſis
Inque epulis epulas quaerit, quodque urbibus eſſe
Quodque ſatis poterat populo, non ſufficit uni,
Plusque cupit, quo plura ſuum demittit in alvum. *Methamorphoſ.* 8.

jemals verließe. Seinen Antheil Rindfleisch, welches man ihm auf die Reise auf 3 Tage mitgiebt, zehrt er den ersten auf, unbekümmert, wovon er die folgenden lebt. Doch verdient er auch, wenn keine Lebensmittel mehr vorhanden sind, vor allen Europäern gerühmet, und bewundert zu werden, indem er ohne Murren, und geduldig hungernd seinen Weg fortgeht. Diese Freßbegierde der Einwohner, und die unzähligen Ochsen, die man täglich schlachtet, werden meine Leser ohne Zweifel auf den Gedanken bringen, daß Paraquay nicht nur der Sammelplatz der Ochsen, sondern auch die Schlachtbank und der Würgeplatz derselben seyn müße. Die Gefräßigkeit der Paraquayer läßt sich vielleicht damit entschuldigen, daß das Fleisch in Amerika nicht so gut nährt als in Europa. In dieser Meinung stimmten mir viele Spanier aus Europa bei, die sich in Paraquay bei 40 Jahren aufgehalten haben. In den Speisesälen der Klöster wird jedem Geistlichen so viel Fleisch vorgesetzet, als kaum 4 Deutsche oder 8 Italiener aufzehrten. Daß der Magen der Paraquayer eß- und verdauungsfähiger sey, wird niemand behaupten, der da weiß, daß Paraquay unter einem hitzigen Himmelsstriche liegt; denn jemehr der Körper von der Sonne erhitzt, und dem Schweiße unterworfen ist, desto schwächer wird der Magen, und desto weniger und langsamer verdauet er, weil sich alle Wärme desselben nach den äußern Theilen des Körpers hinzieht. Dieß erfahren alle Europäer in den Sommermonaten durchgängig. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß es in den wärmsten Reichen von Amerika minder fähige, und eßbegierige Menschen gebe, deren Magen nämlich die Sonnenhitze schlapp macht. Andere aber nähren sich von Jugend auf in Ermanglung des Hornviehes, des Wildpräts und der Früchte täglich mit Fischen, Schildkröten, Krokodilen, und sogar auch mit den abscheulichsten Insek-

sekten. Diese Nahrung scheint gleichfalls zur Erkältung des Magens, und zur Benehmung der Eßlust nicht wenig beizutragen.

Paraquay bringt nicht nur Ochsen, sondern auch Pferde in unendlicher Menge hervor. Die letzteren stammen alle von den sieben Pferden ab, welche die ersten Spanier in dieses Land gebracht haben. Die ganze Ebene, welche sich vom Silberfluße an auf 200 Meilen weit ringsumher erstrecket, ist ganz mit herumirrenden Pferden bedecket, von welchen man so viele nehmen, und sich zueignen kann, als man will. Etliche Reuter bringen in wenig Tagen viele tausend Pferde nach Hause. Diese Pferdjagd wird nicht auf einerlei Weise unternommen. Bisweilen werfen sie einzelnen Pferden, welche ihnen am meisten gefallen, einen ledernen Strick um. Allein auf solche Art fängt man, wie die, welche mit der Angel fischen, in langer Zeit nur sehr wenige. Andere machen es wie die Fischer, welche Netze auswerfen, und umzäunen das Feld trichterförmig, wobei sie doch eine überausgrosse Oeffnung lassen. Durch diese jagen sie die Pferde, welche sie von den übrigen wegtreiben, schaarenweise hinein, schließen sie hernach zu, und lassen ihre Gefangenen eine Zeitlang Hunger und Durst leiden. Dadurch werden sie geschmeidiger, und lassen sich hernach unter den zahmen Pferden ohne Mühe überall hintreiben, wohin man will. Bisweilen brennt man auch eine Strecke Feldes ab. Sobald nun das junge Gras hervorschießt, kommen die Pferde begierig und haufenweise herzugelaufen, und werden von den Jägern von allen Seiten umgeben, und weggeführet. Einige schneiden auch den Stuten, um sie hinken zu machen, und ihnen das Entlaufen zu verleiden, in die Sehne des Hinterfußes. Denn das Hinken hindert sie nicht trächtig zu werden, als wozu sie allein bestimmt sind. Ein solches vom Fel-

de

de gebrachtes Pferd, welches noch nicht zum Reuten abgerichtet ist, wird meistens für 15 oder 14, bisweilen auch für 10 Kreuzer verkaufet. Die Füllen giebt man den Käufern der Pferde umsonst mit. Ich habe einmal mit Erstaunen gesehen, wie sechs Spanier, die sich mit dieser Pferdejagd abgaben, auf einmal 2000 Pferde in eine Meyerey bei Korduba zum Verkaufe trieben. Man bezahlte sie dafür mit einigen Ellen Coton, welchen sie wie einen Mantel zusammenrollten, und an den Sattel hinter sich aufbanden. So kehrten die Pferdhändler still wieder nach Hause, sie, die kurz vorher mit einem jämmerlichen Getöse, und hinter einer ungeheuren Wolke von Staub herantrabten. Man hätte sie für ein anrückendes Kriegsheer halten sollen Weil die Pferde sogar niedrig im Preise sind, so hat oft ein eben nicht sehr bemittelter Mann auf einer einzigen Meyerey sowohl zum Gestütte, als auch zum Reuten bei 50000 Pferde. Man braucht sie gemeiniglich zu allem. Hohe und Niedere bedienen sich ihrer nicht blos zu Reisen, sondern auch zum täglichen Spatzierreiten in die Kirche, oder in die Stadt, imgleichen zum Holz- und Wassertragen in die Küche, welches letztere sie aus dem nächsten Bache holen, kurz zu allen Geschäften, wozu ein Europäer seine eigenen Füße in Bewegung setzt. Die Pferde müßen auch in ganz Paraquay statt der Drescher das Getreide austretten, und die Mühlen statt des Wassers treiben. So viele tausend Wilde setzen sich gleichfalls ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts täglich auf ihre Pferde. Die Indianer gegen Süden (eine unzählbare Menschenmenge) reiten nicht blos darauf, sondern fressen sie auch stündlich auf. Alle Jahre werden von den Spaniern eine Menge Stutten erschlagen, weil sie ihr Fett, zum Abgärben der Hirschhäute brauchen. Durch die Klauen der Tieger, durch die Zähne giftiger Schlangen, und das alles zernagende Gewürme gehen jährlich, so wie

durch

durch den Wassermangel, wenn die Bäche austrocknen unglaublich viele Pferde zu Grunde. Wir haben ihre Aeser haufenweise an den Ufern der Seen und Flüße herumliegen gesehen. Von den Füllen kommen nur die wenigsten auf. Die meisten werden theils von den im vollem Laufe dahersprengenden Pferden zertretten, und theils den Würmern, die sich an dem stets feuchten Nabel anhängen, oder den Tiegern zum Raube. So vielfältig der Gebrauch ist, den man in Paraquay von den Pferden macht, und auf so verschiedene Weise selbe umkommen, so wimmelt doch alles davon, wie man aus dem äußerst niedrigen Preise derselben, der aber dennoch nach ihrer Verschiedenheit gleichfalls verschieden ist, abnehmen kann. Ein zugerittenes Pferd im besten Alter und Zustande wird meistens für 2 Gulden verkauft, wenn es ein Trottgänger ist. Ist es aber ein Paßgänger, so gilt es vier. Pferdeliebhaber geben für einen Zelter von besonderer Grösse und Hurtigkeit wohl noch mehr. Ich will mich hierüber deutlicher erklären.

Der Preis der Pferde steht in Paraquay nicht nur mit der Farbe und dem Körperbau, sondern auch meistens mit ihrer Gangart im Verhältniß. Diese ist verschieden, und nach der Beobachtung der Spanier vierfach. Am höchsten schätzet man die, welche nicht im Gehen, wie die meisten bei uns, rütteln oder trotten, sondern mit den Schenkeln sanft und weit vorschreiten. Ein Reuter, welcher darauf sitzt, kann sicher ein volles Glas Wasser in der Hand halten, ohnen einen Tropfen zu verschütten. Diese Pferde heißen auf lateinisch Gradarii, Tolutares, und Asturcones, weil man sie einst aus Asturien kommen ließ, auf spanisch Aguillas, de passolargo, und Andadores, auf abiponisch endlich Yachacatà. Es giebt einige, welche von Natur so geartet

artet sind, und andere, die man dazu abrichtet. Ist die Stutte ein Paßgänger, so wird auch das Füllen ein Paßgänger, wenn gleich der Hengst trottete. Sicherer aber ist es, wenn beide Paßgänger sind. Daher söndert man auch in den Meyereyen die Stutten dieser letzteren Art von den gemeinen Hengsten ab. Unter den jungen Pferden wählt man die schönsten, und stärksten aus, um sie einen sanften aber dennoch hurtigen Tritt zu lehren, wobei man auf folgende Weise zu Werke gehet. Man bindet die Vorder- und Hinterfüße mit einem Riemen also zusammen, daß sie zwar gehen, aber keinen für den Reuter beschwerlichen Schritt thun, oder mit den Schenkeln hüpfen und selbe ausstrecken können. Andere binden den Schulpferden einen runden Stein in einem Leder eingemacht an die Füße. Da dieser sie nun, wenn sie trotten, auf die Schenkel schlägt, so lernen sie aus Furcht vor den Schmerzen sanft und mit den Beinen weitgreifend gleichförmig auftretten. Jede dieser zwo Unterrichtsarten macht Paßgänger. Sie lernen mit leichten Füßen über den Boden hinwegschweben, und in prächtigen Schritten einhertanzen, wie Virgil sagt. (3. Georg.) In allen Flecken der Quaranier waren solche Pferdschulen. Jeder Paßgänger macht in einer Stunde zwo Meilen, vorausgesetzt, daß der Weg nicht uneben ist. Auch wird denselben ein gemeines Pferd nie erreichen, es sey denn, daß es galoppiret. Die Pferde, welche man auf lateinisch Succussatores, auf spanisch Trotones, auf abiponisch nichilicheranetà, und auf deutsch Trabgänger nennt, haben von Natur einen für den Reuter sehr unangenehmen Gang: weil sie ihre Füße wie Schlägel aufheben, und dadurch dem auf ihnen Sitzenden alle Eingeweide auf eine sehr gewaltsame Art rütteln. Dergleichen Pferde sind zwar unbequem aber sicher zu reuten: denn da sie den Fuß fester in die Erde setzen, und ihre Beine bei jedem Schritt hoch aufheben, so stolpern

sie

sie seltner als die Paßgänger, welche den Fuß kaum von dem Boden wegbringen, und folglich da sie eben so hurtig als sanft fortschreiten, mit ihrem Huf bald an die Steine, bald an eine Baumwurzel oder eine feste Erdscholle anstossen. Sie fallen also auch öfter, und werfen den Reuter auf die Erde nieder, besonders wo kein gebahnter Weg ist. Ich kenne jemanden, (ich bin niemanden schuldig zu sagen, daß ichs selbst war) welcher diese Erfahrung auf seine Kosten zu verschiedenen malen gemacht hat. Zu langen Reisen, welche durch unwegsame Gegenden unternommen werden, sind die Pferde am besten, welche zwischen den Trott und Paßgängern das Mittel halten, und von den Spaniern Pasitrotes, oder Marchadores genennet werden. Dieser ihr Tritt kömmt dem menschlichen am nächsten. Sie ermüden also den Reuter weniger, werden selbst nicht sobald müde, und stossen sich seltner an. Viele halten sehr viel auf die Wettläufer, weil sie sowohl beim Wettrennen, als auch auf der Jagd, und wenn man feindlichen Wilden nachsetzt, sehr wohl zu gebrauchen sind. Die Spanier, welche auf dem flachen Land wohnen, und alle Indianer schätzen jedes Pferd geringe, das nicht mit allen Vieren zugleich aussprenget, kurz nicht galoppiret. Sie wollen nur geflügelte Pferde. Langsame Schildkröten verachten sie.

Ohne Zweifel taugen alle Geschichtschreiber nichts, von denen sich Robertson hintergehen ließ, da er sagt, die amerikanischen Pferde wären schlecht beleibt, und ganz ohne Feuer; Zwerge unter den Pferden, und nur der Schatten der europäischen Ich behaupte ungescheut, daß die Pferde in Paraquay an Wuchs und innerer Trefflichkeit von den unsrigen in nichts unterschieden sind. Man sieht allenthalben grosse und mittelmäßige für Kürassiere, und Dragoner. Kleine wie die aus Korsika sind in Pa-

r aquay

raquay eben so selten, als die Kometen am Himmel. Es ist wahr, steyermärktische Rosse mit unmäßig breitem Rücken, ungeheuren Schenkeln und spannengroßen Hufen fast wie die Elephanten hat man in diesem Lande auch itzt noch nicht. Es erzeugt blos leichte, kurz Renn- und Reutpferde, nicht aber Kutschen- und Fuhrpferde. Vielleicht würden sie, wenn man sie wie in Europa mit Gerste und Haaber in einem bedeckten Stalle fütterte, die Größe der steyermärktischen erreichen Die Paraquayerpferde werden auf dem Felde geworfen, und bleiben das ganze Jahr, Tag und Nacht, auf dem Felde, ohne ein anderes Futter zu haben, als das Gras, welches um selbe herumliegt, oftmals weder gut noch hinreichend, und zuweilen von der Sonnenhitze und dem Reife verdorben ist. Manchmal nagen sie auch an Baumreisern, und sogar auch am dürren Holze. Um ihren Durst zu löschen müßen sie vielmal lange herumlaufen, bis sie nur ein wenig schlechtes Wasser finden. Unter freyem Himmel sind sie beständig bald der Sonnenhitze, bald lange anhaltenden Regengüßen, bald dem Reif und bald der beschwerlichen Kälte, welche der stürmische Sudwind mit sich bringt, und beinahe überall und allzeit dem Stachel stechender Fliegen, Bremen, und Schnacken, die in unendlicher Menge herumschwärmen, mit blossem, oft mit wundem Leibe ausgesetzet. Diesen Ursachen schreibe ichs zu, daß die paraquayischen Pferde nicht so volleibig wie die steyermärktischen, hollsteinischen, dänischen, und neapolitanischen werden. Wenn im Winter das Gras verwelket, welken sie auch ab, und die Farbe ihrer Haare wird dunkler. Wird das Feld wieder grün, so nehmen auch sie wieder zu, und bekommen ihre alte Farbe wieder. In fetten Weiden, wo viel Gras und Salpeter ist, werden sie gleichfalls so fett, daß man auf ihrem Rücken wie auf einem Tische Thaler zählen könnte, ein Ausdruck, dessen sich die Spanier von den fetten Pfer-

den zu bedienen pflegen. Allein so sehr auch die Paraquayerpferde von dem fetten Grase zunehmen, so giebt es ihnen dennoch die Kraft nicht, welche Gerste und Haaber, mit Stroh und Heu untermengt, den europäischen Pferden zu geben pflegen, so, daß diese den ganzen Tag ihren Reiter tragen oder am Wagen ziehen können. Wenn man in Paraquay eine noch so kurze Reise unternimmt, so muß man allemal eine Schaare Pferde vor sich hertraben lassen, damit man, sobald eines ermüdet ist, das andere hernehmen kann. Dasjenige, welches man vormittag geritten hat, läßt man nachmittag mit den andern frey laufen. Daher gaben wir jedem Quaranier, welcher im königlichen Heere Dienste that, 4 Pferde aus der Meyerey des Fleckens mit, damit sie sich immer eines um das andere bedienen, und die übrigen ausruhen lassen konnten. Doch übertreffen die Pferde von S. Jakob de Storea die übrigen an Stärke und Dauerhaftigkeit des Körpers, theils weil sie von ihren ersten Jahren zan an die Arbeit gewöhnet, und theils weil sie in Ermanglung des Grases, welches auf dem sandigten Boden öfters zu wenig wird, mit Johannesbrod gefüttert werden. Ich kannte Soldaten von S. Jakob, welche mit einem Pferde in den Krieg zogen, sich desselben alle Tage bedienten, und damit wieder zurückkehrten, nachdem sie 30 und noch mehrere Tage auf der Reise zugebracht hatten, und beinahe kein einziger verstrichen ist, an dem sie nicht unterwegs dem Gewilde nachgejagt hätten. Denn da sie nur sehr wenig Proviant mitnehmen können, so würden sie oft Hunger leiden müßen, wenn sie nicht die Jagd zu Hilfe nähmen. Sie mußten viel Gewild um das Leben bringen, um sich das ihrige, und oft auch das meinige zu erhalten; denn auch ich habe manche langwührige Reise mit ihnen durch die öden Wüsteneyen in Chaco gemacht. Ich muß aufrichtig bekennen, daß mir die Pferde

von

von S. Jakob die nützbarsten, und liebsten vor allen waren.

In Paraquay findet man Pferde von allen Gattungen, wie man sie in Europa antrift. Daß es aber darunter mehr Schimmel, und Falben, als Rappen und Füchse gebe, ist eben so gewiß als sonderbar, indem unter diesem Himmelsstriche, fast alle Menschen, sie mögen nun von Europäern oder Amerikanern abstammen, schwarze und steife Haare erhalten. Ein Spanier mit einem blonden Haar ist in Paraquay etwas äußerst seltnes. Ein weißhaarigtes Kind von einer indianischen Mutter, würde für ein Weltwunder angesehen, und zu den Kobolten und Ebentheuern gezählet werden. Vielleicht, daß es sogar der wilde Vater im nächsten Bache ersäufte. Schimmel und Falben, welche die Spanier nach Art der Lateiner bajos, ſpadiceos, badios oder balios nennen, fallen sehr in die Augen, und waren vorzüglich bei den alten in Ansehen. Man rühmt ihre Gelehrigkeit, und Sanftmüthigkeit. Allein da sie, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, bald müde werden, und zu schwitzen anfangen, so kann man sie an Stärke mit den Rappen und Füchsen nicht vergleichen, am wenigsten aber mit den kastanienbraunen Füchsen. Von diesen sagt das spanische Sprichwort, daß sie, weil sie außerordentlich viel ausstehen und ertragen können, eher todt auf dem Platze bleiben, als müde werden. Alazan toſtado antes muerto, que canſado. Doch haben wir auch öfters beobachtet, daß die Eisenschimmel, welche bei den Spaniern Dordillos heißen, weiße und schwarze Haare untereinander, eine schwarze Mähne und einen Schwanz von eben dieser Farbe haben, eine besondere Stärke äußerten. Eben dieses gilt auch von den Braunfalben, (auf spanisch bayo en cerrado, deren Mähne und Schwanz schwärzlicht aussieht. Um meine Nachrichten von Amerika mit ein wenig grie-

 chi-

chischer Gelehrsamkeit zu würzen, erzähle ich meinen Lesern aus dem Homer, daß selbst Achilles unter andern (nach der Meinung der Ausleger) einen solchen Falben geritten habe. Die Schecken hält man in Paraquay für tückisch und gefährlich, und glaubt daher, daß sie mit besonderer Vorsicht behandelt werden müßen. Daß man ihnen hierinnfalls so gar Unrecht nicht thue, habe ich leider mit meinem Schaden vielmals erfahren, obwohlen ich auch eingestehen muß, daß ich die paraquayischen Pferde, von was für einer Farbe sie auch seyn mochten, niemals mit der Sicherheit, und dem Vertrauen bestiegen habe, mit dem man sich auf die meisten europäischen setzt. Viele von jenen schlagen aus, und werfen ab, stolpern, sind widerspenstig, furchtsam und scheu. Jedes gähling̃e Geräusch, jeder fremde Anblick erschrecket sie, also zwar, daß sie ohne auf Zaum und Zügel zu achten den Kopf rückwärts an die Brust des Reiters werfen, nicht mehr weiter gehen, und manchmal auch den Reiter, wenn er nicht fest sitzt, durch ihr Ausschlagen hinabstürzen, oder außer dem Wege mit ihm fortrennen. In der Stadt S. Jakob de Storea habe ich einmal ein junges Pferd zum Geschenke erhalten. Es war weiß, und mit schwarzen Punkten besprengt. Viele Jahre hat es mir die beßten Dienste geleistet. Dieses Pferd besaß so eine Stärke, daß es auch die langwührigste Reise nicht ermüdete. Immer frisch und gutwillig konnte dasselbe durch nichts weder beim Tag noch bei der Nacht erschrecket werden. Es rührte sich nicht, wenn man zwischen seinen Ohren eine Flinte abfeuerte. Dieser trefflichen Eigenschaften ungeachtet, konnte ich dasselbe nie dahinbringen, daß es sich auf dem Felde einem Orte näherte, wo man von weitem neue Ziegel und schwarzen Thon sah. Es fürchtete sich nämlich vor einem Gegenstande, den es noch nie gesehen hatte, wie diejenigen, welches alles Neue für gefährlich ansehen.

Wel-

Welche Angst würde nicht ein Pferd aus Paraquay theils selbst ausstehen, theils seinen Reiter ausstehen machen, wenn es in eine europäische Stadt käme, wo demselben so viele unbekannte Schauspiele von so mancherlei Farben und Gestalten, Grenadiere mit hohen rauhen Mützen auf dem Kopfe, Damen mit noch höhern Aufsätzen von Dünntuch, gleich den Geweihen der Hirschen, und langen Schleppen, womit sie die Gassen kehren, die höchsten Thürme, Häuser mit unendlichen Reihen glänzender Fenster und andere dergleichen Dinge in die Augen fielen. Doch würden sie bei dem wiederholten Anblick dieser Sonderbarkeiten, weil derselbe für sie keine schlimme Folge hätte, ihre Furcht ablegen. Dieß ist die Wirkung der Gewohnheit, welche gemeiniglich die furchtsamen Gemüther wieder aufrichtet. Wir sahen auch in Paraquay paraquayische Pferde zu Kriegsübungen mit Erfolge abrichten, und an den Schall der Trommel, und den Donner der Kanonen , und andere Dinge, welche im Kriege vorkommen, gewöhnen.

Bei einer so grossen Menge der Pferde herrscht auch viele Manchfaltigkeit Einige sind schöner und hurtiger, als die andern, wie in Europa. Diejenigen hält man in Paraquay für die treflichsten, welche eine breite Brust, kleinen Kopf, grosse und schwarze Augen, kurze und spitzige Ohren, weite Nasenlöcher, eine dicke Mähne, einen langen und starken Schwanz, rauhe Füße, dünnen Bauch, einen breiten und runden Rücken, gerade schlanke Beine und einen festen und ungespalteten Huf haben; mit einem frechen Muthwillen ihre Nebenpferde auf dem Felde zum Kampfe auffodern, über die Gräben ohne Furcht setzen, auf dem morastigen Boden leicht weg hüpfen; und sobald man sie abgesattelt, und abgezäumet hat, um den Schweiß von sich abzustreifen, sich frisch auf der Erde herumwälzen. Die, welche auf einem steinichten

nichten Boden geworfen werden, hält man für besser als die, welche auf einem weichen und thonigten das Tageslicht erblicken. Bringt man ein Pferd, das an den steinichten Boden gewöhnet ist, in weiche und morastige Felder, so wird es sich lang streuben, und mit unfestem Tritt furchtsam vorschreiten. Die Ursache dieses Zagens ist die Erde, welche unter den Hufen weicht. Führt man aber eines, welches auf einem weichen Erdreich aufgewachsen ist, auf Stein- und Kießwege, so wird man es öfters straucheln und mit wundem und durch die rauhen Steine abgestossenem Hufe hinken sehen. Denn in ganz Paraquay bedienet man sich der Hufeisen nicht, wiewohl dieses Land an manchen Orten mit Felsen und schrofen Steingebirgen besetzet ist. So ein Hufeisen würde kostbarer als das Pferd selbst seyn, erstens, weil das Eisen unglaublich theuer ist, und zweytens, weil man daselbst den Hufschmid, der die Pferde beschlagen könnte, auch dem Namen nach nicht kennt. Aber es ist auch nicht nöthig. Ich habe durch eine vieljährige Erfahrung gefunden, daß die Pferde, wo sie immer her seyn mögen, innerhalb wenig Monaten jeden Boden gewöhnen. Nicht nur die Spanier sondern auch alle Wilden reiten in Paraquay lauter Wallachen. Am häufigsten und am glücklichsten werden sie im abnehmenden Monde geschnitten. Da ich dieses behaupte, lache keiner der neuern Philosophen über mich, wenn ich und alle Amerikaner ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergelten sollen. Sie alle wissen, sehen und greifen den Einfluß des Mondes auf uns so zu sagen mit Händen. Mir ist er im geringsten nicht zweifelhaft; und ich habe ihn bei den auf meine Anordnung und in meiner Gegenwart erbauten Häusern oft erfahren. Die im Vollmond gefällten Bäume dauern nicht lang, werden faul, und den sogenannten Holzwürmern zur Speise. Die Bäume hingegen von gleichem Alter und der nämlichen Gattung, welche man im auf- oder abnehmenden

Mon-

Monde umhauet, erhalten sich viele Jahre wie Steine. Diesen Unterschied habe ich in den Kolonien S. Hieronymus und Conception, welche für die Abiponer erbauet wurden, offenbar gesehen. In dem ersten beobachtete ich nicht die geringste Spur von einer Holzmotte; das Holz war fest, und nicht im geringsten ausgefressen; weil die Spanier die Palmbäume dazu im abnehmenden Monde gefället hatten. Im andern waren die Balken und Querbäume ganz ausgehöhlet. Tag und Nacht schneyete es einen gelben Staub herab. Tisch und Bett wurden damit angefüllet; und die Würmer machten mit ihrem Nagen ein entsetzliches Geräusch. Weil nämlich die spanischen Soldaten die Palmbäume für unser Haus, um den Bau desselben und ihre Rückkehre zu beschleunigen, im Vollmonde schlugen. Ich fand diese Wohnung, wiewohl sie sehr geräumig war, dennoch so unerträglich, daß ich mir eine neue Hütte bauete. Man sage nicht, diese Beobachtung rühre blos vom unwissendem Volke und den Landleuten her; denn selbst Collumella dieser fleißige Naturforscher erinnert in seinem 12. Buche, daß man alles Holz zu Gebäuden im abnehmenden Monde fällen müße, und zwar zwischen dem zwanzigsten und dreyßigsten, weil seiner Meinung nach das zu dieser Zeit geschlagene Holz nicht faulet. Diese Erfahrung haben wir nicht nur am Holze, sondern auch an der Aussaat, und hundert andern Dingen gemacht. Zieht man dem Ochsen im Vollmond die Haut ab, so verlieret sie bald die Haare. Thut man es im abnehmenden Monde, so bleibet sie unbeschädigt. In Häute der letztern Art macht man, weil sie dauerhafter sind, den paraquayischen Thee ein. Die übrigen braucht man zu geringeren Diensten. Werden die Schiffer von widrigen Winden aufgehalten, so warten sie begierig auf den Mondeswechsel; denn sobald dieser eintritt, pflegen sich auch die Winde zu ändern. Die ganzen 10 Monate, die ich theils auf dem Ozean

 und

und theils auf dem mittelländischen Meere zugebracht habe, beobachtete ich, daß die spanischen, portugiesischen, schwedischen und dänischen Kapitäne äußerst aufmerksam, ich möchte fast sagen, ängstlich den Mondesvierteln entgegen gesehen haben: weil sie um eben diese Zeit eine Veränderung in der Luft oder im Meere hoffeten, oder fürchteten, indem einer langen Erfahrung zufolge auf jede Mondsveränderung eine der Elemente folgt, und der Sturm die Windstille, der Nordwind den Sudwind, oder dieser jenen ablöset.

Aus dem Baum Cupay (woher der berühmte brasilier Balsam Cubaÿba den Namen führet) fließt, wenn man mit einer Axt bis an den Kern desselben hineinhaut, ein von den Aerzten und Mahlern sehr gebrauchtes Oel, aber blos in den Frühlingsmonaten September und Oktober, und zwar im Vollmonde. Nimmt der Mond ab, so erhält man nicht einen Tropfen mehr. Beides habe ich selbst beobachtet, und kaum meinen Augen trauen wollen, bis ich dessen endlich überführet war. Ich übergehe die übrigen Erfahrungen von dieser Art, damit ich mich nicht über die Schranken, und wider mein Vorhaben über die Eigenschaften des Mondes ausbreite, wozu mir das Entmannen der Pferde Anlaß gab.

Die zugerittenen Stutten können leichter und länger als alle andere die Beschwerden der Reise ertragen. Dieß halte ich für eine ausgemachte Wahrheit. Auch bemerkten wir, daß die Kühe immer besser nnd glücklicher über die Flüsse setzten als die Stiere. Oft läßt man mehrere tausend Ochsen in kleinen Abtheilungen über die breitesten Ströme schwimmen. Hierbei zählten wir von den Ertrunkenen immer mehr Stiere als Kühe. Jene werden von dem Fluße, weil sie etwas träger schwimmen, öfters fortgerissen. Den Gestüttpferden scheren die Spa-

nier

nier Mähne und Schweif weg, damit sie desto eher und gewisser fett werden. Ich weiß wohl, daß dieß noch aus einem andern Grunde geschieht. Die Reitpferde zieret und vertheuert ein langer und dicker Schwanz. Auch der elendeste Mohr würde sich für entehret halten, wenn er auf ein englisirtes Pferd sitzen müßte. Die Indianer halten den Schwanz für einen unentbehrlichen Theil des Pferdes, und glauben, wir treiben Scherz, wenn wir ihnen sagen, daß es in Europa Leute giebt, welche ihre Pferde stutzen. Sie sagen, der Schwanz sey nicht nur die Zierde des Pferdes, sondern auch seine vornehmste Waffe, sich der Schnacken und Fliegenschwärme zu erwehren. Ein alter und stets kränkelnder spanischer Priester hatte ein gutartiges, hurtiges, und besonders sanft auftrettendes Pferd. Er bediente sich desselben vor allen andern, zu den Reisen, die er zuweilen unternehmen mußte. Einem Spanier stach der Gaul sehr in die Augen; er bott daher dem Greise dafür so viel an, als er nur selbst verlangen würde, aber vergebens. Unwillig, daß ihm der Priester nicht willfahrete, drohete er diesem sein Lieblingspferd, wenn er es nicht verkaufen würde, heimlich entführen zu lassen. Der Eigenthümer desselben, welcher sich die Erfüllung dieser Drohung als sehr möglich vorstellte, ließ seinen Knecht kommen, und befahl ihm ohne weiters seinem Pferd den Schwanz abzuhauen. Es ist besser, sagte er, einen Theil als das Ganze zu verlieren. Auf dem Felde, wo man es nicht öffentlich sieht, wird es mir zu meinen Reisen noch sehr gute Dienste thun. Die mir begegnen, werden wohl über meinen Engelländer lachen, aber von den Dieben wird es stets unangetastet bleiben. Ich will lieber auf demselben, so lang es mein ist, ausgelachet als ohne dasselbe von einem Trottgänger an allen Gliedern und Beinen, wie Pfeffer im Mörser, zerstossen werden. Ich habe mit diesem Stoiker genauen Umgang gepflogen, und ihn, wie er es auch werth war,

 sehr

hoch geschätzet. Einem Pferde, auf dem der andere reitet, den Schwanz abhauen ist die empfindlichste Rache, und bei dem spanischen Pöbel nichts seltnes. Man hält es für eine Schande und für einen unerträglichen Schimpf, wenn einer den andern einen rabon (ein Pferd ohne Schwanz) heißt.

Dem Pferde ein gutes Aussehen theils zu verschaffen theils zu erhalten, trägt die besondere Reinhaltung desselben nicht wenig bei. Denn wenn sie stets bestäubt, ihre Mähnen ungekämmt, ihre Schwänze schuppicht, und in Knoten in einander verflochten sind, so wird ihre Ausdünstung gehemmet, und die Pferde werden allmählich mager, ausgemergelt oder raudicht. Daher sorgen die wirthschäftlicheren Spanier, und Abiponer, ob sie gleich ihre Pferde nicht gar so gewissenhaft wie die Europäer kämmen, waschen, und striegeln, und auch nicht die nöthigen Werkzeuge dazu haben, dennoch fleißig dafür, daß diese, welchen das freye Feld statt der Krippe und des Stalles seyn muß, nicht in ihrem Unflathe verfaulen. Hängen sich Dörner, Disteln, oder so was stachelichtes an ihre Schwänze an, so werden diese mit Unschlitt durchgeschmieret, und jene mit einem Rüthchen sorgfältig ausgelöset. Sobald sie von einer Reise nach Hause kommen, satteln sie ihre Pferde ab, waschen ihnen den Rücken, wenn er noch vom Schweiße triefet, mit kaltem Wasser, trocknen selben hernach ab, und bedecken sie, damit sie nicht von der kalten Luft aufschwellen, eine Zeitlang mit einer Decke. Die Gesundheit und Lebhaftigkeit der Pferde gewinnt sehr viel, wenn man dafür Sorge trägt, daß sie nahe bei Seen und Flüssen, die helles und lauteres Wasser haben, weiden, damit sie nicht nur, so oft sie wollen, trinken, sondern auch besonders bei strengerer Sommerhitze sich öfters abschwemmen können, welches ihnen eben so angenehm, als gesund, und beinahe nothwendig ist. Denn

Winter werden sie wegen der rauhen Luft, und im Sommer wegen der langen Trockenheit gemeiniglich mager und raudicht, wenn sie nicht einen Ort haben, wo sie sich oft baden, und herumschwimmen können. In einem Flecken nahe bei uns weiß ich, daß eine Menge Stutten aus Mangel eines tiefen Wassers durch die Raude bald daraufgegangen wäre. Sie erholten sich wieder, sobald man ihnen durch den dazwischen liegenden Wald einen Weg zum nahen Bache eröffnete, der ihnen statt eines Bades und besser noch als eine Apothecke gedienet hat.

Auf den Feldern von Paraquay, dieser Herberge des Viehes, giebt es nicht nur viele Schlangen, sondern auch verschiedene Gattungen von Kräutern, welche giftiger noch als jede Schlange vor dem hungrigen Viehe zum Auffressen dastehen. Das bekannteste, und welches daselbst am häufigsten wächst, heißt bei den Einwohnern Nio. Es hat einen langen Stengel und eine gelbe Blume, aber das Vieh zu tödten, eine pestartige Kraft. Die Pferde, welche davon fressen, fallen um, wenigstens werden sie eine Zeitlang mit einem fieberhaften Zittern gequälet. Ich habe selbst in dem Gebiete von Korduba ganze Felder von diesem Kraut gesehen. Die daselbst geworfenen Pferde können es ohne Nachtheil fressen; weil sie von ihren ersten Tagen an daran gewöhnet sind: aber dafür werden sie auch von jedermann für schwach und zu langen Reisen untüchtig gehalten. Ich werde nun etwas von der Sorgfalt erzählen, mit welcher die Spanier ihre Pferde von diesem tödtlichen Futter hindanzuhalten beflissen sind. Wenn sie in den Krieg ziehen, so schicken sie alle Tage einige von ihren Leute als Kundschafter voraus. Diese besichtigen nun, wo sie zu Mittag oder zu Nachts bleiben, das ganze Feld, worauf die Pferde des nachkommenden Geschwaders weiden sollen, weit und breit. Sobald sie

nun

nun solcher Kräuter gewahr werden, reißen sie einige davon aus, binden sie in ein Bündel zusammen, und werfen selbe in das Feuer, damit der daraus entstehende Rauch von dem Winde den Pferden entgegen gewehet werde, weil der Geruch desselben, wenn er den Rossen in die Nase steigt, ihnen einen unüberwindlichen Eckel vor dem giftigen Kraut beibringt. Diese werden sich daher an dem übrigen Grase begierig weiden, aber jenes nicht anrühren. Allein es giebt in Paraquay noch eine Menge anderer Werkzeuge der Zerstörung, als Tieger, Schlangen, Gewürme ꝛc., welche letztere allein unzählige Pferde zu Grunde richten. Die Ursache und der Ursprung der Würmer, welche an den Pferden nagen, sind die in die Paraquay üblichen Sättel. Diese werden aus gegärbten Leder gemacht, und mit zwey Bündeln Binsen ausgefüllet, welche dem Pferde beiderseits auf den Ribben also aufliegen, daß der Rücken desselben von dem Sattel gar nicht berührt wird. Polster, wie man sie in Europa sowohl zur Bequemlichkeit des Reuters als des Pferdes braucht, haben sie keinen. Statt deren werden 4 Ellen Boy übereinander, und auf den Rücken des Pferdes gebreitet. Auf diese kömmt noch statt der Satteldecke eine Decke von weichem Leder verschiedentlich ausgeschnitten und mit Figuren gezieret zu liegen. Dieses alles wird dem Sattel um den Rücken des Pferdes zu schonen untergelegt. Hierauf bringt man noch, damit der Reiter desto weicher sitze, eine Haut von einem Widder, oder eine zierlich buntgestreifte Kotze von Schaafwolle an, von der Art derjenigen, welche die Paraquayer, wenn sie auf freyem Felde schlafen, statt der Matratze sich unterbreiten. Diese Sättel werden nicht mit Stricken von Hanf, sondern mit einem Riemen von Ochsenhaut an dem Pferdrücken festgemacht, ohne daß eine Schnalle dazu nöthig wäre. Die Steigbügel werden von Holz künstlich ausgeschnitten, und für die Vornehmen mit Silber beschlagen. Auf spa-

nisch

nisch heißen sie baules, Koffer, weil sie solchen gleichsehen, indem sie den Fuß des Reuters ganz umschließen, und wider die Unannehmlichkeiten des Weges und der Witterung in Sicherheit setzen. Allein stürzt ein Pferd jählings oder wirft es seinen Reuter ab, dann schwebet dieser in Gefahr geschleifet zu werden, indem man aus selben den Fuß nicht so leicht herausbringen kann, wie aus den eisernen Steigbügeln der Europäer. Die Steigbügel der gemeinen Spanier, welche keine Schuhe tragen, sind gleichfalls von Holz und mit einem so kleinen Loch versehen, daß sie nur die grosse Zehe hineinstecken können. Die Wilden bedienen sich nach den Sitten ihrer Väter gar keiner Steigbügel, und einige auch keiner Sättel. Ein paraquayisches Gebiß ist sowohl an der Gestalt als an der Größe von dem unsrigen unterschieden. Die Indianer machen die ihrigen aus Ochsenhorn mit Querhölzern so, daß sie wie ein Röst aussehen, und das Maul des Pferdes ganz ausfüllen. Die Sporne der Spanier sind überaus groß, und mit langen, großen, und stumpfen Spitzen versehen, womit sie das Pferd mehr in die Seite stossen als stechen. Ihnen kommen die kleinen und spitzigen Sporne der Europäer ganz unausstehlich vor, weil sie glauben, daß das Pferd dadurch leicht wund gespornet und scheu gemacht werden kann. Die Wilden, deren Pferde so schnell laufen, als wenn sie geflügelt wären, bedienen sich klüglich gar keines Sporns, denn ein schnelllaufendes Pferd braucht, wie Ovid sagt, nicht gespornet zu werden. So eines hat mehr des Zaumes nöthig, und ein wilder kann mit seiner nackten Ferse auch den trägsten Gaul zum strengsten Galopp bringen. Dieß ist die ganze Rüstung eines Pferdes in Paraquay. Ich will, daß meine Leser von allem unterrichtet seyn sollen, was die Pferde in Paraquay betrifft. Ich werde daher noch einiges von ihren Krankheiten und Heilmitteln erwähnen.

Oft wird der Rücken des Pferdes durch die rauhe Decke wund gerieben, und oft durch den harten Sattel wund gedrücket. Nimmt man einem Pferde nach einer starken Ermüdung, wenn es noch vom Schweiße schäumet, seine Decke weg, so schwillt es von der gäh darauf fallenden rauhen oder regnerischen Luft auf, bis endlich die Geschwulst nach und nach aufbricht. In die aufgebrochene oder wunde Haut setzen sich sogleich ganze Schwärme Fliegen. Aus ihrem Unflath und Saamen entstehen auf dem Rücken weiße Würmchen, dergleichen man bei dem Fleisch eines frischgeschlachteten Ochsen beobachtet. Hier ist Gefahr in dem Verzug: denn die Würmer vermehren sich stündlich auf eine unglaubliche Weise, und freßen allgemach in das Innere. Will man das Pferd retten, so muß man auf der Stelle mit einem kleinen Hölzchen die Würmer aus dem Fleische herausgraben, und die Höhlung, diesen Schlupfwinkel der Würmer, mit im Munde gekautem Toback öfters ausfüllen. Das Bittere davon tödtet die Würmer, verscheuchet die Fliegen, woraus jene entstehen, und hindert das weitere Umsichgreifen der Fäulniß. Der Schaden muß täglich mit Unschlitt beschmieret werden, damit die Haare nachwachsen. Weil nun die Meisten dieses Mittel außer acht laßen, oder damit so lang zaudern, bis die Wunde unheilbar ist, so zweifle ich gar nicht, daß mehrere Pferde von den Würmern gefressen, als von den Tiegern zerrissen werden. Frische Rückenwunden heilen leicht; alte kaum ein einzigesmal vollkommen. Scheint es auch, als wenn sie zugeheilet wären, und sich eine Haut darüber gezogen hätte, so brechen sie doch, wenn man das Pferd im Reiten etwas zu sehr anstrenget, oder eine kalte Luft einfällt, wieder auf, welches demselben unleidentliche Schmerzen verursachet, und dadurch den Reiter in Gefahr setzet. Denn diese machen das Pferd so wütend, daß es ohne aufhören ausschlägt, bis

es

es den Reiter, der ihm so wehe thut, aus dem Sattel geworfen hat. Ich habe das vielmal erfahren. Die Indianer legen bald die im Munde zerbissene Wurzel Quaycurù, bald zerlassenes Tiegerschmalz, bald die Asche einer verbrennten Muschel von einem rauhen Thiere, welches die Spanier Armadillo, oder Quiriquincho, die Quaranier aber Tatupoyù nennen, bald noch etwas anders dem verwundeten Pferde auf den Rücken, aber selten mit dem gewünschten Erfolg. Ich habe in dem Werke des P. Martin Szentivani aus Ungarn, von der Viehzucht und der Landwirthschaft, ein Mittel gefunden, welches alle amerikanische weit übertrifft, und sowohl durch meine, als unzähliger Paraquayer Erfahrung bewährt ist. Man zerreibt Salz sehr fein, vermengt es mit Essig und dem gelben vom Ey. Mit dieser Masse wird der verwundete oder aufgeschwollene Rücken des Pferdes täglich einmal bestrichen. Sie nimmt den Eiter weg, hindert das Ansetzen der Würmer, hebt innerhalb wenig Tagen die Geschwulst, und macht frisches Fleisch und frische Haare. Nach eben diesem Szentivani kann man auch halbgebratenen Zwiebel von der Art, wie man ihn in der Küche zu Speisen braucht, auf die Geschwulst, oder den schadhaften Rücken des Pferdes aufbinden. Durch beide Heilmittel, sind, wie ich selbst gesehen habe, eine Menge Pferde erhalten worden. Wenn auch die Paraquayer sich wenigstens eines von beiden bedienen wollten, so würde man auf den Feldern nicht so viele Aeser von krepirten Rossen erblicken, welche ein Opfer der Trägheit und eine Speise der Würmer geworden sind. Es giebt gewisse grosse, buntfärbigte, und fleischfressende Vögel von der Art der Geyer, welche die Quaranier Quiriquiri nennen, de aber eigentlich die Aerzte der Pferde heißen könnten: denn sie setzen sich dem Pferde auf den Rücken, becken aus dem Geschwüre, ohne sich durch das Aufschlagen ihres Patienten irre machen zu lassen, den Eiter und die Würmer

her=

heraus, ob sie gleich auch oft die Wunde mit ihren spitzigen Schnabel größer machen. Doch verdienen sie hierinn Nachsicht wie unsere Aerzte, welche bei aller ihrer Sorgfalt für die Kranken bald durch die zu sehr angreifenden Arzneyen, bald durch eine zu starke Dosis derselben den Schmerzen und die Gefahr der Kranken vermehren. Aber die Fledermäuse, welche die europäischen sowohl an Menge als Größe ohne Vergleich übertreffen, fallen dem Pferde nicht nur beschwerlich, sondern sind auch denselben sehr schädlich. Am zahlreichsten flattern sie auf dem Felde herum. Sie setzen sich auf das Pferd, und während daß sie mit dem Schnabel seinen Rücken zerfleischen, fächern sie mit ihren Flügeln ein sanftes und gelindes Lüftchen an. Das thut dem Pferde so wohl, daß es darüber gleichsam einschlummert, und ohne sich zu streuben, sein Blut von der Fledermaus aussaugen läßt. Bestreuet man die zurückgebliebene Wunde nicht alsogleich mit warmer Asche, so schwillt sie auf, und schwüret nach und nach aus, also zwar, daß meines Erachtens in den Bissen der Fledermäuse etwas giftiges stecken muß. Auf eben die Weise, wie sie den Thieren nachstellen und nach ihrem Blute dürsten, pflegen sie auch in den Häusern den Menschen im Schlafe das Blut auszusäugen. Die Empfindung des Schmerzens, den sie mit ihrem Schnabel erregen, wissen sie mit dem Plätschern ihrer Flügel zu mildern: und die Meisten werden die von den fliegenden Egeln an ihnen gemachte Operation erst dazumal inne, wenn sie frühe beim Aufwachen das Bett mit ihrem Blut überall bespritzet finden. Dieß ereignet sich in den Landhäuern, die schon lange nicht bewohnet waren, sehr oft. Wenn der Regen einige Wochen Tag und Nacht in einem fort anhält, wie das in Paraquay nichts seltenes ist, so schwimmt das flache Land überall im Wasser. Die Pferde haben nirgends einen Ort, wo sie einen Fuß hinsetzen könnten, als das Feld. Da sie also so lange im Wasser bleiben

ben müssen, so werden ihre Hufe so weich, daß sie mit denselben nirgends sicher auftretten, und ihr Futter suchen können, folglich mit gesundem Leibe daraufgehen. Als wir einst nach einem Regen von 32. Tagen den Flecken Conception von dem Ufer des Narahaguem an den Fluß Salado versetzten, hatte ich das Mißvergnügen zu sehen, wie die spanischen Soldaten auf einer 22tägigen Reise mehr als 200 Pferde wegwarfen. Bisweilen leiden die Pferde an den Harnwinden, der Dysurie, und wie die Krankheiten alle heißen mögen, welche der Absönderung des Harns in Wege stehen. Einem solchen kranken Gaul bindet der Spanier statt aller Medizin einen Sattel auf, giebt ihm die Sporne und läßt ihn mit verhängtem Zügel gallopiren, bis der Schweiß ganz von ihm trieft. Das ist hinlänglich das Pferd, welches so nahe beim verrecken war, wieder herzustellen; denn es machet gleich darauf um sich her einen See. Bisweilen werden auch die Pferde von den Krämpfungen und dem Rheumatismus befallen, so, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten können. Diesen binden die Spanier die Füße zusammen, und werfen sie auf die Erde. Hierauf pissen sie wacker auf ihre Beine, und tretten sie zu wiederholtenmalen mit den Füßen. Zuletzt binden sie selbe wieder los, setzen sich darauf, und jagen damit fort, so wenig Lust auch die kranken Pferde dazu bezeugen mögen. Diese Art zu kariren ist ein wenig grob, aber kompendiös. Ich selbst habe den glücklichen Erfolg davon gesehen und bewundert. Ich fand für gut dieses Wenige von den Pferdkuren der Paraquayer zu melden, nicht daß sie die Europäer nachmachen, sondern darüber sich verwundern oder lachen sollen. Da Paraquay an Pferden einen eben so grossen Ueberfluß als an Insekten hat, so ist man um die Genesung der Kranken wenig bekümmert. In Europa sind sie seltner und kostbarer. Es ist daher ganz begreiflich, daß man bei uns auch Aerzte und Apothecken für sie bereit

hält. In Paraquay dürfte beides überflüßig seyn. Einmal erkranken daselbst die Pferde weder so schwer noch so oft. Dies kann man daraus schließen, weil sie sich selbst überlassen, im Genuß ihrer Freyheit, auf dem Felde fröhlich herumlaufen, unter freyem Himmel die reinste Luft einathmen, frisches Gras weiden, wenn ihnen die Mutter Natur welches bescheret, aus den lautersten Bächen trinken, und so oft es sie lüstet, in der Schwemme sich erquicken können. Sie dürfen auch weder hart tragen, noch ziehen; und sind daher schon darum lebhafter, und gesünder als die europäischen Pferde, welche wie Missethäter an Ketten geschmiedet, oft in finsteren Ställen wie im Kerker eingesperret, den grösten Theil des Jahres und ihres Lebens zubringen. Heu so dürr wie Binsenstein, und Sprey so hart wie Holz muß mehr ihren Magen ausfüllen, als sie sättigen. Haaber bekommen sie selten und sparsam. Oft und lange müßen sie Hunger und Durst leiden, manchmal aus Schuld ihrer faulen oder diebischen Wärter, manchmal aus Geiz ihrer Herren, welche mehr bedacht sind sie zu nützen, als zu füttern. Ich übergehe ihre immerwährenden Beschwerden, und den Schmerzen, den die Pferde bei dem so vielmaligen Beschlagen ausstehen müßen. Wenn ich dieses alles so überdenke, so wundert es mich nicht, daß unsere Pferde tausend Krankheiten unterworfen sind; es wundert mich nur, daß noch ein einziges übrig ist. Man mußte eine Schule errichten für Menschen, welche die Pferde heilen sollten.

Pferde und Maulthiere weiden in Paraquay untereinander: wir wollen sie daher auch in unserer Geschichte nicht trennen. Es giebt sehr viele, welche den Pferden an Größe gleich kommen, dennoch sind die meisten kleiner als die spanischen und italienischen. Von der Menge der Maulthiere kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jährlich bei 80000 aus Paraquay in

Peru wandern. Die Paraquayer tauschen sich dafür mit nicht geringem Gewinn alle die Kostbarkeiten ein, womit ihre Kirchen und Häuser prangen. Ein unabgerichtetes Maulthier von zweyen Jahren gilt in Paraquay 3 spanische Thaler; in Peru hingegen 10, bis 14. Wer mag aber alle die Maulthiere zählen, welche in Paraquay sowohl in den Städten als auf den Meyereyen sowohl zum Tragen, als zum Reiten täglich gebraucht werden. Viele tausend werden mit paraquayischem Thee bepacket, um denselben aus den Wäldern nach der Stadt zu bringen. Hierunter gehen ganze Schaaren sowohl durch die Rauhigkeit des Wegs als auch ihrer Treiber zu Grunde. Ich weiß Meyereyen, die bei 4000 Maulthiere und noch weit mehr Stutten, die zur Maulthierzucht bestimmt sind, zählen. Aber alles dieses fodert Fleiß und Anstalten, welche die Europäer entweder nicht kennen, oder vernachläßigen, weßwegen auch bei uns die Maulthiere so selten und theuer sind. Ich werde mit aller möglichen Kürze, und Anständigkeit alles auseinander setzen, woraus die Landwirthe Nutzen ziehen können.

Das Feld, auf welchem die Stutten, und ihre Beschеller die Esel weiden, muß mit einem Graben, Zaun, Wald oder Fluß von allen Seiten umgeben seyn, damit die Stutten nicht zu den Hengsten, und die Esel nicht zu den Eselinnen kommen können: denn vermög ihres Naturtriebes suchen sie ihres Gleichen. Die Erzeugung der Maulthiere ist immer ein Werk der Kunst und der Gewalt, sie mögen nun von einem Hengsten und einer Eselin, oder einem Esel und einer Stutte abstammen, wie es in Paraquay der Brauch ist. Damit ein Maulthier, dieses durch sein ganzes Leben arglistige und verschmitzte Thier, empfangen werde, muß man auch mit aller Arglist, und Schlauheit zu Werke gehn. Die Esel, welche sich mit den Stutten begatten sollen, müßen künstlich abgerichtet

werden. Man hält ein Gestütt von Eselinnen, welche Eseln, und Stutten, welche Füllen werfen, in Bereitschaft. Sobald die Stutte sich ihres Füllens entladen hat, wird es erwürgt und ausgezogen. In diese Haut wird, solang sie noch frisch ist, ein gleichfalls neugeworfener Esel gestecket, und der Stutte, der Mutter des erdrosselten Füllens, vorgeführet. Da sie seine langen Ohren erblicket, so weigert sie sich anfangs denselben für ihr Kind zu erkennen, und stößt ihn von sich. Allein durch den aus der Haut ihres Füllens hervordünstenden Geruch betrogen, fängt sie an zu zweifeln, ob der Esel dennoch nicht ihr Junges ist. In dieser Ungewißheit glaubt sie ihrer Nase mehr als ihren Augen, hält das unterschobene Junge für ihr eigenes, und säuget es. In der Folge, wenn beide völlig zusammgewöhnet haben, zieht man dem Esel die Pferdhaut ab, welcher nun unmaskiret sich mit der Milch der Stutte nähret, und unter den Stutten aufwächst. Nun versetzt man ihn in das Feld, wo die zur Maulthierzucht bestimmten und von den Hengsten abgesönderten Stutten weiden. Diese aber begehren der von ihnen gesäugten Esel nicht, und würden sie auch nicht auflassen. Man muß ihnen daher einige Beschellhengste beigesellen, welche die Begattung zwar anheben aber nicht vollenden können. Sie müßen daher nicht ganz, sondern nur (ich hoffe, man wird mich verstehn) an gewissen Theilen verschnitten seyn. Ich bin in Verlegenheit. Um den Wohlstand nicht zu beleidigen werde ich unverständlich; doch will ich mirs lieber an Klarheit als an Behutsamkeit gebrechen lassen. Dem es daran liegt, alles dieses aus dem Grunde zu wissen, dem werde ich alles umständlich eröffnen. Man kann einem bescheidenen Mann vieles zwischen 4 Augen sagen, was man nicht ohne zu erröthen vor dem Publikum aufdecken darf. Die zur Maulthierzucht hergerichteten Esel heißen auf spanisch Burros hechores, und die verstümmelten Hengsten retajados. Diese letztern werden theuerer verkau-

kaufet, weil bei der schmerzhaften Operation der Verstümmelung mehrere daraufgehen. Man wählt gemeiniglich kleinere Stutten zum Maulthiertragen sehr weislich aus, weil sie sich eher zu dem Körperbau der Esel schicken. Dieses alles, was ich bisher angemerket habe, beobachtet man in Paraquay pünktlich. Darum hat man auch daselbst so viele Maulthiere. In mittelmäßigen Meyereyen, wo man eine hinlängliche Anzahl Stutten nebst einigen zu diesen Geschäfte gehörigen Eseln unterhielt, beobachteten wir, daß jährlich bei 200 und mehr Maulthiere geworfen wurden. Ich schreibe dieses zum Nutzen der österreichischen Provinzen, wiewohl mit flüchtiger Feder, nieder, damit wir nicht stets unsere Maulthiere mit so grossen Kosten aus Italien bringen zu lassen genöthiget sind. Hungarn würde vor allen, weil es Pferde, grosse Haiden, und die fettesten Viehweiden hat, in wenig Jahren Maulthiere die Menge aufweisen können, wenn ihre Einwohner die Vortheile, die ihnen die Natur anbietet, nach dem Beispiele der Paraquayer benützen wollten. Ohne Zweifel würde der Handel mit Maulthieren, welche die angränzenden Provinzen begierig aufkaufen würden, demselben mehr als der Wein- und Getreidehandel eintragen.

Obgleich die Maulthiere weder erzeugen, noch gebähren, so bespringen sie dennoch wie die Böcke die Stutten, welche dadurch unfruchtbar werden. Deßwegen werden die jungen Maulthiere, wenn sie ein Jahr alt sind, von den Stutten getrennet, um dieser ihre Fruchtbarkeit zu bewahren. Die meisten werden verschnitten, und nach 2 Jahren zum Lasttragen oder Reiten abgerichtet. Dieses gefährliche Geschäft kostet denen, die sie abrichten, weil sie außerordentlich unbändig sind, täglich viele Zeit und Mühe. So gelehrig und folgsam sie sich auch in den folgenden Jahren beweisen, so darf man ihnen dennoch nie trauen; Denn ein Maulthier dienet, wie das spa-

nische Sprichwort sagt, seinem Herrn 70 Jahre, damit es ihn mit seinem Huf am Ende erschlagen könne. Die Wahrheit dieses Sprichworts ist durch eine Menge trauriger Geschichten, welche ich selbst gesehen habe, bestättiget. Viele wurden auf der Erde geschleifet, oder brachen sich die Beine, oder verloren ihre Hände, oder zerquetschten sich ihren Kopf an den Bäumen und Steinen u. s. f. Denn obgleich die Maulthiere durch die Bank stärker als Pferde sind, und in Wäldern, Steinwegen, und unwegsamen Haiden gelinder und fester auftretten, auch mit ihrem Hufe fast niemals anstossen, so haben sich dennoch die Reitenden bei ihnen mehr als bei allen Pferden in Acht zu nehmen, weil sie, von Natur furchtsam, überall Gefahren vermuthen. Auf dem Wege stehen sie oft auf einmal erschrocken still, riechen im Grase überall herum, horchen mit gespitzten Ohren, und blinzen mit unstetten Augen auf die entlegensten Gegenden. Eine unbekannte Pflanze, ein fremder Geruch, das Zwitschern eines Vogels, das Geräusch der Bäume in den Wäldern, und das Sausen der vom Winde etwas stärker bewegten Blätter macht sie einen nahen Tieger fürchten, besonders wenn es dämmert oder finster ist. Ein panischer Schrecken bemächtiget sich ihrer; sie rennen mit dem Reiter fort, stürzen ihn wenn er sich nicht recht gegenwärtig ist, herab, oder schleifen ihn, wenn er sich in die Steigbügel verhängt, eine Zeitlang auf der Erde. Das Ausschlagen der Maulthiere ist sehr gefährlich, weil sie lange und oft nacheinander ausschlagen. Die Maulthiere hat man also niemals mehr zu fürchten, als wenn sie sich selbst fürchten; denn alsdann sind sie nicht mehr im Zaume zu halten, und scheinen ganz von Sinnen gekommen zu seyn. Wer ein Pferd haben kann, soll sich Vormittags auf kein Maulthier setzen. Denn in der Frühe sind gemeiniglich von den Tiegern, die im Felde herumziehen, noch frische Spuren und

Ausdünstungen übrig: nun aber ertattern sie vor dem blossen Schatten dieses Thieres, so daß er ihnen den Todesschweiß auspreßt. In dem Flecken S. Karolus hatte einer meiner Amponer einen Tieger mit einer Lanze erlegt, gehörig zerstücket, und also zu Pferde nach Hause gebracht, um seinen Hausgenossen einen tüchtigen Schmaus davon zuzubereiten. Auf dem Weg verlor er ohne sein Wissen ein Viertel von demselben, weil der Riem, an dem es hieng, brach. An eben diesem Tag kam ich, der ich von der ganzen Sache nichts wußte, an diesen Ort. Allein das Maulthier, auf dem ich ritt, roch vom weiten den verlornen Braten, ward scheu, und jazte mit mir auf Abwege fort. Ja es merkte sich viele Monate seinen Schrecken, und war auf keine Weise dahin zu bringen, daß es bei dem Platze, wo das Tiegerviertel gelegen hatte, vorbeigegangen wäre. Ich mußte daher immer daselbst einen Umweg nehmen, wiewohl von dem Tieger weder ein Haar noch das geringste Beinchen mehr übrig war. Wir haben von Natur überaus gutartige Maulthiere gesehen, welche auf ein einzigesmal, daß sie ein Tieger erschrecket hatte, also scheu geworden sind, daß sie lange Zeit weder jemanden aufsitzen, noch sich etwas aufladen ließen. Der Schrecken ergriff so ihre ganze Seele, daß ihnen derselbe nur sehr spät und schwer aus dem Sinne kam. So viel Gewinn der Maulthierhandel in Paraquay abwirft, eben so gefährlich ist er auch für die Maulthierhändler wegen jener ihrer unglaublichen Zaghaftigkeit und ihres Hanges davon zu laufen. Auf einmal werden oft 10000 Maulthiere ganz frey ohne Riemen von wenig Spaniern nach Peru getrieben. Ehe sie sichs versehen, nehmen alle, wenn sich auch nur ein Laub reget, voller Schrecken den Reißaus, und flüchten sich spornstreichs von allen Seiten in die unermeßlichen Ebenen und unabsehbaren Haiden. Alle Mühe der Reiter und die Geschwindigkeit der Pferde sie wieder auf den rechten Weg zu bringen ist vergebens. Ich er-

erinnere mich, daß einst bei 2000 Maulthiere in dem Gebiete von Korduba ihrem Eigenthümer zu Grunde giengen. Ein auf einem Baum zum trocknen aufgehängtes, und von den stürmischen Winden hin und her gewehtes Hemd war die Ursache ihrer Flucht, und des für den Maulthierhändler so beträchtlichen Schadens. Beispiele einer solchen Flucht, und eines solchen Schadens hört man öfters; viele gerathen dadurch ins Verderben.

Ich habe wackere und herzhafte Leute gekannt, welche durch so viele Unfälle schüchtern gemacht den Entschluß gefaßt haben, sich Zeit ihres Lebens auf kein Maulthier zu setzen. Sie pflegten zu sagen: ni mula, ni mulato; Maulthieren und Mulaten müße man nicht trauen, das ist, Leuten, welche von einem Weißen, und einer Schwarzen abstammen. Ich kenne aber auch eine Menge anderer, welche die Maulthiere den treflichsten Pferden zur Reise vorzogen. Man kann sie auch deßwegen nicht tadeln: denn wenn gleich die Maulthiere furchtsam und tückisch sind, so haben sie doch vor den Pferden viele Vorzüge. Sie haben besonders, wenn sie Paßgänger sind, einen außerordentlich sanften und dennoch festen Schritt, und tretten überall sicher auf, es mag nun die Reise über steile Felsen, oder über morastige Gegenden gehn. Zum Uebersetzen über die Flüße aber taugen die Pferde, weil sie höher sind, mehr. Eine lange und beschwerliche Reise, zu welcher kaum 4 Pferde zureichten, hält ein einziges Maulthier aus. Sie sind auch mit dem schlechtesten Futter, daß ihnen in dem Wege kömmt, zufrieden, und dennoch meistens fett und dick. Viele laufen noch weit geschwinder als die schnellsten Pferde, welches ich beim Wettrennen der Soldaten vielmals beobachtet habe. Zudem leben sie auch länger als andere Thiere, vielleicht weil sie sich nicht begatten. In S. Joachim hatte ich Maulthiere, welche mehr als 30 Jahre alt waren, und dennoch bei allem ihrem Alter

ter einen Reiter aufsitzen ließen, und ihn bei Gelegenheit mit Ausschlagen auch wieder abwarfen. Sie haben Riesenstärke, und Kräfte, die allen Glauben übersteigen. Mit paraquayischem Thee bepacket tragen sie auf dem Rücken eine Last von 4 Zentnern durch die schrofesten Wege viele Monate in einem fort. Kurz man kann nicht leicht entscheiden, ob bei den Maulthieren die treflichen oder schlechten Eigenschaften vorwiegen. Als einen Zusatz füge ich hier noch folgendes bei. Unter der unendlichen Menge der Maulthiere, die ich in Paraquay gesehen habe, kannte ich nur ein einziges, welches von einem Pferde und einer Eselin erzeugt war. Es gab keinem Pferde an Höhe und Größe etwas nach; an Gutartigkeit aber übertraf dasselbe alle. Blos die Ohren verriethen, daß es zu der Abart der Maulthiere gehörte. Es kam von sich selbst täglich in unsern Hof und sogar auch in unser Zimmer, weil wir selben Brod und Salz gaben. Wenn wir es aus dem Zimmer hinausjagten, so steckte es seinen Kopf zum Fenster hinein, wie ein Bettler. Weil das Maulthier aus meiner Hand vielmals dieses Schleckwerk erhielt, so lief es mir sowohl auf dem Platz, als auch auf das Feld hinaus nach, begleitete mich nach Hause, streckte mir seinen Kopf vor, damit ich ihm die Ohren kratzte, bleckte die Zähne, damit ich ihn Salz gäbe, und schmeichelte mir wie ein Hund, indem es seinen Kopf an meine Schulter drückte. Man hätte es für eine Pantomime halten sollen. Die Indianer haben oft darüber gelacht, und noch öfter sich darüber verwundert. Auf den Reisen in holperichten Wegen zeigte sich dasselbe, ohne auf ihre Länge zu achten, allezeit unermüdet und unerschrocken. Folgendes ist der Aufmerksamkeit der Philosophen nicht unwerth. Wiewohl dieses Maulthier von einem Hengsten erzeuget, und von einer Eselin geworfen wurde, und an seinem Körperbau und seiner Gestalt von den Pferden, die Ohren ausgenommen, in nichts unterschieden war, so

trug es dennoch vor den Pferden einen gewissen Abscheu, und gesellte sich immer zu den Eseln, wenn es deren einige erblickte oder roch. So sehr neigte der Naturtrieb dasselbe auf die mütterliche Gattung hin. Ich möchte sagen, daß bei dem oftberührten Maulthiere der Spruch der Rechtslehrer: Partus sequitur ventrem, statt hatte.

Der Esel darf man ihrer Verwandschaft wegen mit den Pferden und Maulthieren bei Erwähnung dieser nicht vergessen. In den Ebenen von Paraquay laufen sie haufenweise herum, und gehören niemanden, als dem der sie fängt und wegführt. Von ihrem Schreyen erhallt die Luft und die nahen Pflanzer lassen sie nicht schlaffen. In Italien und Portugall sind die Esel, wie ich selbst gesehen habe, die geschäftigsten Thiere, und zum Lastkorbe, und Sattel gleich brauchbar. In Paraquay dürfen diese nichts thun. In recht grossen Meyereyen unterhält man auch grosse Heerden Esel, um stets frischgeworfene bei der Hand zu haben, welche man hernach zu Erzeugung der Maulthiere braucht. Die Esel sind nicht so fruchtbar als man glauben dürfte, ohne daß man die Ursache davon weiß. Außerdem richten auch die Tieger täglich grausame Niederlagen unter ihnen an, besonders unter denen, welche sich mit den Stutten vermischen. Auf diese gehen sie am ersten los. Ob ihnen ihr Fleisch auch schmackhafter vorkömmt? Ich glaube es wenigstens, weil es stinkt: denn die Tieger pflegen auch den stinkenden Mohren dem Spanier und das faule Fleisch dem frischen vorzuziehn, wie wir aus Erfahrung wußten. Kein Amerikaner wird dem Esel den Vorwurf der Feigheit machen; denn sie stossen den Tieger, wenn er auf sie zukömmt, mit ihren Hufen zurück, und wehren sich hartnäckiger als alle Pferde. Allein weil sie dumm, und wie überall langsam sind, so werden sie von dem schlauen und schnellen Tieger mei-

meistens mit List überwältiget. Die Spanier tödten gleichfalls alle Jahre nicht wenig Esel, ihrer Fette wegen, welche sie wider die natürliche Einrichtung der andern Thiere im Genicke haben, und die Gerber die Hirschhäute abzugerben brauchen. Andere machen davon auch noch einen anderen Gebrauch. Bei der unzählichen Menge Pferde und Maulthiere in Paraquay wird es nicht nur jeder Spanier, sondern auch der elendeste Mohr für eine Schande halten einen Esel zu besteigen. Doch würdigen sich die Spanier um die Städte Rioja und Catamarca herum, weil es dort wegen der wenigen Felder auch wenig Pferde giebt, auch auf Esel zu setzen. Ein für alle sehr heilsames Gesetz untersaget unsern Quaraniern Pferde zu halten, um ihnen alle Gelegenheit zu benehmen zum Nachtheil wenigstens mit Gefahr der andern umherzuschweifen. Sie bedienen sich durchgängig der ihnen zugehörigen Esel ohne Unterschied des Geschlechts, die Früchte vom nahem Felde nach Hause zu schaffen. Denen aber, welchen die Aufsicht über das Vieh, und die Besorgung der Angelegenheiten des Fleckens anvertrauet ist, hielten allemal Pferde und Maulthiere in Bereitschaft.

So wie Paraquay an anderem Vieh Ueberfluß hat, so wimmelt es auch daselbst von zahlreichen Heerden Schaafen, die den unsrigen völlig gleich kommen, und um welche Europa diese Provinz beneiden dürfte. Einige quaranische Kolonien zählen bei 30000, andere weniger, nach der Zahl ihrer Einwohner und der Ergiebigkeit der Weide. Ihre Wolle wird hauptsächlich zur Kleidung der Indianer verarbeitet: Denn die Indianerinnen tragen nichts als ein weißes baumwollenes Tuch zu ihrer Bedeckung. Das Geschäft der Mädchen war auf dem Felde die zeitige Baumwolle zu sammeln, der Weiber hingegen ihres, nicht nur diese, sondern auch die Schaafwolle zu spinnen; das der Männer endlich, die Faden verschieden zu färben und

zu

zu weben. In jedem Flecken ist eine grosse Weberwerkstätte, worinnen, um so viele tausend Einwohner alle Jahre neu zu kleiden, stets gearbeitet wird. Nie wird ein Indianer mit seinem Loos zufrieden leben, es sey dann, er habe seinen Magen mit Fleisch angepfropfet, und eine gute Kleidung auf dem Leibe, also daß zur Erhaltung dieser Kolonien die Menge der Ochsen und Schaafe wesentlich nothwendig ist, weil die ersten Fleisch zur Speise, und die zweyten Wolle zur Kleidung hergeben.

Das Wollvieh erfodert, weil es zärter ist, mehr Sorgfalt und Fleiß als das Hornvieh. Daher sahen wir uns immer mit aller Sorgfalt um treue und emsige Hirten um, die es den Wölfen nicht nachmachten. Diesen banden wir fleißig ein, die Heerden zu den gesetzten Stunden in das Gehege (einen bedeckten Ort ohne Seitenwände) zu treiben, damit sie wider den nächtlichen Thau, die mittägige Sonnenhitze, und die Anfälle der Löwen und Tieger in Sicherheit wären. Auf das Feld durften sie selbe nicht eher hinaus lassen, als bis die Sonne den Thau aufgetrocknet hätte. Von sumpfichten Gegenden, bethautem Gras, Disteln und Dörnern mußten sie die Schaafe sorgfältig entfernet halten: Denn die übermäßige Feuchtigkeit verursachet denselben oft einen tödtlichen Husten, und die Dörner raufen ihnen viel Wolle aus. Um fette Weiden, wo viel Salpeter und Wasser ist, sollten sich die Hirten fleißig umsehen. Die überflüßigen Widder, welche den Schaafen ohne Zweifel nachtheilig gewesen seyn würden, mußten sie beschneiden, um sie fett zu machen. Gebraten taugen sie auf dem Tische mehr als lebendig auf dem Felde. Alles was bockartig ist, durften sie zu den Schaafen nicht einmal in die Nähe lassen, damit nicht ihre Wolle durch ihre Vermischung mit Böcken an der Zartheit verlöre. Die Schaafwärter mußten gleichfalls sehr darauf sehen, daß sie die zarten Lämmer, sobald sie ge-

geworfen waren, in einen sichern Ort brachten, um dort von ihrer Schaafmutter gesäuget und abgelecket zu werden. Ohne diese Vorsicht werden sie von den grösseren zertretten. Auch mußten sie wohl acht haben, daß sich an dem feuchten Nabel der Lämmerchen keine Würmer ansetzten. Zur Aufnahme der Meyereyen trägt gleichfalls nicht wenig bey, wenn man das ganze Heer der Schaafe, welches sich auf 10 bis 30000 Stücke beläuft, in kleinere Haufen eintheilet, jedem derselben ein besonderes Geheg, wo sie des Nachts verwahret werden können, und eine besondere Weide anweist, und eigene Wärter giebt, weil diese mehreren hernach die Sorge über die Schaafzucht miteinander theilen und ihre Geschäfte leichter und emsiger verrichten können. Durch diese Sorgfalt nahmen die Meyereyen der Quaranier täglich auf eine den Europäern unglaubliche Weise an Schaafen zu.

Da Paraquay an Vieh von aller Art einen so beneidenswerthen Uiberfluß hat, wer wird diese Provinz, ungeachtet selbe an Mineralien Mangel leidet, für ein armes Land ansehen? Gewild, Thiere, Vögel, Fische Amphibien, Bäume, Früchte, Arzneypflanzen ꝛc. bringt selbe gleichfalls in unendlicher Manchfaltigkeit hervor. Die genauere Beschreibung davon werde ich an einem anderem Orte liefern. Noch ist mir von dem Klima in Paraquay und den übrigen Eigenschaften der dortigen Athmosphäre einiges zu sagen übrig. Die Beschaffenheit der Luft ist nach der Verschiedenheit des Ortes verschieden. Je mehr ein Ort gegen Süden, welches dort die kälteste Gegend ist, zuliegt, desto mehr nimmt auch die Kälte zu. In der Terra Magallanica oder dem Lande der Patagonen, welches man noch zu Paraquay rechnet, herrscht die strengste Kälte, in dem nahen Gebirge liegt immerwährender Schnee; und die stürmischen

Sud-

Sudwinde toben auf den dortigen Meeren, wofür sich jeder Schiffer fürchtet, mit einer schrecklichen Wuth. Selbst in dem Gebiete von Buenos Ayres, welches unter dem 34. Grad der Breite liegt, ist die Luft noch zu rauh, als daß Toback, Baumwolle, Zuckerrohre paraquayischer Thee, Affen und allerley Gattungen von Papageyen sich erhalten, oder erzeugt werden könnten, ungeachtet die Getreiderndte daselbst sehr ergiebig ausfällt, und auch Citronen, Pfirsiche, Kütten, Granatäpfel, Feigen 2c. ganz gut fortkommen, wenn anders der Fleiß der Anpflanzer der Fruchtbarkeit des Bodens entspricht. Außer den Gebirgen nahe bei Chili habe ich sonst nirgends Schnee gesehen. Auch giebt es hier 4 Jahrszeiten wie in Europa, aber in einer anderen Ordnung. Denn wenn die Europäer Sommer haben, ist daselbst Winter, haben sie aber Frühling, so ist in Paraquay Herbst. Denn der November, December und Jäner machen den Sommer; der Hornung, März und April den Herbst; der May, das Heu- und Brachmonat den Winter; der August endlich, der September und Oktober den Frühling aus. Im August blühen die Bäume, die Vögel bauen ihre Nester, und die Schwalben lassen sich wieder sehen. Im Winter fäll gar kein Schnee, und der Reif nur sehr selten, so daß auch im Winter an vielen Orten die Melonen nnd Hülsenfrüchte gedeihen, ohne von der rauhen Luft zu leiden, wie ich selbst gesehen habe. In den Gebirgen von Taruma, wo ich mich 8 Jahre aufgehalten habe, fällt der Reif dreymal nach einander. Aber, was zu bewundern ist, auf den dritten, welcher strenger ist, als die beiden vorhergefallenen, folget gegen Mittag noch am nämlichen Tag allemal ein Ungewitter mit Blitzen, Donner, und häufigem Regen, wodurch das vom Reif verbrannte Gras wieder grünet, oder neues hervorschießt. Nach der Verschiedenheit der

Win-

Winde waren gleichfalls die Luftveränderungen verschieden. Der Sudwind bringt Kälte, der Nordwind Wärme. Wir hatten daher an einem Tage Sommer und Winter, so oft beide Winde einer den andern ablöseten. Mann kann weder mit Gewißheit, noch allgemein bestimmen, worinn der Winter sich vom Sommer unterscheidet. Denn einige Länder, wie Brasilien werden damals von einem unaufhörlichen Regen durchweichet; andere hingegen dorren durch eine oft viele Monate anhaltende Trockenheit völlig aus, wie das Gebiet von S. Jakob de Storea. Donnerwetter sind nicht wie in Europa dem Sommer allein eigen, sondern das ganze Jahr hindurch gewöhnlich. Auch kann man von keinem Wintermonate sagen, daß selber von Schlossen, vom Wetterstrahl, Bliß und Donner frey wäre. Die Sommerhitze ist dem Reitenden am beschwerlichsten, aber im Schatten, oder unter dem Dache oft erträglicher als in Oesterreich, wenn die Wärme daselbst den höchsten Grad erreichet hat. Ich habe dieses zur Genüge erfahren. Daß der Frost des Winters in Paraquay nicht sehr eindringend seyn müsse, mag man daraus schließen, weil die Indianer und Indianerinnen denselben ohne Unterschied des Alters mit blossen Füßen, meistens auch mit blossem Kopf und nur in eine leichte Leinwand gehüllet, ohne Gefahr zu erkranken, aushalten können, und das Vieh Tag und Nacht auf dem Felde bleibt. Doch pflegen sich die berittenen Wilden bisweilen mittelst eines Mantels von Otterfellen wider die rauhe Luft zu beschützen. Der kürzeste Tag in Paraquay ist im Junius, nämlich wenn in Europa die sommerliche Sonnenwende einfällt. Die Sonne geht damals um 6 Uhr 52 Minuten auf, und um 5 Uhr 7 Minuten unter. Der längste Tag fällt im December ein zur Zeit der winterlichen Sonnenwende, und dauert von 5 Uhr 7 Minuten bis 6 Uhr 52 Minuten Abends. Ich verstehe dieß

von

von dem Himmelsstriche, worunter die quaranischen Flecken liegen, das ist, von dem 24. 25. 26. 27. 28. und 29. Grade der Breite. Hieraus erhellet, daß in Paraquay die Tage niemals weder so lang noch so kurz wie in Deutschland sind. Die Luft ist in diesem grossen Lande verschieden, meistens gesund, und fähig das Leben auf viele Jahre hinaus zu verlängern. Der Kranken giebt es daselbst, im Vergleiche mit Europa so wenige, als die Zahl der Greise groß ist. Nicht wenige Spanier, Indianer und Mohren werden über ein Jahrhundert alt. Aber am längsten leben die berittenen Wilden. Die Ursache ihrer außerordentlichen Lebenskraft werde ich in der Geschichte der Abiponer, die ich itzt bald anheben werde, auseinandersetzen, so wie eine Menge anderer Paraquay allein eigenthümlicher Erzeugnisse, welche ich hier Kürze halber übergangen habe.

Mit Recht würde man meiner Geschichte den Vorwurf der Unvollständigkeit machen können, wenn ich nicht auch weniastens die merkwürdigsten Eigenschaften der vierfüßigen Thiere, Amphibien, Vögeln, Fische, Pflanzen, Bäume und ihrer Früchte kurz und gleichsam im Vorübergehen berühren wollte. Ohne Zweifel würde ich diese Sehenswürdigkeiten der Natur in Paraquay näher und aufmerksamer betrachtet haben, wenn ich vorgesehen hätte, daß ich davon in Oesterreich schreiben würde. Wer sich damit vollständiger und genauer bekannt machen will, der schlage den berühmten Linnäus, und den gelehrten Holländer Wilhelm Piso, der sich lange Zeit in Brasilien aufgehalten hat, und andere nach, welche g wissentlich alles Stück vor Stück der Ordnung nach beschrieben haben. Dennoch schmeichle ich mir, wenn ich mich

nicht

nicht sehr irre, meine Leser hie und da mit Merkwürdigkeiten zu unterhalten, welche diese berühmten Schriftsteller weder gesehen, noch aufgezeichnet haben. Kurz man wird innen werden, daß auch oft eine blinde Henne ein Waitzenkörnchen aufscharret. Da die Abiponer der Hauptgegenstand meiner Geschichte sind, so mußte ich das zur Erläuterung derselben dienliche nur obenhin durchgehen in der Besorgniß, die Noten möchten weitläuftiger als der Text und das vorläufige Buch größer als die Geschichte selbst ausfallen. Wir wollen von den vierfüßigen Thieren anfangen. Der Tieger soll zuerst auf den Schauplatz hervortretten.

Der Tieger, Onza und Mbaracayà.

In Paraquay giebt es mehr Tieger, als man glauben sollte; weil diese Provinz an Vieh, der Nahrung des Tiegers, Uiberfluß hat. Alle Tieger haben schwarze Flecken, doch mit dem Unterschiede, daß bei einigen die Farbe der Haut ins Weiße, bei andern ins Gelbe fällt. Gleichwie die Löwen aus Afrika um viel größer und grimmiger sind als die in Paraquay, so übertreffen hinwiederum die paraquayischen Tieger an Größe weit die afrikanischen. In der Meyerey zu St. Ignaz, welche dem Kollegium von Korduba gehörte, fanden wir bei unserer Ankunft aus Deutschland die Haut eines Tiegers, welcher Tags vorher erlegt worden war, auf der Erde mit hölzernen Nägeln ausgespannt. Sie maß 3 Ellen und 2 Zolle. Länger fodern sie auch die Spanier von einem ausgewachsenen Ochsen nicht. Sonst ist auch der größte Tieger schlanker und leichter gebauet als jeder Ochs. Die Tieger mögen nun wie die Katzen auf etwas hinanspringen oder davon fliehen, so ist ihr Lauf allemal außerordendlich schnell, aber nicht anhaltend. Ein rüstiger Reiter wird sie im Felde leicht einholen, und erlegen.

gen. Im Walde verbergen sie sich hinter Bäumen oder in einem Schlupfwinkel, und wehren sich, wenn sie angegriffen werden, auf das Hartnäckigste. Es ist unglaublich, welche Verwüstungen sie täglich in den Meyereyen anrichten. Ochsen, Schaafe, Pferde, Maulthiere und Esel zu erwürgen kostet ihnen keine Mühe. Ihre Aeser schleppen sie in ihre Höhlen, um sie erst dann zu verzehren, wenn sie zu faulen anfangen. Uiberhaupt essen sie allemal das faule und stinkende Fleisch lieber als das frische. Zum Beweise mögen folgende Erfahrungen dienen. Wenn ein Spanier, ein Indianer und ein Mohr auf dem Felde an einem und eben demselben Orte, und bei ebendemselben Feuer miteinander schlafen, so wird der Tieger den Spanier und Indianer liegen lassen, und ohne Verzug auf den Mohren losgehen, um ihn zu zerreissen und aufzufressen: denn von Mohren, deren Haut, besonders wenn sie schwitzen, ganz abscheulich stinket, sind sie außerordentliche Liebhaber. Aeser von Pferden, auf denen bereits die Motten wachsen, speisen sie bis auf den letzten Bissen auf, wenn gleich lebendige Pferde, womit sie ihren Apeptit stillen könnten, vor ihren Augen weiden. Weil die Tieger sogar grossen Schaden thun, so setzen ihnen die Indianer und Spanier allenthalben nach. Jene pflegen einen grossen Kasten, der wie eine Mausfalle aussieht, aus dicken Dielen zusammen gezimmert ist, und auf 4 Rädern wie ein Fuhrwagen liegt, an den Ort, wo sie einen Tieger verspüret haben, hinzuführen. In den einen der inneren Winkel des Kastens wird ein Stück tüchtig stinkendes Fleisch statt des Köders gelegt. Wenn nun der Tieger hineintritt, und es wegfrißt, fällt die Thüre zu, und der Räuber ist gefangen, welcher hernach entweder erschossen, oder mit einer Lanze durch die Oeffnungen des Kastens erstochen wird. In dem Flecken zum h. Rosenkranz sahen wir einst im Walde einen halbgewachsenen Tieger, der schon allgemach auf die

Vor-

Vorübergehenden lauerte, ungefehr einen Büchsenschuß von meinem Hause. Ich gieng daher, um uns auf immer davon zu befreyen, mit 3 bewaffneten Spaniern gleichfalls bewaffnet zu ihm hinaus. Kaum bemerkte er uns, als er sich unter die Bäume und Hecken flüchtete, so daß wir ihn aus dem Gesichte verloren. Wir giengen seinen Spuren nach und fanden ihn in einem bejahrten, grossen, und inwendig ganz hohlen Baume, der auf der Erde lag, verborgen. Um dem Tieger jede Möglichlichkeit, uns zu entlaufen, abzuschneiden, ließ ich die Oeffnung mit den nächsten besten Holztrümmern verrameln, aber zugleich mit einer Axt auf einer Seite, um mit unserem Gewehre ihm zukommen zu können, ein kleines Loch machen. Endlich erlegte ich ihn ohne die geringste Gefahr mit vielen Flinteuschüßen und Bajonetstichen. Sobald der Tieger einige Wunden im Leibe hatte, machte er in der Höhlung des Baumes jämmerliche Springe, bald hinauf, bald herunter, wie Queckfilber im Wetterglase. Seine Haut war wie ein Sieb durchstochen und durchschossen, folglich ganz unbrauchbar, an seinem Fleische aber weideten sich die Abiponer. Ich beneidete sie darum wahrlich nicht. Uibrigens darf sich einer allein über einen Tieger, wegen der außerordentlichen Stärke, Geschwindigkeit und Arglist dieser Thiere, auf freyem Felde nicht wagen. Ich läugne nicht, daß es auch zuweilen einem einzigen Indianer oder Spanier gelungen ist einen Tieger, der auf ihn lossprang, mit der Lanze zu erstechen, oder mit der Schlinge zu erwürgen: aber vielmal sind auch Spanier und Indianer von denselben zerrissen worden, wenn ihnen der Lanzenstich fehlschlug, oder sie selben keine tödtliche Wunde beibrachten. Kein Thier stirbt mit solchen eisenfesten Sehnen ohne Wuth, es sey denn, daß es im Kopf, Herzen oder Rückgrade stark verwundet ist; es geht meistens desto grimmiger auf seine Angreifer los, je härter es verwundet wurde.

Will man also auf diese fürchterliche Bestie Jagd machen, so tretten ihrer immer mehrere zusammen, und nehmen Lanzen zu sich; weil die Flinte allein mit vieler Gefahr verbunden ist: denn wenn der Tieger nicht auf den ersten Schuß auf dem Platze bleibt, so springt er stracks dorthin, woher die Kugel kam, und zerreißt den, der geschossen hat, in Stücken. Um dessen Leben zu retten, müßen zween mit Lanzen Bewaffnete ihm zu beiden Seiten stehen, welche den Tieger, der nach dem Schuß hinzuläuft, niederstechen. Die Gefahren, welche andere ausgestanden haben, sind mir Beweises genug, daß man hierinnfalls mit Pulver und Bley behutsam umgehen müße. Ich reisete einst mit 6 Mocobis von Santa Fé nach dem Flecken Xavier, und blieb über Nacht an dem Ufer des runden Sees, wie es da der Brauch ist, auf freyem Felde. Der Himmel war unser Dach, und der Boden unser Bett. Das Feuer, diese nächtliche Schutzwehre wider die Tieger, brannte eine Zeitlang helle mitten unter uns, nachmals aber immer matter. Um Mitternacht schlich sich ein Tieger heran. Die Indianer hatten sich, um nicht das Ansehen zu haben, als wenn sie auf die Freundschaft der Spanier ein Mißtrauen setzten, unbewehret auf den Weg begeben. Ich hatte wohl eine Flinte bei mir; aber sie war nicht geladen, weil ich an keine Gefahr dachte. Meine Gefährten ließ ich einen Feuerbrand nach dem andern auf den herannahenden Tieger werfen, welches sie auch mit vieler Geschicklichkeit bewerkstelligten, so daß der Tieger auf jeden Wurf brüllend zurückfuhr, aber immer frischen Muth faßte, und wieder drohend heransprang. Indessen lud ich die Flinte. Weil ich mir aber bei diesem nächtlichen Dunkel keine Hoffnung machte, denselben gehörig zu treffen, und ihn weiter nichts als zu verscheuchen wünschte, so lud ich mein Gewehr mit doppelter Ladung Pulver ohne Kugeln, und drückte es los. Der außerordentliche Knall trieb

den

den Tieger in die Flucht: wir aber schliefen auf ein neues ein, voller Freuden, daß uns unser Anschlag so gut gelungen war: denn wir wollten den Tieger nicht um sein Leben bringen, zufrieden, wenn er uns das unsrige ließ. Ebendenselben Mittag begegneten uns, als wir durch einen engen Weg ritten, den einerseits ein tiefer See, auf der andern Seite aber der Wald umschloß, zwey solche Raubthiere, welche die ihnen nachsetzenden Mocobis ohne Zweifel mit ihren Schlingen gefangen hätten, wenn sie ihnen nicht in das Gehölz entwischet wären.

Alle Jahre bemächtigen sich die spanischen und indianischen Reiter einer unzähligen Menge Tieger, indem sie ihnen einen ledernen Strick umwerfen, selbe hernach im vollen Carriere mit sich fortschleifen, und am Ende erwürgen. Die südländischen Wilden, welche wir Pampas nennen, schlagen mit einem zähen Rohr den Tieger auf den Rücken, und tödten ihn dadurch auf der Stelle. Sonst schleudern sie auch starke Pfeile, oder drey an Riemen hängende Steinkugeln mit vieler Geschicklichkeit auf diese Bestien. Ihre Stärke kann man hieraus abnehmen. Wenn sie zwey an einandergekuppelte Pferde auf dem Felde weiden sehen, springen sie unvermuthet auf das eine, bringen es um, und schleppen es nebst dem lebendigen in ihre Höhle. Ich würde dies für ein Mährchen halten, wenn ichs nicht selbst auf den Reisen, die ich mit einigen Soldaten von S. Jakob gemacht habe, gesehen hätte. Ihre Schlauheit gleicht ihrer Stärke. Finden sie in dem Walde oder auf dem Felde keine Nahrung, so holen sie sich selbe aus dem Wasser. Weil sie vortreflich schwimmen können, so tauchen sie in einem See oder Fluß bis an den Hals unter, und speyen einen weißlichten Schaum aus ihrem Rachen heraus, welcher oben auf dem Wasser schwimmt, und wie ein Köder von

den hungrigen Fischen begierig aufgeschnappet wird. Diese faßt nun der Tieger mit seinen spitzigen Klauen, und wirft sie geschwind auf das Land. Auch die Schildkröten, deren es in den Flüßen eine ganze Menge giebt, fängt derselbe, löset sie sehr künstlich aus der Schaale heraus, und verzehret sie. Als ich mich in dem Flecken S. Ferdinand unter den Yaaucanigas aufhielt, stieß ich einst mit meinem Gefährten an dem Ufer des schwarzen Flußes auf einen Tieger, eben als er an einer Schildkröte speisete. Ich hielt es für gefährlich meine Augen länger an diesem Schauspiele zu weiden, und machte mich daher eilends davon. Bisweilen verstecken sie sich unter das hohe Gras oder ein Gesträuch, schauen ruhig und ungesehen eine Schaare Reiter nahe bei sich vorbeiziehen, und machen sich erst über den letzten, der den Schluß macht, ohne Widerstand her. Zu Nachts, wenn es regnet oder stürmet, schleichen sie sich leise und listig in die Häuser hinein, nicht um zu rauben oder zu morden, sondern um sich wider das Wasser, das sie scheuen, und den kalten Wind zu verwahren. Zu Corrientes lag einst die Mutter mit ihrer Tochter in dem nämlichen Bett. Als diese in der Frühe aufstand, sah sie unter dem Bett einen Tieger liegen. Sie winkte daher der Mutter, daß sie sich ja nicht rühren sollte, und holte zugleich Leute, welche dem gefährlichen Gast die Thüre wiesen. Dieses schwierige Unternehmen gelang nach Wunsche. Wenn die Parana zu den bestimmten Zeiten aus ihren Ufern tritt, so schwimmen die Tieger aus den unter Wasser gesetzten Inseln eilends nach dem Lande. Einer von ihnen wurde, eben als er an das Ufer von Corrientes hinaufarbeitete, von einem hinzugelaufenen Portugiesen durch einen Schuß verwundet, und lief in den Hof unsers Kollegiums. Alle Patres fiengen zu zittern an. Endlich erlegte ihn ein Spanier, durch Zuthun einiger anderer mittelst einer Schlinge. Dieser Vorfall gab zu

einem

einem lustigen Rechtsstreit Anlaß; denn der Portugiese, welcher den Tieger zuerst verwundet hatte, wollte sich auch die Haut zueignen; allein sie wurde wie billig dem Spanier, der demselben vollends vom Leben half, zugesprochen.

Wiewohl man sich vor einem jeden Tieger in Acht zu nehmen hat, so muß man dennoch diejenigen besonders scheuen, welche schon einmal Menschenfleisch versuchet haben. Ein solcher Tieger heißt auf spanisch Tigre çevado, und ist dermassen auf die Menschen erpicht, daß er ihnen ohne Ende nachstellet. Er geht den menschlichen Fußstapfen viele Meilen weit nach, wie ich selbst gesehen habe, bis er endlich den Wanderer einholet. Ein solcher Tieger hat einst auf der Landstrasse von Santa Fè nach S. Jakob, worauf man täglich eine Menge Reisende antrifft, zehn unbehutsame Spanier in verschiedenen Tagen jämmerlich zerrissen. Wegen zunehmender Gefahr schickte der Unterstatthalter von S. Jakob einige Soldaten aus, dem Frevel dieses unverschämten Strassenraubers einmal ein Ende zu machen, und auf dieser so gangbaren Strasse die Sicherheit wieder herzustellen. Diese unbedeutende Expedition kostete Zeit und Mühe: sie hatte aber auch den glücklichsten Erfolg. Ich war dazumal bei den Abiponern zu Conception nahe bey dem Tummelplatze, wo das reißende Thier so herumwüthete. Bey dieser Gelegenheit will ich einige Rettungsmittel wider den Tieger erwähnen. Den Baum, den jemand um den Klauen desselben zu entgehen hinanklettert, besteiget auch der Tieger. Aber hier kann man auf der Stelle Rath schaffen. Der Urin dienet in diesem Falle statt der Waffen. Sobald man ihm davon unten am Baume in seine grimmigen Augen spritzet, so ist nichts mehr zu besorgen. Der Tieger nimmt auf der Stelle den Reißaus. Bei der Nacht schützet ein grosses Feuer wider seine Anfälle. Auch die Hunde fürchtet er, wiewohl er ihnen das Fell oft jämmerlich über die Ohren

abzieht, oder sie zerreißet. Die Spanier haben gewiße grosse Fanghunde, welche derselbe besonders scheuet. Zu S. Ferdinand schlich sich ein Tieger öfters in das Gehege, wo die Schaafe des Nachts verwahret werden. Er sog das Blut aus den erwürgten Schaafen, biß ihnen die Köpfe ab, und ließ das Uebrige liegen. Da wir diese Unverschämtheit nicht länger ertragen wollten, so stellten wir gegen den Abend 20 Abiponer mit Lanzen in einen Hinterhalt, um dem verderblichen Thiere das Wiederkommen zu verleiden. In die Mitte stellten wir einen mit Pistolen. Wiewohl sie sich in einer nahen Scheune verbargen, und ohne einen Laut von sich hören zu lassen, auf den Tieger lauerten, so mußte er sie dennoch entweder gehöret, oder gerochen haben; denn er getrauete sich dasmal nicht den Schaafen seinen gewöhnlichen Besuch zu machen. Man gab alle Hoffnung auf seiner habhaft zu werden, und gieng daher vor Anbruch des Tages wieder nach Haus. Kaum wandten ihm die Abiponer den Rücken, als er erschien und ungefehr 10 Schaafe zerriß. Um ihn auszuspüren begaben sich alle Abiponer, so viel ihrer zu Hause waren, Abends auf den Weg mit beiderseits gesenkten Lanzen. Ich machte auf ihr Verlangen mit Pistolen, und einer Flinte, worauf eine Bajonette gepflanzet war, den Schluß. Nachdem wir die ganze Nachbarschaft rein ausgegangen waren; kehrten wir wieder unverrichteter Dinge zurück, und wurden dafür von den Weibern tüchtig ausgelachet. Dennoch wagte sich der nämliche Tieger täglich Abends nahe zu dem Flecken, um aus dem Aase eines Pferdes ein Stück Fleisch zu holen, ohne daß ihn die auf ihn laurenden Indianer erwischen konnten. Die Abiponer kämpfen täglich mit diesen Raubthieren und überwältigen sie allemal, es sey denn, daß jenen im Stechen die Lanze abspringt. Daher frißt ein Tieger selten einen Abiponer, aber diese zehren um so viel mehrere Tieger auf. So einen

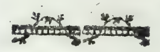
nen

nen abscheulichen Geruch ihr auch frisches Fleisch ausdünstet, so sehnen sich doch alle berittene Wilden, die ich kenne, auf das begierigste darnach. Das Tiegerschmalz lassen sie zerrinnen, trinken es, und halten es für ein Stärkungsmittel. Hüner, Eyer, Schaafe, Fische, Wasserschildkröten ißt keiner, weil sie glauben, daß der Genuß dieser zarten Speisen Feigheit, Zaghaftigkeit und Erschlaffung der Leibes- und Seelenkräfte zurücklasse. Die Folge davon ist sehr natürlich. Auch Julius Cäsar schrieb (im V. B. von dem gallischen Krieg) von den alten Britten: „Ihrer Meinung nach ist es unrecht von einem Haasen, Huhn oder einer Gans zu essen. Doch unterhalten sie selbige zum Vergnügen und zur Lust." Hingegen sehnen sich die Abiponer begierig nach dem Fleisch von Tiegern, Stieren, Hirschen, Wildschweinen, Ameisenbären, und Elendthieren, weil diese Nahrung ihnen, ihrer Meinung nach, Stärke, Kühnheit und Entschlossenheit giebt. In den vielen Kämpfen mit den Tiegern werden nicht wenige Abiponer durch ihre Klauen verwundet, wenn sie auch übrigens den Sieg davon tragen. Die Narben verursachen ihnen auch nach geheilten Wunden eine Entzündung und die unleidentlichsten Schmerzen, wogegen weder Zeit, noch Arzney etwas vermag. Ich habe ihrer mehrere gekannt, welche Zeit ihres Lebens unglücklich und elend geblieben sind. Auch die Tieger leiden oft an der Entzündung ihrer Klauen. Um sich zu heilen, kratzen sie öfters an dem Baum Seibo, und ziehen Furchen in die Rinde. Dieser Baum bringt die schönsten Blüthen hervor, übrigens aber taugt er zu nichts; denn das Holz desselben ist so weich, daß man es mit einem gemeinen Messer wie einen Apfel schneiden, aber weder zur Feuerung brauchen, noch sonst auf eine Weise verarbeiten kann. Die Rinde dieses Baumes giebt dem Tieger eine Arzney, vielleicht auch dem Menschen, wenn man nur die Kräfte derselben besser untersuchte?

Der Tieger verschonet keine Thierart: er fällt alle an, aber mit ungleichem Vortheile, und Erfolge. Pferde und Maulthiere unterliegen meistens, wenn sie sich nicht eilfertig durch die Flucht retten. Wenn der Esel rücklings sicher ist, so treibt er seinen Feind zurück dadurch, daß er in einemfort ausschlägt, und sich dabei im Rade herumdreht. Aber auf dem freyen Felde zieht er gemeiniglich den Kürzeren, besonders wenn er zur Maulthierzucht bestimmet ist, weil die Tieger diesen am meisten nachstellen, zum grossen Nachtheile der Meyerhöfe. Die Kühe vertheidigen sich und ihr Kalb mit ihren Hörnern wider alle Angriffe des Tiegers auf das Herzhafteste. Die Stuten hingegen lassen ihre Füllen, so bald er auf sie losgeht, im Stich, und nehmen die Flucht. Die Elendthiere, deren Stärke über alle Vorstellung gehen soll, erwarten ihren Feind, so zu sagen, mit offenen Armen rücklings liegend, und erdrücken ihn in dem Augenblick, da er auf sie zuspringt. So erzählen es wenigstens die Eingebohrnen des Landes. Weil der Tieger in seinem Leben dem Menschen so gefährlich ist, so ist er ihm dafür nach seinem Tode in manchem Betracht, nützlich. Seine Fette ist ein bewehrtes Mittel wider die Würmer, und seine Klauen stillen, wenn man sie zu Kalk brennet, die Zahnschmerzen, wie ich an einem anderen Orte weitläuftiger auseinander setzen werde. Die Tiegerhäute brauchen die Abiponer bald zu Pferddecken, bald zu Tapeten, und bald zu Mäntel. In Spanien kostet eine 4, bisweilen auch 6 Gulden unseres Geldes. Des Gewinnes wegen gesellen sich oft in Paraquay mehrere Spanier zusammen, und unternehmen eine Tiegerjagd. Alle Jahre wird eine grosse Menge Tiegerhäute in Spanien gesandt. Zu Santa Fè kannte ich einen anfangs armen Spanier, der in kurzer Zeit sich durch diesen Handel mit Tiegerhäuten beträchtliche Reichthümer gesammelt hat. Bewunderungswürdig scheinet es, daß von den vielen Jesuiten, welche beinahe alle Haiden, Wälder,

der, Ufer, Inseln und ungeheuere Wüsteneyen in Paraquay in das zweyte Jahrhundert durchgelaufen haben, nicht ein einziger durch einen Tieger zerrissen oder auch nur verwundet worden ist, wiewohl diese Raubthiere beinahe täglich unter den Spaniern, und berittenen Indianern häufig Unheil anrichten. Eben dieses gilt auch von den vielen in Paraquay befindlichen, oft bösartigen und oft giftigen Schlangen, von welchen meines Wissens noch keiner aus unserer Gesellschaft gebissen worden ist. Dieß halten wir für eine besondere Wohlthat der Vorsicht, die über uns gewachet hat. Daß sich einst an dem Ufer des salzichten Flußes ein Tieger mir im Schlafe auf 10 Schritte genähert hatte, überzeugten mich beim Anbruche des Tages die noch frischen in den Sand tief eingetrettenen Spuren desselben. Ein solcher wurde auch in dem neuen Flecken Conception an der Schwelle meiner Hütte, die keine hölzerne Thüre hatte, einigemale entdeckt. In den Wäldern von Mbaevèra verjagten die Indianer, meine Gefährten, einen Tieger, der mir des Nachts im Schlafe nachstellte, mit Feuerbränden und Spießen. Ich schreibe es auch der göttlichen Vorsicht zu, daß ich unter so vielen Gefahren und menschenfreßenden Thieren unverletzt durchgekommen bin. Der Tieger, von dem ich jetzt geredet habe, heißt bei den Quaraniern Yaguaretè, bei den Abiponern aber einst Nihiranàk, hernach Apañigehak endlich Laprikatraye; denn sie pflegen, wie ich an einem anderen Orte sagen werde, ihre Namen, und die Namen der Dinge nach Belieben abzuändern. Zur Klasse der Tieger rechnet man auch zwo Thierarten, welche kleiner und weniger blutdürstig sind. Die eine heißt bei den Spaniern Onza, die andere bei den Quaraniern Mbaracaya. Diese gehen seltner auf die anderen Thiere los. Sie besuchen dafür des Nachts die Hünerbehältnisse, und lassen sich beym Tage fast gar nicht sehen.

Der



Der Löwe.

Die paraquayischen Löwen verdienen diesen fürchterlichen Namen nicht: denn sie kommen mit den Löwen aus Afrika weder an Gestalt noch an Größe, noch an ihren übrigen Eigenschaften überein Wider Pferde, Ochsen, und Menschen unternehmen sie nie etwas. Blos Kälber, Füllen und Schaafe sind der Gegenstand ihrer Fraßgier. Auf die paraquayische Löwen paßt das alte Sprichwort der Spanier: No es tan bravo el Leon, como se pinta. (Der Löwe ist nicht so grimmig als man ihn mahlt.) Ihr Fleisch läßt sich vom Kalbfleisch kaum unterscheiden, weßwegen auch die Spanier und Indianer begierig dabei zulangen. Ihr Fell ist goldgelb und hie und da weißlicht; ihr Kopf groß und kugelförmig; ihr Nacken fleischicht. Ihre Augen funkeln und ihr zottichter Knebelbart besteht aus langen und steifen Haaren, wie Borsten. Ich habe sie selbst mit meiner Hand angefühlet. Man vernehme bei welcher Gelegenheit. Die spanischen und indianischen Wärter der Meyereyen stecken die Köpfe der Tieger und Löwen, die sie getödet haben, als Siegeszeichen und Denkmale ihrer Wachsamkeit und ihres Muthes auf die Gehege des Viehs und auf Pfähle aus, ungefehr so, wie man an den Richtstätten die Köpfe und Hände der Missethäter an den Galgen angeheftet sieht. Ich stieg einst in einer Meyerey auf so ein Gehege hinauf, besah nach der Reihe die Tieger- und Löwenköpfe, deren es daselbst immer eine Menge giebt, betrachtete ihre Augen, Ohren, Zähne und rupfte aus dem Knebelbärten der Tieger verschiedene Haare aus, welche ich wie Eisendrat, an der Wurzel dick, und elastisch fand. Ich blieb lange Zeit mit Verwunderung dabei stehen, und trug sie nach Hause um sie den neuen Ankömmlingen aus meiner Gesellschaft zu zeigen. Warum die Abiponer die jungen Löwen nicht aufziehen, begreife ich nicht, da sie doch die jungen Tieger so lieb haben, wiewohl ein Vergnügen dieser Art

alle-

allemal mit Gefahr verbunden ist. Noch klein geben sie Beweise ihres angebohrnen Blutdurstes von sich, und fallen, die ihnen nahe kommen, mit den Zähnen an, besonders wenn die Sonnenhitze ihr Blut in Wallung bringt. Einer riß einem jungen Tieger Zähne und Klauen aus, damit er nicht schaden könnte: aber auch ohne Waffen fiel er über Kinder und Kälber her, und würde sie ohne Zweifel erwürget oder erdrücket haben, wenn nicht alsogleich Leute ihnen zu Hülfe herbeigeilet wären. Damit er nicht bei zunehmenden Alter auch an Bösartigkeit zunähme, hat man durch einen Schuß seinem Leben ein Ende gemacht.

Die Wildkatze.

In den meisten Wäldern in Paraquay sieht man Wildkatzen, die unsern zahmen ganz gleich sehen, außer daß ihr Schwanz am Ende platt und zusammen gedrücket ist, und sie selbst etwas größer als diese zu seyn scheinen. Es giebt solche Katzen von allerlei Farben. Dem Indianer grauet es nicht selbe gebraten zu essen: doch kostet es ihm viele Mühe, bis er eine erwischt, weil sie außerordentlich schnell und scheu sind. Wir hatten zu S. Conception ein Kätzchen von einer zahmen Katze und einem Waldkater. Eine schönere und größere hab ich in meinem Leben nicht gesehen, aber auch keine wildere, und scheuere. Sie gerieth dem Kater nach, und konnte weder durch die Länge der Zeit, noch durch Liebkosungen einheimisch gemacht werden, wiewohl ihre Mutter durch ihre besondere Gutartigkeit unsere Zuneigung völlig gewann. Die Katze heißt auf abiponisch Kapaik, auf quaranisch Chibì, auf spanisch Gato, ein Thier, welches in Paraquay, wo es so viele Ratten und Mäuse giebt, nicht nur nützlich, sondern äußerst nothwendig ist.

Das

Das Elendthier, oder die grosse Bestie.

In den tiefesten Wäldern gegen Mitternacht wandelt das Elendthier, welches auf latein Alce, auf spanisch Anta oder la gran Bestia, auf italienisch Dante, auf französisch Elan, auf quaranisch Mborebî, und auf abiponisch Alalèk heißt. An Größe sieht dasselbe einem ausgewachsenen Esel, und in Rücksicht auf Kopf, Augen und Füße einem Schwein gleich. Es hat kurze und von vorne zugespitzte Ohren, sehr spitzige Zähne, und ein Kälbermaul, dessen obere Lefze rüßelartig aussieht. Wenn es zornig ist, pflegt es diese Lefze hinvorzustrecken. Seine Vorderfüße spalten sich in zwo hohle Klauen, die Hinterfüße in drey. Ein kahler und haarloser Schwengel vertritt bei ihm die Stelle des Schwanzes. Die Haut der Elendthiere ist dunkelbraun und ungewöhnlich dick. Darum trocknen sich die Spanier und Abiponer selbe in der Luft, und machen sich Goller daraus, welche Pfeile und Säbelhiebe aushalten, aber Lanzen und Kugeln nicht widerstehn. Dieses Thier flieht die Menschen und ihren Anblick, wiewohl es eine solche Stärke besitzet, daß es, wenn man ihm einen ledernen Strick umwirft, in der Flucht Reiter und Pferd mit sich fortreißt. Bei Tage schläft es fast immer; und geht blos bei der Nacht in den Wäldern herum, und seinem Futter nach. Wenn es so im Gehölze herumstreicht, bricht es die Zweige mit vielem Geräusche ab, und verräth dadurch seine Gegenwart. Ich habe einmal einem solchen Thiere, als es unter der Dämmerung von dem Brunnen zurückkehrte, mit einem Schießgewehr eine Zeitlang nachgesetzt; allein es war mir unmöglich, dasselbe zu erreichen, weil ich wegen des morastigen Bodens nicht mehr weiter konnte. Die Indianer, welche in den Wäldern wohnen, richten den Elendthieren aus Stöcken Fallen auf, oder verbergen sich unter einem Gesträuch, ahmen ihre Stimme sehr natürlich

nach

nach, und erschießen sie, wenn sie hinzulaufen, mit Pfeilen. Denn die Wilden nähren sich täglich mit ihrem Fleisch, welches sie theils frisch aufzehren, und theils an der Luft dörren, ob es gleich hernach wegen der Dürre eben nicht sehr schmackhaft ist. Neben dem Magen, als dem Speisebehältniße der Elendthiere liegt ein Beutel, in welchem sehr oft mehrere Bezoarsteine gefunden werden. Diese Bezoarsteine sind nicht größer als eine Haselnuß weder länglicht noch eyförmig, sondern vieleckicht und bleyfärbig oder aschengrau. Die Aerzte halten sie für besser und von grösserer Heilkraft, als die aus anderen Thieren. Arapotiyù, der indianische Jüngling, den ich nebst anderen aus den Wäldern Mbaeverà (die Wilden heißen selbe Mborebiretâ das Vaterland der Elendthiere) nach S. Joachim geführet habe, hat mir eine ganze Menge solcher Bezoarsteine angebotten. Nimm sie, Pater! sagte er, diese heilsame Steine. Sie sind aus den Elendthieren, die ich selbst erlegt habe. Als ich ihn um die Kraft dieser Steine fragte, und welchen Gebrauch sie in den Wäldern davon machten, antwortete er mir: Sobald wir eine Entzündung an einem Theile unseres Körpers wahrnehmen, so machen wir diese Steinchen bei dem Feuer warm, und reiben hernach damit unsere Glieder. Dieses hilft uns allemal. Ueber diesen Gebrauch der Bezoarsteine mögen die Arzneygelehrten urtheilen: denn ich gestehe, daß ich in meinem Leben keinen Versuch damit gemacht habe. Die Klauen der Elendthiere schätzen die Spanier, als Bewahrungsmittel der Gesundheit wider die böse Luft sehr hoch. Sie sollen auch in Europa in den Apotheken zu verschiedenem medizinischen Gebrauch, besonders in der fallenden Sucht, dem Pocken und Kinderflecken, verkauft werden, wie Woyts in seinem medizinisch- physischen Magazin meldet. Er erzählet auch, entweder aus anderen, oder mit anderen, daß die Elendthiere öfters von der fallenden Sucht befallen werden, und um sich den Schmerz zu lindern,

dern, sich mit den Klauen des Hinterfußes das linke Ohr kratzen. Ob dem also ist, mögen die zusehen, welche diese Erzählung zuerst verbreitet haben. Auf deutsch heißt es das **Elendthier**, weil man es der fallenden Sucht wegen, der es unterworfen seyn soll, für elend hielt. Die alten Deutschen aber nannten es **Elch**, nach dem griechischen ἄλχη oder dem lateinischen alx oder alce. Da ich aus allen Geschichtschreibern wußte, daß die Elendthiere in den nördlichen Gegenden von Europa Geweihe tragen, in Paraquay aber keine, wie ich selbst gesehen habe, so entstand in mir der Zweifel, ob diese nicht von jenen der Art nach unterschieden sind, und blos einer Aehnlichkeit wegen gleichen Namen führen. Sehr sonderbar finde ich das Meiste, was Julius Cäsar (im 6 B. von dem gallischen Kriege) von dem Elendthiere schrieb: **Auch giebt es daselbst**, sagt er, da er von den ausländischen Thieren spricht: **Thiere von der Art, welche man Elendthiere nennt. Sie sehen den Ziegen ziemlich ähnlich; außer daß sie größer sind, und stumpfe Hörner tragen. Ihre Felle sind buntfärbig.** *) Dieß ist eben so unerhört als unglaublich, weil es dem Zeugnisse der übrigen Schriftsteller geradezu widerspricht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Cäsar ein Elendthier auch nur von Weitem gesehen habe, weil er sie für ziegenähnlich ausgiebt. Vielleicht ließ er sich durch fliegende Gerüchte hintergehen: oder vielleicht haben die Kriegsunternehmungen seine ganze Aufmerksamkeit so auf sich gezogen, daß er in dem damals kriegerischen Deutschlande diese Thiere weder sehen wollte, noch auch sehen konnte. Als er den Fuß in unser Vaterland setzte, war ihm

*) Sunt item, quae appellantur Alces. Harum est consimilis capris figura, & varietas pellium, sed magnitudine paulo antecedunt, mutilaeque sunt cornibus.

ihm einzig darum zu thun, die Völker die sich mit ihm zerworfen hatten, zu demüthigen, und unter seine Both-mäßigkeit zu bringen. Die äußere Gestalt des Gewildes mag ihm daher nicht sonderlich am Herzen gelegen seyn. Es ist also kein Wunder, daß er sich in Beschreibung der Elendthiere so, wie in anderen minder beträchtlichen Dingen, geirret hat. Ich würde mich nicht unterfangen einem so grossen Feldherrn und Geschichtschreiber zu widersprechen, wenn mir nicht beim Suetonius Tranquillus, nach der Ausgabe des Georg Grotius (S. 29.) in dem Leben des Julius Cäsar folgende Worte aufgefallen wären. **Pollio Asinius glaubt, Cäsar habe seine Nachrichten von dem gallischen Krieg etwas nachläßig, und unrichtig abgefasset, indem er die Thaten anderer meistens ohne Untersuchung hingeschrieben, seine eigenen aber, entweder mit Fleiß oder aus einem Gedächtnißfehler verkehrt aufgezeichnet hat. Seiner Meinung nach würde er sie umgeschrieben oder verbessert haben ꝛc.** Diese Meinung heate Pollio Asinius der Liebling des Kaiser August von der Geschichte des Cäsars; ein Mann, von dem Quintilian sehr viel rühmliches schreibt. Ich bin auch der Meinung derjenigen nicht, welche die Elendthiere für Pferdehirschen folglich für Bastarte ausgeben, als wenn sie von einem Hirschen und einer Stutte erzeugt wären. Dieses kann man sich, wenigstens von den paraquayischen, nicht einmal als möglich vorstellen; denn sie halten sich in den unwegsamsten und tiefesten Wäldern auf, wo es nicht nur keine Hirschen, und Pferde giebt, sondern auch vielleicht noch keines von beiden hingekommen ist. Auf hundert Meilen weit fänden die Elendthiere kein flaches Land, wo sie mit den Hirschen oder Pferden zusammenkommen könnten. Es sey ihm nun, wie ihm wolle, so glaube ich, daß man sich hierinnfalls nur auf

die verlassen müße, welche sich zu unserer Zeit mit der Bearbeitung der Naturgeschichte eigends abgegeben haben.

Der Huenack.

Da das Thier, welches auf spanisch Guanàco, auf abiponisch aber Hakahàtak heißt, im Latein keinen Namen hat, was soll uns hindern dasselbe Ἐλαφοκαμηλον, ein Hirschkameel zu nennen, so wie es Straußen giebt, die unter dem Namen Struthiocameli Straußenkameele bekannt sind? denn an dem Kopf, Hals, Rücken, der gespaltenen Oberlefze und dem Schwanze, welcher eine Spanne lang ist, sieht es einem Kameel, im übrigen aber einem Hirschen gleich. Die Füße sind gespalten, die Haut zotticht, und größtentheils röthlicht. Die Haare brauchen die Hutmacher; das Fleisch aber essen die Spanier und Indianer. Die Waffen des Huenacken bestehen in seiner Geschwindigkeit. Er thut niemand etwas zu Leid, weder mit den Zähnen, noch mit den Klauen. Beleidiget ihn aber jemand, so wird er aufgebracht, und speyet seinen Beleidiger an. Dieser Schaum soll nach der gemeinen Meinung anfangs eine rothe Blase, nachmals aber die Krätze verursachen. Die Huenacken klettern wie die Gemsen die steilsten Berge und Felsen hinan, steigen aber auch des Futters wegen, so oft es ihnen einfällt, haufenweise in das unten im Thale gelegene Feld hinab. Indessen macht ein Männchen auf einer Anhöhe die Schildwache, und sieht sich fleißig herum, ob nicht irgendwo eine Gefahr drohet. Treibt ein jählinger Schrecken die ganze Heerde in die Flucht, so laufen die Weibchen voraus, und die Männchen hinten drein. Allein diese Furcht fährt in sie so gar oft nicht umsonst; denn die spanischen Reiter werfen ihnen vielmals, wenn sie auf der Ebene weiden, Stricke um: doch braucht man dazu die schnellsten Pferde, weil sie

sie außerordentlich geschwind laufen. Ein vortreffliches Windspiel, welches mich auf dem Weg begleitete, verfolgte lange Zeit einen jungen Huenacken ohne ihn einzuholen zu können. Auf meiner Reise durch die Gebirge von Korduba in Tukuman habe ich ganze Heerden solcher Huenacken angetroffen. Sobald sie die Pferde hören, fliehen sie schaarenweise auf die Gipfel der höchsten Felsen, stellen sich wie Soldaten in lange Reihen, und sehen auf die vorüberziehenden Reiter herab, welchen sie nachwiehern auf eine Art, die dem Lachen der Menschen nahe kömmt. Gleich darauf aber nehmen sie, wie sie von Natur zaghaft sind, erschrocken nach allen Seiten hin die Flucht. Dieses Schauspiel machte uns Europäer oft lachen, und allen überhaupt viel Vergnügen. Die kleinen Huenacken werden in den Flecken sehr leicht zahm gemacht, wiewohl sie sonst sehr wilde und scheu sind. Einen solchen haben wir in der Kolonie S. Sakrament, in deren Hafen wir zuerst einliefen, nicht ohne Verwunderung gesehen. Wie ein Hund lief er auf dem Platze herum. Außer dem Fleisch und der Haut der Huenacken schätzt man auch den Stein Bezoar (die Spanier nennen ihn la piedra Bezar,) welcher zuweilen in ihren Eingeweiden gefunden wird. Manchmal wiegt er über ein Pfund, ist immer eyförmig, fast so groß wie ein Hünerey, und mit den ausgesuchtesten Farben wie ein Marmor besprengt. Wahrscheinlich ist dessen Heilkraft eine Wirkung der gesündesten Kräuter, welche die Huenacken auf den Gebirgen weiden: doch sollen die neuen Medicziner, welche das Alte geringschätzen, nichts mehr, wenigstens nicht so viel mehr darauf halten. Ich bins zufrieden, wenn nur unsere Arzneygelehrten diese mit so vielen Kosten aus Amerika gebrachten Heilmittel nicht nur mit minder kostbaren, sondern auch mit eben so heilsamen ersetzen. Natürlich muß man nicht das aus der

Fremde kommen lassen, was man eben so gut zu Hause antrifft.

Die peruanischen Schaafe, Llamàs.

In dem an Paraquay anstossenden Peru giebt es Thiere, in deren Eingeweiden Bezoarsteine von verschiedener Farbe, Größe und Figur wachsen. Nämlich die diesem Lande eigenthümlichen Schaafe, welche die Indianer llamàs, die Spanier aber Carneros de la tierra nennen, und zum Tragen kleiner Lasten, die sich nicht über einen Zentner belaufen, wie Lastthiere brauchen. Ferners die Vicuñas, welche unseren Ziegen an Größe gleichen, keine Hörner, sondern eine dunkelgelbe und seidenartige Wolle tragen, die von den Europäern sehr geschätzet wird. Die daraus verfertigten Kleider sind im Sommer sehr kühl, und sollen die Nierenschmerzen und die Qualen des Podagra mildern. Die Indianer essen das Fleisch der Vicuñas, wiewohl es nichts weniger als schmackhaft und zuweilen eine Medizin ist. Einer, der im Schnee zu lang herumgegangen war, zog sich in Peru eine Augenkrankheit zu. Eine Indianerinn legte demselben frisches und noch vom Blute triefendes Vicunafleisch auf die Augen: und gleich darauf soll aller Schmerz aufgehöret haben. Außer den llamàs und Vicuñas halten sich auch in Peru die Pacos, Tarugas und Mocomoros auf, welche den vorigen fast gleichsehen, auf die nämliche Art genützet werden, und gleichfalls den Stein Bezoar erzeugen.

Der Ameisenbär.

Ein sehenswürdiges und lächerliches Thier ist der Ameisenbär. Auf quaranisch heißt er Tamanduà, Yoquì und Nurumì, auf spanisch Osso hormigero, auf abipo-

abiponisch endlich Heteyrei. Seinen Namen hat er von den Ameisen, seiner Nahrung. Doch muß man auch wissen, daß er nicht alle Ameisen ohne Unterschied, sondern blos die, welche die Quaranier Cupìs nennen, sammt ihren Eyern frißt. In Ermanglung dieser begnüget er sich mit kleinen Würmern, fliegenden Inseckten, Honig, und kleingeschnittenem Fleisch. Er ist so dick wie ein Schwein, aber länger und größer. Sein Kopf steht mit dem übrigen Körper in keinem Verhältniße. Eine kleine enge Spalte, die auf seinem langen Rüßel angebracht ist, macht sein Maul aus, in welchem eine schwärzlichte, glatte und über 20 Zoll lange Zunge dünner noch als ein Schreibfeder verborgen ist. Diese strecket er in die Ameisenhaufen, die er mit seinen Klauen aufwühlet, hinein, und zieht sie erst dann zurück, wenn sie mit Ameisen und ihren Eyern ganz voll ist, welche er dann verschlingt. Er hat kleine und schwarze Augen, mittelmäßige und beinahe runde Ohren, eine schwärzlichte und größtentheils zottichte Haut. An dem Ende der Vorderfüße ragen vier eingebogene Klauen hervor, von denen die mittleren zwo besonders stark und ungefehr 3 Zolle lang sind. Diese Waffen hat der Ameisenbär unumgänglich nöthig, die Erde, unter welcher die Ameisenhaufen verborgen liegen, aufzuscharren, und wegzuräumen. Die Hinterfüsse sind 5 Zoll lang, und mit eben so vielen Klauen versehen, womit er im Gehen die Fußtapfen eines Knabens nachmachet. Die Haare seines Schwanzes sind steife Borsten, länger noch als eine Pferdmähne, und so lang als sein ganzer Leib. Derselbe ist auch so breit, daß der Bär, wenn er schläft, sich damit ganz zudecket, und nicht nur wider die Kälte, sondern auch wider den Regen schützet; indem er die Haare wie einen Fliegenwedel oder Fächer auseinander spannet, und gegen den Kopf zukehret: ungefehr so wie sich unsere Eichhörner mit ihrem aufgebogenen Schwanze zu bedecken

 pfle-

pflegen. Dieses Thier kann nicht lang laufen, so daß es nicht nur jeder Reiter, sondern auch jeder Fußgänger leicht fangen kann. Sein Fleisch essen die Indianer, wiewohl nicht sehr gerne. Er hat übrigens Riesenkräfte. Den Tieger empfängt er, wenn er von selben angegriffen wird, bald sitzend, und bald rücklings liegend gleichsam mit offenen Armen, wie ich schon einmal gesagt habe, und erdrücket ihn. Junge Ameisenbären werden in den indianischen Kolonien bald zahm; allein man zieht selten einen auf, weil sie sich blos von Ameisen nähren, die man mühsam zusammensuchen muß. Darum habe ich auch den Ameisenbär, den mir die Indianer anbotten, nicht angenommen. Diese Leute fangen ihrer jährlich unzählige.

Das Wildschwein.

Wildschweine, welche die Quaranier Tayaçà, die Abiponer Ahergranraik, und die Spanier Javali nennen, giebt es daselbst überall in unglaublicher Menge, und so viel ich weiß, von viererlei Gattungen. Die merkwürdigsten hierunter sind die, auf deren Rücken man ein schwammigtes, drüsenartiges, und mit einem weißen, milchähnlichen und nach Biesam riechenden Saft angefülltes Fleischgewächs wie einen Nabel gewahrnimmt. Sobald das Wildschwein erlegt ist, muß auch dieses Gewächs herausgeschnitten werden: sonst würde der unerträgliche Biesamgeruch das ganze Fleisch anstecken, und für Menschen ungenußbar machen. In den Wäldern, um welche Sümpfe, oder sumpfichte Felder sind, ziehen sie heerdenweise herum, und werden meistens von den Indianern, ohne daß sich diese ihre Absicht anmerken ließen, theils mit Pfeilen erschossen und theils mit Stöcken erschlagen. So hoch die Indianer das schwarze Wildprät achten, so sehr verabscheuen sie das einheimische

Schwei-

Schweinefleisch. Diese Enthaltung vom Schweinefleisch bestärket viele in der Vermuthung, daß die Amerikaner von Juden abstammen, und bedienen sich hierzu Beweise, die mich zwar nicht völlig überzeugen, aber dennoch viele Wahrscheinlichkeit für sich haben. Einst fiel eine ganze Heerde Wildschweine in die Kolonie S. Ferdinand ein, vielleicht in der Hoffnung Futter anzutreffen, vielleicht auch aus einem andern Triebe. Allein die Abiponer rannten haufenweise hinzu, und erlegten ihrer mit Pfeilen, Spießen und Stöcken eine ganze Menge, woraus sie sich einige Tage die herrlichsten Schmause zubereiteten. Ich habe auch von andern vernommen, daß die Wildschweine in die Flecken am Uruquay eben so zahlreich eingebrochen sind. Aus dem Leder derselben, machen sich die abiponischen Weiber Felleisen auf die Reise; die Borsten aber binden sie in ein Bündel zusammen, und bedienen sich ihrer statt des Kammes.

Verschiedene Füchse. Der Zorrino.

Die dortigen Füchse sind von den unsrigen verschieden und von dreyerlei Art. Die grösseren heißen auf abiponisch Kaálk, die mittleren Lichekan, und die kleinsten Lichaka. Eine Gattung der Füchse nennen die Spanier Zorrino, und die Quaranier Yaguañe. Die Franzosen in Kanada geben ihnen mit Recht den Namen Bête puante, des stinkenden Thieres, oder Enfans du diable der Teufelsbrut. Diese Thiere sind so groß, wie kleine Gemsen, kastanienbraun, und auf beiden Seiten weißgestreift. So sehr ihre niedliche Gestalt die Augen ergötzet, so unerträglich ist in der Nähe ihr Gestank der Nase. Sie sind schön, aber nichts weniger als höflich: denn sie bissen alle, die ihnen nahe kommen, mit einem so pestilentzischen Saft an, daß sich der Hund, der davon

getroffen wird, jämmerlich eine Zeitlang auf der Erde herumwälzt, als wenn man ihn mit siedendem Wasser begossen hätte. Spritzt ihm etwas ins Aug, so ist er gewiß blind. Wird ein wollenes Kleidungsstück, ein Stock, oder sonst etwas damit verunreiniget, so muß es des Gestankes wegen, der sich daranhängt, und den man nicht wieder herausbringen kann, weggeworfen werden. Nach einigen soll sich derselbe durchs Räuchern mit schwarzer Wolle, oder durchs Vergraben unter die Erde nach und nach herausziehen: allein die Erfahrung überzeugt alle vom Gegentheile. Läßt der Fuchs auf freyem Felde sein Wasser, so wird der Dampf davon durch den Wind auf eine Meile Wegs verbreitet. Dieser weiße Saft leuchtet bei der Nacht wie Phosphorus, und wo derselbe immer vorbeigeht, sieht man einen Feuerstrahl. Schleicht sich diese Bestie zuweilen in die Häuser, und spritzt sie daselbst ihren fürchterlichen Harn heraus, so läuft alles, als wenn es im Hause brennete, zum Thor hinaus, entweder auf den Platz oder auf das freye Feld, um nicht von dem Gestank erstickt zu werden, und frey athmen zu können. So schwach und klein dieser Fuchs ist, so sehr wird er von Tiegern, Fanghunden und allen Menschen gefürchtet. In dem Gestank, womit sich gar nichts vergleichen läßt, bestehen seine Waffen. Wer ihn unbeschädigt fangen will, um ihm sein schönes Fell auszuziehen, der darf ihn nur beim Schwanz nehmen, und seinen Kopf gegen die Erde hinabdrücken: denn auf diese Weise kann er von seiner Harnröhre, weswegen er allein zu fürchten ist, nicht Gebrauch machen und sein Gift ausspritzen. Einige glauben, die Fette, welche an den Nieren des Fuchses wächst, sey die Ursache und die Quelle des Gestankes; und sein Fleisch würde, wenn man jene wegnähme, nicht nur genußbar, sondern auch schmackhaft zu essen seyn. Ich beneide niemand um diese Delikatesse. Herr Nerville, ein Franzose und Statthalter

von

von der Insel Maloina, ehe sie noch an Spanien verkauft war, der mit uns auf einem Schiffe nach Europa zurückfuhr, hatte einen Mantel von Zorrinofellen, welche die Magallanischen Indianer sehr künstlich zusammengefügt haben, mit sich gebracht. Er ließ denselben auf dem obersten Mastkorbe öfters auseinanderlegen, und vom Winde durchwehen, damit er weder vom Liegen noch von Kleidermotten Schaden litt; und zweifelte nicht, daß dieses amerikanische Kleid in ganz Paris Aufsehen machen würde.

Von dem Zorrino haben viele geschrieben, aber die meisten aus anderen; ich schreibe leider! aus meiner eigenen Erfahrung: andere vom Hörensagen, ich, weil ich ihn roch. Ich scheue und schäme mich das Andenken eines traurigen Vorfalles, der mir begegnet ist, zu erneuern. Dennoch will ich mich überwinden, um meinen Lesern einen Beweis meiner Aufrichtigkeit zu geben. Als wir aus Europa zu Buenos Ayres angelangt waren; reiseten unser etliche und fünfzig Jesuiten kurz nachher in Gesellschaft aus diesem Hafen durch die unermeßliche Ebene von 140 Meilen nach Korduba in Tukuman. Jeder fuhr in einem Wagen, welcher von 4 Ochsen gezogen wurde; denn der Wagen muß in diesen Wüsteneyen die Stelle des Obdaches, und des Bettes vertretten. Man legt sich also auf die Küßen, und fährt so Tag und Nacht fort, nach Maßgabe der Zeit, des Weges und der Witterung. Das Schütteln dieses grob ausgearbeiteten Fuhrwerks ist unausstehlich, und außerordentlich ermüdend. Daher diente uns ein Spatziergang, oder Spatzierritt des Abends, wenn es schön Wetter war, zur Erholung. Als ich so mit zweenen Spaniern aus meiner Gesellschaft herumspatzierte, sah ich von weitem ein kleines Füchschen mit einem sanften Schritt herankommen. Seht nur, sprach ich zu meinen Begleitern, was

das für ein schönes und niedliches Thierchen ist. Wir trauten zu sehr der Farbe; weil sich keiner von uns von dem schrecklichen Gift etwas beifallen ließ, das unter diesem prächtigen Felle verborgen lag Wir wollten das Thierchen fangen, und liefen ihm daher in die Wette nach. Unglücklicher Weise lief ich schneller als die Spanier. Wie der verschmitzte Fuchs sah, daß ich ihm nahe war, blieb er stehen, als wenn er sich fangen lassen wollte, und schien sich auch wirklich zu ergeben. Weil ich den Schmeicheleyen eines unbekannten Thieres nicht trauen wollte, so rührte ich dasselbe nur leicht mit einem spanischen Rohre an. Auf der Stelle hob es seinen Fuß auf, und bespritzte mich mit seinem höllischen Harn, besonders aber meine linke Backe. Hierauf lief es, so schnell es konnte, siegreich davon. Ich muß es noch für eine Wohlthat ansehen, daß der Fuchs meine Augen verschonet hat. Nun stand ich, wie vom Donner getroffen, und war mir selbst unerträglich; denn der abscheuliche Gestank drang von der bepißten Backe in den ganzen Leib, und in meine innersten Kleidungsstücke, und selbst in den Stock. Weil sich eben dieser Gestank in einem Augenblick über das ganze Feld ringsumher ausbreitete, so wußten meine Gefährten sogleich, was mir begegnet war. Nun eilten alle, theils zu Pferd, theils zu Fuß herzu, mich anzusehen, und wollten vor Lachen fast bersten. Allein kaum rochen sie mich von weitem, als sie sich noch geschwinder, als sie kamen, zurückzogen. Wie einer, über den der Bannfluch gesprochen ist, wurde ich von allen vermieden, und selbst in das Gezelt, worinn ich mit den andern zu Abends hätte speisen sollen, nicht zugelassen. Ich kehrte also zu meinem Wagen zurück, und fragte sogleich meinen spanischen Fuhrmann (er hieß Quintéro,) ob er nichts unangenehmes röche. Er antwortete mir, er habe schon vor vier Jahren den Geruch verloren. Vortrefflich dachte ich mir; denn, wenn der Fuhrmann noch hätte

rie-

riechen können, so würde er mich auch von meinem Wagen verbannet haben. Nachdem ich alle Kleider von mir weggeworfen hatte, wusch, rieb und trocknete ich mein Gesicht zu verschiedenenmalen ab: allein ich wusch an einem Mohren. Ich hätte gewünscht, diesmal aus mir selbst heraustretten zu können: so sehr hatte der Dampf alle meine Fiebern durchdrungen. Auf meinem Backen brannte es wie Feuer. Die Kleider, welche ich alle ausgezogen und auf die Decke des Wagens über ein Monat in den Wind, Regen, Staub und in die Sonne täglich hinaus gehängt hatte, verloren den Gestank nicht, und konnten daher nie wieder gebraucht werden. Hätte ich hundert Zungen, so würde ich das pestartige und durchdringende desselben nicht ausdrücken können. Ob das, was diese stinkende Bestie ausspritzt, Harn oder eine andere Feuchtigkeit ist, weiß ich bis auf diese Stunde nicht. Das allein halte ich vor ausgemacht, daß Theophrastus, Paracelsus, und alle Chymiker zusammen mit allem ihrem Wissen und allen Apothecken und Schmelzöfen keinen höllischeren, der menschlichen Nase unerträglicheren Gestank auskünsteln können, als der ist, welchen der Zorrino von Natur ausdünstet. Hirschhorngeist und jeden noch ärgern Gestank wird jeder für Zimmt, Weihrauch, Gewürznelken, oder Wohlgeruch duftende Rosen halten, wer immer einen Zorrino von weitem riechet. Man kann Europa Glück wünschen, daß es von Amerika gänzlich getrennet ist, schon aus dem Grunde, weil man daselbst von diesem unflätigen, und verhaßten Thiere nichts weiß. Durch die Erfahrung, welche ich auf meiner ersten Reise in Paraquay gemacht habe, ward ich klüger, und vermied diese Füchse nachmals mit aller Sorgfalt. Dennoch war ich, wenn ich auf freyem Felde mein Nachtlager aufschlug, einigemal nahe daran, von demselben angepißt zu werden.

Der

Der Biscacha.

Auf die stinkenden Zorrinos laß ich die lächerlichen Biscachas folgen. Auf abiponisch heißen sie Nehelaterek, sehen einem Haasen ziemlich ähnlich, haben einen Fuchsschwanz, Haare wie Sammt, und einen schwarz- und weißgefleckten Pelz. In den Feldern graben sie sich auf den Anhöhen mit vieler Kunst Höhlen aus, worinn sie wider den Regen vollkommen verwahret sind. Diese Höhlen theilen sie in verschiedene Gemächer ab, weil an einem Orte mehrere Familien solcher Biscachas beisammen wohnen. Auch sieht man auf der Oberfläche der Erde verschiedene Eingänge zu denselben, um welche sie unter der Dämmerung haufenweise herumsitzen, und mit gespitzten Ohren horchen, ob nicht jemand in der Nähe ein Geräusch von sich hören läßt. Ist alles ruhig, und die Nacht heiter, so gehen sie fouragieren aus, wobei sie, weil sie dem türkischen Korn und dem Getreide überhaupt sehr hold sind, die Aecker jämmerlich hernehmen. So lang sie irgendwo Getreide wissen, lassen sie das Gras stehen. Darum wird man auch schwerlich auf öden Feldern eine Höhle der Biscachas antreffen. Entdecket man auf der Reise eine, so ist man gewiß von den Kolonien der Spanier nicht mehr ferne. Oft wunderte ich mich, daß man weder in dem Gebiete der Abiponer, noch in den Feldern der Quaranier, wo doch auch Früchte von aller Art wachsen, keine Biscachas findet. Um den Eingang in ihre Höhlen liegen dürres Gebein, Holztrümer, und sonst allerley Unrath, den sie täglich zusammen schleppen, herum. Ihre Absicht dabei kann niemand errathen. Die spanischen Landleute unterhalten sich oft mit ihrer Jagd. Man gießt in ihre unterirrdische Gemächer viele Kannen Wasser. Um nicht ersäuft zu werden, springen die Bestien auf das Feld hervor, und werden, weil ihnen alle Wege zur Flucht abgeschnitten sind, mit Stö-

cken erschlagen. Ihr Fleisch, wenn sie nicht zu alt sind, essen selbst die Spanier.

Der Haase.

Haasen, welche blos an der Größe von den europäischen unterschieden sind, giebt es in Paraquay, aber wenige. Dieß schließe ich daraus, weil ich auf allen meinen Reisen durch dieses Land, und solang ich bei den Indianern, die doch keine Thierart verschonen, gewesen bin, nur einen einzigen gesehen habe. Doch weiß ich aus der Erzählung eines anderen, daß sie in Tukuman gegen Peru zu nichts seltnes sind.

Verschiedene Kaninchen.

Die Kaninchen sind in Paraquay eben so manchfaltig, als zahlreich. Die Spanier heißen sie allzusammen Conejos, die Abiponer die größeren Cañàn, die kleineren Névege. Einige vergraben sich wie die unsrigen unter die Erde, und sind vielfärbig. Andere verbergen sich unter die Gesträuche, und Stauden, sind kleiner als die Haasen, und größer als unsere Kaninchen, semmelfarb oder vielmehr kastanienbraun. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, und kömmt auch auf die Tafel der Vornehmen. Einst soll jemand, welcher durch Paraquay nach Peru reisen wollte, einige Paare dieser Thierchen aus Spanien gebracht haben. Als er einmal auf dem freyen Felde Mittag machte, ließ er einige Kaninchen beiderlei Geschlechts aus ihrem Behältnisse heraus. Sie ersahen aber ihren Vortheil, und entflohen. Ihre zahlreiche Nachkommenschaft sieht man noch itzt in Tukuman, besonders um S. Jakob herum. Es giebt noch andere Kaninchen, welche die Quaranier Aperèa nennen, nicht viel größer als eine Feldratte sind, und sich theils unter

die

die Zäune der Aecker, und theils in unterirrdische Höhlen verstecken. Das Getreid leidet sehr von ihren Verwüstungen, weil ihrer so gar viele sind. Die Abiponer, welche oft die größten Reisen ohne Wegzehrung unternehmen, pflegen, wenn sie zu Mittag oder Abend speisen wollen, das dürre und hohe Gras anzuzünden, und tödten und braten das Gewild, welches darunter verborgen liegt, und nun aus Furcht vor dem Feuer hervorspringt. Finden sie keine Tieger, Rehe, Hirschen oder Straußen, so mangelts ihnen doch nie an Kaninchen. Diese binden sie zu hundert an eine Schnur, und tragen sie so von der Jagd, wie die Deutschen die Zwiebel, nach Hause. Daß sich einst die Abiponer, wenn sie auf einem forcirten Marsch wider die Feinde zum Jagen keikeine Zeit hatten, der in der Luft gedörten Kaninchen statt des Proviants bedienet haben, hat mir Barzeda ein alter Krieger zu S. Jakob erzählet.

Der Hirsch.

An den Ufern der Flüsse Parana und Paraquay, und den größeren Inseln derselben giebt es fast überall eine Menge Hirschen, die von den europäischen in nichts verschieden sind. Außerdem sieht man in ganz Paraquay kaum einen einzigen. Die Abiponer holen mit ihren pfeilschnellen Pferden auch die flüchtigsten Hirschen ein, fassen sie bei den Geweihen, und geben ihnen mit dem Messer oder der Lanze den Fang. Jagen sie aber in Wäldern, wo ihre Pferde nicht durchkommen können, so erschießen sie selbe mit großen Pfeilen. Ehe die Wilden den Gebrauch des Eisens kannten, steckten sie das Ende eines Hirschhorns an ihre Lanzen, und machten damit sehr weite Wunden. Noch zu meiner Zeit, da ich mich unter den Abiponern aufhielt, bedienten sich noch die alten und armen Abiponer der Spieße mit Hirschgeweihen

und

und wurden sehr gefürchtet. Mit der zerronnenen Fette der Stutten, deren viele in dieser Absicht geschlachtet werden, gärben und bereiten die Spanier die Hirschhäute, welche sie hernach zu allerlei Dinge verwenden. Sie glauben auch, daß das kleinste Stück Hirschleder wenn sie es am Leibe tragen, wider alle Schlangenbisse vollkommen in Sicherheit setze; weil man weiß, daß nicht nur die Dan hirschen, sondern auch die anderen fast mit allen Schlangen anbinden, die ihnen im Wege kommen. Ich wenigstens habe das kalzinirte Hirschhornpulver, weil es für viele Krankheiten gut ist, allemal in Ehren gehalten.

Das Reh.

Wenn man in Paraquay auf das Feld hinausgeht, so findet man überall Rehe, welche den europäischen vollkommen gleichsehen. Die Abiponer heißen sie Heëgehàk, die Spanier Venados. Die auf dem Felde bleiben, sind lichtkastanienbraun, die in den Wäldern etwas dunkler, beide aber mit weißen Punkten besprengt. Die Waldrehe nennen die Quaranier Quazubirà, die Feldrehe hingegen Quazutў. So lang sie jung sind, kostet es keine Mühe sie zahm zu machen. Ich habe selbst ein kleines Reh, welches erst vor etlichen Tagen gefallen war, und mir ein Abiponer gebracht hatte, in meinem Zimmer mit Kühmilch aufgezogen. Wie es größer ward, lief es mit den Kühen, welche in dem Hofe des Hauses gemolken wurden, und ihren Kälbern wie ein Kalb täglich mit auf das Feld zur Weide; aber im Nachhausgehen band es sich an kein Gesetz. Fand es mein Zimmer zugeschlossen, so klopfte es mit den Füssen an die Thüre, und erinnerte mich oft bei eitler Nacht, daß es da wäre. Ich mochte ausreiten, oder ausgehen, so begleitete mich dasselbe allemal wie ein

Hund

Hund. Die Schaare Hunde, welche auf das Thierchen zuliefen, sah es unerschrocken an, stampfte mit den Füßen auf die Erde, und jagte sie alle in die Flucht. Das Halsband mit metallenen Schällen, das ich ihm umhieng, schreckte alle Hunde zurück, und betrog sie dermassen, daß sie selbes für ein fremdes und gefährliches Thier hielten. Es fraß Fleisch, Brod, Wurzeln und Kräuter, aber köstlicher als ein Blatt Papier war in seinen Augen nichts. Meine Philosophie, die uns der Lehrer, wie es damals üblich war, durch 3 Jahre in die Feder diktirt hatte, fraß es nach und nach ganz auf bis auf einige Blätter vom Magnet, die ich mir zu meinem künftigen Gebrauch aufbehielt. Musikalien mausete es mir, in meiner Abwesenheit zu meinem nicht geringen Verdruß vom Tische weg, und verzehrte sie. Weil ihm das Halsband, das ich ihm, als es noch sehr klein war, umgebunden hatte, bei zunehmenden Jahren zu enge wurde, so wollte ich es ihm weiter machen. Allein das Reh mußte geglaubt haben, daß ich ihm nach dem Leben strebte, und es nicht mehr aufrichtig mit ihm meinte. Kurz es nahm die Flucht, und irrte in den entferntesten Wäldern über ein Monat herum ohne wieder zu kommen. Die Indianer bekamen es einigemal zu Gesicht. Ich hatte mir vorgenommen das Thierchen wieder mit mir auszusöhnen, und hereinzuholen: und wies ihm daher von weitem ein Blatt Papier, welches so sehr auf dasselbe wirkte, daß es sich mir mit Zittern näherte, und mir, weil ich ihm von Zeit zu Zeit ein Blatt nach dem andern gab, bis in mein Haus folgte. Es vergaß alle Feindschaft und seinen Schrecken, und blieb bis an das Ende seiner Tage treulich bei mir. Oft focht es mit den Maulthieren. Ein lustiges und sehenswerthes Schauspiel, zu welchem die Indianer haufenweise hinzuliefen! Der Rehbock stellte sich nämlich auf die Hinterfüße, und schlug mit seinen Vorderfüßen das Maulthier auf den Kopf: da nun dieses

ses jenem Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, so machte derselbe allerlei Seitensprünge bald rechts, bald links; und entgieng daher allemal den Schlägen, und der Rache des erbitterten Maulthieres, mittelst seiner unglaublichen Hurtigkeit. Nach so vielen Siegen, die es über diese Pferdeseln davon trug, machte es sich auch auf dem Felde an einen der unbändigsten, der dem zweyjährigen Rehe den Rückgrad einschlug, und selbes also um das Leben brachte, nachdem ihm allgemach die Hörner (es war ein Männchen) zu wachsen angefangen hatten. Man kann sich kaum vorstellen, wie nahe uns allen das Unglück dieses Thieres gieng. Ich habe noch itzt ein Buch Musikalien, das in seine Haut gebunden ist. Ich weiß noch von einem andern merkwürdgen Rehweibchen, welches in dem quaranischen Flecken zu den h. h. Aposteln erzogen wurde. Weil es sich nach einem Männchen sehnte, verlief es sich in den Wald. Alle Einwohner bedauerten den Verlust der Entlaufenen, als sie sich wieder nach einer Abwesenheit von einigen Monaten mit einem jungen Rehe, das sie eben geworfen hatte, folglich mit Wucher bei ihrem Herrn einstellte. Jedermann bewunderte den Trieb der Natur, und die Treue dieses Thieres.

Ykipàra.

Die Ykipàras, eine Art Maulwürfe, halten sich unter der Erde auf, und machen ein entsetzliches Getös. Es ist gerade, als wenn man von weitem paucken hörte. Fremde, die nichts davon wissen, können nicht ohne Schauder zuhören. Ich beschreibe die äußere Gestalt dieses Thieres nicht, weil ich es zwar oft gehöret, aber nie gesehen habe. Ich vermuthe, daß das Gebrumm desselben in den hohlen Krümmungen und

Schlangengängen der Erde abprelle, und sich dadurch verstärke.

Verschiedene Gattungen der Affen.

Wollte ich die Gestalt, die Benennungen, und Eigenschaften aller Affenarten von Nordparaquay umständlich beschreiben, so würde ich damit allein einen ziemlichen Band anfüllen. Ich werde also nur das Vornehmste berühren. Alle Affen heißen auf spanisch Mono, auf abiponisch aber Nichikàtkana. Die Quaranier geben jeder Affenart einen besonderen Namen. Die Carayà sind die zahlreichsten, aber auch die häßlichsten. Sie haben braune Zotten, sehen immer mißmüthig aus, klagen immer, und sind träge und bissig. Da sie Tag und Nacht fortheulen, so verlangt sie niemand zahm zu machen. Sie sitzen schaarenweise auf den Bäumen, und springen auf denselben des Futters wegen herum. Verdoppeln sie ihr Geheul, so ist dies ein Zeichen eines nahen Regens, oder Ungewitters. Es gleicht dem Geklirre der Fuhrwägen, welche lange Zeit nicht geschmieret worden sind. Man hört dasselbe auf mehrere Meilen weit, weil immer einige hundert miteinander heulen. Sie sind mittelmäßig groß.

Cayì.

Die kleinen Affen, welche man Cayì nennet, sind kaum, auch wenn sie ausgewachsen sind, eine Spanne groß, stets fröhlich und munter, und wenn man sie von ihren ersten Tagen an zahm macht, sehr gelehrig. Doch kann man sie nicht oft frey im Zimmer herumgehen lassen, weil sie alles kosten und anfühlen wollen, und bei dieser Gelegenheit Dintenfaß und Geschirre umstürzen, die Bücher zerreißen, alles was flüßig ist, ausschütten, und alles was glä-

gläsern ist, zerbrechen. In die Büchsen, Lampen, und Kannen stecken sie ihre Klauen hinein, riechen dazu, und verunreinigen Tisch und Kleider. Sehen sie etwas eßbares, so mausen sie es. Deßwegen bindet man sie an einen langen und dünnen Riemen, damit sie hin- und herlaufen können. Wir hatten zu S. Joachim ein solches Aeffchen, welches uns, sobald wir vom Pferd stiegen, die Spornriemen auf das behendeste auflösete. Ich habe einige gesehen, welche sich auf der Reise auf einen Hund setzen, den Menschen nachspotten, und wie Possenreißer zum Lachen und zur Verwunderung allerlei Gauckeleyen machen. Es ist daher kein Wunder, daß diese Affen nicht nur den Indianern sondern auch den Europäern sehr werth sind, und oft von diesen mit großen Kosten angeschaffet werden. Die Batatas (die Deutschen nennen sie Erdäpfel) sind ihre tägliche und gesündeste Nahrung, wiewohl sie auch Fleisch, Brod, und andere Mehlspeisen essen. Man muß sich sehr in acht nehmen, ihnen nicht zu viel zu geben; denn sie fressen sich so sehr an, daß ihnen der Magen zerplatzet. Im Walde tragen die Affenweibchen ihre Junge, welche sich wie Kinder mit den Pfötchen an ihren Hals schmiegen, auf dem Rücken, und auf den Aesten der Bäume herum, wo sie ihre Nahrung finden. Wenn also ein Indianer einen lebendigen jungen Affen haben will, so erschießt er mit einem Pfeile die Mutter, von welcher sich ihr Söhnchen noch in ihren letzten Zuckungen nicht ohne zu winseln trennen läßt. Folgendes ist noch merkwürdiger und beinahe unglaublich. Die Quaranier bleiben oft 4 Tage im Wald auf der Jagd. Haben sie nun eine hinlängliche Anzahl Affen erlegt, so verzehren sie einige davon gleich auf dem Wege, und tragen die andern gebraten, um sie bei der Sonnenhitze vor der Fäulung zu bewahren, nach Hause. Die kleinen Affen welche sie zur Lust lebendig aufbehalten, erkennen noch ihre Alten, auch wenn sie gebraten sind, und so schwarz als eine Kohle

aussehen; und hängen sich an ihre Schultern, ohne daß ihnen der geringste Gedanke von der Flucht beifiele. Wer wird nicht diese Liebe der Jungen gegen ihre Alten bei den Affen bewundern, welche, wie sie in anderen Stücken blos Nachahmer der Menschen sind, also in diesem Punkte gewiß ihre Lehrer seyn können?

Barbudos.

Die Spanier in Paraquay, welche die Blätter des Baumes Caà zu einem Getränke zubereiten, treffen oft große, sauersehende, und stark bebartete Affen an, welchen sie von dem Barte einen lächerlichen Namen, den ich mit Vorbedacht verschweige, beigeleget haben. Sie lieben abseitige Oerter, und fliehen die Menschen und das Tageslicht. Ihrer Waffen wegen sind sie zu fürchten; denn sie werfen ihren Unrath, der um sie stets herumliegt, wie eine Kugel zusammgeballet, auf alle, die ihnen nahe kommen. Allein dieser Gestank ist, bei aller Abscheulichkeit desselben, dennoch mit dem Harn der Zorrinos verglichen, Rosen- und Gewürzgeruch. Dergleichen Affen zu fangen, oder zu zähmen ist noch niemanden eingefallen.

Caruguà.

In den tiefesten Wäldern irren Affen herum, welche die Quaranier Caruguà, die Spanier aber Diablos del monte Waldteufel heißen. Ich wäre versucht sie Faunen und Satyren zu nennen, wenn sie nach der Phantasie der Mahler und Dichter Geißfüße und Hörner hätten. Sie sind mit Haaren bewachsen und beinahe die größten von allen Affengeschlechtern. Sie gehen auch aufrecht auf den hintern Füßen. Ihre Fußtritte gleichen denen eines vierzehnjährigen Jünglings. Diese Affen lieben die Einöde und stellen dem Menschen nicht nach. Kömmt

aber jemand unvermuthet in den Irrgängen der Wälder ihnen auf die Nähe, so zerreißen sie ihn ganz erbärmlich. Ich weiß von einem Quaranier, welcher an den Wunden, die ihm ein Caruguà versetzt hatte, in der Kolonie S. Stanislaus gestorben ist. Ein anderer Indianer aus eben diesem Flecken erlegte in den entferntesten Wäldern einen solchen Affen. Weil er die Beschwerlichkeiten der langen Reise bei der strengen Sonnenhitze scheuete, so ließ er den todten Körper zurück, und schnitt ihm blos seine entsetzlichen Klauen, welche noch weit fürchterlicher als ein Bajonet sind, ab, und wies sie dem P. Petrus Paulus Danesi, einem Römer, welcher dazumal dem Flecken vorstand. Sie wurden hernach in den übrigen Flecken der Quaranier herumgetragen, damit man aus den Klauen auf den Caruguà schließen, und seine schrecklichen Waffen kennen und fürchten lernte, so oft eine Reise durch minder besuchte Wälder unternommen werden sollte. Es hatte wenig gefehlt, daß nicht auch ich eine Beute dieser grimmigen Affen geworden bin. Als ich einst mit den Indianern und dem Spanier Villalba, meinem Gefährten, in den Wäldern Mbaeverà übernachtete, und diese von ganzer Seele schnarchten, hörte ich eine Zeitlang ein Geräusch von abgebrochenen Baumästen, und zugleich einen der menschlichen Stimme ähnlichen Laut. Ich war in Aengsten zu wissen, was es seyn möchte. Da die Stimme, und das Geräusch meiner Ruhestätte, die von dem Feuer der Indianer etwas entfernt war, immer näher kam, besorgte ich Gefahr, und schrie meinen Indianern zu, von welchem Vogel oder Thiere dieses Geräusch herrühre. Mein Geschrey weckte sie endlich auf. Sie, und der Spanier horchten ein wenig, und sagten mir dann einstimmig, daß ein Caruguà oder ein Waldteufel sich nähere. Gleich liefen alle mit Bränden und Lanzen zu mir. Ihre Nähe erschreckte die Bestie, und sie machte sich eilends davon. Ich aber hohlte nach dieser Gefahr wieder frey Athem.



Quatì.

Das Thier Quatì scheint mir ein Bastart zu seyn: denn es sieht an seinem Rüßel einem Ferkel, an dem Kopf einem Fuchs, und im übrigen einem mittelmäßigen Affen gleich. Es ist etwas gelblicht, und sein Schwanz welcher an Länge den ganzen Leib übertrift, wie geringelt und vielfärbig. Die Quatì laufen wie die Affen auf den Bäumen herum, und weiden sich an deren Früchten, wiewohl wir auch einst eine zahlreiche Schaare derselben auf der Erde herumhüpfen sahen. Auch die Alten werden in wenig Tagen von den Indianern zum Verwundern zahm gemacht; aber Hühner und Eyer, von denen sie besondere Liebhaber seyn sollen, sind vor ihnen nie sicher.

Ay̆.

Bei unserer Affenmusterung soll der Ay' den Beschluß machen. Dieses Thier hat nichts weniger als die Hurtigkeit und Leichtigkeit der Affen, und wird wegen dessen angebohrner Trägheit und Langsamkeit von den Quaraniern Ay̆, von den Spaniern la Pereza oder die Trägheit und spottweise el Perico ligero, das hurtige Hündchen genannt. Es ist so groß wie ein unsriger Fuchs, und hat einen kleinen Kopf, eine enge Schnautze, kleine und schwarze Augen, lange aschenfärbige Zotten, die auf den Hals wie eine Mähne herabhängen, einen braunen Streif über den Rücken, ein stets offenes Maul, an jedem Fuß lange und eingebogene Klauen, einen stumpfen Schwanz, schwache Zähne, und keine Ohren; kurz alles, was man anschaut, ist bei ihm ungereimt und abscheulich. Der Ay lebt in den Gipfeln der Bäume von ihren Blättern, und zuweilen auch von kleinen Ameisen. Auf seinen Hinterfüßen steht er niemals. Man sieht ihn nie

trin-

trinken; sondern er scheint sich mit dem Thau allein zu begnügen. Langsamer als jede Schildkröte scheuet er die kleinste Bewegung, so daß er sowohl im Hinaufsteigen auf einen Baum, als auch im Herabsteigen wohl einen Tag verkriechet. Er ertattert, wenn es auch nur etliche Tropfen auf ihn regnet. Er seufzet immer den Buchstaben J hervor; außer dem bricht er das ewige Stillschweigen nie, und liebt die Ruhe über alles. Sein Leder soll besonders dauerhaft seyn; sein Fleisch aber finden selbst die Indianer, so viel ich weiß, eckelhaft. Aus allem diesem erhellet, daß die träge Bestie mit den Affen fast gar nichts gemein hat. Diese können nicht einen Augenblick still sitzen, sondern laufen, spielen, und springen den ganzen Tag. Ihre tägliche Ermüdung von dem immerwährenden Herumhüpfen macht sie so mager, daß nichts als Haut und Bein an ihnen ist. Doch essen die Indianer auf den Reisen die gebrattenen Affen als etwas sehr köstliches. Ich lachte von ganzem Herzen, als einer von ihnen zu einem gebrattenen Affen, den er in Beiseyn meiner mit einem Pfeile von dem obersten Gipfel des Baumes heruntergeschossen hatte, eine ziemliche Anzahl seiner Reisegefährten einlud: denn ich glaube nicht, daß auf einen ein Beinchen gekommen ist; allein sie wollten lieber an einem Beine nagen, als Hunger leiden, nachdem sie aus einer unzeitigen Gefräßigkeit die ihnen reichlich mitgegebene Wegzehrung schon verschlungen hatten. Das Affenfleisch ist in verschiedenen Ländern von Amerika eine der gewöhnlichsten und köstlichsten Speisen der Indianer. Daß sie dasselbe schmackhaft finden, ist sehr natürlich, weil viele von ihnen vorher Menschen frassen, denen die Affen noch am nächsten kommen. Die dümmern Amerikaner glauben sogar, daß sie reden können, daß sie aber, um nicht von den Spaniern zur Arbeit angehalten zu werden, sich stumm stellen, und nicht einmal leise flüsterten, wiewohl sie zuweilen lachten, und

heulten. Wenn ein Aff mit einer Flintenkugel getroffen wird, so drückt er alsogleich die Pfotte auf die Wunde, um das Blut und sein Leben zu erhalten, und seiner Seele den Ausgang zu verwehren. Ist er auch bereits entseelt, starr, und kalt, so bleibt dennoch die Pfotte auf seiner Wunde. Die Erfahrung hat mich das Schädliche und Gefährliche an den Affenzähnen kennen gelehret. Ein Priester aus meiner Gesellschaft wurde einst von einem zornigen Affen gebissen, und der Rothlauf zog sich vom Arm in den Kopf. Eine heftige Entzündung und Geschwulst nebst unleidentlichen und beinahe tödlichen Schmerzen waren die Folge davon. In Europa habe ich viele Affen gesehen, welche mir nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, und von denen ganz Paraquay nichts weiß. In den verschiedenen Ländern giebt es verschiedene Affengeschlechter, die nach Verschiedenheit der Sprachen auch verschiedene Namen führen. Zu Lissabon werden in vielen Kaufmannsbuden allerlei amerikanische, asiatische, und afrikanische Affen verkauft, die mir in Paraquay nie zu Gesicht gekommen sind. Eben dieses gilt auch von den Papageyen.

Armadillo oder Tatù.

Das vierfüßige Thierchen, welches die Spanier Armadillo, die Quaranier aber Tatù nennen, ist nicht viel größer, als eine gemeine Schildkröte, sonderbar anzusehen, aber schmackhaft zu essen. Es ist am ganzen Leibe mit reihenweise schwarz und weißgefleckten Hornschuppen bepanzert. Wenn eine Gefahr drohet, verbirgt es seinen Kopf, der einem Ferkelkopf gleichet und den es sonst im Gehen hinvorstrecket, unter ihren Panzer, wie eine Schildkröte. Sein Hals ist sehr lang, und seine Schuppen sind rechts und links besonders unter dem Bauche mit weißen Haaren bewachsen. Es hat Schildkröten-

tenfüße mit 5 ungleichen Zehen, und sehr spitzigen Klauen, womit es sich bald unter der Erde Gruben gräbt, und bald sich an derselben so fest anhält, daß selbes auch der stärkste nicht davon wegreissen kann. Sein langer Schwanz, aus welchen sich die Abiponer Kriegspfeifen machen, ist gleichfalls bepanzert. Die Ohren der Armadillos haben weder Haare noch Schuppen. In ihrem Genicke sind zwey Gelenke angebracht, damit sie ihren Hals rechts und links herumdrehen können. Sie laufen sehr schnell, meistens sick sack, um von den Menschen und Hunden, die ihnen nachsetzen, nicht erwischt zu werden, und fressen Wurzel und Kräuter. Sie trinken viel und werden auch sehr fett. Die Hunde wittern sie in ihren unterirrdischen Schlupfwinkeln aus. Sie brüten nicht Eyer aus, wie die Schildkröten, sondern bringen ihre Jungen lebendig auf die Welt, und zwar mehrere auf einmal. Schon die ungebohrnen Jungen haben ihre Panzer, wiewohl von der äußersten Zartheit. Ich habe ihrer viele gesehen, wann die Soldaten trächtige Armadillos, ehe sie gebratten wurden, aufschnitten. Solche Thierchen giebt es in Paraquay von dreyerlei Gattungen, welche sich an Gestalt, Größe und ihrem Namen von einander unterscheiden. Zur ersten gehören die, welche wohl zwo Spannen lang und etwas größer, als ein Ferkel sind. Sie haben längere Klauen, und theils braune, theils rothe Haare; und heißen daher bei dem spanischen gemeinen Volke Kirikincho peludo, die haarichten Armadillos, bei den Quaraniern Tatù poyù, bei den Abiponern endlich Yauìk laip. Streuet man von dem zur Hälfte gebrannten, und zu Pulver geriebenen Panzer der rothen Armadillos auf den wunden oder haarlosen Rücken der Pferde, so wird dieser dadurch geheilet. Da die größeren Armadillos die Aeser der Pferde und Maulthiere auf dem Felde fressen, so eckelt den meisten vor ihrem Fleisch: doch bedienen sich gemeine Leute ih-

 rer

rer grossen Schaalen oder Panzer in der Küche statt der Teller und Schüßel. Die Armadillos der zweyten Art sind viel kleiner als die vorigen, essen keine Aeser, und geben daher selbst ein fettes und schmackhaftes Fleisch. Die Spanier heißen sie Mulita, kleine Maulthiere; die Abiponer Katoiraik. Die dritten endlich und kleinsten kugeln sich, so oft es ihnen einfällt, wie die Igeln zusammen. Ihre Panzer aber sind so fest, daß beladene Fuhrwägen, ohne sie einzudrücken, darüber wegfahren, und selbe durch keine Gewalt aufgemacht werden können, es sey dann daß man viel Wasser auf einmal daraufgießt. So bald sie naß werden, schließen sie sich von selbst auf. Die Spanier nennen sie Bolita, eine kleine Kugel, die Abiponer Kaitavalk. Ihr Fleisch ist schneeweiß und voller Saft. Ohne Zweifel würde dasselbe jeder Europäer Hühnern, Kapaunen und Phasanen vorziehen. Ihre viele Fette braucht man auch zu Arzneyen. Von diesen Panzerthieren wimmelt es fast überall in den paraquayischen Feldern. Mir wenigstens gaben selbe vielmal, wenn ich mit den spanischen Reitern durch diese Haiden zog, oft ein Mittag- und oft ein Abendmahl ab.

Bisher handelte ich von den vierfüßigen Thieren, welche in Paraquay zu Hause sind. Von den Pferden, Maulthiere, Eseln, Ochsen und Schaafen dieses Landes habe ich anderswo geredet. Elephanten, Rhinoceros, Kameele, Pantherthiere, Hyäne, Rennthiere, Luchsen, Dachsen, Bären und gemeine Wölfe kennet Paraquay nicht. Wir wollen daher zu den Amphibien übergehen.

Der Krokodil, oder Caymán.

Unter den Amphibien, welche Cicero Doppelthiere (ancipites bestias) nennt, soll das Krokodil den Anfang machen. Dieses Thier, welches um viel größer,

als die andern, aber auch um viel langsamer ist, nennen die Abiponer itzt Kaéperhak (ehedessen nannten sie es Peéuè) die Quaranier jacarè, die Mohren von Congo Caymàn, die Spanier Cocodrilo oder Lagarto, (eine Eydexe;) weil dasselbe, wenn es vom Ey ausschliest, kaum über eine halbe Spanne lang ist, und unseren Eydexen in den Gärten gleichsieht. In der Folge aber wächst es zu einer ungeheuern Größe an. Man sieht in Amerika durchgängig 10 Schuhe lange Krokodile. Aelian giebt ihnen in seiner Geschichte der Thiere (17. B. 6. K.) eine Länge von 26 Ellen, andere eine noch größere. Plinius sagt im 8. B. 25. K.: „Kein „Thier, das im Anfage so klein ist, wächst zu so einer „Größe an.“ Dieß ist auch kein Wunder, weil die Krokodile (nach der gemeinen Meinung) so lang wachsen, als sie leben. Da sie nun ein äußerst hohes Alter, und nach dem Aelian oft das sechzigste Jahr erreichen, und auch manchmal überleben, so kann man leicht auf ihren Wachsthum schließen. Das Alter der Krokodile konnten die Völker in Asien wissen, welche sie entweder in den Teichen zur Verehrung oder in den Gräben der Stadmauern zum Schutz ihrer Städte mit gewissenhafter Sorgfalt aufzogen, und fleißig dafür Sorge trugen, daß, wenn die alten Krokodile auf was immer für eine Art umkamen, sie durch Junge ersetzet wurden. Als einst während einer zweyjährigen Trockenheit verschiedene Seen und Flüße austrockneten, sahen wir in Paraquay nebst andern Wasserthieren auch eine Menge Krokodile im Felde herumirren, und da sie nirgends Wasser fanden, durch Durst umkommen. Schreckbare Gestalten und Ungeheuer von einer noch nie gesehenen Größe kamen uns täglich unter die Augen. Die Krokodile erreichen ihr höchstes Alter durch eine besondere Wohlthat der Natur, welche sie mit so vielen Schutzwehren ausgerüstet, und dadurch ihre Erlegung so

äußerst schwer gemacht hat. Hier ist ein roher Umriß zur Zeichnung dieser Thiere. Ihr Kopf ist groß und platt gedrücket; der Rachen sehr weit aufgesperret. Beide Kinnbacken sind mit sehr spitzigen, aber ungleichen Zähnen besetzt. Ihre Augen sind groß, rund, und grau, haben einen schwärzlichten Augenapfel, und funkeln finster und drohend aus dem Wasser hervor. Sie haben keine Zunge, sondern an ihrer Stelle ein ganz unbewegliches Häutchen. Ihre vier Füße sind mit Klauen, wie Vögelkrallen versehen. Sie brauchen selbe theils zum Schwimmen, und theils zu ihrem langsamen Gange am Ufer. Der Rumpf des übrigen Körpers ist wie ein Block unförmlich groß, und endiget sich in einem langen zugespitzten Schwanz, an dessen äußerstem Ende oben eine schwarze Kugel ohne alle Oeffnung angewachsen ist, als das Unterscheidungszeichen des weiblichen Geschlechts, wie meine Abiponer sagten, welche in den Naturkenntnissen eben so bewandert als in dem Uibrigen unwissend sind. Dieses Kügelchen haben die männlichen Krokodile nicht. Ihre Haut ist rauh, und mit eisenfesten, und schwarz und gelb zierlich gefärbten Schuppen wie mit Muscheln geharnischt. Diese machen hauptsächlich den Kopf, den Rücken und den Schwanz für alle Waffen undurchdringbar. Der Bauch, die Seiten und Füße sind eben so buntscheckigt; aber mit weicheren Schuppen mehr gezieret als bewaffnet. Auf der Oberfläche der Haut ragen theils zirkel, theils parallellogrammenförmige Figuren, welche reihenweise gelb und braun geflecket sind, als wenn es Muschel wären, wie die Warzen auf der Haut des Menschen hervor. Der Schwanz besteht aus schwärzlichten Ringen, und einer zackichten Floßfeder zum Schwimmen. Die Haut, welche den Hals umgiebt, ist weicher, und daher am leichtesten zu verwunden. Wird ein Krokodil von einem Tieger angefallen, so wehrt es sich mit dem Schwanze und bringt ihn um: kömmt aber selbst

um,

um, wenn es am Hals oder Bauch, wo die Haut schwächer ist, von einem Thiere mit Hörnern oder Klauen verwundet, oder von einem Pfeil, einer Kugel oder Lanze getroffen wird. Auch schwer verwundet, sucht dasselbe noch durch Schwimmen zu entkommen: allein die Indianer holen es im Schwimmen meistens ein, und bringen es aus dem Wasser zurück an das Ufer. Wenn der Südwind stark bläst, so erstarren die Krokodile, welche des Nachts in den kalten Seen bleiben, vor Frost, und legen sich, um sich an der Sonne zu wärmen, des Morgens wie ein Block auf das nahe Gestad heraus. Da sie nun beinahe gefühllos und alle ihre Glieder fast erfroren sind, so werden sie von den Abiponern mit Lanzen ohne Mühe und Gefahr durchstochen. Diese lassen die Körper liegen, und nehmen blos die Zähne, nebst einigen Beinchen aus dem Rückgrade heraus, mit welchen sie, weil selbe wie Stahl so hart, und wie Schuhahlen so gespitzt und elastisch sind, ihre Glieder, wenn sie miteinander zechen, aus Prahlerey zu zerstechen pflegen, von welchem Gebrauche wir an einem andern Orte mehr sprechen werden. Die Krokodilzähne, welche die Amerikaner theils als Verwahrungs- und theils als Heilmittel wider die Schlangenbisse sehr hochschätzen, tragen sie entweder in einer Schnur am Arm, oder verkaufen sie bei Gelegenheit den Spaniern. Das Krokodilenfleisch ist so zart und weiß, daß es von dem Hausen, dem größten und köstlichsten aller Flußfische, welcher in Ungarn in der Donau, und der Theiße gefangen wird, schwer zu unterscheiden seyn dürfte. Das Krokodil war vormals ein Gott der Aegyptier, und nun ist es eine Speise der Amerikaner und Afrikaner. Jene beteten ihn an, diese essen ihn. Von seinem Fleisch sollen viele amerikanische Nationen, besonders an den Inseln des Flußes Urinoko und anderer leben. In Paraquay aber ißt davon meines Wissens außer dem Payaquas, welche an den Flüßen wohnen,

nie-

niemand, weil diese Provinz nicht nur zahmes und wildes Vieh, sondern auch Erd- und Baumfrüchte genug hat. Uibrigens bin ich der Meinung, daß kein Europäer das Krokodilenfleisch verschmähen würde, wenn es nicht nach Biesam röche, welchen dieses Thier theils im Rachen, und theils in den Hoden herumträgt. Die Priester pflegen ein Stückchen von einer solchen Drüse, an dem der Biesam klebet, in Seide oder Goldstoff einzuwickeln, und in dem Tabernackel aufzuhängen, um die Würmer hindan zu halten, welche sich sonst unter einem so feuchten und hitzigem Himmelsstriche in den h. Hostien ansetzen. Die alten Deutschen scheinen auch von diesem Mittel wider die Würmer gewußt zu haben. Wir sehen in Oesterreich eine Menge alter Kästen, welche nach Biesam riechen, und dadurch Jahrhunderte von den Würmern unangegriffen und unversehrt geblieben sind. Nicht ohne Ursache schreiben Kircher und andere Naturkündige, daß aller eindringende Geruch die Flöhe, Wanzen, Schnacken und andere dergleichen Insekten verscheuche und vertreibe. Die Wiener haben meinen ganzen Beifall, daß sie das Krokodil an einem alten Schilde einer Gewürzbude in ihrer Provinzialsprache den schmeckenden Wurm nennen.

Wenn man hört, daß die Krokodile giftig sind, so darf man dieses sicher unter die Märchen rechnen: denn einmal ist es gewiß, daß sie die Indianer ohne Schaden essen. Auch die Europäer würden, wenn ihr Fleisch nicht vom Biesamgeruch angestecket wäre, begierig dabei zulangen. Die Zähne derselben sind in ihren Lücken tief eingestecket, bei der Wurzel hohl, aber am obern Ende, wo sie spitzig werden, äußerst dicht; und die Krokodile können die härtesten Dinge damit aufbeißen. Schrecklich ist, daß dieses Thier nichts mehr von dem, was es einmal mit den Zähnen gefaßt hat, ausläßt. Wenn

also

also in Neugranada ein Krokodil einen schwimmenden Amerikaner in den Arm beißt, so wird dieser von den zu Hilfe gekommenen Indianern eilig abgeschnitten, weil man sein Leben auf keine andere Art zu retten weiß. Die spanischen Landleute pflegen halbgebrannten Flachs oder Baumwolle, welche sie statt des Zunders beim Feuerschlagen brauchen, in einem schön ausgearbeiteten Horn von einem Kalbe auf der Reise bei sich zu tragen. Statt dieser Büchse bediente sich ein Spanier aus Peru (ich habe ihn sehr gut gekannt) eines Krokodilenzahnes, welcher dicker als ein Mannsdaum war. Hieraus kann man auf die Größe des Zahnes, und aus dem Zahne auf die Größe des Thieres, das denselben im Rachen hatte, wie aus den Klauen auf den Löwen, schließen. Folgendes ist ihre Erzeugungsgeschichte. Die Weibchen legen einige Täge nacheinander bei etlich und dreißig Eyer, welche cylinderförmig und so groß als Gänseeyer sind. Diese graben sie in Sand, und lassen sie von der Sonne ausbrüten. Am Ende schliesen Junge, wie unsere Eydexen hervor. Weil die Krokodile kurze Füße haben, und mit ihrem dicken Bauche an dem Boden streifen, so zertretten sie im Gehen eine Menge Eyer. Dieß ist eine Anstalt der Vorsicht, ohne welche in Amerika schon lange weder für die Fische, noch für andere Thiere ein Raum übrig geblieben seyn würde. Daß einige Indianer die Krokodileneyer nicht nur essen, sondern auch für eine Delikatesse halten, finde ich sehr natürlich. Ob sie auch nach Biesam riechen, weiß ich nicht: denn ich mochte sie nicht kosten. In dem Flecken Conception hatte ein Abiponer zwey eben ausgekrochene Krokodile, ein Männchen, und ein Weibchen meinem Amtsgefährten gebracht, auf dessen Zureden ich sie aufzog. Gleich den ersten Tag verlohr sich das Männchen aus meinem Zimmer, und wurde alles Suchens ungeachtet nicht wieder gefunden. Nach 8 Tagen aber kehr-

te

te es freywillig zu seinem Schwesterchen zurück. Damit es mir nicht wieder entwischte, verschloß ich beyde in einem hölzernen Mörser von einer ziemlichen Höhe und Weite, worinn wir sonst das türkische Korn zermalmeten. Ich gab ihnen von Zeit zu Zeit frisches Wasser, und warf ihnen Erde, kleine Fische, und kleinzerschnittenes Fleisch hinein. Dieß war ihre Wohnung und Nahrung bis in das siebente Monat. Bisweilen nahm ich sie aus dem Wasser heraus, und ließ sie in dem Hofe herumgehen. Die Abiponer sahen mit einer besonderen Freude den Thierchen zu, wie sie bald auf dem Wasen spielten, bald ihren kleinen Rachen aufsperrten, und bald sich aufbäumten. Ich hatte einen jungen, und eben darum sehr muthwilligen Hund. Dieser bellte die Krokodile an und sprang endlich mit aller möglichen Unvorsichtigkeit auf sie hin. Gleich fieng ihn eines bei der Nase mit seinen dazumal schon äußerst gespitzten Zähnen. Da dem Hunde das kleine Thierchen, welches ihm an der Nase hieng, unleidentliche Schmerzen verursachte, so lief er winselnd in dem ganzen Hofe herum: weil ihn aber niemand von seinem beschwerlichen Anhängsel befreyen konnte, eilte er endlich nach Hause uns um Beistand anzuruffen, da dann die herumstehenden Abiponer, welche ihn ohne Lachen nicht ansehen konnten, das hartnäckige Krokodil von seiner Nase losmachten. Eingedenk des erlittenen Schmerzens flüchtete sich das Hündchen allemal, so oft es eines von diesen Thierchen auch nur von weitem erblickte. Daß selbe ein sehr feines Gehör haben, kann man daraus abnehmen, weil sie das unmerklichste Geräusch, daß ein Mensch lange nicht hören würde, z. B. den entferntesten Donner aus einer Wolke unter dem Horizont, bei der Nacht hörten, und mir im Schlafe durch ein wiederholtes Gemurmel ù, ù, ù, ù, anzeigten. Nachdem sie 7 Monate alt, und kaum noch eine rechte Spanne lang waren, erfroren sie, als ich mit

den

den spanischen Soldaten, die Kolonie zu versetzen, eine Reise von 21 Tagen machte, und die Thierchen in einem kupfernen Kessel mit mir nahm. Ein strenger Reif (wir reiseten im Winter) hat meine Zöglinge aufgerieben. Ohne Zweifel würden sie bei einer völligen Freyheit, und den ihrer Natur angemessenen Nahrungsmitteln in so vielen Monaten größer gewachsen seyn.

Von der Grausamkeit der Krokodile gegen die Menschen ist von vielen Vieles geschrieben worden. Ich widerspreche niemanden: doch kann ich mich über die Krokodile in Paraquay, ohne ihnen Unrecht zu thun, nicht beklagen. In den 22 Jahren, daß ich mich in diesem Lande aufhielt, habe ich nicht von einem einzigen gehört, der von denselben getödtet, oder verwundet worden wäre. Die meisten Abiponer, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen pflegen sich täglich nach Mittag in der größten Sommerhitze in den Bächen, Flüßen, Seen und Teichen, wo sich die Krokodile aufhalten, (wiewohl nach dem Unterschiede des Geschlechts in verschiedenen Orten) mit Schwimmen und Baden abzukühlen. Niemanden haben noch die neben ihm herschwimmenden Krokodile etwas zu Leide gethan, und auch niemand fürchtet sich vor ihnen. Vielmal werden sie durch das Getöse der schwimmenden Indianer erschrecket, und nehmen die Flucht, besonders die schwarzen. Die röthlichten halten die Abiponer für kühner und gefährlicher. Allein ich habe beide durch eine lange Erfahrung als ganz unschädliche Thiere sowohl zu Lande als zu Wasser kennen gelernet. Wenn ich oft auf einer Ochsenhaut oder einem niedrigem Kahn über die Flüße setzte, sah ich sie vielmals ihre Köpfe in die Höhe stecken, mit den Augen funkeln, und mit aufgesperrten Rachen hart neben mir schwimmen, aber allemal ohne die geringste Gefahr. In dem Flecken zum h. Rosenkranz war ein Teich, wor-

innen es von diesen Thieren wimmelte, nicht einmal einen Büchsenschuß weit von meinem Hause entlegen. Der Flecken S. Ferdinand war überall von grossen Landseen umgeben. Unter der Dämmerung giengen wir oft spazieren frische Luft zu schöpfen. In diesem Spatziergange stießen uns Krokodile beiderlei Geschlechts und von verschiedenem Alter auf, die sich uns auf 6 oder 7 Schritte näherten, ohne daß wir von einem See zum andern auch nur von einem einzigen wären beunruhiget worden, wiewohl wir gar keine Waffen bei uns hatten. Aber eben diesem schreibe ich unsere Sicherheit zu; denn mir deucht, daß diese Thiere nur die beleidigen, von denen sie beleidiget werden. Wenn man ihnen nichts thut, so thun sie auch nichts. Mich wunderts nicht, daß sie in Quito, Neugranada, und einigen andern Provinzen von Asien und Afrika auf die Menschen so grimmig losgehen; weil die dortigen Einwohner ihr Fleisch essen, und ihnen daher täglich auflauern, nachsetzen, sie scheu machen, fangen und tödten. Auch der Wurm windet sich, wenn man ihn tritt. Die Paraquayer hingegen pflegen die Krokodile, weil sie entweder Rindfleisch oder Wildprät oder beides zugleich im Uiberfluß haben, weder zu essen, noch zu verfolgen; und darum werden sie auch von diesen verschont. Dieses Thiergeschlecht scheint Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und Mord mit Mord rächen zu wollen. Wer auf die Worte des Plinius, Aristoteles, und ich weiß nicht, noch welcher Naturgeschichtschreiber einmal geschworen hat, der wird freylich meiner Erzählung schwerlich beipflichten. Seiner Meinung nach werden die Krokodile überall nach Blut dürsten, nichts als umbringen, und nachdem sie ihren Raub gefressen haben, helle Thränen weinen, und alle ihre Adern von einem tödtlichen Gifte angeschwollen seyn. Alles genau zusammengerechnet möchten wohl diese Thiere in Asien und Afrika denen in Amerika ziemlich gleich sehen; dessen ungeachtet

geachtet kann man jene allerdings für schlauer, und grausamer halten als diese; denn daß sich die Beschaffenheit und die Eigenschaften der Thiere nach der Verschiedenheit der Länder richten, haben wir bei den Tiegern und Löwen gesehen. Diese fürchtet in Paraquay niemand, in Afrika jedermann. Die paraquayischen Tieger hingegen sind viel größer und gefährlicher als die afrikanischen, wie ich schon gemeldet habe. Eben dieses trifft auch bei andern Thieren und Pflanzengeschlechtern zu, wie ich gewiß weiß. Man bedient sich nicht überall einer gleichen Methode die Krokodile zu fangen und zu erlegen. Einige fahren mit Kähnen auf dem Fluß herum, und werfen ein Stück Holz, an das ein Stück Fleisch angeködert, und ein langer Strick angebunden ist, in das Wasser. Jene verschlingen nun das Fleisch sammt dem Holz, und werden, weil sie dasselbe aus ihrem Rachen nicht mehr herausbringen können, mit dem Stricke an das Land gezogen und erschlagen. Andere pflegen eine lange zugespitzte Stange in ihren Rachen tief hinein zu stecken, und bringen sie so ohne weiters um das Leben. Die Abiponer stechen sie meistens mit ihren Lanzen nieder, wenn sie in der Frühe welche an dem Gestade ausgestrecket und erstarret finden. Der Pfeil, so stark derselbe auch seyn mag, ist allemal ein unsicheres und schwaches Werkzeug sie zu erlegen, wenn man sie nicht in den Hals, wo die Haut am dünnsten ist, trifft. Eben dieses gilt auch von dem Schießgewehr. So wenig gefährlich die Krokodile in Paraquay für die Menschen sind, so sehr sind sie es für die Fische, welche sie auffressen oder verjagen. Man macht von ihnen allerlei medizinischen Gebrauch. Die Wunden, die ein Krokodil macht, werden mit dessen Fette beschmieret, und glücklich geheilt. Sein innerer Magen (ein fettes und dickes Eingeweide) undert gedörrt und zu Pulver gerieben die Steinschmerzen. So sollen auch die kleinen, un-

 sern

sern Kieseln ähnliche Steinchen, die man in seinem Speisebehältnisse findet, ein treffliches Mittel wider das viertägige Fieber seyn, und wider den Stein in den Nieren, wenn man sie pulverisirt trinket. Daß die Krokodilenzähne wider die vergifteten Schlangenbisse verwahren, oder selbe heilen, habe ich oben schon gesagt, und werde davon noch mehr an seinem Orte sagen. Ich hatte dieses schon geschrieben, als es mir in den Sinn kam, den P. Maffei nachzuschlagen, um zu wissen, was dieser berühmte Schriftsteller von diesen Thieren denkt. In seinem ganzen grossen Werke hat er diese Materie nur ein einzigesmal berührt, nämlich im 2. Buche 35. Kapitel, wo er schreibt: **Man sieht auch daselbst** (er redet von Kananor) **große Teiche, worinnen alles von ungeheuren Eydexen voll ist, die wie die Krokodile aussehen. Diese haben wie die Muschelthiere einen undurchdringlich harten Rücken, überaus großen Kopf, eine doppelte Reihe Zähne, und einen erschrecklich weiten Rachen. Auf die Menschen gehen sie wütend los. Ihr Hauch ist sehr wohlriechend.** *) Mit diesen Worten mahlet er den Krokodil so, wie ich selben in Amerika allzeit gesehen habe, und wie er auch nach dem Bericht anderer Schriftsteller in Afrika ist. Auch kann man nicht aus den Worten: **Teiche, worinnen alles von Eydexen voll ist, die wie die Krokodile aussehen**, (Stagna plena lacertis ad crocodili effigiem) schließen, daß die-

*) Stagna quoque passim occurrunt ingentia grandibus plena lacertis ad crocodili effigiem. Ii tergoris duritie conchyliorum instar impenetrabili, enormi capite, duplici dentium serie, horrendo prorsus hiatu in hominem furenter invadunt. Eorum halitus oris est suavissimus.

diese Eyderen etwas anders als Krokodile sind: denn die Spanier und Portugiesen bezeichnen diese Thiere mit beiden Namen, doch so, daß nicht alle Eyderen Krokodile, (denn es giebt auch auf dem Felde Eyderen wie die unsrigen) aber alle Krokodile Eyderen auf spanisch Lagarto, und auch Caymàn oder Cocodrilo genennet werden. Dieses leztere ist verdorbenes Latein, so wie das gemeine Volk auch statt Cathedral Yglesia Catredàl, statt Tigre Trige, statt Pobre probe auszusprechen pflegt durch eine Versetzung der Buchstaben, die auch bei den Lateinern nichts ungewöhnliches ist. Deutlicher und richtiger hätte Maffei sagen können: Krokodile, die wie Eyderen aussehen, weil er ein den Europäern unbekanntes Thier durch die Vergleichung mit einem bekannten erkläret hätte. Wenn diese Thiere in Asien, Afrika, und einigen Ländern von Amerika auf **die Menschen wütend losgehen** (in hominem furenter invadunt) warum verschonen sie selbe in Paraquay? Ich habe die Ursache dieses Unterschiedes oben angegeben. Sie wüten nämlich wider die Paraquayer nicht, weil sie auch von diesen nicht zur Wuth gereizet werden. Durch die Worte endlich: **Ihr Hauch ist sehr wohlriechend** (Eorum halitus oris est suavissimus) findet man meine obige Erzählung bestättiget, daß nämlich die Krokodile am ganzen Leibe hauptsächlich aber in ihrem Rachen und den Hoden stark nach Biesam riechen. Was man bei den übrigen Schriftstellern Wahres und Falsches von diesen Ungeheuern findet, übergehe ich theils aus Wahrheitsliebe und theils wegen der Kürze. Habe ich mich über den Krokodil zu weit ausgebreitet, so werden mir es meine Leser zu gute halten, weil ich mich in der Beschreibung minder merkwürdiger Amphibien desto mehr der Kürze befleißen werde.

Der Wasserhund, Aguarà.

In den Seen und Flüßen hält sich der Wasserhund oder Aguarà auf, wie ihn die Quaranier nennen. Ich habe in den Feldern an dem Ufer ihrer mehrere gesehen. Sie gleichen an Größe den Fanghunden, fürchten alles, und flüchten sich, sobald sie einen Menschen auch nur von weitem sehen. Vor ihnen aber hat man sich nicht im Geringsten zu fürchten. An den Ohren sehen sie den Eseln, an dem Kopfe aber einem Hund gleich, und haben starke und spitzige Zähne. Bei der Nacht machen sie ein außerordentliches lärmendes Gebelle. Auch stellen sie den kleineren Thieren nach. Von den Spaniern werden sie el Zorro grande die grossen Füchse genannt. Die Abiponer jagen sie blos um ihres Felles willen, welches zotticht, dunkelgelb und zuoberst auf dem Rücken mit einem schwarzen Streife, wie eine Eselshaut, durchschnitten ist. Ihre Haare sind äußerst weich und zart. Die Spanier schätzen gleichfalls ihre Haut sehr hoch, weil sie in der Gicht, dem Seitenstechen, und anderen Schmerzen der Eingeweide, wie ich selbst erfahren habe, vortreffliche Dienste thut. Einige breiten selbe auf die Sättel, weil ihre Wärme dem menschlichen Körper sehr heilsam ist. Ich habe eine aus Paraquay mit nach Europa bringen wollen: allein man hat mir selbe auf dem Schiffe, auf dem ich nach Hause segelte, gestohlen. Dieser Verlust kränket mich noch itzt.

Der Wassertieger, Yaguarō

In dem tiefesten Gewäßer verbirgt sich meistens ein Thier, welches größer, als jeder Fanghund ist, und von den Quaraniern Yaguarō, von den Spaniern aber der Wassertieger genennet wird. Dasselbe hat ein zottichtes Fell, einen langen und zugespitzten Schwanz, und

starke

starke Klauen. Pferde und Maulthiere, welche über diese Flüße schwimmen, zieht es in den Abgrund. Kurz nachher sieht man die Eingeweide des Thieres, das der Wassertieger zerrissen hat, auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Uiber so viele Flüße ich auch geschiffet habe, so ist mir dennoch glücklicher Weise keiner zu Gesichte gekommen, wiewohl ich ihrentwegen stets in Aengsten war, besonders so oft ich auf dem See Mbururù, gefahren bin. Diesen See müßen alle, welche von S. Joachim nach Assumtion reisen, auf einer Ochsenhaut übersetzen, so oft derselbe vom häufigen Regen anschwillt. Die Spanier, welche auf ihrer Rückreise aus den Wäldern mit em paraquayischen Thee darüber ziehen müßen, klagten sehr oft, daß ihnen der Yaguarò Maulthiere entführet habe. Daß auch auf der Uiberfahrt über den Fluß Aquapey an dem Ufer des Fleckens S. Cosmas und Damiani im Jahre 1760 ein Maulthier im Beiseyn der Indianer von einer solchen Bestie angepacket worden ist, hat mir ihr Pfarrer der P. Joh. Bap. Marquefeti von Fiume erzählet. Der Yaguarò hält sich meistens in den tiefsten Wasserschlünden auf: doch gräbt er sich auch auf den Anhöhen am Gestade große Höhlen aus, wo er sich und die seinigen verbergen kann. An dem hohen Ufer des Paraquay hörten wir auf dem Schiffe oft ein entsetzliches Gekrache, das nach der Vermuthung der Schiffleute und Soldaten von den Höhlen der Wassertieger herrühret, welche von dem anspielenden Wasser allmählich untergraben werden, und am Ende einstürzen.

Aò.

Eines der grausamsten Raubthiere mit Tiegerkopf und Tiegerklauen in der Größe eines großen Fanghundes ist der Aò, welches Wort bei den Quaraniern eine

Kleidung bedeutet, und diesem Thier darum beigelegt worden ist, weil sich einst die Wilden aus seiner Wolle Kleider machten. Es hat keinen Schwanz und ist eben so wild als schnell. Die Aò ziehen haufenweise bald in den Teichen und Morästen, und bald in unwegsamen und abgelegenen Wäldern herum. Hat ein Indianer auf der Jagd das Unglück ihnen zu begegnen, so ists um sein Leben geschehen, wenn er sich nicht schleunig durch die Flucht rettet, oder einen hohen Baum hinaufklettert, und auf diese Art ihren schrecklichen Zähnen und Klauen entgeht: wiewohl er auch auf den höchsten Aesten nicht sicher ist, indem die bösartige Bestie, weil sie den Baum nicht besteigen kann, dessen Wurzeln ausgräbt, bis der Stamm selbst und mit ihm der Indianer fällt. Am besten thun die, welche gleich anfangs alle ihre Pfeile auf diese gierigen Minierer abdrücken. So erzählen und glauben es alle eingebohrne Indianer und Spanier. Ich, der ich zu Pferd und zu Fuß durch so viele Wälder, Haiden, und Moräste gereiset bin, habe auch nicht den Schatten eines Aò gesehen. Ich schließe daraus mit Grunde, daß dieselben weder häufig noch in dem ganzen Lande seyn müßen. Zu wünschen wäre es, daß sich in ganz Paraquay keiner fände. Die Geschichtschreiber erwähnen des Famacosio als eines der grimmigsten Thiere. Die meisten von uns waren der Meinung, daß es vom Aò blos dem Namen nach unterschieden ist.

Das Wasserschwein, Capiiguarà.

Nicht nur in den größten Flüßen sondern auch in minderen giebt es Wasserschweine, welche bei den Quaraniern Capiiguarà, bei den Abiponern aber Atopehénra heißen. Sie gehen zuweilen, weil sie auch Gras fressen, in die nahen Felder hinaus auf die Weide zum großen Nachtheil der Aecker. Ausgewachsen sind sie so groß

als

als zweyjährige Schweine, denen sie auch im übrigen ziemlich gleichsehen, außer daß sie einen grossen und kugelförmigen Kopf und fast wie die Katzen an der Oberfläche einen Knebelbart haben. Ihre Ohren sind klein, die Augen groß und schwarz, die Haare braun und sehr kurz. Ihr Maul ist zwar weit, aber mit engen Lefzen geschlossen. Schwänze haben sie keine, aber über 48 Zähne, die zween großen und krummgebogenen Hauer, die aus dem Rüßel hervorragen, nicht mitgerechnet. Diese Zähne sind oben flach, unten aber hohl, und darum in ihren Lücken und verschiedenen Beinchen fest eingefüget: welches mit Worten zu beschreiben zu langwührig und zu schwer seyn dürfte. Ihre Füße sind Schweinsfüße, von denen die vordern vier, und die hintern drey Zehen haben. Sie schwimmen und gehen haufenweise miteinander und setzen über die Flüße mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Bei der Nacht kirren sie wie die Esel, und erschrecken zuweilen die Reisenden, welche von Amerika noch nicht genug Erfahrung haben. Ihr Fleisch gleichet zwar in etwas dem Schweinefleisch, aber weil es nach Fisch riechet, so ißt es fast niemand als die Indianer. Aber ihre Säugeferkeln finden selbst die Europäer schmackhaft. Einen Capiiguarà zu fangen, nachdem man selben mit Lanzen, Pfeilen oder Flintenkugeln verwundet hat, ist keine Kunst, sondern ein Glück: denn er geht, sobald er seine Wunde fühlt, wie denn diese Thiere überhaupt vortreffliche Schwimmer und Täucher sind, unter das Wasser, und nimmt die Lanzen und Pfeile mit sich, wie ich vielmals gesehen habe. Als ich einst auf dem großen Paranastromm schiffete, sah ich an dem Ufer desselben eine Heerde solcher Wasserschweine. Ich stieg aus, und schoß unter sie. Mein Schuß traf richtig aber ohne Erfolg; denn sie stürzten sich alle in den Fluß, ohne daß wir ein einziges mehr zu Gesichte bekommen hätten. Die Abiponer, welche sich mit dieser

Jagd oft abgeben, schwimmen den verwundeten Schweinen nach, bis sie selbe unter dem Wasser einholen. Die Haut der Capiiguarà ist sehr dick, und wenn sie gehörig zubereitet wird, zu allerlei zu gebrauchen.

Der Fischotter.

Die Fischotter, welche bei den Spaniern Nutrias, und bei den Abiponern Nichigehè heißen, sind in allen Flüßen und Seen so häufig, wie bei uns die Frösche in den Lachen. Etwas kleiner scheinen sie mir als die europäischen, sonst kommen sie denselben völlig gleich. Bei den Abiponern und um die Städte Santa Fé, Corduba und Corrientes herum sieht man die meisten. In den entlegenen Gegenden gegen Mitternacht bei den Mocobis und Tobas giebt es wenige oder gar keine. Die Wilden ziehen daraus allerlei Nutzen. Das Fleisch des Fischotters essen sie. Von seiner Haut schneiden die Weiber die Füße weg und spannen sie so geviert mit hölzernen Nägeln zum Trocknen auf der Erde auf. Ist sie getrocknet, so streichen sie selbe gewürfelt wie ein Damenbrett roth an. Aus diesen Häuten, welche sie blos mit den Händen abgärben, fügen sie so künstlich Mäntel zusammen, daß auch der Scharfsichtigste weder Nähte noch Fuge daran gewahr wird. Ihre Nadel ist ein feiner Dorn, und ihr Faden ein feines Zäserchen aus der Pflanze Caraquata. Mit diesen Mänteln, welche ganz viereckicht sind, und ein Lein- oder Tischtuch vorstellen, bedecken sich die Abiponer Tag und Nacht vor dem scharfen Sudwind. Sogar in der größten Sommerhitze tragen selbe die alten Männer und Weiber, und kehren die Haare bald aus- und bald einwärts, je nachdem es ihnen in den Kopf kömmt. Wenn die Indianer schwitzen, so dünsten ihre Mäntel einen für die Umstehenden ganz unerträglichen Geruch aus, weil die Fischotterhäu-

te,

te, daraus sie bestehen, nur von Weiberhänden abgegärbet, und nicht von Kirschnern ordentlich zugerichtet sind. Die Abiponer gehen meistens auf die Fischotterjagd aus, wenn bei einer langwührigen Trockenheit auch die Flüße und Seen fast ganz austrocknen, da man denn dieselben zu Fuß durchwaden kann. Sie schicken ihre Windspiele voraus, und erschlagen einige hundert Fischotter in einem Tage. Weil diese Bestien außerordentlich gefährliche Zähne haben und bissig sind, so kommen Indianer und Hunde von einer solchen Otterjagd nicht selten schwer verwundet zurück. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Ich fischte einst in dem Fluß Narahegem mit dem Angel. Mein Hund (er hieß Yapitalakà) fiel über einen Fischotter her, welcher aus dem Wasser hervorguckte. Beide rangen schwimmend hartnäckig um den Sieg, welcher sich aber lang auf keine Seite neigte, so daß bald der Otter, und bald der Hund den Kopf aus dem Wasser herausbrachte. Endlich kehrte mein Yapitalakà von seinem Gegner an der Seite hart verwundet zu mir zurück, nachdem ich mich bereits über diesen Kampf satt gelachet hatte; denn derselbe währte schon über eine Viertelstunde, und hätte selbst des Kato Zwergfell erschüttert. Die große Wunde heilte endlich durch vielfältiges Ablecken des Hundes zu; brach aber nach einigen Monaten etliche male wieder auf. Hieraus schloß ich, wie gefährlich die Fischotterzähne seyn müßen.

Der Bieber.

Die Bieber gehören auch zur Klasse der Fischotter, allein so sehr man ihren künstlichen Bau, die Zartheit ihrer Haare, und das Castoreum, welches sie für die Apothecken hergeben, durchgängig rühmet, so wenig werde ich von ihnen melden, weil sie im mittägigen Amerika

rika eben so unbekannt als im mitternächtlichen häufig sind. Man kann also hierüber die Schriftsteller von diesem Lande nachschlagen, welche über die Materie von Biebern umständlich geschrieben haben.

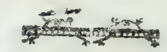
Die Eydexe, Yguana.

Die Yguana, ein vierfüßiges Thier, welches auf quaranisch Teyuguazù, und auf abiponisch Navolgraik heißt, ist von der Gattung der Eydexen, und dem Drachen, welchen die Mahler unter das Pferd des h. Ritters Geörg hinmahlen, größtentheils sehr ähnlich. Ihre Länge beträgt bisweilen mehr als eine Elle. Ihr Bauch ist groß, und ihre Haut mit grünen, weißen, gelben und auch rothen Schuppen gezieret. Vom Kopfe bis auf des Schwanzes Ende raget auf dem Rücken eine fast wie die Säzen, ausgezackte Floßfeder hinauf. Ihr Schwanz ist dick, lang, geringelt, hie und da rothgeflecket, und wo er aufhört, scharf zugespitzt. Die Yguana hat grosse und schwarze Augen, ein doppeltes Nasenloch, nahe bei der Schnautze, kurze Zähne, eine gespaltene Zunge, die selbe, wenn sie zornig ist, äußerst schnell schlängelt, und vier Füße mit fünf wie eine Fußsohle breitgedrückten Zehen, die durch eine zarte Schwimmhaut zusammenhängen, und womit sie bald im Wasser schwimmt, und bald die Bäume besteigt. Dieses Thier verbirgt sich zuweilen in die Winkel der Häuser, und kann außerordentlich lang Hunger leiden. Es thut keinem Menschen etwas zu leide, sondern es nährt sich mit Honigfladen, Vögeleyern, Pomeranzen, süßen Citronen, und andern Baumfrüchten. Das Leben der Yguanas ist unglaublich zähe. Man mag ihnen die Haut abziehen, auf den Kopf schlagen und stechen; sie sterben nicht, bis man ihnen nicht den Kopf abschneidet. So fürchterlich ihr Anblick ist, so gut schmecket ihr weißes Fleisch einer Men-

ge

ge Menschen. Mein Amtsgenosse täuschte mich einst, so daß ich dasselbe einmal statt eines Fisches und ein andermal statt eines Huhnes aß; und ich fand es beidemal sehr schmackhaft. Doch wissentlich habe ich es nie über mich bringen können, davon zu essen. So sehr schreckte mich und andere die äußere Gestalt dieser Eydere ab. Der P. Joseph Gumilla, welcher in den Kolonien von Neugranada viele Jahre zugebracht hat, gesteht in seiner Beschreibung des Flußes Urinoco, daß er vor den Yguanas Abscheu getragen habe, weil sie, so wie alle andere Schlangen, wenn man Tobackblätter in ihren Rachen steckt, auf der Stelle todt bleiben. Dieser Versuch bewog ihn die Yguanas unter die Schlangen zu rechnen., und sie darum wegen des Giftes in Verdacht zu haben. Allein dieser Verdacht wird durch meine und so vieler anderer Erfahrungen, welche von ihrem Fleische ohne Schaden geessen haben, auf das augenscheinlichste widerlegt. Bei dem Fortpflanzungsgeschäfte legen die Weibchen einige Tage nacheinander bei 40 Eyer, welche rund, so groß, wie wälsche Nüße, weiß und gelblicht wie Hünereyer sind, Einige essen selbe gebacken. Weil sie eigene Fette haben, so gießt man in die Braitpfanne statt des Oeles und des Butters nur ein wenig Wasser. In dem Kopfe der Yguanas sollen zuweilen Steinchen gefunden werden, welche zu Pulver zerrieben und in einem gesunden Trank getrunken, oder auch blos an den Leib gebunden, die Nierensteine vermindern, oder vertreiben. Andere behaupten, daß man, ich weiß nicht in welchem Theile dieser Thiere einen andern weißen Stein eine Unze schwer findet, welcher pulverisirt, und im lauen Wasser getrunken den verhaltenen Harn treibet. Ich habe weder die grossen noch die kleinen Steine gesehen, und noch weniger einen Versuch damit gemacht. Man sieht in Paraquay auch noch andere Gattungen von Eydexen, welche von verschiedener Gestalt und Farbe, aber nicht sehr merkwürdig sind. Der

Cha-



Chamäleon, welcher einer Eydexe sehr ähnlich ist, läßt sich nur sehr selten sehen. Ich habe einen aus einem Kahne, der auf dem Gestade trocken lag, hervorspringen gesehen, ohne daß er mir Zeit ließ, meine Beobachtungen über ihn zu machen.

Die Wasserwölfe.

In den meisten Flüßen, und sogar auch in den kleinen Bächen trifft man zweyerlei Wölfe an. Die größeren heißen die Abiponer Oanelkikaik, die kleineren Lakopàch. Ihre Jungen machen die abiponischen Weiber zu Hause zahm, und reichen ihnen sogar ihre eigenen Brüste. Eben diesen Liebesdienst leisten auch einige von ihnen den jungen Hunden, wiewohl kein Weib das Kind eines andern säugen darf, weil ihr Mann dieses für eine Beleidigung ansehen, und die Säugende verstossen würde. Diese Wölfe halten sich fast immer unter dem Wasser verborgen, wiewohl sie auch zuweilen an das Gestad hinausgehen, oder in den Höhlen, welche sie an dem hohen Ufer ausgraben, verweilen. Ungeachtet ihr Fleisch nichts taugt, so erschießen sie die Abiponer dennoch mit verschiedenen Pfeilen, weil sie ihre Haut, welche braun, hie und da gelblicht, und ungemein weich anzufühlen ist, brauchen können. So oft die Wölfe wider den Stromm schwimmen, und mit einer gewissen Lustigkeit zu tanzen scheinen, so wollen die Einwohner, wie ich schon irgendwo gesagt habe, eine nahe Uiberschwemmung oder einen nahen Sturm ahnden Ich habe dieses Wahrzeichen auf den vielen großen Flüßen, auf denen ich gefahren bin, sehr richtig gefunden. In der That wären wir einmal mit Mann und Maus untergegangen, wenn wir nicht die schlimme Loosung, die uns die Wasserwölfe gaben, in Acht genommen, und uns an einem sichern Orte vor Anker geleget hätten. Einer der gewaltigsten Stür-



me von Süden tobte in dem Fluße dermassen, daß er uns selbst auf unserem Ankerplatze drey Tage lang zittern machte.

Die Seewölfe.

Die Seewölfe sind überaus groß. Man sieht ihrer in dem Silberfluße unzählige, besonders in dessen Mündung. Die erste Insel, welche denen, die den Fluß hinanfahren, aufstößt, führet den Namen von ihren vielen Wölfen (La Ysla de lobos) Wir haben selbst ganze Heerden dieser Thiere darauf herumlaufen gesehen, und über die Weibchen gelacht, welche durch das Geprassel unseres Schiffes erschrecket, mit ihren Jungen nach allen Seiten den Reißaus nahmen. Sie haben mehr Fette als Fleisch, so daß die äußerste Hungersnoth vorhanden seyn muß, wenn man sich davon zu essen entschließen soll. Ihre Haut fällt ins Gelbe, ist sehr schön und hat auf dem Rücken einen schwarzen Streif, und weiche Haare. Die Europäer bezahlen sie um einen sehr hohen Preis. Diejenigen aus unserer Gesellschaft, welche auf Befehl Philpip des V. Königs von Spanien die magellanischen Küsten besichtiget hatten, berichten in ihrer kleinen Reisebeschreibung, daß die dortigen Seewölfe größer als zweyjährige Ochsen sind, an dem Ufer schnurgerade auf ihren hinteren Füßen stehn, und ringen: und daß diejenigen Erdbeschreiber irren, welche diesen Wölfen eine Mähne und den Namen der Seelöwen beilegen: wiewohl es auch nach anderer Meinung Seelöwen und Seewölfe giebt. Ich bekümmere mich darum wenig. Diesen Streit mögen andere ausmachen: ich halte denselben für einen Wortstreit.

Frö-

Frösche, Kröten.

Bei den Amphibien mögen die Kröten und Frösche den Schluß machen, wovon nicht nur alle Flüße, Seen, und Moräste, sondern auch alle Felder in Paraquay voll sind. Und was ist ihr Thun? Sie klagen noch immer in dem Schlamme ihre alte Klage fort, da sie doch in Paraquay keine Ursache sich zu beschweren haben, indem sie daselbst aus der Zahl der Gerichte ausgeschlossen, und von der Küche verbannet sind, und überhaupt weder Liebhaber noch Meuchelmörder finden, so daß sie in völliger Sicherheit ihres Lebens froh werden. Ihr Loos ist ohne Zweifel glücklicher, als das der Europäischen, welche bald gesotten, und bald gebacken den Gaumen der Lüsternen befriedigen, oder die Kranken laben müßen, wiewohl ich niemand darum beneide. Die Frösche gänzlich auszurotten habe ich schon lange gewünscht, daß die gefräßigen Indianer einmal an ihrem Fleische Geschmack finden möchten. Es ist unglaublich, wie sehr uns, wenn wir an dem Ufer der Seen und Flüße unter freyem Himmel schliefen, das Gequäcke so vieler zusammengurgelnder Frösche ermüdet hat. Sie haben so vielerlei Stimmen als Farben. Einige von ihnen singen einen hellen und reintönenden Diskant, andere hingegen akompaniren diese Morastsänger mit ihrer groben Paßstimme. Das Geklirre eines ungeschmierten Wagens würde uns zehnmal erträglicher gewesen seyn. Von den Kröten, Egeln, und andern giftigen Inseckten werden wir anderswo reden. Der Frosch heißt auf abiponisch Oergetelè, die Kröte aber Hiymeya.

Vögel.

Europäische Vögel außer der Schwalbe hat Paraquay keine, aber es hat desto mehr eigenthümliche, welche

che in Europa gar nicht bekannt sind. Jene empfiehlt mehr ihr Gesang, diese mehr die Farbe ihres Gefieders. Ich werde unter der Menge nur einige beschreiben.

Das Vögelchen, Picaflor.

Unter allem Federvieh fällt am meisten ein Vögelchen in die Augen, welches eben so klein als schön ist. Die Abiponer heißen selbes Oachimiegrara; die Spanier hingegen bald Picaflor, und bald Lisongero, und zwar mit Recht, weil es an den Blumen zupft, und aus selben wie eine Biene den Saft heraussauget. Man kann unmöglich etwas schöner kolorirtes oder niedlicheres als seine Federn sehen. Das ganze Körperchen des Picaflor ist nicht größer, als eine Olive oder Muskatnuß. Er hat einen langen Schnabel spitziger noch als eine Nadel, lebhafte Augen, und eine breite Zunge aber so dünn, als ein Seidensfaden. Er zwitschert bisweilen ziemlich angenehm, aber fast unvernehmlich. Ich fand einst in einer schon lange öde gestandenen Kapelle ein Nest von diesen Vögelchen, welches nicht größer als eine welsche Nuß war, und von den zweyen Ecken der Mauer an einem Pferdhaare herabhieng. Das Weibchen brütete dazumal eben auf zweyen Eyern, die unseren Erbsen an Größe glichen. Man kann aus diesem Neste auf die Leichtigkeit und Kleinheit des Vogels schließen. Seine Federn sind bald hellgrün, (denn wir haben neun Arten von diesen Vögeln entdecket) bald blau, bald safrangelb, bald roth und auch pomeranzengelb. Aber alle diese scheinen mit dem auserlesensten Golde überzogen zu seyn. Wenn die Sonne darauf scheint, so kann das Auge eines Menschen ihren Glanz nicht ertragen. Die Goldfarbe, welche man in dem ausgebreiteten Pfauenschwanze oder an dem Halse der Aenten sieht, ist nur ein Schatten gegen den Goldglanz dieses Vögelchen. Wenn es den Saft aus den Blumen

saugt, so scheint es nicht mit den Füßen darauf zu stehen, sondern in der Luft zu schweben, und drähet sich gleichsam flatternd und zitternd mit den Flügeln um selbe herum. Einige nahmen solche Vögelchen mit nach Hause, und wiewohl sie selbe mit im Wasser zergangenen Zucker fleißig ätzten, so blieben sie doch nie über vier Tage beim Leben, weil sie blos an den Blumensaft gewöhnet sind. Die Indianer in Peru sollen einst von diesen von Natur aus so unnachahmlich schön gefärbten und vergoldeten Federn so künstliche Bilder zusammengesetzet haben, daß ein jeder darauf geschworen hätte, sie wären mit dem Pinsel gemahlen, und mit Gold aufgetragen. Die Betrachtung dieser in Paraquay sehr gemeinen Vögel hat oft meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und ich fand so viele in einem so kleinen Körper zusammengehäufte Schönheiten noch bewundernswürdiger, als die grosse in eine Nußschaale zusammengedrängte Ilias des Homer. Als einst ein Europäer in Amerika zuerst den Picaflor erblickte, erstaunte er über die Anmuth der kleinen Dingerchen, und bewunderte den großen Werkmeister der Natur in dem kleinsten seiner Geschöpfe. Diese Vögel, welche nach dem gemeinen spanischen Namen Picaflor, sonst auch Colibri, Quentos, Quindos, Rabilargos, Quachichil &c. in den Wörterbüchern genannt werden, heißen auf deutsch die **Blumenhacker**, richtiger würde man sie die Blumensauger nennen.

Der Condòr, ein Geyer.

Vom kleinsten Vogel gehen wir zu dem größten über. Der Condòr, oder wie andere schreiben Cuntùr, aus der Gattung der Geyer hat in den Gipfeln der höchsten Felsengebirge von Tukuman und anderen Ländern seinen Sitz, woraus er in die unten gelegenen Thäler hinabfliegt sich unter den Viehheerden einen Raub zu holen.

Sei-

Seine Größe übersteigt allen Glauben. Wenn er seine Flügel ausbreitet, so mißt er zehn, und nach anderen sogar sechzehn Schuhe. Jeder Federkiel ist so groß wie ein Mannsfinger. Ich habe den Flügel eines solchen Condor, welcher zu Korduba in unserem Kollegio aufbewahret wurde, gesehen, mit den Händen befühlt, aber nicht gemessen. Er hat spitzige Hünerklauen, und einen starken und so scharfen Schnabel, daß er damit eine Ochsenhaut durchbohret. Er ist schwarz und nur hie und da mit weißen Federn besprengt. Auf dem Kopfe trägt er wie die Hahnen einen Kam, welcher aber nicht so zackigt ist. Seine Stärke gleichet seiner Größe. Gewissen Thieren, besonders den frischgeworfenen Kälbern und Füllen stellet er sehr nach. Diesen hackt er mit seinem Schnabel zuerst die Augen aus, bringt sie aber hernach um, und verzehret sie, wie ich mit Augen gesehen habe. Die Lämmer soll er durch die Luft mit sich fortführen. Es ist unglaublich, welches Unheil er täglich unter dem Horn- und Wollviehe anrichtet. Zu einem Raub gesellen sich allzeit mehrere zusammen, und brechen in zahlreicher Menge selbst unter das große Vieh ein. Sind sie satt, und haben sie ihren Magen mit Fleisch angefüllet, so suchen sie sich, weil sie zum Fliegen zu schwer geworden sind, durch ein Erbrechen zu erleichtern und zum Fliegen behender zu machen. Seitdem die spanischen Viehwärter dieses beobachtet haben, so werfen sie ihnen gesalzenes Rindfleisch vor. Weil die Condors dasselbe nun begierig auffressen, durch das Erbrechen aber nicht wieder von sich geben, folglich auch nicht fliegen können, so laufen sie auf dem Felde herum, und werden meistens mit Stöcken und Steinen erschlagen. Hieraus kann man schließen, wie gesund das Salz dem menschlichen Körper ist. Sonst macht eine Schaare fliegender Condors, wenn sie ihre ungeheuern Flügel schwingen, einen entsetzlichen Lärm, so daß darüber alle er-

erschrecken, die selben hören. In der Luft scheinen sie nicht größer als unsere Sperlinge; so hoch arbeiten sie sich empor. Als ich durch das Gebirg von Korduba reisete, habe ich viele sowohl fliegen, als auch auf dem Felde dem Vieh auflauern gesehen, und die ungeheuern Körpermaschinen nie genug bewundern können. Ich war immer der Meinung, daß die Gämsengeyer, dergleichen es in verschiedenen Gebirgen von Deutschland giebt, bei aller ihrer Größe, dennoch mit den amerikanischen Cordors nicht verglichen werden können.

Der Strauß.

Die Straußen sind in den Ebenen eines großen Theiles von Paraquay sehr häufig, und in Europa zu bekannt, als daß ich ihre Gestalt weitläuftig beschreiben müßte. Doch will ich ihre merkwürdigsten Eigenschaften kurz berühren. Auf spanisch heißen sie Avestrùz, auf abiponisch Gejenk, bei andern auch Chunì. Man zählet den Straußen unter die Vögel, weil er beflügelt ist, wiewohl seine Schwingen für seinen großen Körper zu schwach sind, als daß er damit fliegen könnte. Aller Gebrauch, den er davon machen kann, besteht darinn, daß er damit wie mit Rudern und Segeln seinen Lauf auf der Erde beschleuniget, besonders wenn ein günstiger Wind bläst; denn der widrige Wind hält ihn sehr auf. Ihm nachzusetzen, ist kein leichtes Stück Arbeit, weil er nicht nur äußerst schnell, sondern auch sick sack läuft. Jaget man nun demselben mit dem Pferde nach, so wird dieses durch so viele Wendungen des Zügels und des Weges verwirrt, und stürzet sammt dem Reiter nieder. Man kann hieraus abnehmen, daß die Straußenjäger die beßten Pferde haben, und selbst die geschicktesten Reiter seyn müßen. Fußgänger fangen die Straußen schwerer und seltner, weil sie sogar vor dem Schatten eines Menschen

schen fliehen: es sey dann, jene wären so zahlreich, daß sie durch ihre Menge dieselben umgeben könnten. Wenn der Strauß den Hals aufrecht hält, so reichet er dem größten Mann bis zum Scheitel, welches aber blos der Länge des Halses und der Füße zugeschrieben werden muß; denn sein Kopf ist für sich sehr klein. Uiber die kleinen Augen hänget ein über die Maaßen großes Augenbraun. Der Leib gleichet am Gewichte einem Lamme. Sein Fleisch, welches meistens sehr fett ist, essen und rühmen die Indianer. Die Spanier halten blos die Flügel für schmackhaft, und für das beßte am Straußen. Anfangs aß ich auch von selben, nachmals aber eckelte mir allzeit davor. Aus den Straußenhäuten machen sich die Abiponer Felleisen, Beutel, Küßen rc. Einen Theil davon, nämlich vom Steiße, setzen sie sich auf den Kopf statt einer Haube, oder eines Helms. Die Federn brauchen sie häufig und zu allerlei. Man macht auch Fliegenwedel, Mücken- und Sonnenschirme daraus, welche sich die vornehmen Spanier, und die abiponischen Weiber im Reiten vorhalten, damit nicht die Sonne ihr Gesicht zu sehr abbräunet. Die Männer hingegen sind der Meinung, ein von der Sonne verbranntes Gesicht gereiche den Kriegern zum Ruhme, und rühren daher durchaus keinen solchen Sonnenschirm an. Zu hinterst an den Sätteln pflegen die Indianer von allen Nationen lange Straußenfedern aufzustecken, weil sie, wie sich das Pferd bewegt, sich gleichfalls rütteln, und dadurch die Fliegen, Bremen, Wespen und Schnacken, welche sonst von allen Seiten um dasselbe herumschwärmen, vertreiben. Die Straußenweibchen legen alle, so viel ihrer in der Nähe beieinander sich aufhalten, an einem Orte ihre Eyer zusammen, welche alsdann ohne eines Menschen oder Thieres Zuthun von der Sonne ausgebrütet werden. Die Jungen werden von dem Männchen geätzet, nicht von dem Weibchen. Die ersteren pflegen nämlich, damit

die ausgeschloffenen gleich zu essen finden, die noch vollen Eyer aufzubecken, und diese damit zu ätzen. Auf diese Weise werden die ungebohrnen Brüder von den neugebohrnen gegessen. In einem Neste findet man manchmal mehr als hundert Eyer. Spanier und Indianer essen sie theils gebacken und theils gesotten, wiewohl sie ohne Wein schwer zu verdauen sind. Wir haben uns selbe auf der Reise durch die Haiden allemal gut schmecken lassen. An einem Ey können sich mehrere satt essen; indem man ungefehr 36 Hünereyer in ein Straußeneyschaale ausleeren kann. Ich schreibe dieses einem ungenannten Arzneygelehrten nach, welcher seinem Vorgeben zufolge den Versuch selbst gemacht hat. Ob es dem also ist, kann sich ein jeder selbst überzeugen, da man zu Wien, wo ich schreibe, in allen Gewürzbuden Straußeneyer entweder feil hat, oder doch zur Schau ausstellet. Die Schaale davon ist fest, und wie ein irrdenes Geschirr zu verschiedenem zu gebrauchen. Einige bedienen sich derselben statt des Weihbrunnkessels, andere schmücken die Altäre damit aus. Die Türken und die Perser sollen nach dem Bericht einiger Schriftsteller dergleichen Eyer von dem Plafond ihrer Moscheen zwischen den Lampen als einen Zierrath herabhängen lassen. Ich konnte nie ohne Eckel zusehen, wie die Abiponer die bereits faulen Eyer, in denen man schon das Straußenküchgen wahrnahm, sich unter den übrigen auslasen, und begierig auffrassen. Ich begriff dieses sehr wohl, weil ich aus Erfahrung wußte, daß allen Indianern nach den unzeitigen Kälbern, welche aus dem Mutterleibe der geschlachteten Kühe herausgenommen wurden, als nach einer Delikatesse die Zähne wässerten. Die Straußen essen Gras, Getreid, Früchte, kurz alles was sie auf dem Felde finden. Verschlingen sie aus Unvorsichtigkeit Eisen oder Beine, so treiben sie es unverdauet, und unversehrt von sich. Die kleinen Auen, welche zwischen

den

den Feldern liegen, besuchen sie des Schattens wegen sehr oft. Mit Vergnügen sah ich sie vielmals auf der Reise schaarenweise herausgehen und herumspatzieren; allein meine Freude währte nicht lange; denn sobald sie jemand, es sey zu Pferd oder zu Fuß, von weitem erblicken, so machen sie sich auf der Stelle davon. Die Jungen werden bald zahm, gehen wie die Hühner und Hunde auf dem Platze oder in dem Hofe herum, spielen ohne Scheu mit den Kindern, und entfliehen niemals, wenn ihnen auch das Feld vor ihren Augen ist. Es giebt fast keinen indianischen Flecken, wo man nicht dergleichen zahme Straußen sieht. Sonst sind ihre Eigenschaften und Größe nach der Verschiedenheit des Erdstriches auch verschieden, so wie dieß bei verschiedenen Thieren, Pflanzen und Bäumen eintrifft. Die um Buenos Ayres und in Tukuman sind die größten, schwarz, weiß und aschengrau. Die bei der magallanischen Meerenge sind weniger schwer vom Leibe, aber desto schöner; denn ihre schneeweißen Federn haben schwarze Spitzen, und die schwarzen weiße. Die Kasqueten und Hüte der Europäer würden sie vortrefflich kleiden. Die daraus verfertigten Sonnenschirme schätzen die vornehmen Spanier sehr hoch.

Die Tuncà.

Die Tuncà ist vorzüglich ihres Schnabels wegen merkwürdig, welcher um nichts kleiner als ihr ganzer Leib ist. Er ist so leicht wie Papier, limoniengelb mit einem rothen Streife und einem schwarzen Flecken am Ende. Am Rande ist derselbe wie eine Säge ausgezackt. Dieser Vogel hat eine lange Zunge und große und lebhafte Augen, welche ein kleiner grünlichter Kreis, und außer dem noch ein anderer größerer sehr gelber umgiebt. Seine Federn fallen grossentheils ins Schwärz-

lichte, außer dem Hals, welcher weiß, und dem Schwanz, welcher am Ende schön roth ist. Es giebt auch blaue. Sie haben überhaupt die Größe einer Taube. Einige heißen die Tunca: el pajaro predicador den Predigervogel, vielleicht ihrer klingenden Stimme wegen. Dieser Vogel läßt sich mit keinem andern in eine gesellschäftliche Verbindung ein; wiewohl man ihn allenthalben sehr häufig sieht. Er frißt den zeitigen Saamen des Baumes Caà, aus dessen Blättern man den paraquayischen Thee bereitet: da er aber denselben wegen seines vielen Gummi nicht verdauen kann, so giebt er ihn wieder ganz von sich, so daß daraus neue Bäume, und durch deren Vermehrung ganz neue Wälder entstehen zum unglaublichen Vortheil der Einwohner. Ich habe einen Abiponer von dem Stamme der Yaaukanigas gekannt, der, wenn er in den Streit zog, allemal einen grossen Tunkaschnabel an seine Nase band, um den Feinden, welche unsere Kolonie anzugreifen Miene machten, desto fürchterlicher zu scheinen.

Der Kardinalvogel.

Die Kardinalvögel singen vortrefflich und würden meines Erachtens unseren Kanarienvögeln den Rang ablaufen, wenn sie in einem Athem fort solche Triller wie diese schlagen könnten. Sie haben ihren Namen von dem prächtigen Purpurroth, wovon alle ihrer Federn glänzen. Blos der Wirbel des Hauptes ist mit einem schwarzen Büschchen wie mit einer Haube bedecket. Ihre Größe gleicht der Größe der Stiealitzen. Auf den wüsten Feldern, welche größtentheils mit Disteln bewachsen sind, fliegen sie haufenweise herum, und lassen sich von den Kindern ohne Mühe fangen. Diesen giebt man zu Corrientes für 3 oder 4 lebendige Kardinalvögel eine Nadel. Ebendaselbst habe ich einen alten Layenbruder aus unserer

sellschaft gekannt, welcher für den Gesang dieser gepurpurten Vögel dergestalt eingenommen war, daß er mehrere Jahre hindurch deren ein ganzes Zimmer voll gefüttert hat. Ich habe noch andere Kardinalvögel gesehen, welche den ersten ganz gleichsahen; außer daß sie so groß wie die Staaren, und folglich größer als die vorigen waren.

Der Chopì.

Die Chopì sind so groß, wie unsere Schwalben, schwarz von Federn, und wenn die Sonne darauf scheinet, blau, fliegen wie die Sperlinge haufenweise auf die Dächer, und Getreidefelder, und singen sehr angenehm. Jemand streuete täglich gegen Mittag in unserem Hofe Brodsaamen und kleine Körner auf; welche aufzuzehren unzählige Vögel zu gewissen Stunden herangeflogen kamen. Es giebt noch andere sehr kleine Vögel, deren Namen ich nicht mehr weiß, welche in den Gärten zwischen den Aesten der Bäume sehr lieblich singen, aber in dem Käfig nicht lange aushalten.

Der Quirapù.

Ein Vogel in der Größe der Tauben heißt der Quirapù, welches auf guaranisch einen schallenden Vogel bedeutet, weil seine Stimme wie eine metallene Glocke schallet. Er ist aschengrau oder weißlicht, hat schöne Augen, einen großen Kopf und eine grüne Kehle, welche, wenn er trillert, aufschwillt. Er bleibt an keinem Orte lange, sondern fliegt in der größten Geschwindigkeit von einem Baum zum andern. Man fängt daher ihrer nur sehr wenige und mit vieler Mühe. Ich kenne noch andere Vögel, welche eben diesen Namen führen (die Quirapù miri,) aber kleiner und weiß und braun sind. Sie

fliegen schaarenweise miteinander. Sobald einer den Gesang anhebt, schweigen die anderen alle.

Der Vogel Tiñini.

Der Vogel Tiñini ahmt besonders bei der Nacht die menschliche Stimme nach, und erschrecket zuweilen die Fremden, die im Walde über Nacht bleiben; indem diese einen feindlichen Uiberfall oder wenigstens feindliche Kundschafter befürchten. Ich kenne jemanden, der die ganze Nacht deßwegen wache blieb, wie er mir selbst nachmals eingestand.

Der Vogel Tijeras.

Die Spanier nennen einen ganz weißen Vogel, welcher etwas kleiner, als ein unsriger Sperling ist, Tijeras eine Scheere, weil er seinen aus zwoen langen schneeweißen Federn bestehenden Schwanz bald auf- und bald zuzieht.

Verschiedene Holztauben.

Die Apicazù, Yeruti und andere Arten der Holztauben gehen haufenweise miteinander, und richten die Aecker und Gärten jämmerlich zu, besonders die Reben, wenn anders die Ameisen, welche alles zernagen, noch einige Trauben übrig gelassen haben. Sie erquicken das Aug durch ihre niedliche Farbenmischung, noch mehr aber den Gaumen, wenn sie gesotten oder gebraten sind.

Die Iñambù, Martinetes, Gallinetas.

Von einem Vogel, welchen die Spanier Perdiz, die Quaranier Iñambù, die Abiponer aber Uimikal oder

Nahal nennen, ist in den dortigen Gegenden alles voll. Er sieht theils einem Rebhun, und theils einer Wachtel gleich. Sein Fleisch ist zwar sehr weiß, und schmackhaft, aber beinahe trocken. Einen dümmeren Vogel, der sich öfter und leichter fangen ließe, wird man schwerlich gesehen haben. Wenn er im Wasen sitzt, so reitet man etlichemal um ihn herum, und da er auch mit herumgeht, so wird er mit einem Zügelriemen oder einem dünnen Rohre niedergeworfen. Man bringt täglich unzählige nach Buenos Ayres, und verkauft sie um einen sehr geringen Preis. Zu den Rebhünern zählet man auch die, welche etwas größer als ein Huhn, mit allerlei Farben und einem schönen Federbusche geschmücket, und sehr köstlich zu essen sind. Die Spanier heißen sie Martinetes und Gallinetas, die Abiponer aber Yauík Loapel wegen ihres Helms, der aus schönen rothen Federn besteht.

Verschiedene Phasanen.

In Paraquay giebt es eine Menge Vögel, welche unsern Phasanen sehr ähnlich sind. Die meisten zählet man von denen, welche die Quaranier Yacù, die Abiponer Akilgità, die Spanier la Páva, und andere Indianer Charràta nennen. Sie sind so groß, wie ein ausgewachsenes Huhn, kohlschwarz und für den Gaumen ein treffliches Leckerbißchen. Sie halten sich am liebsten in den nahe an Flüßen oder Seen gelegenen Wäldern auf. Bei Untergang oder Aufgang der Sonne findet man ihrer sehr viele auf einem Baume. Schießt man einen herab, so fliegen die übrigen nicht weg, sondern bleiben auf dem nämlichen Ast, auf dem sie saßen, und rücken immer näher zusammen, so daß man alle einen nach dem andern herabschießen kann. Dieses habe ich vielmal gesehen, und allzeit sehr sonderbar gefunden, daß diese

Vö-

Vögel weder durch den Knall des Schießpulvers erschrecket, noch durch das Herabfallen ihrer Brüder scheu werden. Diese Unbeweglichkeit, welche man bei einem Soldaten, der auf dem Wahlplatze mitten unter den Leichen unerschrocken aushielte, als eine Heldentugend ansehen müßte, ist bei den Yacu ein Beweis ihrer unbegreiflichen Dummheit. Das übrige Federvolk weit entfernt selbe nachzuahmen nimmt vielmehr bei dem geringsten Geräusch die Flucht. In dem Flecken S. Ferdinand, der von Wäldern und Seen ganz umgeben ist, hat der P. Joseph Klein in 20 Jahren unzählige solche Paraquayerphasanen erlegt. Mit mehr Recht verdienet der Mbitun unter die Phasanen gerechnet zu werden; ein Vogel, wie ein indianischer Hahn. Seine schwarzen Federn endigen sich in weiße Spitzen. Der Bauch aber ist bei ihm bunt wie bei den Rebhünern. Auf dem Kopfe hat er ein Büschchen wie einen Helm von schwarzen und weißen, und wie Seide so zarten Federn, welche er im Zorn ausstrecket. Sein Schnabel ist lang, krumm, und schwärzlicht. Er hat einen langen und breiten Schwanz. In seinem niedlichen Kopfe stecken grosse, schwarze und helle Augen. Seine hohen Beine stehen auf 4. Hühnerkrallen. Wir haben einen zu S. Joachim eine Zeitlang in unserem Hause unterhalten. Er wird bald zahm, und liebt die Anhöhen. Alle rühmen sein zartes Fleisch. Wenn er nur eben so häufig im Walde wäre, als er schmackhaft in der Schüßel ist!

Verschiedene Papageyen.

Die Papageyen sind in Paraquay unendlich manchfaltig und zahlreich. Alle diese Arten unterscheiden sich von einander durch die Verschiedenheit ihres Körperbaues, ihrer Stimme und Federn, so wie die Regimenter durch die Farbe ihres Uniforms, ihrer Waffen und Feldzeichen.

chen. Auf spanisch heißen sie alle Loro oder Papagayo, und auf abiponisch Kahaoka. Die Quaranier belegen jede Gattung mit einem besonderen Namen. Die bekanntesten sind: Paracau teè, Paracau baỳ, Irybaya, Aruaỳ, Tuj̀, Mbaracanà, Quaà, nach andern Quacamayo, auf abiponisch Natalgelà latenk, Caninde, Catita, auf abiponisch Kikilk, und andere mehr, die ich mir zwar noch recht gut vorstellen kann, deren Namen ich aber schon vergessen habe. Von jeder mir bekannten will ich das Hauptsächlichste anführen. Paracauteè heißt ein ächter und wahrer Papagey, weil derselbe das meiste Talent hat die Stimme der Menschen und Thiere nachzumachen. Er hat die Größe einer kleinen Taube, und nicht nur grüne Federn, sondern auch auf dem Kopf, Schwanz und den Flügeln gelbe, rothe und blaue. Ich fütterte einen, welcher Don Pedro hieß, und mich auf den größten Reisen begleitete, durch 5 Jahre. Er sprach sehr viele Wörter, und sogar ganze Sätze sehr deutlich auf spanisch, quaranisch und abiponisch aus; denn mit diesen Nationen bin ich wechselweise umgegangen. Er lernte mir sogar ein spanisches Lied. Außerdem machte er auch den starken Husten, das Lachen, Weinen, Bellen und hundert andere dergleichen Gauckeleyen vortrefflich nach. Man hätte geschworen, daß man einen Menschen hörte. So oft ich ausgieng oder ausritt, setzte er sich auf meine Schulter, und schwätzte, und trieb unaufhörlich Possen. Wenn ich ihn seines Geschreyes überdrüßig nicht mehr tragen wollte, und deßwegen meinem Gefährten dem Indianer gab, so biß er ihn zornig in das Ohrläppchen und flog eilends zu mir zurück. Einer Quaranierinn, welche uns auf einem Esel begegnete, lachte er lange aus vollem Halse nach. Ob er sich aber gleich den ganzen Tag auf meiner Schulter sehr ruhig verhielt, so wurde er dennoch wie die Hühner gegen die Dämmerung

merung zu alle Tage aus Schläfrigkeit unwillig, plätscherte mit den Flügeln, und peckte mich fleißig in die Ohren, um mich freundschäftlich zu erinnern unser Nachtlager aufzuschlagen. Wenn ich des andern Tags wieder mein Pferd bestieg, war er wieder munter und fröhlich, und wußte des Singens und Lachens kein Ende zu finden. Im Flecken spatzierte er auf einer langen, im Hof auf zwoen Säulen ausgespannten Schnur auf und ab, aber nur bei Tage; denn die Nacht brachte er, um nicht von den Katzen gefressen zu werden, in meinem Zimmer zu. Gieng ich ins Speisezimmer, so war er flugs hinter mir, lief den Tisch, während als wir speiseten, wie eine Schildwache auf und ab, und hackte immer im vollen Zorne auf den Indianer los, welcher die Schüßeln mit den übriggebliebenen Speisen wegtrug. Was ihn gelüstete, das kostete und raubte er auf der Stelle. Wenn er im Hof herumspatzierte, rieb er zuweilen im Sande, den er oft als eine Arzney zu sich nahm, seinen Schnabel und schärfte denselben. Fiel ein Platzregen, so breitete er seine Flügeln weit aus, und reckte die Federn des Kopfes schreckbar in die Höhe, verdrähte rechts und links die Augen, sperrte den Schnabel auf, und ließ seinen ganzen Leib, in dieser fürchterlichen verzehrten Gestalt, von dem Regen tüchtig durchweichen. War er recht durch und durch naß, und zitterte er vor Frost, so flog er in meinen Schooß, wie ein Schiffbrüchiger in den Hafen, weil er wußte, daß ich ihn abtrocknete und wärmete. Durch dieses Bad schien er mir das Ungeziefer, das sich an seiner Haut ansetzte, austränken zu wollen. Uiber einen kleinen Papagey einer andern Art fiel er im Anfang aus Eifersucht, weil ich ihn liebkosete, mit dem Schnabel her. Allein die Schmeicheleyen des Jungen nahmen den Alten dergestalt ein, daß er ihn nicht nur unter seinen Flügeln schlafen ließ, sondern auch als seinen Schüler, und ich möchte fast sagen,

als

als sein Söhnchen behandelte. Was der Alte mit seiner rauhen Stimme vorsprach, wiederholte der Junge mit seiner zarten. Diesem Unterricht sah niemand ohne zu lachen zu. Die Quaranier binden alle Papageyen, so viele sie ihrer zu Hause haben, mit einem Fuß auf ein langes Rohr mittelst eines Bindfadens an, um ihre Flucht zu verhindern. Diese Fessel mißfielen uns; wir statzten daher unsere Papageyen an einem ihrer Flügel nur sehr wenig, damit sie weder weit fliegen, noch lang darinn aushalten konnten, und ließen ihnen übrigens die Freyheit herumzugehen, wie sie wollten. Endlich fiel es meinem Don Pedro ein, seiner vieljährigen Treue ungeachtet, als ihm die Flügel mir unbewußt zu sehr nachwuchsen, davon zu fliehen und nicht wieder zu kommen. Nach vielem vergeblichen Suchen konnten wir ihm auf keine Spur kommen. Nach dreyen Tagen sah und erkannte er mich, als ich durch den Wald gieng, von einem hohen Baume herab. Auf der Stelle kroch er mit Hilfe seiner Krallen und seines Schnabels durch die Aeste der Bäume schleunig zu mir und flog auf meine Schulter, indem er mir immer sein Don Pedro wiederholte. Seine Schmeicheleyen aber sprachen ihn nicht von der Buße für seine Untreue los; denn ich stutzte ihm seine übermüthigen Flügel. Oft wunderte ich mich, daß dieser Papagey seine Reden so zweckmäßig anbrachte, als wenn er ihre Bedeutung verstanden hätte. Wenn ihn hungerte, sagte er mit einer kläglichen Stimme Pobre Don Pedro, armer Herr Peter! bis man ihm zuletzt gewisse Wurzeln, Brod, oder sonst ein Futter gab. Dieß wollte ich von meinem Papagey, an den ich mich noch immer mit Vergnügen erinnere, etwas umständlich anmerken, um von den gutartigen Trieben der Thiere einen Beweis zu geben, und zu zeigen, daß sie sich gegen ihre Lehrer dankbarer und willfähriger beweisen, als viele Wilde. Die Weibchen lernen eher und besser als

die

die Männchen reden. So hatte mein Amtsgenoß eines, welches das Vaterunser auf quaranisch vortrefflich hersagen konnte: Oreruba Ÿbape ereyabe &c. Ich glaubte oft einen betenden Knaben zu hören. Dieß ist sonderbar und bewunderswürdig, indem wir die Weibchen der anderen Vögel stumm, und fast gesanglos finden. Ich habe niemals begriffen, wie die Papageyen, welche von den Engel- und Holländern von den äußersten Gegenden von Asien, Afrika und Amerika nach Europa gebracht werden, und oft viele Monate, ja auch Jahrelang reisen müßen, dennoch deutsche oder französische Sprüche, oder was immer für eine europäische Sprache lernen, da man doch in Paraquay nur die unbefiederten und frisch aus dem Neste entnommenen zum Redenlernen geschickt hält. In der That haben wir die Alten immer ungelehrig befunden. Am besten und sichersten lernen sie bei der Nacht, oder in einem finstern Orte, wo sie weder sehen noch hören: wiewohl sie auch im Hofe auf ihrer Stange oder Schnur das Bellen der Hunde, das Wichern der Pferde, das Brüllen der Kühe, das Husten der Alten, und das Pfeiffen, Lachen und Weinen der Knaben vortrefflich nachmachen lernen, indem sie auf alles äußerst aufmerksam sind. Wir haben auch durch eine lange Erfahrung wahrgenommen, daß sich die Papageyen von den Knaben und Weibern, welche eine zärtere Stimme haben, lieber und beßer als von Männern unterrichten lassen.

Die Paracanbay sind eben so groß und eben so gestaltet als die Paracautèe, außer daß sie blos grüne Federn, und unter denselben nur sehr wenig blaue haben, ohne daß man in dem Kopf, Schwanz und den Fügeln eine safrangelbe oder rosenfärbige entdecken könnte. Auch diese plaudern von Natur im Predigertone etwas daher,

was

was niemand versteht. Einen abgegliederten Laut können sie weder lernen noch hervorbringen: und taugen zu nichts als zum Fressen.

Die Aruày sind etwas kleiner, als die vorigen, sehr schön, mit rosenfärbigen, gelben und grünen Federn auf das prächtigste geschmückt, und wenn man sich ihrentwegen Mühe giebt, sehr geschwätzig.

Der Iribaya ist fast um nichts größer als ein europäischer Stieglitz, und dunkelgrün von Federn, denen auch einige rothe und blaue beigemischet sind. Ein weißer Kreis umgiebt seine Augen, und unterscheidet ihn von allen andern. So lebhaft, geschwätzig, unruhig und bissig er auch ist, so hat er dennoch keine Anlage zum Redenlernen, und eine knirschende Stimme. In einigen Wäldern sind sie so zahlreich, daß sich darinn gar kein anderer Papagey sehen läßt.

Die Mbaracanà und andere dergleichen ganz grüne Papageyen sind nicht im geringsten weder schön, noch gelehrig; dennoch ziehen die Indianer ihrer viele auf. Die Tuy sind von verschiedener Art. Sie empfehlen sich alle durch die graue Farbe ihres Gefieders. Die kleinsten sind nicht größer als der kleine Finger einer Mannshand, aber sehr munter, und auch bösartiger als die anderen. Die größten und schönsten Papageyen in Paraquay sind die Quaà, oder wie andere sprechen: Quacamàyo, und Caninde. Die Federn dieses letzteren sind berlinerblau, und ungemein gelb; die des erstern ganz roth und dunkelblau. Ihr Schwanz pranget mit ellenlangen Federn. Beide sehen sich gleich sowohl an Gestalt als an Größe, an der sie einen Hahn um viel übertreffen. Sie haben einen so starken Schnabel, daß sie die härtesten Mandelschaalen auf einen Druck durch-

brechen; und müßen daher sehr behutsam behandelt werden. Im Zahmwerden haben sie nicht bald ihres Gleichen. Zu S. Joachim hatte ich einen zahmen Quaà und Caninde einige Monate. Sie giengen in unserm Hof den ganzen Tag herum. Sie konnten von einander nicht geschieden werden; aber waren sie beisammen, so balgten sie sich unaufhörlich herum. Kurz der Vers des Martial: Non possum tecum vivere, nec sine te, (ich kann nicht ohne dich, und auch nicht mit dir leben) paßte buchstäblich auf sie. Bei schönem Wetter stiegen sie oft auf der hölzernen Stiege auf den Glockenthurm, der nach dem dortigen Landesgebrauch aus vier hölzernen Säulen zusammengezimmert ist, hinauf, und machten da den Prediger, indem sie unter beständigem Plätschern der Flügel, Erhebung und Abänderung der Stimme an die Umstehenden ihr Wort richteten, welches aber nichts bedeutete; denn außer ihrem Namen Quaà, welchen sie oft mit rauher Stimme laut und vernehmlich aussprechen, lernen sie keine Sprache. Diese Papageyen schickte ich dem berühmten Sieger und Statthalter von Buenos Ayres Zevallos, welcher sich damals mit 500 Dragonern in dem quaranischen Flecken S. Borgias an dem östlichen Ufer des Uruquay aufhielt. So vielen kriegerischen Ernst er allemal an sich bemerken ließ, so unterhielt er sich dennoch sehr gerne mit diesen zweenen Vögeln, besonders mit dem Caninde, weil er die Farbe des Uniforms seiner Dragoner nämlich Blau und Gelb trug. Ich habe oft den Wunsch geäußert einen noch unbefiederten Caninde aus dem Neste frisch zu bekommen, weil ich ihn gewiß reden gelehret hätte. Allein meine Wünsche waren vergebens; und die ältesten Indianer, welche im Walde gebohren und erzogen waren, gaben mir alle einstimmig zur Antwort: Tupã immonangàra n'ote oiquaà &c. Gott der Allschöpfer weiß allein, wo die Caninde ihre

Nester

Nester haben. Man glaubt nämlich, daß sie in den abgelegensten Wäldern, wo nur selten jemand hinkömmt, ihre Jungen ausbrüten, und erst da sie mit diesen, wenn sie etwas älter geworden, in das freye Feld herausfliegen, wo ihnen die kleinen Palmbäume Yataì genannt, ihre Nüße zum Futter darbieten. Auf dieser Weide fangen die unter den Zweigen verborgenen Indianer eine Menge solcher Papageyen mit Schlingen. Zu Wien habe ich in dem kais. Belvedere in der dortigen Bildergallerie, wo man die Kunststücke der berühmtesten Mahler alter und neuer Zeiten aufbewahret, einen nach dem Leben getroffenen Caninde mit Verwunderung gesehen, und gewünscht, daß die Geschichtschreiber die Geschichte von Amerika eben so aufrichtig schreiben möchten, als der Mahler diesen amerikanischen Vogel abbildete. Wiewohl man Papageyen von allerlei Gattungen sowohl zu Lissabon in den Kaufmannsbuden feil hat, als auch fast überall in den Menagerien grosser Heeren sehen läßt, so habe ich dennoch außer Paraquay keinen Caninde, welcher an Schönheit keinem Papagey etwas nachgiebt, gesehen. Zwar sieht man ihn auch in Paraquay nicht überall, weil er wie die andern Papageyen von den schöneren Gattungen blos in den gegen Mitternacht gelegenen Wäldern seine Wohnplätze hat. In den südlichen Gegenden schwärmen große, düstere, und dunkelgrüne Papageyen in den Wäldern, besonders in den Palmwäldern mit einem abscheulichen Geschrey schaarenweise herum. In eben diesen Gegenden giebt es auch noch unzählige andere kleine blaßgrüne in der Größe einer Taube. Die Spanier heißen sie Catitas, die Abiponer Kikilk. Sie sind munter, frisch, hurtig, schlau und einige Worte zu lernen ziemlich geschickt. Man verwahret sie in ledernen Kefigen. Es ist unglaublich, wie sie die türkischen Kornäcker verwüsten. Man muß eigene Hüter halten, die sie von Zeit zu Zeit wegtreiben. Zu S. Joachim hat-

te ich 9 Papageyen, jeden von einer andern Art und Benennung, auf einem runden Tische, welcher auf einem au gedrähten Fuß stand und von einem Orte züm andern getragen werden konnte, beisammen. Einige Monate hatte ich sie gefüttert, und beobachtet. Allein da die Katze in meiner Abwesenheit einige gefressen, und der Aruay, der schönste unter allen, die Flucht genommen hatte, so schenkte ich den übrigen die Freyheit. Die Indianer können die natürliche Farbe des Papagey in was immer für eine andere beliebige verwandeln. Es verlohnt sich der Mühe ihre Manipulation hiebei etwas genauer zu beschreiben. Sie rupfen nämlich den Papageyen ihre natürlichen Federn aus dem Grunde aus; und kratzen die Haut, wo sie selbe ausgerupfet haben, mit der Hand auf bis aufs Blut. In die Ritze oder Lücken lassen sie einen Saft von der verlangten Farbe hineintriessen, und reiben ihn hernach hinein. Je nachdem sie in die Flügel einen gelben, blauen oder hochrothen Saft gießen, je nachdem wachsen nach und nach gelbe, blaue oder hochrothe Federn heraus. Diese Papageyenfärberey ist bei den Brasilianern, Quaraniern, und nach dem Zeugniße des P. Joseph Sanchez Labrador auch bei den wilden Mbayas im Brauche, welche diese Operation im Frühlinge oder im angehenden Herbst vornehmen. Die grüne Farbe wird leicht gelb. Rupft man gelbe Federn aus, so wachsen nur gelbe nach. Dieses erinnert der P. Sanchez nach seinen eigenen Versuchen. Wenn jemand selbe bei den europäischen Vögeln nachmachen wollte? Ohne Zweifel würde ein rother Kanarienvogel, gelber Stieglitz, eine blaue Lerche ein seltner und kostbarer Vogel seyn. An verschiedenen Saftfarben mangelt es meines Erachtens den Europäern nicht. Zur hochrothen nehmen die Indianer Cochenille, zur blaßrothen Achote, Urucù und Nibadena, zur lichtgelben Virga aurea, zur blauen Indigo, zur schwarzen Ñandipa,

zipa. Die Papageyen haben eine niedliche Farbe und fröhliche Geschwätzigkeit, und sind für den Magen eben so köstlich als für Aug und Ohr unterhaltend. Weil ihr Fleisch ein wenig zähe ist, so muß man dasselbe, um es mürbe zu machen, beitzen. Doch weder ich, noch die Indianer nahmen uns auf der Reise, wenn uns hungerte, diese Mühe. Der Hunger würzet am besten. Die Zähne mögen immer etwas mühsamer kauen, wenn nur der ungestümme Magen mit seinen Foderungen befriediget wird. Da die Papageyen sehr argwöhnisch sind, so ist nicht jedwede Zeit bequem sie zu fangen. Wenn sie auf den höchsten Aesten der Bäume beisammen sitzen, so steht einer auf dem obersten Wipfel Schildwache, wo er dann, sobald er jemanden erblicket, alsogleich durch ein heftiges Geschrey seine Kameraden wegen der Gefahr warnet, und ihnen die Loosung zur Flucht giebt. Unter der Dämmerung bereiten sie sich wie die Hühner zur Ruhe. Meistens läßt sich eine ganze Schaare auf einem einzigen Baume nieder. Da ein jeder den höhern Ort einnehmen will, so entsteht täglich unter ihnen ein Gezänke, indem einer den andern aus dem eingenommenen Posten zu verdrängen suchet. Hierbei schreyen sie nun ganz entsetzlich, und die Federn, welche sie einander theils mit dem scharfen Schnabel, und theils mit den Krallen ausrupfen, fliegen in Menge herum. Während dieses Kampfes um den obersten Platz kömmt der Indianer mit leisen Schritten hinzugeschlichen, und schießt die streitenden Partheyen mit dem Bogen oder der Flinte herab. Das wahre Bild der Ehrgeitzigen, welche, indem sie sich wechselweise stürzen wollen, oft miteinander fallen. In dem Walde, durch welchen der Fluß Empalado fließt, schlug in der Nacht, die ich mit meinen indianischen Reisegefährten darinn zubrachte, der Donner in einen von unzähligen Papageyen besetzten Baum ein, welche sich alsogleich nach allen Seiten hin zerstreueten, und unsere Ohren und

 die

die ganze Gegend mit ihrem gräßlichen Geschrey erfüllten. Hört man zuweilen in verschiedenen vornehmen Häusern die Papageyen anders nennen, als ich sie bisher genannt habe, so darf man sicher glauben, daß selbe entweder von den Engelländern, Holländern oder Portugiesen aus Asien, Afrika oder anderen amerikanischen Provinzen gebracht worden sind, oder andere willkührliche Namen erhalten haben. Von den weissen Papageyen mit dem rothen Büschchen, welche man bei uns Cacatù heißt, den aschengrauen, deren ich in Deutschland viele gesehen habe, und anderen dergleichen weiß man in Paraquay nichts. Die kleinen, welche wir auf quaranisch Tuỹ nannten, heißen in Europa auf französisch Perroquêt. Den grossen mit rothen und blauen Federn, welche wir Quaà oder Quacamayo nennen, legen die Deutschen unrichtig den Namen indianischer Raben bei. Was amerikanische Raben sind, werde ich gleich sagen.

Amerikanische Raben.

Die amerikanischen Raben sind zwar auch schwarz wie die europäischen, aber viel größer als diese. Ihr Kopf und Hals ist, bis wo die Flügel anfangen, kahl, ganz ohne alle Federn und runzelicht. Sie essen auch die Aeser und Eingeweide der geschlachteten Thiere. Wenn man nach dem dortigen Landesgebrauch auf dem Felde Ochsen abthut, so machen sich die Raben sogleich von den Dächern und Bäumen über die zurückgelassenen Gedärme her, und tragen sie, nachdem jeder dieselben bei einem andern Ende gefaßt hat, wie lange Stricke ausgespannt durch die Luft im vollem Fluge weg. Ihr König ist schneeweiß, und fliegt immer, so selten er auch sich sehen läßt, von mehreren schwarzen wie von Trabanten umgeben einher. Dieser mir vorher unglaublichen Erscheinung sah ich zu S. Hieronymus selbst zu, weil mich die Abipo-

ner

ner vorher auf die Ankunft des Rabenkönigs aufmerksam gemacht hatten. Sie heißen selben Oaenik, die gemeinen Raben aber Rateghàm, Hapeù, Roerepiglemakàt. Da sich gleich und gleich gerne zusammengesellet, so ziehen die Abiponer, welche vorher vom Raube lebten, die Jungen dieser Raubvögel zu Hause auf, und machen sie bis zu einem bewunderungswürdigen Grade zahm. Die großen fliegen ihren Herren, wenn selbe oft mehrere Meilen weit auf die Felder hinaus, oder auf die Jagd reiten, nach, machen Halt, wenn diese Halt machen, und kehren wieder mit selben nach Hause zurück, ohne sich von den andern Raben, welche ihnen auf der Reise begegnen, zu einer Untreue gegen ihre Herrn verführen zu lassen. Die Rabenfedern brauchen die meisten Wilden, weil sie sehr fest sind, zu ihren Pfeilen.

Der Caracaràs oder Carrancho.

Die Zunftgenossen und Gehilfen der Raben sind gewisse Vögel, welche die Spanier Caracaràs oder Carranchos, die Abiponer aber Eepkai nennen. Ihre Federn sind schwarzbraun, und mit gelben und weißen Punkten besprengt. An Größe gleichen sie einem Huhn, an Kopf, krummen Schnabel, ihren langen und spitzigen Klauen und dem langen Schwanze aber einem Habicht. Sie gehen auf die Aeser wie die Raben, und stellen den Hühnern und übrigen Vögeln ohne Ende nach. Ihr Fleisch taugt zu nichts.

Verschiedene Habichte.

Auf die Caracaràs lasse ich die Kirikirì, mit Punkten von verschiedenen Farben gefleckte Habichte, folgen. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle zum Habichtgeschlechte gehörigen Vögel durchgehen wollte. Hier-

 unter

unter sind die Nariàm Gavilan, Kataingit, Halcon &c. Unter den Nachteulen sind die bekanntesten der Kikik lechuza, Kaalekavàlk mochuelo &c. Die Fledermaus heißt auf abiponisch Kahit, und auf spanisch Murçielago. Ihrer giebt es eine große Menge und verschiedene Arten, wie ich anderswo melden werde.

Gänse, allerlei Aenten, Reiger, Störche, Haria, Wasserraben, Schwalben, und brasilianische Hühner.

In Paraquay sieht man so viele und so verschiedene Wasservögel, daß ich, wenn ich alle gehörig beschreiben wollte, einen ganzen Band damit anfüllen würde. Ich will daher ihrer nur einige berühren. Gänse, wie die europäischen fand ich in den Seen zwar etwas seltner, aber desto zahlreicher beisammen. Aenten giebt es nicht nur in den Seen, sondern auch in den meisten Flüßen in einer solchen Menge, daß wir das Wasser wegen des häufigen Unraths dieser Thiere, der darinn herumschwamm, nicht trinken konnten. Die mit schwarzen und weißen Federn, welche die Spanier Patos Reales, die Königsänten, die Abiponer aber Kaènra nennen, sind die häufigsten und am Tage im Wasser, und bei der Nacht auf den nahe am Wasser stehenden Bäumen. Leichter und öfter werden sie außer dem Wasser mit Flinten geschossen. Ihre Junge werden in den Flecken nur sehr selten zahm. Es giebt auch noch andere Aenten, welche bei den Abiponern Roacabì heißen, vielfärbige Federn und rothe Füße haben. Die kleinen Aenten, auf abiponisch Ruililiè, fliegen bei der Nacht mit einem grossen Gezische schaarenweise miteinander, und werden von den abergläubischen Abiponern für Geister, Gespenster, oder die Seelen der Abgestorbenen (Mehalenkachiè) gehalten. Besonders merkwürdig scheinen mir gewisse Aenten

ten

ſen von mittlerer Größe zu ſeyn, welche vom Kopf bis auf den Schwanz roſenfärbig, und zugleich ein Sinnbild menſchlicher Schönheit ſind; denn ſo ſehr ihre niedliche Geſtalt die Augen blendet, ſo ſehr fallen ſie jedermann durch den ihnen von Natur eigenen Geſtank läſtig. Unter den Flügeln, und dem ſo prächtig kolorirten Gefieder des übrigen Körpers, wovon nicht nur die Federn, ſondern auch die Kiele hochroth gefärbet ſind, ſteckt eine Haut und ein bischen Fleiſch, welches alles zuſamm ganz unleidentlich ſtinket. Die Naſe derer, welche aus dem ſcheußlichen Körper die roſenfärbigen Federn ausrupfen, muß bei dieſem Geſchäft ganz entſetzlich viel ausſtehen. Ihre Federn ſind dünner und feiner als die Gänſefedern. Die Abiponer brauchen ſelbe zu ihren Federkronen. Ich ſchrieb lange Zeit damit. Paraquay mangelt es auch nicht an Flußvögeln, welche unſern Reigern und Storchen ſehr ähnlich ſind. Die Spanier nennen dieſe Cigueñas, die Spanier Nètagkanak; jene hingegen heißen bei den erſteren Garzas, bei den letzteren Yavige lichìl. Der Haria, ein Vogel in der Größe eines Storchs, iſt ein geſchworner Feind aller Schlangen, bringt ſie mit dem Schnabel um und frißt ſie. Bei den Spaniern wird er bald zahm, und kömmt ihnen in ihren Gärten ganz wohl zu ſtatten, indem er ſelbe von allem ſchädlichen Ungeziefer ſäubert, oder dieſes durch die Furcht davon entfernt hält. Lachen mußte ich auch oft über einen andern großen Flußvogel, welcher, wenn er ſeinen Hals ausſtrecket, über die größten Männer hinausraget, und ſchwerer noch als ein Lamm wiegt. Er iſt durchgängig weiß, hat lange Füße, und bleibt in einem Zuſtande der Betrachtung mehrere Stunden unbeweglich im Waſſer. Ich geſtehe, daß ich ſeinen Namen ſchon vergeſſen habe. In dem Fluß Parana und auch anderswo ſieht man eine Menge Waſſerraben, auf abiponiſch Halemkaye. Ihre Jungen eſſen die Wilden



gern, ungeachtet sie vor den jungen Hühnern und Vögeln einen unüberwindlichen Abscheu tragen. Ich würde zu weitläuftig, wenn ich aller der verschiedenen Gattungen der Wasservögel erwähnen wollte, welche schaarenweise in den grossen Flüssen herumziehen, und von Fischen leben. Ehe ich von den Vögeln zu den Fischen übergehe, will ich als einen Anhang von den gemeinen Hühnern und Schwalben folgendes hinzusetzen. Diese kommen den europäischen an Gestalt, Gesang und natürlichen Eigenschaften ganz gleich. Weil zwar in Paraquay kein Schnee fällt, aber dennoch der kalte Sudwind eine rauhe Witterung verursachet, so ziehen die Schwalben im angehenden Herbst, wie in Europa wer weiß? wohin, um den Winter dort zuzubringen, und kehren zu Anfang des Frühlings wieder zurück. Die paraquayischen Hühner sind wie die europäischen gestaltet und befiedert. Vor wenig Jahren wurden in Paraquay aus dem benachbarten Brasilien einige Hühner gebracht, welche die gemeinen Hühner zwar an Größe aber nicht an Güte des Fleisches übertreffen; denn dieses ist an jenen hart und nicht schmackhaft. Ihre Jungen gehen, nachdem sie aus dem Ey ausgeschloffen sind, lange Zeit nackt herum, und bekommen erst nach einigen Wochen Federn. Die Hahnen sind ungewöhnlich groß, und haben statt des Hahnenkams der unsrigen große, hochrothe Kronen von einer besondern Pracht. Im Jahre 1748 sah ich in der Menagerie des Großherzogs von Toskana allerlei asiatische und afrikanische Hühner, deren seltsamen Körperbau ich nicht genug bewundern konnte. Nun wollen wir auch das Schuppenvolk in Paraquay mustern.

Ver-

Verschiedene Gattungen der Fische.

Europäische Fische habe ich zwar in Paraquay keine gesehen, aber dennoch viele, welche den unsrigen in manchem Betrachte ähnlich sind. Ich werde hier nur derjenigen, die ich kenne und indianische oder spanische Namen führen, erwähnen. Ich weiß ihrer noch etlich und zwanzig Gattungen: nämlich die Dorado, Pacù, Corvino, Mungrullù, Sabalo, Boga, Armado, Zurubí, Palometa, Patì, Peje blanco, Dentudo, Raya, Vagre oder Ñundia, Mandiy, Machete, Suchì, Mojarra, Vieja, Anguilla, Murena, Peje Rey, Sardina, Almeja grande, lisa, verschiedene Piqui, &c. &c.

Der Fisch Dorado.

Der Fisch Dorado, welcher von den Quaraniern Pyrayù, von den Abiponern aber Henegelkaik genennet wird, hat von dem Goldglanze seiner Schuppen den Namen eines vergoldeten Fisches erhalten. Er ist oft sehr groß und hat ein körnichtes, weißes und sehr schmackhaftes Fleisch. Seinen Kopf rechnet man unter die Leckerbißchen, wiewohl man sonst in Paraquay fast alle Fische ohne Kopf, als welcher in den Küchen abgeschnitten und weggeworfen wird, auf den Tisch kommen. Diese Goldfische werden in den Flüßen gefangen. Wir fiengen ihrer aber auch viele in gewissen Gegenden des Meeres, besonders, wenn ein lang anhaltender Sturm von etlichen Stunden im Anzuge war. Sie bissen in die Wette in unsere Angeln, als wenn sie den Sturm geahndet, und sich vor dem Herumwerfen im Meere gefürchtet hätten.

Der

Der Fisch Pacù.

Der Pacù, auf abiponisch Katlaàn eine Lanze, zeichnet sich nicht nur durch seine Länge und Breite, sondern auch durch seine Köstlichkeit aus. Er ist sehr fett. Seine Schuppen sind braun, und an einigen Orten auch schwefelgelb. Der Kopf scheint auf seinen übrigen Körper zu klein zu seyn. In dem Paranastromme, wie auch in andern Flüßen, welche sich mit jenem vereinigen, findet sich dieser delikate Fisch sehr häufig.

Der Corvino.

Der Corvino wird meistens in den Bayen von Montevidèo und Maldonado, und dort herum, wo das süße Wasser des Silberflußes sich mit dem gesalzenen Meerwasser vereiniget, meistens mit der Angel gefangen. Er ist fast wie ein Karpfe, aber um viel größer und schmackhafter, so daß er auch von den Einwohnern entlegener Städte sehr gesuchet wird.

Der Mungrullù.

Der Mungrullù ist der stärkste und größte aller Flußfische in Paraquay, und wiegt über einen Zentner. Sein Fleisch ist fest und röthlicht.

Der Zurubì

Der Zurubì, auf abiponisch Etapranak, ist nicht viel kleiner als der vorige, und hat keine Schuppen, sondern eine beinahe aschenfärbige, glatte und schlüpfrichte Haut, welche mit großen schwarzen Punkten auf Tiegerart geflecket ist. Man findet an ihm ein weißes, festes, schmackhaftes und gesundes Fleisch. Wie schwer er

ist,

ist, mag man daraus abnehmen, weil zween Indianer an ihm, wenn er auf einer Stange aufgehänget wird, genug zu tragen haben.

Der Patì.

Der Patì wird dem vorigen an Größe und Güte beinahe gleichgehalten.

Der Armado.

Der Armado verdienet ohne Zweifel seinen Namen, indem er überall auf den Seiten und dem Rücken mit 3 spitzigen Floßfedern und Luftröhren bewafnet ist. Mit diesen sucht er den Fischer, während daß dieser die Angel aus seinem Rachen losmacht, zu verwunden, und brüllt, und wirft sich ganz entsetzlich herum. Deßwegen muß man ihn, sobald man ihn aus den Fluße zieht, mit einem Stocke tüchtig auf den Kopf schlagen, welcher breit, einem Froschkopfe ähnlich, und mit einer schwarzen Schaale, wie mit einem Schilde, bedecket ist. Er hat kleine, aber helle und mit einem goldgelben Ringe umgebene Augen, ein enges Maul, und einen fürchterlichen Knebelbart, wie es sich auf einen Kriegsmann schicket. Der Leib ist eisengrau, und mit langen und harten Schuppen bepanzert. Dieser Fisch ist dicker als lang und wiegt oft 4, 6, auch mehrere Pfunde. Sein Fleisch ist ein sehr wollüstiges Gericht, und wie man glaubt, auch für Kranke sehr gesund. Dieser edle Fisch findet sich am meisten in dem Fluße Paraquay. Als wir von Assamtion nach Buenos Ayres schifften, fiengen wir täglich mehrere mit der Angel. Da ich mit der Schnur, womit ich angelte, meine Hand umwunden hatte, so wäre ich bald von einem großen Armado, der an der Angel zog, aus dem Vordertheil des Schiffes in den Fluß hinausgerissen

wor-

worden. Zum Glück rettete mich noch, als ich um Hilfe rief, ein spanischer Soldat, wie Raphael den Tobias, indem er die Schnur mit beiden Händen an sich hielt, damit ich meine Hände loswinden konnte.

Der Vagre.

Der Vagre, auf abiponisch Ypìk, oder Yheloraye, auf quaranisch aber Ñundia, gehört zum Geschlecht der Forellen. Seinen Kopf bedecket eine harte Schaale. Seine Haut ist schlüpfricht, kahl und mit rothen Flecken gezieret. Sein Fleisch ist wohlgeschmack. In den verschiedenen Flüßen entdecket man verschiedene Gattungen derselben, welche sich durch die Zahl, Größe und Farbe der Floßfedern, Luftröhren und Bärte unterscheiden, alle aber sehr köstlich zu essen sind. Wenn man ihre Blase mit den Zähnen zerkauet, und alsdann Brandtwein dazugießt, so wird ein vortrefflicher Leim daraus, womit die Spanier ihre Geigen, die Villelas aber (sehr geschickte indianische Pfeilschützen) die Federn und die Spitzen ihrer Pfeile an das Rohr mit dem besten Erfolge leimen. Einen ähnlichen Gebrauch machen die europäischen Handwerker von der Blase des Hausens, eines ungarischen Fisches.

Der Sàvalo.

Der Sàvalo ist unserem Karpfen etwas ähnlich, aber geschmeidiger, und niedlicher. Schwerer als zwey Pfunde wird man schwerlich einen finden. Er ist auch noch voller Gräten. Man fängt ihn niemals mit der Angel, wiewohl er in den meisten Bächen und Seen sehr häufig ist. Warum ihm die Indianer vorzugsweise den Namen Fisch fast durchgängig beigeleget haben, begreife ich nicht; weil er vor den übrigen keinen Vorzug hat. Bei den Abiponern heißt er gleichfalls Noay̆, welches Wort

einen

einen Fisch überhaupt bedeutet. Eben dieses nahm ich auch bei den Indianern Mataràs gewahr.

Der Bòga.

Der Bòga, auf abiponisch Parik, ist von dem Sàvalo wenig unterschieden, aber köstlicher und seltner.

Der Peje Rey.

Peje Rey heißt ein Königsfisch. In der That läßt er bei aller seiner Mittelmäßigkeit in Ansehung der Größe die übrigen an Niedlichkeit weit zurück. Kopf und Maul ist an ihm außerordentlich groß. Fette hat er gar keine, und wird blos in dem Fluße Parana in der Gegend von Santa Fè oder in den nahen Bächen, in welchen er laichet, gefangen. Der frische Peje Rey kömmt als eine Delikatesse der ersten Klasse auf die Tafeln der Vornehmen. Uneingesaltzen und blos in der Luft gedörret wird er von Santa Fè auch noch in andere Oerter versendet, und erhält sich lange Zeit. Wird er aber auf dem Wege feucht, so greift ihn sogleich die Fäulung an. Die Abiponer nennen ihn Lalagraik den weißen Fisch.

La Vieja.

La Vieja, welches Wort ein altes Weib bedeutet, ist ein sonderbarer und seltsamer Fisch. Auf abiponisch heißt er Aoraik. Sein ganzer Leib ist mit einer harten Schaale oder einer hornichten Rinde überzogen, so daß auch kein Messer durch selbe dringen kann. Er muß daher in seiner Schaale auf die Glut gelegt werden, wenn man ihn braten und essen will. Mit der Angel fängt man diesen Fisch nur sehr selten; auch

auch wiegt er fast niemals über ein Pfund. Als die Flüße nach einer zweyjährigen Trockenheit fast ganz ausgetrocknet waren, sahen wir auf dem Boden viele theils schon umgekommene, theils wirklich umkommen.

Der Dentudo.

Den Dentudo findet man überall sehr häufig, und würde ihn auch schmackhaft finden, wenn er weniger grätticht wäre. Er ist kaum ein Pfund schwer. Ich habe unzählige Dentudos mit der Angel gefangen und gegessen; aber auch bei dieser Gelegenheit nicht wenige Angeln verloren, weil sie mir mit ihren starken Zähnen die Schnur abbissen.

Der Raya.

Der Raya ist ein Fisch von einer so wunderlichen Gestalt, daß man ihn zum Fischgeschlechte gar nicht rechnen sollte. Auf abiponisch heißt er Eparanik. Er sieht wie ein flacher und länglichtrunder Suppennapf aus. Sein Rücken ist schwarz, und sein Bauch weiß. In dessen Mitte wird man ein enges Maul gewahr. Sein Schwanz ist sehr lang, dünn, zugerundet, wie eine Säge ausgezacket, und am äußersten Ende mit einem giftigen Stachel bewaffnet. Der Raya verbirgt sich oft am Ufer der Flüße im Sande und sticht damit die Schiffleute, welche mit blossen Beinen herumgehen, wenn er kann, jämmerlich in die Füße. Diese Wunde schwillt gleich auf, entzündet sich, und bringt den Tod, wenn man nicht alsogleich warme Asche darauf legt. Daher pflegen die vorsichtigen Schiffleute, wenn sie ihr Schiff nicht mehr mit Rudern gegen den Stromm treiben, sondern zu Fuß mit einem Tau ziehen wollen, einen von ihnen vorauszuschicken, der den Sand am Ufer mit

einem

einem Stocke aufwühlet, und immer darauf stößt, um die Rayas, wenn darinn welche verborgen seyn sollten, zu entdecken und zu verjagen. Wunderbar ist es, daß sich die Abiponer des vergifteten Stachels dieser Fische wie einer Lanzette zum Aderlassen glücklich und ohne Nachtheil bedienen. Ihr Fleisch ist zwar genußbar, aber außer dem Fall einer Hungersnoth sehnt sich niemand darnach. Dennoch muß ich eingestehen, daß es mir, wenn es gehörig gebraten war, sehr wohl geschmecket hat. Die Größe und die Gestalt der Rayas (wir wissen von mehreren Arten derselben) ist verschieden. Sie gebähren lebendige Junge. In ihrem Bauche hat man die unzeitige Frucht vielmals gefunden.

Die Palometa.

Die Palometa, auf abiponisch Rakìk, haben die Schwimmenden mehr als alle Krokodile zu fürchten. In ihren beiden Kiefern, deren jedes mit 14 spitzigen und dreyeckichten Zähnen, als so vielen Bajonetten, bewaffnet ist, besteht ihre Rüstung. Sie beißt damit den Menschen, sie mag ihn anpacken, wo sie will, auf den ersten Biß durch und durch. Eine tiefgespaltene Fußsohle eines wackern Abiponers, und die ganz abgebissene und blos an der Haut hängende Zehen eines abiponischen Knaben habe ich selbst gesehen. Ich habe auch zween spanische Soldaten gekannt, welche, da sie ihren Pferden über einen Fluß nachschwammen, von den Palometas völlig entmannet wurden. Der erste von diesen, aus Santa Fé, setzte über den Fluß Rey (die Abiponer heißen denselben Ychimaye) welcher dazumal sehr angeschwollen war; der zweyte, von Corrientes, hingegen schwamm über die Parana, wo selbe schon mit dem Paraquay vereiniget ist. Dieses wird man desto glaubwürdiger finden, wenn ich sage, daß die abiponischen Weiber die

Kiefer der Palometas noch itzt als Scheeren zum Schaafscheren gebrauchen, und daß vormals die Abiponer selbst, ehe sie noch eiserne Messer hatten, den Spaniern damit die Köpfe abschnitten. Dieser Fisch findet sich überall sehr häufig doch mit dem Unterschiede, daß er in kleinen Flüßen auch kleiner ist, und kaum ein halbes Pfund wiegt, in größeren aber zu zwey und drey Pfunden anwächst, ohne daß dessen Länge seiner Breite jemals gleichkäme. Sein Rücken ist krumm, sein Kopf abgestumpfet, der Rachen weit, der Schwanz gespalten, und breit. Seine Augen sind klein und rund. Außer seinem fürchterlichen Gebisse, hat er auch große beinartige Schwimmohren und sieben stachelichte Floßfedern seinen Angreifern entgegen zu setzen. Eine dieser Floßfedern läuft mitten durch den Rücken bis zum Schwanze fort. Der Körper ist mit lichtaschengrauen Schuppen bedeckt, woraus doch hie und da Blau, Feuerfarb und Gelb hervorsticht. Das Fleisch der Palometas ist fest, weiß, und nicht nur eßbar, sondern auch sehr schmackhaft, aber auch sehr grätricht. Ich habe ihrer eine Menge mit der Angel gefangen und verzehret. Wenn man aus ihrem Rachen die Angel herauszieht, muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht von ihren Zähnen oder stachelichten Floßfedern erreicht werde, weil die Wunde, die sie machen, nicht nur sehr schmerzhaft, sondern auch gefährlich ist.

Die Mbuzù.

In den schlammichten Bächen, und auch in den Lachen sieht man zuweilen Fische wie unsere Aalen. Die Quaranier heißen selbe Mbuzù, das ist, grosse, die Abiponer aber Nauin; aber niemand ißt sie, weil sie wie Schlangen aussehen. Als wir einst einen solchen Fisch, den man uns aus dem Rio Salado von ungefehr gebracht

gebracht hatte, assen, so verbreitete sich sogleich unter den Indianern das Gerücht, daß die Europäer Schlangen essen. Ob diese Fische zu den Aalen oder Schlangen gezählet werden müßen, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Von den übrigen Fischen, deren Namen ich oben angegeben habe, weiß ich nichts besonders Merkwürdiges zu erzählen.

Die Flußkrebsen.

In so großer Menge man in Paraquay die ausgesuchtesten Fische antrift, so arm ist dieses Land an Krebsen. Blos in einigen Bächen um den Uruquay herum giebt es nach der Erzählung, die man mir davon gemacht hat, etliche wenige ganz kleine, und ihrer Gestalt nach mehr unsern Flußkrebsen, als den Meerkrebsen ähnliche. Man hat uns selbst zu Conception, einem Flecken am Uruquay, deren einige auf unsere Tafel gesetzet. Diese Krebsen aber sind so klein, daß sie mit den unsrigen verglichen mehr das Ansehen eines Zwerges, und der Jungen haben. Da mir auf meinen vielen Reisen zu Lande und zu Wasser, und so vielmal ich auch gefischet habe, kein Krebs zu Gesichte gekommen ist, so bin ich der Meinung, daß es in Paraquay fast keine, oder doch nur sehr wenige geben müße. Der Krebs heißt bei den Abiponern Oatelée. Es ist sonderbar, daß sie einen Namen für ein Thier haben, daß vielleicht keiner von ihnen, oder doch nur der tausendeste gesehen hat.

Die Meerkrebsen.

In Paraquay giebt es Meerkrebsen von allerlei Art und Größe. Die kleinen heißen auf latein Squillæ, die mittleren Gamari, die größten Astaci. Ihre Größe kann man aus Nachstehendem abnehmen. Zu Lissabon

kam den 16 August 1748 auf eine Tafel, zu der ich auch gezogen wurde, eine Scheere von einem Meerkrebsen, die man in einer großen Schüßel wie einen Schweinsschinken auftrug. Von etlich und sechzig Gästen assen die meisten davon, und dennoch blieb noch etwas übrig. Diese entsetzliche Krebsscheere bewunderten wir als eine Seltenheit, aber schmackhaft fanden wir sie nicht im geringsten.

Wasserschildkröten.

Den Abgang der Krebsen ersetzen in diesem Lande die häufigen Schildkröten, welche zwar um viel größer als die unsrigen aber um nichts besser sind. Die Abiponer nennen sie Eparek. Flüße, Bäche, Seen, alles ist voll von ihnen. Kaum ließen wir unsere Angel ins Wasser, so hieng sich eine Schildkröte an, welche wir aber allemal wegwarfen; denn in dem größten Theile von Paraquay assen selbe weder Spanier noch Indianer. Die Abiponer besorgen, sie möchten mit den Schildkröten ihre angebohrne Langsamkeit mit hineinessen. Während unserer zweymonatlichen Schiffahrt auf dem Paraquay und der Parana fischten wir täglich mit der Angel. Wenn wir nun bei dieser Gelegenheit eine Schildkröte fiengen, so warfen die Schiffleute selbe alsogleich über Bord. Sie sagten, dies wäre ein böses Zeichen, und man müßte, wenn die Schildkröte auf dem Schiffe bliebe, einen Schiffbruch oder wenigstens eine Verzögerung der Reise befürchten. Eine so unbegreifliche Dummheit, wem soll sie nicht lächerlich vorkommen? Aber wer weiß auch nicht, daß dem gemeinem Volke überall hundert dergleichen abergläubische Allfanzereyen im Kopfe sitzen. Zu S. Hieronymus ließen wir uns eine Schildkröte etlichemale nacheinander kochen. Allein dieser vielmaligen Zubereitung ungeachtet blieb selbe so hart, daß unsere Zähne nicht vermögend waren sie zu kauen. Der einzige

Nutzen

Nutzen, den die Schildkröten den Paraquayern abwerfen, besteht in ihren Schaalen, welche die gemeinen Leute statt der Schüßel und Teller zu gebrauchen pflegen.

Meerschildkröten.

Daß es im Meere ungeheure Schildkröten von mehr als einem Zentner gebe, weiß ich nicht nur aus verschiedenen Schriftstellern sondern auch aus eigener Erfahrung. Als wir zu Ende des Jäners von Livorno nach Lissabon unter Segel gegangen waren, konnten wir etliche Stundenlang nahe bei Algier einer anhaltenden Windstille wegen nicht von der Stelle kommen. Auf dem unbewegten und spiegelebenen Meere trieben unzählige schlafende Schildkröten hin und wieder. Unser Schiffkapitän Kornelius Jansen, ein Schwede und sehr guter Mann, erlaubte einigen Matrosen auf ihr Begehren ein Boot auszusetzen, und etwelche von diesen Schaalthieren zu fangen. Sie legten daher den schlafenden Schildkröten zwey Ruder unter dem Bauche an, und schnellten auf diese Weise zwey und dreyßig mit vieler Geschicklichkeit in ihr Fahrzeug, worauf sie selbe zu uns zurückbrachten. Der Kapitän wog sie in unser Gegenwart, und fand die meisten bei 50 Pfunde schwer, zwey Junge ausgenommen, die er sich vornahm mit nach Schweden zu bringen. Diese ließ er in das kleine Boot legen, und Wasser darauf gießen. Hier beobachtete ich sie nun mit aller möglichen Aufmerksamkeit. Ihr Gebiß war so fest, daß sie ein ihnen vorgehaltenes Stück Holz auf einen Biß wie Stroh zerknirschten. Bei der Nacht im Schlafe schnarchten sie wie betrunkene Bootsknechte. Die Schweden zehrten die Schildkröten nach und nach auf. Eine schenkten sie uns; allein um sie für uns genußbar zu machen, hätten sie uns auch ihre Zähne dazu leihen sollen. Zwo überließ der Kapitän dem Lieutenant des englischen Kriegs-

schiffes: Prinz Friedrich, welcher uns zu visitiren (denn es war in Kriegszeiten) den Auftrag hatte. Diese Schildkröten waren indessen nicht von der Art derjenigen, aus deren Schaalen man Tabattieren und verschiedene Behältniße verfertiget; denn ihre Schaalen schienen nicht maßiv, sondern aus verschiedenen Häuten, wie aus Zwiebelhäuten, zusammengesetzte Muscheln zu seyn. Die kostbaren für die Kunstarbeiter werden aus den Inseln Kuba, Jamaika und aus andern Provinzen gebracht. In Quiana giebt es roth und blau gesprengte. In Akadien sollen sie zween Schuhe im Durchschnitte haben; an einem andern Orte noch mehr.

Landschildkröten.

So wie die Abiponer, Quaranier und andere Indianer, mit denen ich umgegangen bin, die Schildkröten nicht nur nicht essen, sondern auch einen unüberwindlichen Abscheu vor selben tragen, so sind sie hinwiederum den größten Theil des Jahres hindurch die vorzüglichste Nahrung der Chiquiten. Sie suchen diese buntfärbigen Schaalthiere in den Wäldern, und auf den Felsen mit vieler Mühe zusammen, damit ihnen nicht in den Monaten der Uiberschwemmung, da ihre Wohnplätze unter Wasser zu stehen kommen, der Proviant ausgehe: denn da ihre Gegenden mehr waldicht und bergicht als eben sind, so können sie aus Mangel der Viehweide nicht so viele Ochsen erzielen und schlachten, als zu ihrem Unterhalt erforderlich wären, und in den quaranischen und abiponischen Kolonien geschlachtet werden. Die Chiquiten essen also statt des Rindfleisches Schildkröten. Auf quaranisch heißen sie Carumbè.

Schne-



Schnecken.

Schnecken sieht man in den Wäldern, Feldern und Ufern der Seen allenthalben in unzählbarer Menge. Die Spanier nennen sie Caracòles, die Abiponer aber Nalagiñiga; aber meines Wissens ißt sie in Paraquay niemand. Ihre Gehäuse oder Schaalen brennen die Quaranier zu Kalk, und weißen sich damit ihre Wände, weil es ihnen an Kalksteinen gebricht, wiewohl auch viele die weiße Erde Tobatỳ, welche der Erde von Tripolis ähnlich sieht, und ziemlich häufig ausgegraben wird, zu diesem nämlichen Geschäft brauchen. Aus gewissen weißen Schneckenhäusern arbeiten die Villelas, eine unberittene indianische Nation, mit unglaublicher Gedult runde Scheibchen oder Flinserchen aus, durchbohren selbe in der Mitte, und verkaufen sie so den andern Indianern. Von diesen Scheibchen hängen sich die Abiponer außerordentlich große und schwere Schnüre um den Hals. Männer und Weiber dünken sich desto geschmückter, je schwerer sie damit bepacket sind. An dem Ufer des Uruquay sieht man eine besondere Art Schnecken, welche größer als eine Mannsfaust sind, von den Indianern in ihrer Schaale gebraten, und begierig gegessen werden. Von den übrigen Muschelthieren und Conchylien habe ich nichts Merkwürdiges anzuführen. Edelgesteine und Perlen, womit die übrigen Provinzen in Amerika prangen, hat Paraquay nicht. Horn- und Wollvieh ist die vornehmste Quelle des Wohlstandes seiner Einwohner. Dieß habe ich schon oft gesagt, und wiederhole es noch einmal.

Verschiedene Arten des Fischfanges.

Nachdem ich von den Fischen das Merkwürdigste gesagt habe, muß ich auch der verschiedenen Methoden

zu fischen erwähnen. Zu Buenos Ayres reiten die spanischen Fischer in den Silberfluß, soweit sie können, hinein. Die Ende des Strickes, womit das Netz entweder ausgespannet oder zusammengezogen wird, halten zween mit den Händen fest, und bringen in wenig Stunden eine Menge der köstlichsten Fische an das Ufer, welche alsdann einem jedem feilstehen. Die indianischen Nationen der Payaquas und Villelas leben hauptsächlich vom Fischfange, worinn sie sehr geübt sind, weil sie an den Ufern der Seen und Flüße ihre Sitze haben, und so gut wie die Fische selbst schwimmen. Sie brauchen zum Fischen nur ein sehr kleines Netz, binden es wie einen Schurz an den Unterleib, und halten das andere Ende mit beiden Händen. So geschürzt springen sie vom Gestade in das Wasser. Sehen sie auf dem Boden einen Fisch, so schwimmen sie ihm nach, umschließen ihn mit dem Netze, das sie unter seinem Bauche anzubringen suchen, und schleppen ihn an das Ufer. Oft wird man einen Indianer, den jedermann schon lang für ertrunken halten würde, nach einer ziemlichen Weile und in einer weiten Entfernung mit seiner Beute aus der Tiefe des Wassers hervorkommen sehen. Sie verdienten eher Taucher als Fischer zu heißen. Ist aber das Wasser hell und durchsichtig, wie im Fluße Salado, so daß sie die Fische sehen können, so jagen sie denselben oft einen Pfeil, oft eine Lanze und auch oft einen eisernen Dreyzack durch den Leib. Die Indianer, welche in den Wäldern wohnen, fangen mehr Fische mit List und Geschicklichkeit als mit Gewalt. Bisweilen umzäunen sie in einem Fluße eine große Strecke mit Stöcken und auf beiden Seiten derselben künstlich eingeflochtenen Baumreisern dergestalt, daß die Fische zwar hinein, aber nicht wieder heraus können, fast auf eben die Art, wie unsere Fischer an verschiedenen Orten in den Flüßen ihre sogenannten Fischreußen (aus Reben oder Binsen geflochte-

ne Körbe) anzulegen pflegen, woraus die Fische nicht entschlüpfen können, wenn sie einmal darinn sind. Sonst werfen die Indianer auch die Pflanze Yzipotingi, welche sich um die Bäume herumschlingt, oder die Blätter des Baumes Caraquata, oder auch dessen frische Wurzeln wohl zerrieben in das Wasser. Dadurch werden die Fische trunken, und da sie ihrer selbst nicht mächtig oben auf dem Wasser herumtaumeln, mit den Händen gefangen. Oft peitschen sie das Wasser mit den Blättern eines gewissen Baumes, welcher besonders an dem Ufer des Flußes Atingy häufig wächst. Ihr Saft soll den Fischen äuserst nachtheilig seyn. Ich erinnere mich noch als ein Knab gehört zu haben, daß auch die Europäer in eben dieser Absicht gewisse Nüsse aus Aegypten und der malabarischen Küste (Cocculi di Levante) brauchen. Bisweilen bedienen sich die Indianer gewisser Hacken von Holz oder Rohr. Unser einziges und allgemeines Werkzeng zum Fischen war eine eiserne Angel, an der wir frisches Rindfleisch anköderten. Um nicht in den neuen Kolonien der Abiponer an Fasttägen Fleisch essen zu müßen, giengen wir selbst zu den entlegenen Flüßen und Bächen auf den Fischfang aus, oft mit Gefahr unseres Lebens, der herumschwärmenden Wilden wegen, niemals aber ohne viele Beschwerlichkeiten, weil uns die Schnacken, die besonders beim Wasser in Menge herumsumsen, fast ganz bedeckten. Und dennoch mußten wir oft mit leeren Händen nach Haus zurückkehren.

Die Fischerey auf dem Meere.

Nicht nur die Portugiesen, welche uns nach Amerika hinüberführten, sondern auch die Spanier, welche uns wieder nach Europa zurückbrachten, gaben sich sehr mit dem Fischen ab, einige die Zeit zu vertreiben, andere ihren Hunger zu stillen; denn alle zogen die frischen Fi-

sche dem geräucherten, eingesalzenen und faulem Fleische, den Linsen und Bohnen vor. Man fischte auf allerlei Art. Die Portugiesen köderten die Fische herbeizulocken ein Stück rothes Tuch, welches wie Fleisch aussah, an ihre Angeln. Die Spanier hingegen rissen den Hühnern aus dem Steiß weiße Federn aus, welche die grossen Fische für kleine hielten, und daher begierig darauf zuschnappten. Hieraus schließe ich, daß die Seefische entweder hungriger oder dümmer sind als die Flußfische, weil jene sich blos durch die äußere Gestalt des Fleisches hintergehen und fangen lassen, da doch die letzteren das Fleisch oder die Würmer sehen oder riechen müßen, ehe sie anbeißen. Ich habe vielmals beobachtet, daß jede Gegend des Ozeans ihre eigenen Fischarten nähre. In der ersten Woche fiengen wir blos Dorados, nach einer ziemlichen Strecke aber nur Bonitos, ohne daß wir mehr einen Dorado zu Gesicht bekommen hätten. Dieser Fisch setzt am meisten dem fliegenden oder Schwalbenfische, peje volador, wie ihn die Spanier oder Pirabebè, wie ihn die Quaranier nennen, besonders während eines Sturmes nach. Die fliegenden Fische hingegen fliegen, um nicht gefressen zu werden, aus dem Meere heraus. Die portugiesischen Matrosen fürchten gar sehr des h. Franziskus von Assisi Tag, weil er ihrem Vorgeben nach das Meer mit seinen Stricken peitschet, und aufbringt. Diese ihre lächerliche und offenbar abergläubische Meinung gründen sie auf ihre Erfahrung, die wir auch, ohne Zweifel aus einem blossen Ungefehr, mitgemacht haben: denn an diesem Tage gieng die See eines heftig stürmenden wiewohl uns günstigen Windes wegen dermassen hoch, daß wir damals zuerst nach vielen Tagen unserer Seefahrt die fliegenden Fische, und zwar haufenweise erblickten. Es fielen ihrer nicht wenige in unser Schiff, wo wir sie mit aller möglichen Aufmerksamkeit betrachten konnten. Ihre Größe gleichet

der eines Härings. Der Leib ist länglichtrund, und gegen den Schwanz zu dünner; der Kopf groß und zusammengedrücket; das Maul mittelmäßig ohne Zähne, oben mit einem Kiefer, welches wie eine Feile nur leicht eingeschnitten ist; der Schwanz breit und gespalten. Die Augen sind groß und kugelförmig mit einem kohlschwarzen Augenapfel, welche ein gelber Ring und ein noch größerer schwärzlichter umgeben; die Flügel sind gleichfalls groß, und bestehen aus einer lichtaschengrauen wie Papier so feinen Pergamenthaut. Dieser Fisch hat sechs Floßfedern, eine beinartige und am Ende stachelichte Schaale mit Schuppen von verschiedener Farbe und Gestalt, so daß er wie ein Häring glänzet. Den Nachstellungen der Dorados zu entgehen, fliegt er aus dem Wasser heraus. Allein dieser Flug dauert nur wenige Augenblicke; denn wenn die Flügel in der Luft trocken geworden sind, so fällt er in das Meer zurück, netzet sich selbe wieder, und fliegt abermal. Seine Gestalt und Größe ist in den verschiedenen Meeren verschieden. Die portugiesischen Matrosen verschmähten sein Fleisch nicht. Diese Klasse von Menschen hat mehr Hunger als andere, und einen geräumigeren Magen: sie werden daher von kleinen Fischen nicht satt, sondern sehnen sich nach größeren, hauptsächlich aber nach den Tuburons, deren sie während unserer Seereise eine Menge mit einer eisernen Angel von mehreren Pfunden gefangen hatten. Die Tuburons schwimmen dem Schiffe nach, und verschlingen alles begierig, was man von Aesern oder anderem Unrath über Bord wirft. Sie sind so groß, und schwer, daß 12 starke Matrosen genug zu thun hatten, wenn sie mit dem Stricke einen aus dem Meere in das Schiff zogen. Es ist auch hieran nichts Unbegreifliches, indem ein solcher Fisch bei 9 Fuß lang, und 3, auch mehrere breit ist. In seinem schrecklichen Rachen sind dreyeckichte und zackichte Zähne in einer dreyfachen Reihe hintereinanderher-

gepflan-

gepflanzet, bereit alles, was ihnen in den Wurf kömmt, zu zermalmen. Sein Blick ist immer wild und wachsam, und seine Haut buntfärbig und äußerst rauh. So oft die Matrosen einen ausweideten, so oft war uns sein Magen ein ganz lustiges Schauspiel. Wir glaubten eine Trödelbude vor uns zu sehen. Alte Kleider, abgenützte Hemder, Hüte, welche der Wind in das Meer gewähet, ganze Hühner, und was die Matrosen sonst noch in die See geworfen hatten, fanden wir in ihm. Ein gähling̃er Windstoß nahm einem meiner Gefährten bei der Nacht sein kleines sogenanntes Soli Deo-Käppchen und ließ es in das Meer fallen. Den andern Tag fanden wir dasselbe in dem Magen eines Tuburon, welcher noch vormittag gefangen wurde, aber mit einem grünen Schleim, wie mit einem Moos, überzogen. Man gab das Käppchen seinem Herrn zurück, welcher sich darüber ungemein freuete, weil er sonst keines aufzusetzen hatte. Von uns aber waren die meisten der Meinung, er sollte mit dem Käppchen, welches eine ganze Nacht in dem Bauche eines Tuburon gelegen hatte, nicht mehr seinen Kopf bedecken, sondern selbes in einem Kuriositätenkabinete aufbewahren lassen. Einige behaupten, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, daß der Prophet Jonas von einem Fische dieser Art verschlungen worden sey, und daß dieser Fisch Canis Carcharia oder Lamia heiße. Das weiß ich, daß man den Leichen Kanonenkugeln, oder Steine anhängt, um sie in den Grund des Meeres zu versenken, weil sie, wenn sie auf der Oberfläche desselben herumtrieben, sogleich von den Tuburons aufgefressen würden. Das Fleisch dieser Fische ißt, so weiß es auch ist; außer den hungrigen Matrosen niemand, wiewohl auch diese die Weibchen nicht essen, und eines in meinem Beiseyn, sobald sie es für ein solches erkannt hatten, wieder in das Meer warfen. Die Ursachen dieses Unterschieds weiß ich nicht. Die Abiponer hingegen essen gebratene



bratene Heuschreckenweibchen; vor den Männchen aber eckelt und grauet ihnen. Warum? Das werden sie wissen.

Delphinen, Wallfische.

In den neun Monaten, die ich auf dem mittelländischen und großen Weltmeere zubrachte, habe ich auch andere Seeungeheuer gesehen; aber außer den Tuburons und anderen Fischen von mittlerer Größe fiengen die Matrosen nichts. Zur Zeit einer Meeresstille sahen wir oft die Delphinen fröhlich in der See spielen, und gleichsam Tänze beginnen, ohne daß uns dieses Schauspiel eine sonderbare Freude verursacht hätte, indem die Lustigkeit der Delphinen gemeiniglich ein Vorbothe eines nahen Sturmes oder Ungewitters ist, wie wir vielmal erfahren hatten. Der Anblick der ungeheuern Wallfische war uns, wiewohl sie sich unsern Schiffen niemals näherten, nichts Seltenes, aber zweymal äußerst schreckbar. An den wüsten Küsten von Brasilien glaubten wir einst ein Seeräuberschiff zu entdecken. Allem Unglück zuvorzukommen, wurde sogleich der portugiesische Kapitän, welcher damals schlief, aufgewecket. Dieser entdeckte bald von dem obersten Mast aus die entsetzliche Körpermaschine des Wallfisches. Da er sich so zwischen den Wellen fortwälzte, so stellte diese Fischbestie ein Schiff vor. Die hinaufragende Floßfeder, welche oft 50 Schuhe hoch seyn soll, hatte das Ansehen eines Mastbaumes. Aus ihren schrecklichen Schwimmohren spritzete sie wie aus einer großen Feuerspritze eine unglaubliche Menge Wasser in die Höhe, welches von dem Winde auseinandergestreuet, und von der Sonne (es war gleich nach Mittag) beleuchtet, ein förmliches weißes Segel bildete. Dieß war die Ursache unseres Irrthums und leeren Schreckens, und bald darauf

des

des allgemeinen Gelächters: denn wie der Wallfisch näher zu uns kam, so richtete er sich bald aufrecht wie eine Säule, bald warf er sich wieder in die See, und spielte uns allerlei Gauckeleyen vor. Auf unserer Rückfahrt in Europa sahen wir das Wasser nicht weit von unserem Schiffe auf eine ungewöhnliche Weise Wellen werfen, und abprellen. Der Kapitän, welcher in der Nähe Sandbänke und Klippen vermuthete, ließ das Schiff wenden. Allein der unerträgliche Gestank entdeckte uns bald das schreckliche Wallfischaas, an welchem das zurückströmmende Wasser abprellte, und benahm uns unsere Besorgnisse. Dieser höllischen Ausdünstung wegen brauchten wir in einer Stunde mehr spanischen Toback, als wir sonst in einem Tage schnupften. Die Wallfische gehen auf eben die Art zu Grunde wie die Schiffe; denn wenn sie auf Sandbänke gerathen, so sind sie ohne Rettung verlohren. Ihre Aeser wirft zuweilen das Meer mittels der Ebbe und Fluth an das Ufer aus, wo wir selbe einigemale erblickten. Der Melotas, einer Art großleibichter Fische, wovon uns im November einige Wochen hindurch ganze Heereszüge begegneten, habe ich anderswo erwähnet. Will man die See- und Flußfische sammt den Conchylien näher kennen lernen, so darf man nur die Ychtyologie des Klein, den Linee, Aldrovandi, Geßner, Rondelet, Lister, Rumpf, und andere dergleichen berühmte Schriftsteller nachschlagen, welche eigends diese Materie weitläuftig und systematisch auseinander gesetzet haben. Ich habe nur im Vorübergehen meine Beobachtungen angemerket, weil ich zu dem Hauptgegenstand meiner Schrift, den Abiponern, eile, welche ihr Rindfleisch oder Wildprät allen Fischen vorziehen; wiewohl es in Amerika auch nicht an Völkern mangelt, welche Fische essen, und sich dieselben recht sehr schmecken lassen. Wir wollen uns nun von den Fischen beurlauben, und in den Feldern und Wäldern

von



von Paraquay die sonderbaren Pflanzen und Bäume dieses Landes aufsuchen.

Pflanzen.

Unser P. Thomas Falkouer aus Engelland, einer der erfahrensten Aerzte, und Kräuterkenner, welcher sich bei den südländischen Wilden um die magallanische Meerenge herum viele Jahre die wichtigsten Verdienste gesammelt hat, sagte oft unverholen, die wohlthätige Natur habe Paraquay so viele Pflanzen, Wurzeln, Harze, Holze und Früchte bescheret, daß man, wenn man ihre Kräfte und Eigenschaften genau kennen würde, zu keiner Krankheit der europäischen Apothecken nöthig hätte: denn nach Seneka's Zeugnisse bestand einst die Arzneywissenschaft in der Kenntniß weniger Kräuter, so daß sie erst nach und nach zu diesem Grad ihrer itzigen Unermeßlichkeit erweitert worden ist. Von den vielen paraquayischen Pflanzen, welche theils zu Arzneyen, und theils zu einem andern Gebrauche dienen, werde ich die vornehmsten in der Ordnung, in der sie mir in den Sinn kommen, beschreiben. Genauer und schulgerechter werden ohne Zweifel die Botaniker davon geschrieben haben; ob aber auch richtiger? Dafür stehe ich bei allen nicht.

China chinæ, oder die Fieberrinde.

Von den Bäumen, welche die Chiquiten Pizóes nennen, giebt es in ihren Gegenden die Menge. Sie sind von darum merkwürdig, weil ihre Rinde die China chinae (Cortex peruvianus) oder die Fieberrinde ist. Dieser Baum ist mittelmäßig groß, und trägt eine kleine, fast runde, in der Mitte etwas erhabene, aber nicht eßbare Frucht, welche zween gelbe und wie Mandelschaalen überall eingeschnittene Kerne in sich einschließt. Sie

enthält

enthält auch einen braunen, balsamischen, angenehmriechenden, und sehr bitteren Saft. Die Indianer stillen sich damit ihre Augenschmerzen, Halswehe und Magenbeschwerden, wenn selbe eine Folge der Erkältung sind. Die Rinde des Baumes ist von Natur weiß, wird aber, sobald man sie vom Baume ablöset, an der Außenseite nach und nach gelb, und bekömmt etwas blasse Flecken. Inwendig ist sie mehr zimmtfärbig als hochroth, doch so, daß etwas gelbes durchsieht. In dem Munde ist sie bitter, gewürzartig, und eines zwar angenehmen aber schimmlichten Geruchs. Diese Beschreibung dürfte vielen überflüßig scheinen, indem die Fieberrinde itzt überall zu haben und zu sehen ist. Da man nicht nur in Fiebern sondern auch in andern Krankheiten von dieser Rinde allenthalben so vielfältig Gebrauch macht, so sollte meines Erachtens von den Pizoeswäldern in Peru und Quito, wo sie am häufigsten sind, schon lange nichts mehr übrig seyn. Die Fieberrinde heißen auch einige das Jesuitenpulver, weil die peruanischen Missionäre aus dieser Gesellschaft zuerst die herrliche Kraft derselben wider die Fieber bekannt gemacht haben. Der berühmte Arzneygelehrte Woyts sagt, daß der spanische Jesuit und nachmalige Kardinal de Lugo diese Arzney im Jahre 1650 zum erstenmal nach Europa gebracht habe.

Die Zarza parilla.

Die Zarza parilla ist die Wurzel einer rebenartigen, grünen, und hie und da mit kleinen Dornen bewachsenen Pflanze. Ihre Blätter sind fast eine Spanne lang. Wo diese anfangen, wachsen zwo krause Gabeln hervor, welche sich um andere Pflanzen herumschlängeln. Die Blüthen haben die Gestalt einer Traube, worauf anfangs grüne, nachmals rothe, und am Ende, wenn sie reif sind, schwarze und wie gedörrte

Kir

Kirschen runzlichte Beere folgen, denen sie auch an Größe und der äußeren Form gleichen. Diese Pflanze heißt auf quaranisch Yuapecangà, auf spanisch aber Zarza parilla, weil sie, wie gesagt, dornicht ist: denn Zarza heißt auf spanisch eine dornichte Pflanze z. B. Zarza mora, eine Brombeerstaude; parilla aber bedeutet einen Rost, worauf man das Fleisch röstet. Da nun die Blätter dieser Pflanze mittelst ihrer drey großen Streife und der anderen kleineren, welche durch die Quere laufen, gewissermaßen einen Rost vorstellen, so gab man ihr den Namen parilla oder der Rostpflanze, womit einige Botaniker die peruanische Stechwinde (Smilax Peruviana) andere aber eine indianische Rebe bezeichnen. An dem Ufer des Uruquay und des Rio negro, welche ein besonders gesundes Wasser führen sollen, wachsen die Zarza parillas sehr häufig. Man findet sie auch am Ufer des dritten Flußes (El Rio Terzero) um Santa Fé, und einigen andern Ländern von Amerika Die aus dem Gebiete de las Honduras werden am meisten gerühmet. Die Wurzeln derselben, in welchen allein die medizinische Kraft steckt, sind nicht viel dicker als eine Schreibfeder, an der Außenseite runzlicht und braun, inwendig aber weiß; und wachsen alle aus dem nämlichen Knotten hervor. Einen besonderen Geschmack oder Geruch haben sie nicht. Sie bestehen aus Harz und Gummi, welches letztere den weicheren Theil derselben ausmacht, und färben, wenn man selbe sieden läßt, das Wasser roth. Den vielfältigen Gebrauch, der sich davon machen läßt, kennen Aerzte und auch Kranke zu gut, als daß ich hierüber ein Wort verlieren sollte. Es giebt noch eine Yuapecangà einer anderen Art, welche ein besonderes Heilmittel wider die vergifteten Schlangenbisse, und nach einigen der Vejucus serpentium, und sogar auch die Radix Chinæ seyn soll.

Die Rhabarbar.

Die Rhabarbar, auf spanisch Ruybarbo; ist die Wurzel einer Pflanze aus dem Geschlechte der Ampfer Lapathi. Aus der Scheide ihrer Blätter sprosset ein Büschel Blüthen hervor, welches in mehrere Sträuschen getheilet ist, und auf dem man vier mit Blättern umgebene Blüthen gewahrnimmt. Aus diesen Blüthen keimet ein dreyeckichter Saame. Die Wurzeln der Rhabarbarpflanze sind länglicht, etwas schwammicht, ziemlich schwer, von außen gelb, von innen aber wie eine Muskatnuß marmorirt, und von einem scharfen und bitteren Geschmack. Sie ist widerwärtig zu kauen, und hat einen Gewürzgeruch. In den verschiedenen Gegenden von Paraquay, besonders in den Gebirgen (la Cordillera) bei der Stadt Assumtion wächst auch an dem Ufer der Flüße Ypane miri und Tapiraquay eine Rhabarbar, welche der von Alexandria an Farbe, Geschmack, Geruch und Kraft ganz ähnlich, und nur darinn von selber unterschieden ist, daß die Blätter der alexandrinischen von vorne gespitzet, und von hinten breit sind, die aber von der paraquayischen Rhabarbar wie die Lilienblätter sich vorne ausbreiten, und am Ende zuspitzen. So erzählt es es der P. Joseph Sanchez Labrador. Ich höre, daß die Aerzte die aus Ostindien, Persien, Moskau und der Tartarey der aus Amerika vorziehen.

Die Wurzel Ialapa.

In Paraquay wächst die Wurzel Ialapa sehr häufig. Die Pflanze davon heißt bei den Botanikern planta mirabilis. Diese Wurzeln sind etwas lang, dick, und harzicht. Wenn sie von außenher aschengrau, inwendig aber glänzend ist, ohne im geringsten wurmsti-

chig zu seyn, so hält man sie für vorzüglich gut. Sie treibet nicht nur die Galle, und den Schleim, sondern auch andere böse Feuchtigkeiten aus dem Leib. Man macht das Jalapaharz daraus, ein Harz von entschiedenem Nutzen. Die Jalapa wird auch von einigen das schwarze Mechoacàn genennt.

Die Wurzel Mechoacàn.

Die grosse und leichte Wurzel Mechoacàn kömmt anfangs ganz weiß hervor; nachmals aber wird sie aschengrau. Einige heißen sie die Bryonia indica (die indianische Stickwurzel.) Allein ob sie gleich dieser Wurzel ähnlich sieht, so ist dennoch ihre Pflanze zusammengerollt, und trägt Blätter in Gestalt eines Herzens, wie auch kleine Beere. Die Mechoacàn wird auch die weiße Rhabarbar genennet, und ist den Kindern, um sie gelinde abzuführen, sehr dienlich: denn das Pulver, welches man aus der Würzel bereitet, hat keinen Geschmack, und sieht wie Mehl aus.

Sassafràs.

Der Baum Sassafràs, welcher in Amerika nichts Seltenes ist, empfiehlt sich durch seine Schönheit und heilsame Kraft. Der Stamm wächst schnurgerade, glatt und bei 30 Schuhe hoch, ehe sich sein Wipfel in Aeste und Zweige ausbreitet. Nicht nur das Holz dieses Baumes, sondern auch die Rinde und Wurzeln desselben riechen wie Fenchel. Da nun dieser Geruch der Fäulung und den Holzwürmern widersteht, so dauert dieses Holz viele Jahre, und steht nicht nur bei Apothekern, sondern auch bei Kunstarbeitern sehr in Ansehen. Dessen Farbe ist wie bei dem Sandelholz gelblich aschengrau. Es hat einen scharfen und gewürzhaften Ge-

schmack, aber einen angenehmen Geruch. Die Apothecker müßen sehr auf ihrer Hut seyn, daß sie nicht statt Sassafraß rothes mit Fenchel ausgesottenes Tannenholz von den fremden Kaufleuten einhandeln. Es giebt auch Sassafraßbäume einer andern Art. Diese treiben Lorberblätter und eine wohlriechende Frucht, welche, sobald sie reif ist, auch schwarz wird. Ihre Rinde ist dunkelrothaschengrau. Beide Bäume sollen im Schweiß- und Harntreiben, in Krankheiten, welche aus einer Erkältung entstehen, in der Lustseuche, Verstopfung der Eingeweide, den Mutterschmerzen rc. gleiche Kräfte äußern. Aber genug hievon. Unsere Aerzte kennen den Gebrauch und die Eigenschaften dieses heilsamen Holzes sehr wohl. Die Bäume Apiterebi, welche man in Nordparaquay in großer Anzahl sieht, scheinen einigen eine Gattung der Bäume Sassafràs zu seyn.

Lignum Sanctum.

Der Baum, welcher von den Spaniern Palo santo, von den Abiponern Enèrakankat, auf latein aber Lignum sanctum genennet wird, ist nicht sehr hoch, aber von einem grossen Umfange, und treibt kleine und fast runde Blätter, deren immer zwey an einem Stengel wachsen, und am Rande gleichsam einen Einschnitt haben. Die Blüthen, welche theils in der Mitte und theils an dem äußersten Ende der Aeste einzelnweise oder zwey und zwey hervorkeimen, sind gelb. Das Holz ist eines der härtesten und im Wasser fast von einer ewigen Dauer. Das Mark des Baumes ist bleyfärbig. Das Harz, welches der Baum ausschwitzt, ist bitter, aromatisch und nach einigen gleich dessen Holz ein Arzneymittel. Jenes und der Gummi werden auch zu einem Pulver zerieben, welches die Paraquayer, wenn es in warmen Wasser getrunken wird, für ein Mittel wider die Ruhr halten.

Zu was noch für Krankheiten dasselbe dienen mag, werde ich hier nicht angeben, weil es meine Sache nicht ist. Die spanischen Einwohner bewahren die Eßlöfel, die Schaalen zum paraquayische Thee, und die Tabackrohre, welche aus Lignum sanctum geschnitzet sind, als ein Heiligthum und allgemeines Hausmittel zu Hause auf. Dieser Baum wächst nicht im südlichen Paraquay sondern nur im nördlichen, wo die Mokobier und Abiponer wohnen, und in einigen Gegenden von Obertukuman. Die Besatzung von Corrientes gieng einst unter der Anführung des Unterstatthalters Nikolaus Patron auf einem Streifzug in Chacò aus, in der Absicht den Weg durch Val buena wieder zu finden, auf welchem man vorhin den paraquayischen Thee nach Salta führete, und bei Gelegenheit auch den dazumal noch wilden Mokobiern, welche dem neuen Flecken S. Ferdinand stets zusetzten, eines anzuhängen. Allein schon tief in Chaco wurden sie, eben als sie in völliger Sicherheit Mittag machten, von dem Caziquen Amokin mit einem grossen Haufen seiner Mokobier überfallen, und jämmerlich erschrecket. Der Unterstatthalter, ein sonst wackerer und unerschrockner Mann, fand nicht für gut sich mit der ihm überlegenen Anzahl seiner Feinde zu messen, und wollte sich lieber durch seinen Dollmetschen Casco, einen Spanier, welcher lange Zeit bei den Abiponern gefangen war, vor den Mokobiern schmiegen, als es mit denselben zu einem Handgemenge kommen lassen. Er versprach ihnen daher goldene Berge, und läugnete es ihnen rund weg, daß er etwas feindseliges im Schilde geführet hat. Er getrauete sich auch nicht weiter fortzurücken, sondern kehrte wieder unverrichteter Dinge nach Haus. Die Soldaten brachten anstatt der Palmen und Lorberzweige Lignum sanctum, welches sie auf dem Wege gefället hatten, in die Stadt zurück, und glaubten von ihrer Unternehmung Vortheile genug gezogen zu haben, wenn sie durch die

 mit=

mitgebrachte Arzney ihre Gesundheit in Sicherheit gesetzt hätten. Dieß war der unrühmliche Ausgang des mit so vielem Lärme unternommenen Streifzuges, welcher nachmals das Märchen der ganzen Stadt und der Gegenstand des allgemeinen Gelächters geworden ist. Ich hielt mich eben dazumal nahe bei der Stadt Corrientes in dem neuen abiponischen Flecken S. Hieronymus auf. Nachher mußte ich, als ich nach dem Flecken S. Ferdinand versetzt wurde, und Geschäfte halber in Corrientes mich aufhielt, dem nämlichen Caziquen Amokin, der mit einer Schaare Mokobier dem Unterstatthalter einen unvermutheten Besuch abstattete, zum Dollmetschen dienen. Allein der gute Mann sah damals erst ein, und bekannte es frey, daß er den Mokobiern in Chacò, als er sich von denselben überfallen sah, mehr versprochen hatte, als in seinen Kräften stand.

Quayacàn.

Ohne Zweifel irren diejenigen, welche das Lignum sanctum und das Holz Quayacàn für eines und eben dasselbe halten: denn ob ich gleich mit ihnen darinn einverstanden bin, daß sie einerlei Heilkräfte besitzen, so sind dennoch beide Bäume nicht nur dem Namen sondern auch der Gestalt nach offenbar von einander unterschieden. Der Quaycàn, auf abiponisch Enerakankat Laèrana, wächst ungefehr so hoch als ein Nußbaum, und ist mit vielen Aesten beladen, an welchem harte, kleine, und den Blättern des Baumes Algarroba, woran das Johannesbrod wächst, ähnliche Blätter hervorschießen. Seine Blüthen sind safrangelb. Früchte mit einem fetten Saamen keimen daraus. Das Mark des Baumes enthält desto mehr Harz in sich, je schwärzer es ist. Die Rinde desselben ist gleichfalls harzicht, hart, aus mehreren Häutchen oder Lagen zusammengesetzt, von außen aschengrau

grau mit untermengten Flecken, von innen blaßröthlicht, bitter vom Geschmack, aber angenehm zu riechen; und soll mehr Heilkraft als selbst die Holztheilchen besitzen. Die Aerzte Johann Fabri von Florenz, Frakastor, Hutten, Boerhave, ꝛc. erheben das Holz Quayacàn, oder wie sie sagen, Quayacum als die kräftigste Arzney wider die Lustseuche bis an den Himmel. Die berühmten Freyherrn und kaiserl. Leibärzte van Swieten, und A. Störk wie auch andere der erfahrensten Aerzte von Wien halten noch in unseren Zeiten viel auf die Fieberrinde, Rhabarbar, Zarzaparilla, Jalapa, Mechoacàn, Sassafràs, Lignum sanctum und Quayacan; wiewohl sie eine Menge anderer Arzneyen, welche bey den Alten in Ansehen standen, geringschätzen, und in Mißkredit gebracht haben. Diese Betrachtung veranlaßte mich bei der Beschreibung dieser Pflanzen mich etwas länger aufzuhalten. Bei der Beschreibung der übrigen, welche mir noch einfallen, und ihres Nutzens werde ich mich kürzer fassen.

Zuyñandỳ

Der Zuyñandỳ ist ein großer und hoher Baum, hat ein weiches Holz, und eine dicke saftvolle Rinde. Er treibt eine rothe Blüthe, welche aus einem großen, auseinandergefalteten Blatte zu bestehen scheint. Wenn man von der Rinde die äußere rauhe Haut abschälet, gehörig zerstößt, und auf die Wunden legt, welche von Tiegerzähnen oder Tiegerklauen sind gemacht worden, so soll sie denselben außerordentlich wohl zu statten kommen.

Zamuû.

Die Gestalt des Zamuû ist eben so lächerlich als seine Benennung. Die Spanier geben ihm den Namen

Palo borracho des betrunkenen Baumes. Er wächst sehr hoch. Sein Stamm ist überall mit großen Dornen umwachsen. Seine Blüthen sind groß, und schönroth. Sein Stamm sieht sonderbar aus. Oben und unten ist er dünn, in der Mitte aber weit wie ein Faß. Daher macht man auch gern aus seinem weichen Holz Kannen oder Fäßer. Je weiter er von Flüßen weg ist, desto mehr breitet er sich aus. So sehr scheuet er sich vor dem Wasser. Aber darum ist er nicht unfruchtbar; denn er bringet eine runde, den großen Kürbissen ähnliche, und hartschaaligte Frucht hervor, welche von sich selbst aufspringt, sobald sie reif ist, und dann wollartige Flocken wie Baumwolle in ihrem Inneren sehen läßt. Diese sind so fein wie Seide aber von so kurzen Fäserchen, daß man sie nur mit vieler Mühe spinnen kann. Die Dornen des Zamuù scheinen nicht dem Menschen zum Schaden sondern zum Nutzen gewachsen zu seyn: denn wenn man sie zerstößt, und in Wasser sieden läßt, so machen sie daselbe roth, und für wunde Augen sehr heilsam. Gleiche Beschaffenheit hat es auch mit seinen Blättern.

Mangay̆

Der Mangay̆ wächst in der Größe eines Kirschbaums, und trägt weiße und wohlriechende Blüthen. Seine Frucht sieht goldgelb, und wie eine große Pflaume aus. Reif ist sie sehr gesund und schmackhaft. Baum und Früchte strotzen von einem gewissen milchartigen und harzichten Safte. Macht man in die Rinde einen Einschnitt, so triest der Mangay̆cy̆ (denn so heißt dieser Saft auf guaranisch) in Menge herab, und wird mit der Hand oder einer Tafel aufgefangen. In der Luft stocket er zu einer Haut. Diese ballet man zu Ballen zusammen, welchen so eine Schnellkraft eigen ist,

daß

daß sie, wenn sie die Spielenden nur sehr leicht auf die Erde werfen, ungemein hoch aufspringen. Jeder derselben gilt in Paraquay einen spanischen Thaler, das ist, in den Städten, wo noch eine Münze gangbar ist: in in den andern wird wie in allen übrigen Gattungen des Kaufs und Verkaufs eine Waare, als Baumwolle, Toback, Zucker, ꝛc. dafür hingegeben, welche einen Thaler werth ist. Eben dieser harzichte Saft Mangaycy soll auch ein bewehrtes Mittel wider die Ruhr seyn. Es ist zu bedauern, daß sich nur wenige auf die Sammlung dieses Harzes verlegen, indem es in Europa von großem Nutzen seyn würde.

Drachenblut.

Die Bäume Caàvera, von welchen das Drachenblut, auf latein Sanquis draconis, auf spanisch Sangre de drago, kömmt, sind mittelmäßig groß sowohl dem Stamm als der Höhe nach Einige Botaniker geben ihnen den Namen pflaumenträchtiger Palmbäume mit Jakablättern. Allein meines Erachtens haben sie mit den Palmbäumen nichts gemein. Als wir einst aus der Stadt Assumtion nach Buenos Ayres schifften, fanden wir an dem Ufer des Paraquay und der Parana, auf welchem wir so viele Nächte zubrachten, ganze Wälder von diesen Bäumen. Schneidet man in einen Stamm tief hinein, so fließt ein der Farbe und der Dichtheit nach dem Blut ähnlicher Saft heraus. Im Feuer gekocht verdicket er sich zu einem leberfärbigen Harz. Die Aerzte klagen zuweilen, daß die fremden Kaufleute unsern Apotheckern dafür oft mit Bolus untermengtes Bocksblut, oder rothes brasilianisches Holz mit arabischen Gummi untermischt verkaufen. Einige reiben mit dem heilsamen Holz des Baumes Caàverà die Zähne zu butzen; wiewohl ein spanisches Sprichwort sagt: Con oro, ò plata, ò bisnaga, ò nada; Man müße die Zähne mit

Gold, Silber oder Bisnaga butzen, oder gar nicht berühren. Die Bisnaga ist eine dem Fenchel ähnliche Pflanze, und wächst in Paraquay überall. Seiner Stengel bedienen sich die meisten statt eines Zahnstochers so wie in andern Orten des Mastixholzes.

Cupay

Die paraquayischen Bäume bieten jedermann ihre Früchte frey und von selbst an; aber das Oel, das sie in sich enthalten, geben sie erst dann von sich, wenn sie gefället werden, oder einen Einschnitt bekommen. Von dieser Anzahl ist auch der grosse, und weit sich ausbreitende Baum Cupay, welcher Blätter zu einem halben Fuß lang und röthlichte Adern und Streife hat. Außer dem dunkelrothen Holz, welches hart und zur Verarbeitung besonders trefflich ist, bringt er auch eine von außen braune Frucht hervor, dessen Kern an Gestalt und Größe einem Nußkerne gleichet. Diese Frucht, welche minder fleischicht als süß ist, essen auch die Indianer; die Affen aber halten selbe für ein Leckerbißchen. Der Baum Cupay hat sein ganzes Ansehen, und allen seinen Werth seinem edlen Oele zu danken. Um diesen so heilsamen Saft herauszulocken, muß man sich mit Werkzeugen versehen, und die Mühe nicht gereuen lassen. Ich werde hier die wahre Methode aus meinen eigenen vielen Versuchen angeben. Man schneidet nämlich in den Stamm des Baumes, welcher weder jung noch bejahrt seyn muß, bis in das Mark hinein. Gleich nach gemachtem Einschnitt hört man ein kleines Geräusch von dem Oele, welches von den Aesten und dem Wipfel herabfließt, indem die warme Luft durch die Zwischenräumchen des eingeschnittenen Baumes hineindringt, und das von Natur

har-

harzichte und dicke Oel verdünnet, und flüßig machet. Um dieses desto sicherer zu erhalten muß man an den Seiten des eingeschnittenen Baumes brennendes dürres Reisicht anbringen, durch dessen Hitze, das in den Zäsern der Bäume zerstreut liegende Oel nach und nach schmilzt, und in das unter den Stamm gesetzte Gefäß reichlich hinabrinnt. In einigen Stunden wird die Kanne mit diesem Oele voll seyn. Will man damit mehrere anfüllen, so muß man den Einschnitt an mehreren Cupaybäumen machen. Sie sind in Paraquay in den gegen Norden zugelegenen Wäldern sehr häufig: anderswo sieht man ihrer nur sehr wenige, oder gar keine. Diese Operation muß im Frühling, im September und zwar im Vollmonde unternommen werden: denn im abnehmenden Monde, Sommer oder Winter ist alle Mühe vergebens, und man wird mit allem angewandten Fleiße keinen Tropfen Oel herauspressen. Dieses weiß ich gewiß aus meiner eigenen vielfältigen Erfahrung. Mir kommen daher die Naturforscher sehr lächerlich vor, welche dem Mond allen Einfluß auf die Pflanzen absprechen; denn Erde und Meer haben mir zu viele Beweise vom Gegentheile gegeben. Es ist auch sehr begreiflich, daß die Cupaybäume ihr Oel nur im Frühlinge sich abzapfen lassen, weil sie zu dieser Zeit in ihrem beßten Saft sind. Dieses Oel ist der Farbe nach vom Wasser wenig unterschieden, bitter von Geschmack, weder wohl noch übelriechend, und nicht nur den Aerzten, sondern auch den Mahlern sehr willkommen. Die Kraft desselben kenne ich nicht aus eigenen Versuchen, sondern blos nach dem, was mir andere davon gesagt haben. Hierinn besteht sie. Wenn dieses Oel warm auf eine Wunde geleget wird, so stillet es das Blut, und heilet jene in kurzer Zeit. Es dienet auch wider die Schlangenbisse, und in gänzlicher Ausheilung alter Narben. An die Brust gestrichen hebt selbes die Schwäche im Magen; am Unterleibe aber hilft es wider das aus Erkältung

ent=

entstandene Bauchgrimmen. Zwey oder drey Tropfen davon in einem weichgesottenen Ey hineingeschlürfet stillen den Durchlauf und andere dergleichen Uibel; den Eingeweiden aber geben sie wieder ihre natürliche Spannkraft und Stärke. Bisweilen wird dieses Oel mit Zucker versetzet, und im Wegerichwasser oder Rosenöl aufgelöset statt eines Klystiers gegeben. Allein man darf davon nicht anders als nach Gutbefinden der Aerzte, die den Kranken, und die Krankheit am besten kennen müßen, Gebrauch machen. Dieß will ich hier ein für allemal von allem dem erinnert haben, was ich von dem Gebrauch und der Heilkraft der Pflanzen noch sagen werde. Ich mache hier blos den Geschichtschreiber nicht den Arzneygelehrten. Dieser allein muß entscheiden, was dem Patienten nützlich oder schädlich ist. Es ist mir auch noch nicht eingefallen, mich in das Fach eines anderen zu mengen.

Aus eben diesem Cupayöle wird in Brasilien und noch öfters in der Provinz Maragnon, welche an diesen Bäumen Uiberfluß hat, der in Europa so berühmte Balsam Cupayba gemacht: allein diesem Balsam werden auch andere Harze besonders von dem Baum Ybirapayè, von dem wir weiter unten mehr sprechen werden, beigemischet, wie man aus seinem starken und annehmlichen Geruch abnehmen kann. Das Cupayöl wissen nicht nur die europäischen, sondern auch die amerikanischen Mahler auf allerlei Art zu nützen. Mit Knoblauch gesotten ist es einer der besten Firniße, und giebt den Mahlereyen, wenn man statt des Leinöls die Farben damit anmachet, einen besonderen Glanz, welcher niemals matt wird. In Bildsäulen von Holz ist dem Gesicht und den Händen die Fleischfarbe zu geben, nichts so dienlich als dieses Oel. Ich glaube fast nicht, daß dasselbe rein und unverfälscht aus Amerika in unsere Offizinen

kömmt

weil die Kaufleute um dabei mehr zu gewinnen, selben, ich weiß nicht, welche fremde Zusätze beizumischen pflegen. In Paraquay giebt es drey dem Namen nach nahe verwandte Baumarten, welche aber an sich ganz von einander unterschieden sind: nämlich den Cupay̆, Curupaý, und Curupicay̆. Ich sprach bisher von dem ersteren. Der Curupay̆ giebt so wie der çevil eine Rinde her, welche die Indianer zur Zurichtung der Ochsenhäute brauchen. Um diese roth zu machen, mischen sie unter die Curupayrinde noch eine andere des Baumes Caatiguà, welchen die Abiponer Achitè nennen. Der Baum Curupicay̆ ist weder größer noch fester als eine Hollunderstaude, und hat ein schwammichtes Holz, das man meines Wissens zu nichts verwenden kann. Man darf es nur leicht berühren, so drücket man einen milchartigen, und, nach der gemeinen Meinung, giftigen Saft heraus.

Die Piñon del Paraquay, oder die Purgiernüße.

Diese wachsen an einer an Blättern, Gestalt, und dem weichen Holz unserern Feigenbäumen sehr ähnlichen Staude. Drückt man selbe oder ihre Blätter mit der Hand zusammen, so triefet ein milchartiger Saft mit vieler Molke vermengt von ihr. Ihre Früchte sind braune Nüße, unter deren harten und schwarzen Schaalen drey weiße mit einer gleichfalls weißen Haut überzogene Kerne in dreyen Gemächern abgetheilet liegen, und sowohl an Süßigkeit als auch Gestalt den Mandeln gleichen. Diese Kerne heißen nun Piñones del Paraquay paraquayische Zirbelnüße, auf quaranisch Mandubiquazù, bei den Medizinern aber nuces catharticæ, Purgierbohnen, Purgiernüße oder ricini americani. Wenn man zwo oder drey solcher Nüße verschlingt,

nach-

nachdem man sie zuerst (nach dem Rathe einiger Aerzte) von ihrem weißen Häutchen abgeschälet, in Wein gebaizet, und um ihre Purgierkraft zu mindern etwas im Feuer geröstet hat, so machen sie erbrechen, reinigen die Eingeweide und schaffen alle böse Feuchtigkeiten aus dem Leibe. Unsere Abiponer wenigstens pflegten allemal, sobald sie ihren Magen mit zu vielem Rindfleische angepfropfet, und mit einer Unverdaulichkeit beschweret fühlten, alsogleich von uns solche Nüße als ein Arzneymitmittel zu fodern, und bedienten sich derselben mit dem beßten Erfolge. Die ersten Spanier, welche in Paraquay kamen, und folglich die Wirkungen der Früchte dieses Landes noch nicht aus Erfahrung kannten, nahmen in Abgang der Lebensmittel zu diesen Kernen ihre Zuflucht, und verzehrten selbe, weil sie noch süßer als Mandeln schmecken, mit der größen Begierde ohne Maaß und Ziel. Allein sie büßeten bald ihre unzeitige Gefräßigkeit durch das heftigste Erbrechen, und den unaufhörlichen Durchlauf, welcher sie zwar ganz erschöpfte, aber dennoch nicht hindern konnte, daß sie nicht in ein helles Gelächter ausbrachen, als sie bemerkten, daß sie statt Speise Medizin zu sich genommen hatten. Ob diese Kerne auch in den europäischen Apothecken verkauft, oder von den Aerzten auch unsern Kranken verordnet werden, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß man die Kräften des Patienten genau kennen, und alle Vorsicht anwenden muß, ehe man sich derselben bedienet. Wenn man einen Reiser von dieser Staude abschneidet, und in die Erde einsetzet, so schlägt er straks Wurzeln, und wächst in sehr kurzer Zeit auf.

Die Vaynilla.

Die Vaynillapflanze (ein werther Name für alle Chokoladeliebhaber) wächst an feuchten Orten rabanartig,

und

und schlingt sich um gewisse Palmbäume, um sich von selben tragen zu lassen. Sie hat grosse, ungefehr eine Spanne lange Blätter, und weiße kleine Blüthen. An dieser Pflanze sprossen wie bei den Hülsengewächsen Bälge oder Hülsen hervor, welche eine Viertelelle lang, dreyeckicht, und wenn sie reif sind auf der Außenseite braun und glänzend werden; einen annehmlichen und durchdringenden Geruch von sich geben, und wie die Feigen mit kleinen Saamenkörnchen voll sind. Aus diesen pflegen sich die indianischen Weiber Rosenkränze anzufädeln und als einen Halsschmuck um den Hals zu tragen. Sonst wußten die Wilden vormals von der Vaynilla keinen Gebrauch zu machen, wiewohl die Affen und Vögel selbe begierig verschlangen. Weil diese Frucht in eine Schote oder Hülse eingeschlossen ist, so gaben ihr die Spanier den Namen Vaynilla. Sie verwandeln nämlich das lateinische vagina eine Scheide in Vayna, und vaginula in Vaynilla. Die Beschreibung dieser Pflanze, welche, seitdem man die Chokolade erfunden hat, für die Amerikaner so einträglich geworden ist, gehört dem P. Joseph Sanchez zu, welcher die Gegend der Chiquiten, wo diese Frucht wie in Peru und anderen amerikanischen Ländern wächst, bereiset hat: denn in dem Theile von Paraquay, den ich durchgezogen bin, ist diese Pflanze niergends zu sehen. Ohne Zweifel darf man die Schuld hievon nicht dem Boden, sondern der Trägheit der Einwohner beimessen, indem selbe in den nördlichen Gegenden, wenn man sie anders pflegte, gewiß fortkommen würde.

Cacaò.

Von der Vaynilla muß man den Cacaò nicht trennen. Der Baum, an welchem diese Bohne wächst, ist etwas größer als ein Pomeranzenbaum, im übrigen aber

aber demselben ähnlich. Sein Wipfel trägt eine Art von Krone. Die Früchte, die er hervorbringt, gleichen den großen Melonen. Innerhalb derselben sieht man fette Kerne wie Mandeln, welche mittelst eines weißen und überaus süßen Häutchens, wie durch eine Scheidewand, einer von dem andern abgesöndert sind. Die Indianer pflegten selbe vorhin, da sie nämlich ihren Gebrauch bei der Chokolade nicht kannten, wegzuwerfen, und blos das wie Honig so süße Häutchen zu kauen, und auszusaugen. Die Bäume dieser Art wachsen in ihren Wäldern zu einer besondern Größe an, und bedecken ihre Melonen mit ihren Blättern und Zweigen dergestalt, daß sie nur von den zunächst dabeistehenden gesehen werden können. Auf einem anderen Boden werden sie so groß nicht. In Paraquay habe ich einen einzigen Cacaobaum, welcher noch nicht ausgewachsen war, weil man ihn erst vor einigen Monaten gesetzet hatte, in einem Garten gesehen. In Peru bei dem Mojos, in Mexico und den meisten amerikanischen Provinzen giebt es ganze Wälder von diesen einträglichen Fruchtbäumen. Doch beobachtet man in den verschiedenen Ländern an den Früchten und Bäumen einen Unterschied, welchen uns auch die Erfahrung an anderen Pflanzen und Thieren zeiget.

Die Tamarinde.

Die Tamarinden, welche man in den europäischen Apothecken ganz wohl kennet, sind eine Art Pflaumen, von einem etwas säuerlichten aber angenehmen Geschmacke, mit einer braunen Rinde überkleidet, und voll schöner und großer Kerne. Wenn man sie eine Zeitlang im frischem Wasser läßt, so löschen sie nicht nur den brennendsten Durst, sondern sie führen auch den Leib gelinde ab. Sie wachsen an Bäumen, welche wie Palmbäume aussehen, und so grosse Zweige und Blätter treiben, daß sie eine

ganze

ganze Schaare Menschen bedecken, und durch ihren Schatten wider die Sonnenhitze verwahren können. Die Tamarinden, welche bei den Botanikern unter dem Namen: Dactili acidi (saurer Datteln) vorkommen, sind in dem Lande der Chiquiten und auch noch an andern Orten zu Hause. In den übrigen Gegenden von Paraquay weiß man davon nichts.

Das Harz Yçica.

In dem Baum Yciy steckt ein Harz, welches nach einigen mit dem venetianischen Terpenthin völlig einerlei, nach andern aber dem Gummi Elemi, welcher aus Aethiopien kömmt, ähnlich seyn soll, wiewohl das paraquayische Harz hitziger ist als der Gummi, ihrem eigenen Geständnisse zufolge. Dieses Harz trifft man neben den Wurzeln der Bäume unter der Erde an, wohin es aus denselben bei der großen Sonnenhitze in Menge zu fließen pflegt. Bei den Quaraniern heißt es Yçica, und wird nicht nur als eine Arzney in Krankheiten, sondern auch in Ermanglung des Theers zum Schiffkalfatern zuweilen gebrauchet.

Der Baum Abatitimbaby.

Der Baum Abatitimbaby ist einer von denen, welche sich weit ausbreiten, und schwitzet, wenn die Sonne heiß scheinet, eine Menge goldgelben und gleich dem reinsten Chrystale durchsichtigen Gummi von sich, aus welchem die gemeinen Spanier und die wilden Indianer Kreuze, Ohren- und Halsgehänge zu machen pflegen. Hier ist ihr ganzes Kunstgeheimniß. Sie setzen nämlich ihre in Holz oder Rohr ausgearbeitete Modeln an den Baum an, so daß der herabtriefende Gummi in selbe hineinfließt, wo er dann in der Luft hart wird und die Figur der Kreuze, Ohren- oder Halsgehänge vollkommen

annimmt. Man sollte darauf schwören, diese Figuren wären von Chrystall. Sie widerstehen auch der Feuchtigkeit, wiewohl sie übrigens so zerbrechlich als Glas sind. So schön und hart wird dieser Gummi. Meines Erachtens würden europäische Künstler allerlei Knöpfe, Schnallen, Bilderchen und andere niedliche Sächelchen daraus verfertigen. Vielleicht, daß er auch in der Medizin gute Dienste leisten könnte? Allein bis itzt hat noch niemand seine Eigenschaften untersuchet.

Der Cederbaum.

In den gegen Norden gelegenen Wäldern von Paraquay und Tukuman sieht man unzählige Cederbäume von einer außerordentlichen Höhe. Da ihr Stamm schnurgerade, und zu einer unglaublichen Höhe und Dicke aufwächst, so tauget zum Schiffbau, und zur anderwärtigen Verarbeitung kein Holz besser als das Cederholz, weil es entweder gar nicht wurmstichig wird, oder im Wasser es ewig bleibet. Aus keinem amerikanischen Baume lassen sich so lange und breite Bretter schneiden, als aus eben diesem, welche aber, weil sie durch keine Wassermaschine, sondern durch Menschenhände mühsam gesäget, und dann erst aus Tukuman bei 300 Meilen weit auf sehr hoch zu stehen kommen, indem diese Stadt auf al-
Fuhrwägen nach Buenos Ayres gebracht werden, daselbst
len Seiten von Wäldern entblößet ist. Eben dahin werden sie auch von den entferntesten Wäldern der Stadt Assumtion nach einer oft zweymonatlichen Schiffahrt auf dem Fluße gebracht. In Tukuman errichtete ein unsriger Laybruder aus Deutschland eine Sägmaschine, die vom Wasser getrieben, und wodurch beim Bretterischneiden viele Mühe und Arbeit ersparet wurde. Allen die Einwohner, welche Feinde von allen Neuerungen sind, ließen sie kurz nachher eingehen, und zerstörten sie her-

nach

hernach vollends. Aus einem einzigen Cederbaum wird oft ein grosser Kahn ausgehöhlet, welchen zu bemannen oft 30 Ruderknechte nicht zulangen. Der berühmte Statthalter von Assumtion und Buenos Ayres Ferdinand Arias soll sich zu seinen verschiedenen Reisen, die er durch beide Provinzen machte, eines solchen Kahnes bedienet haben. Dieß ist weder neu, noch unerhört; denn wenn wir dem Plinius und anderen glauben wollen, so wachsen in der Insel Cypern die Cederbäume über 130 Schuhe hoch und so dick, daß selbe fünf Männer nicht umarmen können. Ich läugne nicht, daß man auch aus dem Baume Timboy Bretter und Kähne schneidet; allein sie sind kürzer und schmäler als die von Cederholz, als welches sowohl wegen der und Dicke Geradheit des Stammes als auch wegen der Geschmeidigkeit des Holzes und der immerwährenden Dauer desselben unter dem Wasser unstreitig den Vorzug vor allen übrigen behauptet. Der Cederbaum heißt auf quaranisch Ygary; und folglich ein Kahn, welcher meistentheils aus Cedern gebauet wird, Yga, oder Ygàra; die Schiffslände aber oder der Ankerplatz Ygarupà. Ein Schiff hingegen, welches nicht aus einem Ceder ausgehöhlet, sondern aus mehreren Brettern zusammengezimmert ist, nennen die Quaranier Ygaratà. Welchen Namen die Abiponer dem Cederbaum geben, weiß ich in der That nicht. Die Mokobier, in deren Gegenden er sehr häufig wächst, heißen ihn Otelalarìk. In Paraquay giebt es Cedern von zweyerlei Art. Das Holz der einen ist schön roth, das der anderen blasser: aus beiden aber dringt ein starker Wohlgeruch hervor. Bei strenger Sonnenhitze triefet gemeiniglich aus dem Stamme und den Aesten eine Menge bald weißer, bald rother, allzeit aber helldurchsichtiger Gummi. Wir machten davon beim Zusammenfügen und Illuminiren ungefehr den nämlichen Gebrauch, zu welchem der arabische Gummi dienet. Auch mangelt es selben an medizinischen Kräften

 nicht.

nicht. Trinkt man Zederspäne in Wasser gekocht, so treiben sie das aus den Gefäßen getrettene Blut aus dem Körper derjenigen, welche durch einen heftigen Fall von einem Pferde oder Baume, oder sonst durch einen gewaltigen Schlag eine Quetschung erlitten haben, wiewohl man auch in dergleichen Zufällen, die Genesung der Gequetschten zu beschleunigen, denselben Quinòa, eine Hülsenfrucht von sehr kleinen Körnern, in Wasser gesotten zu trinken giebt. Andere zerstossen eben diese Quinoa in einem Mörser, gießen siedendes Wasser dazu, und machen so einen Umschlag daraus, welcher auf den gequetschten oder verwundeten Theil geleget werden muß. Sie vertreibet auch die bösen Feuchtigkeiten weit schneller, als es der Arzt oder der Kranke zu hoffen waget. Ich schreibe dieses aus eigener Erfahrung. Eben diese Hülsenfrucht ist auch eine der gesündesten Speisen.

Die amerikanische Fichte Curiy̆

Der Curiy̆ kömmt an Höhe und Blättern der europäischen Fichte nahe. Er hat aber ein härteres Holz, welches weiß und mit rothen Adern untermenget ist. besonders geben die Knotten, oder die hervorragenden Auswüchse, welche die paraquayische Fichte austreibet, den Steinen an Härte beinahe nichts nach. Aus diesen großen Knotten schnitzen sich die Quaranier sehr künstlich ihre Statuen der Heiligen aus, oder sie drähen sich davon Rosenkränze. Wenn man sie nur ein wenig dem Feuer nähert, so schmilzt durch die Wärme desselben das in dem Holzröhrchen enthaltene Harz, so daß sie wie gefürnißt glänzen, und eine schöne rothe Farbe annehmen. So lang der Baum Curiy̆ noch grün ist, schwitzt er in der Sonnenhitze ein röthlichtes Harz von sich, welches angenehm riechet, und zur Heilung der Wunden sehr dien-

lich ist. Dieser Baum erzeugt auch Zirbelnüße und Tannenzapfen in der Größe der Kürbisse. Sobald ihre Kerne aus der schwammichten Schaale herausgenommen sind, so ißt selbe jedermann gern. Dergleichen Fichten sieht man in Paraquay nicht überall, wiewohl es ihrer an einigen Orten auch ganze Wälder giebt, welche die Spanier los Pinares nennen. Die Curiy kommen auch in den Gärten sehr gut fort. Ich habe deren viele in verschiedenen quaranischen Flecken gesehen.

Algarroba, oder Johannesbrod.

In verschiedenen Rücksichten verdienet der Baum gerühmet zu werden, dessen Frucht auf spanisch Algarroba, auf abiponisch Hamàp, auf lateinisch Siliqua graeca, auf griechisch κεράτιον, von Galenus κερατωνία, von den mehr gebildeten Deutschen Johannesbrod, von dem gemeinen Manne aber Bockshorn genennet wird. Indessen ist die amerikanische Algarroba in Gestalt, Größe und Farbe von derjenigen unterschieden, welche man in Deutschland feil hat, und in Spanien Algarroba de la Barbaria nennet, weil selbe die Mohren aus der Barbarey in Portugall und Spanien verpflanzet haben, wo sie noch itzt in den Wäldern im Überfluße wild wächst, so daß man in diesen Ländern Ochsen und Maulthiere im Winter damit füttert, wie ich selbst gesehen habe. Die Schaale der spanischen Algarroba ist breiter, voll grosser Saamenkörner oder Steinchen, und braun von Farbe, wiewohl ihr Fleisch weißlicht und süß ist. Die Schaalen der paraquayischen sind fast eine Spanne lang, zuweilen einen Zoll breit, aber schmackhafter als jene und mit einer zärteren Haut bedecket. Sie haben auch kleinere und weichere Saamenkörner. Unter den verschiedenen Gattungen der paraquayi-

raquayischen Algarroba verdienen hauptsächlich zwo einer Erwähnung, nämlich die weiße und die schwarze. Diese heißen die Abiponer Roàk, jene hingegen Oáik. Die weisse und trockene wird theils so gegessen, wie sie vom Baume fällt; theils zuvor in einem Mörser zerstossen. Die Abiponer hingegen und andere Wilden werfen sie in das Wasser, und trinken sie erst dann, wenn selbe zu Most wird. Es ist nämlich ein Geschäft ihrer Weiber die Algarroba in den Wäldern zu sammeln, nach Hause zu tragen, in einem Mörser zu zerstossen, und in einer Ochsenhaut, welche ihnen die Dienste eines Faßes oder einer Tonne versieht, Wasser dazu zu giessen, wo selbe dann ohne einen andern Zusatz nach ungefehr 12 Stunden durch ihre natürliche Hitze wie der Most in eine Gährung geräth, so daß daraus ein kräftiges, süßes und gesundes Getränke wird. Der unmäßige Gebrauch desselben macht Kopf und Füße taumeln, und was ich zuerst hätte sagen sollen, die Zunge stammeln. Um die Abiponer zu berauschen braucht man weder Muskat- noch Tokayerwein. Die Algarroba, oder Laagà, wie sie diesen Trank nennen, macht bei ihnen die nämliche Wirkung, indem sie oft mehrere Stunden und sogar Tage lang in einem fort trinken. Gleichwie aber selbe unter betrunkenen Wilden oft Anlaß zu Schlägereyen und Mordthaten giebt, so dienet auch ihr mäßiger Genuß die Gesundheit zu befestigen, und in dem Blut eine gewisse Lebhaftigkeit zu erhalten. Wenn wir zuweilen einen ausgemergelten, ausgezehrten und schwindsüchtigen Indianer sahen, so pflegten wir immer zu sagen: Wenn er nur lebt, bis das Johannesbrod zeitig ist, dann wird er gewiß wieder zunehmen. Unsere Worte und Wünsche trafen auch meistens richtig ein. Wir staunten oft über die Menge entkräfteter Indianer, welche durch den häufigen Gebrauch dieses Trankes wieder zu Kräften kamen.

Sind

Sind doch auch die Pferde, Maulthiere und Ochsen niemals fetter und stärker, als wenn sie mit Johannesbrod gefüttert werden. Von dieser Frucht sind weit und breit alle Wälder voll, besonders um Chaco und S. Jakob herum; wiewohl man auch in unermeßlichen Strecken von Paraquay nicht ein Sträußchen dieses Baumes erblickt. Wenigstens sieht man in den Gegenden der Quaranier, welche 32 Flecken bewohnen, und folglich einen ungeheuren Strich Landes einnehmen, nicht einen einzigen. Wir fanden aber auch nicht für gut solche Bäume, so schnell sie auch wachsen, dorthin zu verpflanzen, damit sie sich nicht wie die andern Indianer anzechten und berauschten. Aus eben dieser Absicht hatten wir bei den Quaraniern ein Verbott aus den Zuckerrohren, welche in vielen Flecken im Uiberfluße wachsen, Brandwein zu brennen, wiewohl sich dasselbe auf die Pfirsiche, Pomeranzen, Kütten und andere dergleichen Früchte nicht erstreckte. Uibrigens wächst der Algarrobasaamen auf jeder Erdscholle gewiß und schnell zu Bäumen auf, wenn er auch nur von ungefehr dort ausgestreuet worden wäre. Auf dem Felde, auf welchem vormals an dem Ufer des rothen Flußes (Rio Vermejo) die Stadt Conception (sie ist schon lange von den Wilden zerstöret worden) gestanden hatte, steht heut zu Tage einer der dicksten Wälder. Die täglich auf die Gassen geworfenen Saamen der Algarroba, welche die Einwohner, so zu sagen, Tag und Nacht tranken, sind der Ursprung derselben. Aus eben diesem Grunde steigen auf allen den Ebenen, auf welchen die Abiponer sich lange Zeit aufgehalten haben, Wälder empor. Hier sind noch andere Merkwürdigkeiten von diesem Baume. Der weiße Algarrobabaum giebt nicht nur Speise und Trank sondern auch Medizin, und zum Fuhrwägen- Häuser- und Schiffbau das treflichste Holz her. Dieses ist veilchenblau, geschmeidig und im Wasser unge-

 mein

mein fest. Hieraus wird der Kiel der meisten Schiffe, welche auf dem Paraquay und der Parana fahren, gezimmert. Auf demselben werden hernach die Seitenhölzer, und Balken eingefüget, ungefehr wie es die Rippen auf dem Rückgrade sind. In den Wäldern von S. Jakob, und dem waldichten Ufer von Corrientes gegen Niedergang zu sieht man allenthalben die längsten und dicksten Algarrobabäume. Nicht minder häufig sind auch daselbst Bäume einer andern Art, die ihrer Länge und Dicke ungeachtet wegen des krummen Wuchses ihrer Stämme zur Verarbeitung nichts taugen. Die Blätter derselben, welche die Abiponer Oaikìk nennen, sind klein, wie ihre blaßgelben Blüthen, aus welchen das Johannesbrod in Schoten wie die Bohnen hervorsproßet. Im November werden sie reif, und währen in den Wäldern bis zum März, wenn man sie nicht nach und nach einsammelt und zur Vorsicht zu Haus aufbewahret. Von den Blühen der Algarrobi fangen die Abiponer ihr Jahr an. Daher bedeutet das Wort Yñieka zugleich die Blüthe ihrer Frucht, und zugleich ein Jahr. Anstatt zu fragen: wie alt bist du? sagen sie: wie oft hat in deinem Leben das Johannesbrod geblühet? Hegem leyeka yñiekachi? Hierauf weisen die anderen anstatt zu antworten, weil sie in ihrer Sprache kein Wort haben, welches mehr als drey ausdrückte, ihre Finger und Zehen. Von der Rechenkunst der Abiponer werde ich an einem andern Orte mehr sagen. Die andere Art der Algarroba, welche die Spanier die schwarze, die Abiponer aber Roàk nennen, sieht der ersten ganz gleich, außer daß jene kleiner und süßer ist. Ihre braune Schaale hat rothe Flecken. Wenn man ihrer viele roh ißt, so schmeicheln sie zwar dem Gaumen durch ihre ungewöhnliche Süßigkeit, aber sie schärfen die Zunge auf und lähmen selbe. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Als es mir einst auf einer langen Reise an

allen

Lebensmitteln gebrach, so pflückte ich im Reiten von dem nächsten besten Baume dergleichen Früchte ab, und aß sie begierig hinein, um meinen Magen zu befriedigen. Dadurch stillte ich mir wohl den Hunger, aber ich verlor auf einmal die Sprache. Das Stillschweigen von einigen Stunden war zugleich die Krankheit, und zugleich das Gegenmittel darwider, während daß meine Gefährten aus vollem Halse über mich lachten. Uibrigens wird diese Art Johannesbrod öfters zur Speise, als zum Tranke gebraucht. Die Schaalen desselben werden in einem hölzernen Mörser zu Mehl gestossen, hernach in einem Siebe geläutert, und in ein rundes hölzernes Gefäß geworfen, wo man den Brey mit den Händen zusammenknettet. Weil dieser sehr harzicht ist, so wird von selbst ein Brod daraus, und wie Stein so hart; denn das fette Harz des Mehls ist ebendasjenige, wodurch es beisammen hält. Dergleichen Brode (man heißt sie Patay) werden vorzüglich in der Kolonie S. Jakob gemacht, und auch in andere Städte versendet, wo sie nicht nur zur Speise sondern auch zur Arzney dienen; und zwar hauptsächlich den Europäern, welche an dem Stein oder den Harnwinden leiden. Uiberhaupt leisten beide Algarroba die weiße und die schwarze, man mag sie essen oder trinken, den Auszehrenden, oder denen, die mit Harnverstopfungen beschweret sind, weil diese Frucht viele harntreibende Kraft besitzt, unstreitig die ersprießlichsten Dienste. Die Eingebohrnen wenigstens, welche von Jugend auf täglich Johannesbrod essen, kennen diese Beschwernisse auch nicht dem Namen nach. Einige behaupten, man könne aus beiden Arten desselben eine Essenz, welche den mit dem Steine Behafteten und Schwindsüchtigen sehr heilsam seyn soll, mittelst chymischer Prozesse herausziehen. Wir dürfen auch der dritten Gattung der Algarroba nicht vergessen. Diese halten einige der Acacia, einem ägyptischen Gewächs,

woraus der arabische Gummi fließt, vollkommen gleich. Ihr Holz ist hart und dunkelroth. Ihre Blätter sind denen der bisher erwähnten Gattungen dieses Baumes ähnlich, ihre Blüthen aber zusammengeballet, klein, safrangelb, und duften einen Gewürzgeruch von sich. Die Rinde der Schaale ist dick und schwarz. Die Saamenkörner sind in Schoten eingeschlossen, und den Linsen ähnlich aber härter. Die Schoten enthalten sammt ihrem Fleische etwas Harzichtes, sind scharf und herbe vom Geschmack, und weder eß- noch trinkbar. Die Einwohner von S. Jakob färben mit dieser Frucht mittelst eines Zusatzes von Alaun oder Vitriol ihre Schaaf- und Baumwolle schwarz. Aus eben diesem Baume triefet ein Harz, welches dem arabischen Gummi vollkommen gleich sieht. Zu diesem füge ich noch eine kleine Baumart als die vierte Gattung der Algarroba. Ihre Schoten sehen hochroth oder vielmehr braun aus. Geschmack haben sie keinen, weder einen süßen noch einen bitteren. Die Einwohner machen sich daraus einen Trank, welcher den Schweiß stark treibet, und dadurch nach dem Zeugniße P. Thomas Falkoner, eines Arzneykündigen, vielen ihre Gesundheit wiederherstellt, welche sich in Europa die Speichelkur hätten gefallen lassen müßen.

Verschiedene Palmbäume. Die Caranday

Die einzigen Palmbäume, welche die Abiponer Neboquè nennen, die Quaranier aber nach ihren verschiedenen Arten mit verschiedenen Namen belegen, würden mir zu einem dicken Bande Stoff genug geben, wenn ich die Namen der verschiedenen Gattungen, ihre Gestalt und Nützlichkeit auseinandersetzen wollte. Die amerikanischen Palmwälder kann man mit Recht das Zeughaus, die Apothecke, die Garderobe und das Vorrathshaus der Amerikaner heißen; indem ihnen die

Pal-

men bald Speise und Trank, bald Arzneyen, bald Waffen und Kleider, und oft auch einen Unterstand geben. Ich will hier von der Menge dessen, was ich in Paraquay selbst gesehen habe, nur einiges anführen. Die Palmbäume Caranday wachsen hoch, breiten wie Fliegenwedel ihre Blätter auseinander, und tragen süße Datteln, welche sich auch die Europäer wohl schmecken lassen. Die Rinde des Stammes ist hart wie Eisen, und wird, nachdem man selbe mit der Axt gespalten, und vom Mark, das aus lauter scharfgespitzten Dornen besteht, abgesöndert hat, in einigen Städten statt der Schiedel und Dachziegel zum Häuserdecken gebraucht. Man schlägt sogar Hütten davon auf: denn wenn man die Palmen in einem günstigen Mondesviertel, nämlich in dem abnehmenden Monde fället, so hält ihre Rinde, wie ich selbst erfahren habe, viele Jahre aus. Auch das ist gewiß, daß zwischen diesen Palmbäumen das beßte und gesündeste Futter für das Vieh wächst, weil das Regenwasser, während daß es von ihren Aesten auf die Erde fällt, eine gewisse Salzigkeit annimmt, und allenthalben Salpeter erzeuget, welches die beßte und schmackhafteste Würze für das Vieh ist. In den nahe bei den Flecken gelegenen Wäldern lassen die Abiponer oft einige tausend Pferde weiden, indem diese nirgends so gewiß und in so kurzer Zeit fett werden.

Der Pindò.

Der Pindò, eine sehr hohe und zahlreiche Gattung der Palmbäume, hat eine weißlichte und rauhe Rinde, und statt des Holzes einen Kern, welcher wie ein Schwamm locker und leicht ist, und aus Fäsern, die schnell Feuer fangen, besteht. Er bringt Datteln hervor, welche die Quaranier Ybapy'ta nennen. Man zerstößt selbe, ehe man sie ißt, oder in Wasser trinket, in einem

nem Mörser. Von den aus den häufigen Palmbäumen herabfallenden Datteln sind die Wälder ganz voll. Wegen ihrer natürlichen Härte verursachen sie den Indianern im Auftretten unglaubliche Schmerzen, wiewohl diese Zeit ihres Lebens keine Schuhe tragen, und also sehr harte Sohlen haben. Hieraus kann ein jeder urtheilen, was ich, der ich von Jugend auf an die Schuhe gewöhnet bin, von diesen harten Zapfen ausgestanden habe, wenn ich oft mehrere Tage mit blossen Füßen durch den Wald wanderte; denn die Schuhe und Strümpfe von Leder wurden in lang anhaltenden Regen und in den Pfützen so abgenützt und fleischicht, daß ich sie gar nicht mehr brauchen konnte, und folglich wegwerfen mußte. So sehr aber diese Bäume dem Reisenden beschwerlich fallen, so sehr kommen sie auch demselben zu statten. Wenn die Quaranier im Walde übernachten; und ein Ungewitter dem Ausbruche nahe ist, so suchen sie bei den Palmbäumen Schutz wider den Regen. Sie fällen nämlich einige der nächsten beßten, und bauen sich aus ihren weichen und schwammichten Stämmen in der Eile eine Hütte auf, welche sie mit Palmzweigen bedecken, indem sie die Blätter derselben rechts und links künstlich einflechten. Man ist darunter vollkommen gedecket. Der Regen mag noch so häufig herabstürzen, durch dieses Dach wird kein Tropfen dringen. In einer solchen in der Eile aufgeschlagenen Hütte habe ich oft viele stürmische Nächte unter Donner und Bliz, unter Platzregen und Hagel trocken zugebracht, und bei der Gelegenheit die Willfährigkeit und Gutherzigkeit der Quaranier bewundert. Wenn ich zuweilen schreibe, daß ich vom Regen ganz durchgenetzet und durchgeweichet war, so muß man allzeit hinzudenken, daß mich entweder kein Quaranier begleitet, oder daß die Quaranier keine Palmbäume von der Art der Pindò angetroffen hatten. Aus ihren Blättern flicht man zuweilen, wie aus Weiden, Stricke und Körbe.

be. Diese Bäume wachsen nicht nur zu einer außerordentlichen Höhe auf, sondern sie strecken auch ihre Aeste sehr zierlich aus, und geben dadurch dem Auge ein angenehmes Schauspiel, wie sie denn auch die Gärten prächtig schmücken.

Der Yatay̆.

Die Yatay̆, eine kleine Art Palmbäume, erzeugen außer den Datteln auf ihrem Wipfel einen zarten Keim, welcher weich wie Butter, und pomeranzengelb ist. Wie man selben vom Baume herabnimmt, so wird er auch gegessen; und jedermann findet ihn gut. Die Papageyen besuchen diesen Palmbaum schaarenweise seiner Nüße halber.

Der Yatay̆ quazù.

Der Yatay̆ quazù hat außerordentlich große und frischgrüne Blätter, wie auch einen schwammichten und wenigstens fünf Ellen langen Stamm. Seine Früchte bestehen in eyförmigen Nüßen; die Spanier nennen selbe Coccos. Diese Nüße haben wenig Fleisch; doch ist es eßbar, wenn es gekocht wird. Jede derselben enthält drey große Kerne, welche im Gaumen wie Mandeln schmecken, aber fetter als diese sind.

Der Mbocayay̆.

Der Mbocayay̆ wächst am häufigsten auf den Anhöhen. Sein Stamm und seine Blätter sind mit langen und starken Dornen bewachsen. An diesem Baume wachsen Trauben von Datteln, welche länglicht rund aussehen, und bald roh und bald geröstet gegessen werden. Man preßt ein Oel daraus, welches mit dem

Oliven-

Olivenöl fast ganz übereinkömmt. Eben dieser Baum erzeugt auch Fäden, welche stärker sind als die Fäden von Hanf, und woraus sich die Wilden ihre Bogensehnen, und Angelschnüre zu flechten pflegen. Ich habe selbst auf dem Meere eine solche gebraucht. Um Korduba herum sieht man Palmbäume, deren Namen ich nicht weiß, aus deren Blättern aber so bequeme und dauerhafte Kehrbesen gemacht werden, daß man sie sogar in die entlegensten Städte haufenweise verführet. Die Spanier von S. Jakob, welche in den Wäldern Wachs und Honig sammeln, hauen mit der Axt in gewisse Palmen bis an das Mark hinein. In diesen Bäumen finden sie, wenn sie nach einigen Wochen dorthin wieder zurückkehren, grosse und fette Würmer, welche sie in einem Kessel oder Hafen kochen, und hernach mit vielem Appetit verzehren. Allein ich würde mich zu lang aufhalten, wenn ich alle Gattungen der Palmbäume, die in Amerika wachsen, und ihren verschiedenen Nutzen durchgehen wollte. Ich habe noch so viele Bäume, Stauden und Pflanzen, welche entweder fruchtbar, oder zu Arzneyen dienlich oder in einem anderen Betracht nützlich sind, vor mir, die, wenn ich sie gleich nicht umständlich beschreibe, dennoch von mir nicht ganz übergangen werden dürfen.

Fruchtbäume.

Von europäischen Früchten sieht man in Paraquay fast gar keine. Aepfel, Birne, Pflaumen, Kirschen, Haselnüße, Kastanien rc. habe ich, durch so einen großen Theil von Paraquay ich auch gewandert bin, fast nirgends, wenigstens nur äußerst selten zu Gesicht bekommen. Diese Bäume mögen noch so fleißig gepflanzet und begossen werden, man kömmt mit ihnen nicht zurecht, weil ihnen der Himmelsstrich und der Boden von Paraquay

quay ganz zuwider ist. Sie bringen daher nichts als Blätter, oder doch so seltsam aussehende Früchte hervor, daß man diese mehr für Auswüchse als für eine Erquickung des Gaumens halten soll. Die Seltenheit gedachter europäischen Früchte, wird durch die unglaubliche Menge Feigen, Pfirsiche, Küten, Granatäpfel, süßer und anderer Citronen, und grosser Pomeranzen in einem beneidenswerthen Uiberfluße ersetzet. Von dergleichen Fruchtbäumen sind nicht nur Gärten sondern auch ganze Wälder voll, welche theils durch die Hände der Europäer angepflanzet worden, und theils aus den von dem Winde hingewehten Saamen entstanden sind. Diese edlen Aepfel werden von vielen roh geessen, von den meisten aber gekochet, oder mit Zucker eingesotten, und zu allerlei Sulzen und Confituren verwendet. In dem nahen Königreiche Chili, wo die Luft der Gebirge wegen sehr rauh ist, gedeihen fast alle europäischen Früchte nebst vielen andern einheimischen sehr wohl, weßwegen sie auch gedörret, und in andere Provinzen mit grossem Gewinne verführet werden. Gleichwie es aber Paraquay an vielen europäischen Früchten gebricht, so hat dieses Land hingegen auch viele eigenthümliche, welche man in Europa auch dem Namen nach nicht kennt. Ich werde hier diese Bäume und Stauden anführen, ohne Unterschied und wie sie mir einfallen, doch ohne mich ins Umständliche einzulassen.

Der Baum Mistol.

Aus dem braunrothen, harten und schweren Holz des überaus hohen Baumes Mistol lassen sich die trefflichsten Mörserstößel und Lanzenstöcke schnitzen. Seine Frucht aber, (die Abiponer nennen sie Naalà) ist roth, u der Größe einer Kastanie, und gleichet der Brustbeere (Ziziphus) welche auf spanisch Azofaifa, in der Apo-

theker-

theckersprache aber Jujuba heißt, und einst aus Afrika in Spanien und Italien gebracht worden ist. Sie hat eine zarte Haut, einen ziemlich grossen und harten Kern, und ein eßbares Fleisch. Man macht auch einen süßen Trank daraus, und sogar ein Brod, welches Indianern eben so köstlich als mir unschmackhaft vorkam. Die Brustbeere oder die Jujuba verordnen die Aerzte in Europa in Brustbeschwerden, dem Husten, der Heiserkeit und im Seitenstechen. Ob dem Mistol in Paraquay die nämliche Kraft eigen ist, weiß ich nicht.

Der Baum Chañar.

Das Holz des Baumes Chañar, oder Apehìk, wie ihn die Abiponer nennen, ist sehr hart und gelblicht; dessen Frucht aber der vorigen etwas ähnlich, wiewohl minder roth und süß. Auf abiponisch heißt sie Apehè. Man ißt und trinkt selbe: einige dörren sie und behalten sie zu Hause auf.

Der Baum Yacanè.

Die Frucht des Baumes Yacanè ist safrangelb, an Größe einer mittleren Citrone, und am Geschmacke einer faulen Birne gleich.

Die Früchte Quabyraquazù und Quabiyù.

Die Quabyraquazù sind den Pflaumen, und die Quabiyù den Kirschen ähnlich, und werden theils zur Speise und theils zum Trank gebraucht. Die Quabyra wachsen sehr häufig und werden von den Indianern sehr geschätzet. Mir hat immer davor geeckelt; weil sie nach Wanzen riechen. Beide Baumarten, welche diese Früchte

te erzeugen, haben ein Holz, welches sich besonders schön drähen läßt.

Der Quabyra miki.

Die Quabyra miki oder die kleinere ist von der vorigen ganz unterschieden, und meines Erachtens sowohl an Heilsamkeit als Annehmlichkeit allen Früchten von Paraquay vorzuziehen. Sie bestehet in einem kleinen einer Mispel an Gestalt und Größe ähnlichen Apfel. Ihre Haut ist etwas zähe und anfänglich grün, wird aber dunkelponceauroth, sobald die Quabyra miki zeitig ist. Das mit zarten Saamenkörnern untermengte Fleisch schmecket im Munde vortrefflich wiewohl etwas süßsäuerlicht, und duftet einen balsamischen Geruch von sich, der auch in der abgeschälten Haut und in dem Laube verbreitet ist. Man zerreibet dieses zu Pulver, und bestreuet damit den paraquayischen Thee, um selben einen angenehmen Geruch zu geben, und seinen Werth zu erhöhen. Sonderbar ist es, daß man von dieser von Natur hitzigen Frucht ohne Nachtheil oder Gefahr essen darf, so viel man will. Die Quabyra miki wächst an Stauden, welche wie die österreichischen Wachholder aussehen; denn auch diese wachsen in andern Orten zu Bäumen auf. Die Quabyramikistaude hat einen dünnen Stamm, aber viele dicke und knottichte Wurzeln, welche sich weit und breit unter der Erde ausbreiten. Sie kömmt blos in einem sandichten Boden, auf dem sonst kein gutes Gras wächst, fort. In den Feldern von Taruma, wo wir den Flecken S. Joachim hinbaueten, in den Gegenden des Städtchens Curuquati und gegen die Stadt S. Paul an den Gränzen Brasiliens sieht man sie durchgängig; aber eben da wird man auch minder fette Weiden gewahrnehmen, weil entweder der Sand das Futtergras verbrennet, oder weil die ge-

 dach-

dachten Stauden die beßten Säfte der Erde an sich ziehen. In dem übrigen Paraquay, das ich durchgereiset bin, und wo ich einen fruchtbareren Boden bemerket habe, ist mir nicht eine Spur einer Quabyra miri zu Gesicht gekommen. Ich muß hier noch eines andern Nutzens erwähnen, den diese Pflanze schaffet. Auf ihren Aesten machen die Ameisen ein Wachs, welches noch weißer als der Schnee ist, und wie der edelste Balsam alles um sich her mit dem lieblichsten Wohlgeruch erfüllet. Dieses Wachs bestehet aus ungemein kleinen und weißen Körnern, welche auf der Staude auseinander gestreuet sind. Die Weiber sammeln selbe mit vieler Mühe, schmelzen sie hernach zusammen, und machen Kerzen daraus, deren man sich in den Kirchen bedienet, und welche im Brennen einen sehr angenehmen Geruch ausdünsten. Es ist zu bedauern, daß dieses vortreffliche Wachs gar keine Härte hat, indem die daraus gegossenen Kerzen leicht zerrinnen, und nicht lang brennen. Um ihre Dauer zu verlängern, gab ich dem Ameisenwachs oft einen Zusatz von dem Wachs der Bienen. Ich bedauerte und verwunderte mich oft, daß man von diesem vortrefflichen Wachs, welches gewiß jedermann außerordentlich finden würde, noch keines nach Europa gebracht hat. Dem vornehmsten Adel würde es vermuthlich sehr willkommen, und vielleicht auch den Kranken sehr gedeihlich seyn?

La Granadilla; oder die Passionsblume.

Mit Recht lassen wir auf die Quabyra miri die heilsame Frucht folgen, welche die Spanier La Granadilla, die Quaranier Mburucuyà, und die Abiponer Netegniklepà nennen. Sie wächst ohne Unterschied der Jahreszeit im Felde sehr häufig und zwar an einer Staude, welche sich wie der Epheu an die Zäune und

Gesträu-

Gesträuche anhängt. Es giebt ihrer verschiedene Gattungen, die sich aber durch nichts als die Gestalt ihrer Theile und Farbenmischung von einander unterscheiden. Alle stellen einen goldgelben und rothbesprengten Apfel von mittlerer Größe vor. Vom Geschmacke sind sie süßsäuerlicht, von innen aber voll schwarzer runder Saamenkörner und sehr wohlriechend. Man mag sie roh essen oder im Zucker wie Citronen eingemacht im kalten Wasser trinken, so werden sie allemal dem Körper des Menschen sehr zu statten kommen; indem ihr Nektarsaft den Magen stärket und die von der Sonnenhitze matten Glieder ganz besonders erfrischet. Betrachtet man diese Blume etwas aufmerksamer, so wird man die Geisel, die Krone, das Kreuz, die Nägel, die Säule, Würfel, die Galle und die übrigen Marterwerkzeuchen, die in der Leidensgeschichte unseres Heilandes vorkommen, auf denselben nicht unkenntlich abgedrucket sehen. Ich finde daher alle diejenigen lächerlich; welche dieses für eine phantastische Erdichtung einer frommen Schwärmerey, und für eine erzwungene Auslegung der Werke der Natur ausgeben. Man hat hierüber noch alte lateinische Verse eines unbekannten Schriftstellers. Auf deutsch lauten sie also: „In Amerika blüht eine niedliche Blume, voll herrlichen Wohlgeruchs, welche die kostbaren Denkmale des ermordeten Gottmenschen an sich trägt" *) Sie heißt daher durchgängig die Passionsblume, und war es werth, daß man sie einst unter P. Paulus dem V. aus Amerika nach Rom brachte. Diese Blume ist von unserm Eusebius Nierenberg in seiner Naturgeschichte im 14. Buche 10. H. umständlich beschrieben, und von vie-

*) Pulcer in America Moscho redolentior est flos,
Qui fert occisi nobile stemma Dei.

len verschiedentlich mit der Feder gezeichnet worden: allein um davon jemanden eine richtige Vorstellung beizubringen, muß sie ordentlich mit Farben abgemahlet werden.

Quembè.

Je unbekannter die Frucht Quembè selbst vielen von denen ist, die in Paraquay grau geworden sind, desto merkwürdiger ist sie. Sie wächst eigentlich blos in den nördlichen Wäldern dieses Landes. Ihre Länge beträgt mehr als eine Spanne, ihre Dicke in der Mitte eine Mannsfaust an dem Enden aber weniger, so daß sie beinahe cylinderförmig und wie eine entfiederte Taube aussieht. Es giebt einige, die über zwey Pfunde wiegen. Ihre zarte Haut ist gelblicht und mit einer Menge kleiner Warzen, die in der Mitte einen schwarzen Punkt haben, besetzt. Ihr Fleisch ist saftig, überaus süß, aber voll unsichtbarer Dorne, welche man nur im Gaumen fühlt. Man muß also dasselbe nicht lang kauen, sondern geschwind hinunterschlingen: denn wenn man es lange unter den Zähnen herumwälzt, so wird die Zunge durch die verborgenen Dorne aufgeschärft, und eine Zeitlang im Reden gehindert. Der in der Mitte wie bei dem türkischen Korne sich befindliche Stengel hat etwas Holzichtes an sich; und wird daher weggeworfen. Es ist unglaublich, wie angenehm und gesund diese Frucht ist, und wie sehr sie einen durch langes Geh n ermüdeten Menschen, der ganz vom Schweiße trieft, erquicket. Ich habe ihre wohlthätige Kraft auf meinen vielen Reisen erfahren, die ich in die Wälder, Wilde aufzusuchen, unternommen habe. Die schwere Quembè wächst an einem zähen Strauche, welcher wie ein Strick aussieht, und wie Epheu sich um die hohen Bäume schlinget. Sie hängt auch daran wie an einem Stricke.

Wie fest dieser Strauch ist, (auf quaranisch heißt er Quembepĭ) mag man daraus abnehmen, indem die stärksten Indianer, wenn sie Honig sammeln, und deßwegen mit der Axt in die Bäume Oeffnungen machen, sich auf den um die Aeste und den Stamm derselben geschlungenen Quembepĭ setzen, und lange ohne die geringste Gefahr darauf bleiben. Aus demselben machen sich die Spanier und Portugiesen zuweilen Schifftaue, welche weniger noch als die aus Hanf zerreißen.

Tatayў, ein Maulbeerbaum.

Auf dem Tatayў, einem der höchsten und größten Bäume, wachsen Maulbeere, welche an Geschmack und Gestalt von den unsrigen in nichts unterschieden, aber gelblicht und größer sind. Die Quaranier heißen selbe Tatayyba. Das Holz dieses Baumes ist sehr hart, geschmeidig und safrangelb. Die Indianer drähen sehr schöne Flöten, Pfeiffen, Büchsen und andere Dinge daraus, wie die Europäer aus dem Buchsbaum. Die Holzspänne davon werden mit Alaun gesotten, und die Schaaf- und Baumwolle gelb zu färben mit dem beßten Erfolge gebraucht.

Die Mammones.

Die Mammones, eine Frucht, welche ungefehr so groß als eine Künte, und manchmal auch noch größer ist, kommen an dem Stamme des Baumes selbst und zwar zur Zeit ihrer Reife gelbgrün zum Vorschein. Da sie an kurzen Stengeln hangen, so sehen sie wie Brüste aus, von welchen sie auch ihren Namen haben. Ihr Fleisch gleicht den Melonen an Farbe und Geschmack, und wird bald roh geessen, und bald, welches auch besser ist, mit dem Fleisch gekochet. Der Baum, an dem sie

 wach-

wachsen, ist mittelmäßig groß, und dick; und an seiner aschengrauen Rinde einem Nußbaum, an seinen breiten und eckichten Blättern aber einem Feigenbaum ähnlich. Sein schwaches Holz strotzt von einem milchartigen und unschmackhaften Saft. Dies ist der zweyte Grund, weßwegen seine Früchte von den Brüsten ihren Namen haben. Diese Bäume tragen das ganze Jahr hindurch Blüthen und Früchte; aber eben diese Fruchtbarkeit macht, daß sie über vier Jahre nicht aushalten. Von ihrer Anpflanzung an brauchen sie nur ein Jahr um aufzuwachsen und Früchte zu tragen. Es giebt zweyerlei Gattungen derselben, wovon man die einen die Männchen und die andern die Weibchen nennt. Sie sind wohl in einigen Stücken von einander unterschieden; aber falsch ist, daß die einen ohne die andern unfruchtbar bleiben. Diesen Geschlechtsunterschied hat man mehreren Pflanzen und Bäumen beigeleget. So häufig die Mammones in Brasilien und andern Ländern von Amerika angetroffen werden, so selten sieht man sie in Paraquay, und außer den Gärten fast niemals.

Die Alabas.

Ein Strauch oder, beßer zu sagen, eine niedrige und dornichte Distelstaude, welche am beßten auf einem sandichten Boden fortkömmt, bringt die Alabas oder Pitahàyas, wie die Californier diese ihre einzige Lieblingsnahrung nennen, hervor. Es sind Aepfel in der Größe eines Hünereys mit einer dicken, zähen und mit dünnen spitzigen Dornen stark besetzten Haut, unter welcher oft ein rothes und oft ein schneeweißes und saftiges Fleisch verborgen liegt. Dieses Fleisch, das durchaus mit überaus kleinen Saamenkörnern, kleiner noch als die Pulverkörner, untermenget ist, schmecket ganz vortrefflich, und erfrischet den Leib, wenn man vor Hitze fast ver-

schmach-

schmachtet. Hätte man die Alabas in Europa, so würden sie ohne Zweifel auf dem Nachttische der Vornehmen eine vorzügliche Stelle behaupten. In einigen Strichen von Paraquay findet man sie häufig, in andern seltner. Auf der Reise löschten sie mir oft den Durst.

Der Aguaÿ.

Der Aguaÿ ist ein dicker Baum, und erzeugt Früchte wie Pflaumen. Da diese einen scharfen Saft enthalten, so ißt man sie im Wasser gekocht öfter und mit weniger Gefahr. Diesem Baum ist noch ein anderer dem Namen nach verwandt, aber an sich und in seiner Gestalt von dem vorigen ganz unterschieden.

Der Anguaÿ, oder Ybirapayé.

Der Anguaÿ ist ein außerordentlich hoher und dicker Baum von einem sehr harten, röthlichten, wohlriechenden und zur Verarbeitung ganz vortrefflichen Holz. Statt der Früchte trägt er harte, Mandeln ähnliche Saamenkörner, welchen man auch unter den Arzneyen einen Platz eingeräumet hat. Da diese veilchenblauen und dreyeckichten Kerne prächtig glänzen, so hängen sich die wilden Indianer selbe um den Hals als einen Halsschmuck. Das Harz, welches aus diesem Baume trieft, duftet einen starken Wohlgeruch von sich, und ist ungemein heilsam. Der weltberühmte Balsam von Brasilien und Peru wird aus demselben mit Beimischung des Cupayöles und anderer Ingredienzien zusammgesetzt. Ebendasselbe wird auch in den Kirchen statt des Weihrauchs gebraucht, als welchen gedachtes Harz um viel übertrifft. Gleiche Dienste leistet auch die Rinde des Anguaÿ, weil selbe viel Harz enthält. Dieser Baum führt darum diesen Namen, weil die Quaranier ihre meisten Mörser

daraus schnitzen. In der Sprache dieses Volkes heißt derselbe auch Ybirapaye der Hexenmeisterbaum; denn Paye heißt ein Hexenmeister, Zauberer, Arzt, Wahrsager, kurz ein Betrüger. Mit dem Harze des gedachten Baumes pflegen sich die Wilden, die von dieser Quacksalberey Profession machen, so oft sie von ihren Landesleuten einen Besuch erwarten, ihre Hütte zu beräuchern, um diesen Nebel in die Augen zu streuen, als wenn etwas Göttliches in ihrem Aufenthalt duftete.

Der Ybaporoyty.

Der Ybaporoyty ist ein kleines Aepfelchen auf die Art der Kirschen, etwas säuerlicht aber köstlich. Aus diesem Baume wird ein Balsam gemacht.

Der Tarumay.

Die Frucht des Baumes Tarumay sieht zwar den Oliven etwas ähnlich; aber ihren Geschmack hat jene bei weitem nicht. Weil diese Bäume um S. Joachim herum sehr häufig wachsen, so heißt die Gegend um erwähnten Flecken bei den Spaniern und Indianern Taruma. Nach ihren Früchten sehnt sich niemand.

Der Quayába.

Der Baum Quayába erzeugt ovale und mit Körnern ganz angepfropfte Birne, deren Außenseite zur Zeit der Reife gelb wird. Ihr Fleisch ist roth. Im Zucker eingesotten sind sie schmackhafter und auch gesünder. Kocht man selbe, ehe sie ganz reif sind, so stärken sie den Magen, und stillen den Durchlauf. Dieser Baum gedeiht auch auf einem minder fetten Boden.

Der



Der Vinál.

Der große Baum Vinàl ist mit Blättern, welche wie Olivenblätter aussehen, aber größer sind, überkleidet. Er bringt wie die schwarze Algarroba Schoten hervor, welchen aber die Schoten des Johannesbrods an Länge nicht gleichkommen. Aus dieser Frucht bereitet man einen Trank. Der Vinál ist auch mit spannenlangen, sehr spitzigen und starken Dornen bewachsen. Wer damit gestochen wird, ist übel daran, nicht allein des Schmerzens wegen, den sie verursachen, sondern auch wegen der damit verbundenen Gefahr. So giftig sind ihre Stacheln. Dieser Baum nützet aber auf einer andern Seite dem Menschen wieder, indem man aus seinen Blättern, nachdem man sie vorher gehörig zerrieben hat, einen Saft auspreßt, welcher auf die Augen gestrichen in Augenschmerzen eine große Linderung verschaffen soll, besonders, wenn böse Feuchtigkeiten daran Schuld sind.

Der Ybi̊rayepiro̊.

Aus dem Ybirayepiro̊ wissen einige einen trefflichen Balsam zu machen, dessen Gebrauch mir aber nicht bekannt ist.

Der Caay̆cẙ.

Der Caaẙcẙ, welcher nach einigen eine Art des Mastixbaumes seyn soll, schwitzet ein durchsichtiges und wohlriechendes Harz von sich.

Der Aquaribaẙ.

Aus der Staude Aquaribaẙ, welchen man ebenfalls zu den Mastixbäumen rechnet, wird auch ein Balsam

bereitet, welchen man zur Reinigung und Heilung der Wunden sehr dienlich findet. Nimmt man selben in den Mund, so stillet er den Blutsturz und Husten.

Der Molle.

Von dem bekannten Baum Molle erhalten die Kunstarbeiter ein festes aber der Faulung sehr unterworfenes Holz. Seine immergrünenden Lorberblätter werden zerrieben, und dann zum Abgärben der Bocksfelle, und selbst zu Arzneyen verbraucht. Sein Stamm giebt eine Menge lieblichriechenden Gummi von sich, denn man statt des Weihrauchs anzündet. Seine Früchte sind schwarz, und bekommen zur Zeit der Reife eine lichtbraune Rinde. Die Abiponer heißen selbe Aparañi. Weils sie süßer noch als das Johannsbrod sind, so kocht man sie mit Wasser, und macht daraus einen süßen und scharfen Syropp, welcher mit Wasser vermengt, ein angenehmes und geistiges Getränke giebt. Die daraus entstehende Trunkenheit macht nicht nur die Augen der Berauschten von einem gewissen wilden Feuer funkeln, sondern vergehet auch vor einem Paar Tage nicht. Uibrigens wissen die Aerzte aus den Aesten und dem Harze dieses Baumes allerlei Nutzen zu ziehen, zum offenbaren Vortheil ihrer Kranken, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Der Bacóba und Bananà.

Die in den Augen der Amerikaner so kostbaren Früchte Bacoba und Bananá gehören zum Geschlecht der Feigen. Sie sind eyförmig und roth. Die Stauden, an denen sie wachsen, haben weder Saamen noch Aeste, aber lange, breite und prächtig grüne Blätter, aus deren Mitte Keim und Frucht hervorschießen. Der

Stamm

Stamm der Staude ist dünn und schwach. Nachdem sie ein einziges mal getragen haben, gehen sie zu Grunde, werden aber durch die Sprossen ersetzet, die aus ihrer Wurzel herauswachsen. Die Früchte der Bananas sind etwas länger, viereckicht, von aussen safrangelb, von innen weich, nicht sehr saftig, aber frisch; und daher, wenn sie nicht sehr reif sind, dem Magen nachtheilig. Die Bacòba ist also gesünder als die Bananà. Dennoch leisten beide Früchte, wenn man sie gehörig zurichtet, in verschiedenen Krankheiten gute Dienste. Der darausgepreßte Saft berauschet, wenn man ihn im Uibermaaße zu sich nimmt. Ihre Stauden gedeihen in dem unfruchtbarsten Boden, und tragen zu allen Zeiten des Jahres Früchte. Einige nennen die Bacobas Platanus; allein zwischen dem paraquayischen und römischen Platanus findet ein ungeheurer Unterschied statt.

Die Ananàs oder Piña del Paraquay.

Die Ananàs, diese Delikatesse der Vornehmen in Europa, und Zierde ihrer Gärten, heißen die spanischen Eingebohrnen Piñas del Paraquay, weil sie mit den Zirbelnüßen einige Aehnlichkeit haben. Im nördlichen Theile von Paraquay wachsen sie sehr häufig, und werden von den Quaraniern Nanà (Disteln) genennt. Da man sie bei uns nicht nur in den Gärten grosser Herren sieht, sondern auch oft auf dem Markte feil hat, so finde ich ihre Beschreibung ganz überflüßig. Dennoch will ich als einen Zusatz folgendes beifügen. In der Gegend Taruma, wo ich mich 8 Jahre aufgehalten habe, wächst diese Frucht sehr häufig, dennoch habe ich sie nur zweymal gekostet, weil ich darauf immer in meinem Magen eine Erkältung fühlte. Einige behaupten mit Monard, daß die Ananas kühlen, und andere mit dem Christophorus Akosta, daß sie hitzen. Wer soll hierüber den

Aus-

Ausspruch thun? Nach meinen Beobachtungen sind die Ananas in Paraquay grösser, in Europa aber süßer. Ihr Saft ist wie der Erdbeersaft zwar dem Gaumen angenehm, aber, wenn sie nicht sehr zeitig sind, scharf und feurig. Aus diesem Grunde wird die Frucht der Länge nach in Stücke zerschnitten und im starken Weine gebaizet. Ihr Saft, besonders der, welchen man durch das Feuer herausbringt, weckt die schlafen Seelenkräfte auf, schärft den Appetit, hebt die Harnverstopfungen und die daraus entstandenen Schmerzen, und bringt den Alten ihre natürliche Wärme wieder. Einige machen sich auch die Ananas in Zucker ein, um sie aufzubehalten. Jede Pflanze giebt jährlich nur eine Frucht; worauf sie erschöpft nach und nach wieder vergeht. An ihrer Stelle wird eine kleine Pflanze, welche auf der Krone der zeitigen Ananas hervorkeimt, abgepflücket, und in die Erde eingesetzt, damit sie das Jahr darauf ihre Frucht bringe. Dieses geschieht auch auf dem Felde, ohne daß jemand dabei eine Hand anlegt; indem der neue Keim von der Pflanze herabfällt und Wurzel schlägt.

Die Mandiocà.

Die Wurzel Mandiocà ist von Natur allen Thieren tödtlich, nach der gehörigen Zubereitung aber eine gesunde Nahrung einer Menge wilder Völkerschaften, und das vorzüglichste Lebensmittel der Brasilianer, als welchen es an europäischem Getreide gebricht. Da von dieser Wurzel in den Geschichten von Amerika öfters Erwähnung geschieht, so verlohnt es sich allerdings der Mühe ihre Entstehung, Gestalt, Zurichtung, Verwendung und Nützlichkeit etwas genauer auseinander zu setzen. Die Mandiocà ist eine Wurzel des kleinen Bäumchens Mandiò, welches ungefehr so hoch als ein mittelmäßiger Mann wächst. Der Stamm des Mandiò ist

schnur=

schnurgerade, ungefehr einen Zoll dick, wie die Moos-rohre knottich, an der Rinde einer Haselnußstaude und an seinem schwammichten und von Milch strotzenden Mark einem Hollunderstrauch ähnlich. Oben auf dem Wipfel pranget derselbe mit grossen und kleinen Aesten, schönen, langen aber schmalen Blättern, welche ein liebliches Grün, wie das der Päonienrosen, schmücket. Seine Blüthen sind bleichgelb. Statt der Früchte hat er grosse, oft drey Fuß lange, aber spröde Wurzeln, welchen oft ein Manns-arm an Dicke nicht gleichkömmt. Seine Rinde ist wie die der Haselnußstaude, dunkel von Farbe. Sein Mark hingegen ist schneeweiß und voll eines milchartigen, zähen, kleberichten und vergifteten Saftes. So wie man in dem Zimmtbaume blos die Rinde brauchen kann, so hat an dem Bäumchen Mandiò für die Menschen nichts als die Wurzel einen Werth. Die Amerikaner kennen bereits einige und zwanzig Arten derselben, welche an Gestalt und Eigenschaften von einander unterschieden sind. Der Mandiò erzeugt einen Saamen, welcher dem Saamen des Piñon del Paraquay (Ricinus Americanus) nicht unähnlich, aber in Rücksicht auf die Fortpflanzung des Baumes ganz unnütz ist. Denn zu dieser Absicht wird der Stamm eines erwachsenen Bäumchens in ungefehr zwo Spannen lange Zweige zerschnitten, deren man immer drey und drey in kleine Erdhaufen einsetzet, also zwar, daß sie eine Spanne weit aus der Erde hervorragen. Sie keimen, grünen und wachsen in kurzer Zeit auf. Begossen dürfen sie nie werden, indem Wasser und Schatten dieser Pflanze ganz zuwider sind, und selbe blos auf einem sandichten und freyem Felde fortkömmt. Ihre Anpflanzung muß in einer völlig trockenen Erde und in den Sommermonaten geschehen. Nach sechs Monaten wird man ihre Wurzeln schon eßbar finden, wiewohl sie um ganz auszuwachsen, und zu ihrer völligen Reife zu gelangen, ein ganzes Jahr brauchen

chen

chen. Gräbt man sie auch nach dieser Zeit nicht aus, so erhalten sie sich dennoch lange unter der Erde ohne schadhaft zu werden; gräbt man sie aber aus, so nimmt bei denselben innerhalb dreyer Tagen die Faulung überhand. Deßwegen muß man die ausgegrabenen Wurzeln ohne Verzug fleißig reinigen, abschälen, in Stücke zerschneiden und zween Tagelang an der Sonne dörren. Dadurch werden sie weiß wie eine Kreide und so hart, daß man sie sogar zum schreiben brauchen kann. Man stößt sie hernach in einem hölzernen Mörser, macht Mehl daraus, und aus dem Mehl Brod von allerlei Formen, welches zwar gesund ist, aber nur demjenigen schmackhaft vorkommen kann, der kein unsriges Getreidebrod gekostet hat. Dieses amerikanische Brod besteht in runden, weißen nnd dünnen Zelten, welche den Rinden, die man von dem Korkholz abschälet, an Härte gleichen, und von den Quaraniern Mbeyù genennet werden. Unsern Lebzelten sehen sie sehr ähnlich, haben aber gar keinen Geschmack. Sonst drücket man auch aus der Wurzel Mandioca den Saft aus, welcher nach zwoen Stunden in dem Gefäße einen weißen Satz auf dem Boden zurückläßt. Diesen Satz trocknet man und macht Mehl daraus; aus dem Mehl Kuchen, Kügelchen, und ich weiß nicht noch was alles. Eben diesen Saft zieht man auch zuweilen durch das Feuer aus der Mandiocà, und macht sich einen Brey daraus, welchen die Quaranier Mingaù nennen, und nicht nur ihren Hunger zu stillen, sondern auch ihre Wäsche zu stärken, und sogar auch das Papier zusammzupappen brauchen. Es giebt noch eine andere Gattung Mandiò, deren Wurzel einige Tage in das Wasser geleget, manchmal aber unter der Asche gebacken, und ohne Nachtheil gegessen wird. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich aller der verschiedenen Methoden erwähnen wollte, nach welchen man aus der Mandiocà bald Speise und Trank, bald eine Arzney ziehen,

und

und mit Butter, Reiß und Zucker gekocht in eine Art von Zuckerwerk verwandeln kann. Glückliche Amerikaner, die ihr euren Magen durch so verschiedene Kunstgriffe täuschen und befriedigen könnet! So sehr es mich auch zuweilen auf meinen Reisen hungerte, so konnte ich es dennoch nie über mich bringen, daß ich die Mandioca, wie sie auch immer zugerichtet seyn mochte, als ein Mittel meinen Hunger zu stillen hätte ansehen können. Ich habe sie oft gekostet, aber allemal wieder weggeworfen. Genug, wenn sie nur den Amerikanern schmecket! Ich beneide sie darum so wenig, als mir ihr Geschmack seltsam vorkömmt. Doch muß ich auch eingestehen, daß diese Wurzel, wenn man sie ganz läßt und gehörig reiniget, mit dem Rindsfleische gesotten nicht völlig zu verwerfen ist. So zugerichtet fand ich sie allein schmackhaft, wiewohl ich nie gezweifelt habe, daß sie auch anders zugerichtet frisches Blut und gute Säfte erzeuge. Um unter den vielen Erfahrungen nur eine anzuführen, so pflegen die amerikanischen Mütter, wenn sie ihre Kinder säugen, und ihre Brüste zu trocken sind, etliche male gekochte Mandioka zu essen, und ihre Brüste strozen wieder von Milch. Die Portugiesen versehen sich zu vierteljährigen und noch längeren Reisen, die sie durch ungeheure Wüsteneyen zu Fuß machen, blos mit Mandiokamehl, Farinha do pao. Auch die portugiesischen Matrosen nähren sich, wenn sie oft viele Monate in den brasilianischen Häfen aufgehalten werden, und in ihr Vaterland zurücksegeln, meistentheils mit dieser Wurzel, so wie die meisten Einwohner; denn da der viele Monate anhaltende Regen das Getreid nicht aufkommen läßt, so essen blos die Vornehmen Getreidebrod, wozu sie sich das Mehl von Lissabon mit grossen Kosten über das Meer bringen lassen. Auch die nördlichen Amerikaner schätzen und pflegen fleißig die Mandioca. Die Mexikaner nennen sie Ycà, so wie das daraus gebackene Brod

Ca-

Cazave. Diese Wurzel soll nach der Meinung der Indianer in Brasilien und Paraquay einer alten Uieberlieferung zufolge der h. Apostel Thomas, von welchem wir an einem anderen Orte mehr reden werden, entdecket haben. Sie halten auch selbe für eine besondere Wohlthat der Vorsicht, weil sie oft ohne dieselbe erhungern müßten. Wenn die Heuschrecken, Ameisen oder andere gefräßige Insekten, oder auch eine langwährige Trockenheit das türkische Korn (May`z) die Hülsenfrüchte, Melonen und Baumfrüchte nicht zu ihrer völligen Reife kommen lassen, so bleibt dennoch unter der Erde die Mandioca übrig, und ersetzt im Nothfalle alles andere. Diese Wurzel wächst und erhält sich auch dann im beßten Zustande, wenn ihr Baum Aeste und Blätter durch was immer für einen Zufall verloren hat. Die Trockenheit, wobei alle andere Pflanzen so viel leiden, ist der Mandioca sehr gedeihlich.

Sonderbar ist es, und einer kurzen Untersuchung allerdings werth, warum das Vieh die rohen Wurzeln ohne allen Nachtheil essen kann, der daraus gedruckte Saft aber Menschen und Vieh tödtet, da doch derselbe gekocht beiden sehr gesund ist: Denn wenn verschiedene Arten des Giftes durch die Hitze noch angreifender und zerstörender werden, warum benimmt das Feuer diesem Saft seine Schädlichkeit,? Cardenas ein Arzneygelehrter glaubt, daß der Saft der Mandioca aus zweyen verschiedenen Ingredienzien bestehe, einem feinen giftigen Dampf und einem dicken, klebrichten und den Thieren sehr heilsamen Wesen. Das Feuer zerstöre den ersten, und lasse das zweyte übrig. Dieß ist seine Meinung. Wer einer andern beipflichten will, den werde ich daran nicht hindern. Gewiß aber werden eine Menge Dinge, welche entweder wegen ihrer natürlichen übergrossen Kälte oder Hitze

dem

dem menschlichen Körper nicht wohl bekommen, durch das Feuer mittelst chymischer Operationen also verändert und verbessert, daß dasjenige, was vorhin Gift war, durch eine vorschriftmäßige Zubereitung zur heilsamsten Arzney wird. Von dem Schierling und hundert andern Kräutern ist dieses bekannt. Uibrigens will ich den europäischen Ankömmlingen gerathen haben, ja nicht bei allen Eßwaaren von Mandioka oder andern amerikanischen Früchten blindlings zuzugreifen, sondern sich von den Eingebohrnen leiten zu lassen, als welche ihre Pflanzen am beßten kennen, und das Eßbare vom Gift und das Schädliche von dem Unschädlichen allein zu unterscheiden wissen. Das schönste Aepfelchen, welches jedermanns Augen auf sich zieht, wird, wenn man es ißt, Schmerzen oder sonst ein Uibel verursachen. Die Namensähnlichkeit erinnert mich von dem Mandiò zur Mandiyù hinüberzugehen.

Die Mandiyù, oder die Baumwollenstaude.

Wie der Mandiò den Amerikanern ihre vorzüglichste Nahrung giebt, so giebt hingegen die Mandiyù (auf latein Gossipium, auf spanisch Algodon) denselselben ihre meiste Kleidung. Die Europäer sehen und befühlen die Baumwolle täglich, und dennoch wissen viele von ihnen nicht, woher sie kömmt. Ich wills ihnen sagen. Sie wächst an einer Staude, welche nicht viel größer als eine unsrige Haselnußstaude, an Holz und Rinde aber einem Hollunderstrauch ähnlich ist. Sie hat nicht wenig zartes Laub mit vielen Einschnitten. Zwischen dreyen Blättchen, dergleichen unsere frischen Haselnüße um sich haben, wachsen Blüthen, welche größer als die Rosen sind, und aus fünf breiten, gelben und rothgestreiften Blättern bestehen. Aus der innern Höhlung keimen safrangelbe Fäserchen hervor. Zuletzt werden aus

den Blüthen grüne, ey, oder vielmehr kegelförmige Früchte, welche den Rosenknospen ähnlich, und ausgewachsen noch größer als grosse Pflaumen sind. Zur Zeit der Reife verwandelt sich ihre grüne Farbe in eine schwarze: wobei sie sich selbst in drey Theile spalten, aus welchen sie die weißeste Baumwolle hervortreiben. Diese Baumwolle ist mit schwarzen, an Größe und Gestalt den Pistazen ähnlichen Körnern ganz voll, unter deren Haut ein weißgelblichtes, süßes, fettes, und wider den Husten und schweren Athem sehr dienliches Mark verborgen liegt. Das aus dem Baumwollensaamen ausgepreßte Oel soll die Steinschmerzen, und die Flecken an der Haut vertreiben. Die gebrannte Baumwolle stillet das Blut. Da diese nach und nach reif wird, und alsdann auf einmal aus ihrem Behältniße hervorbricht, so sammelt man sie auch nicht auf einmal ein, sondern man muß alle Tage jemanden selbe zu sammeln auf das Feld hinausschicken. In den Flecken der Quaranier ist dieß das Geschäft der Mädchen, welche das Feld langsam ausgehen, und die Frucht gelinde abbrechen um den Stauden nicht wehe zu thun. Die täglich gesammelte Baumwolle wird in dem Hofe des Hauses auf Ochsenhäuten auseinandergebreitet, und zum Trocknen an die Sonne geleget. Wenn man alles dieses genau beobachtet, so kann selbe, wenn man immer will, gesponnen, oder in einem ledernen Sacke viele Jahre aufbehalten werden. Die Indianer machen Zeuge, Kammertuch, Muschlin u. d. g. daraus. Um aber den Saamen aus der Baumwolle heraus zu lösen bedienen sich ihre Weiber einer hölzernen Maschine, welche aus zwoen zween Zolle dicken Walzen besteht. An diese stecken sie die Baumwolle und drähen sie hernach herum; worauf aller Saame auf die Erde fällt, indem selber, weil der Raum zwischen den zwenen Cylindern für ihn zu enge ist, herausgedrücket wird. Die Deutschen nennen die Mandiyù nicht ohne Ursache

Baum-

Baumwolle; weil selbe auch zuweilen an Bäumen hervorkömmt, wiewohl man sie ordentlicher Weise von den Stauden sammelt. In der Stadt S. Jakob sah ich einen solchen ziemlich bejahrten mittelmäßig hohen und dicken Baum, dessen Baumwolle zum Docht der silbernen Lampe verwendet wurde, welche in unserer Kirche wie gewöhnlich vor dem Allerheiligsten Tag und Nacht brannte. An einigen Orten in Paraguay sieht man auch gelbe Baumwolle wiewohl etwas seltner. Alle übrige Baumwolle ist schneeweiß und wächst an Stauden, welche aus dem in gewissen Beeten auf dem Felde gesäeten Saamen entstehen, und lange Zeit Früchte tragen. Wird eine dürr oder alt, so wird nur der Saame geleget, worauf eine frische Staude hervorwächst, welche gleich das erste Jahr fruchtbar ist. Die Baumwollenstauden haben am liebsten ein freyes, hohes und steinichtes Feld, wo der Wind überall frey durchziehen kann. Morastige, mit Wälder umgebene, oder sumpfichte Oerter und anhaltender Regen reiben diese Gewächse auf. Aus dem vielen Regen und der überflüßigen Feuchtigkeit wachsen unzählige Würmer, welche die Aeste, Blätter, Rinde und Früchte erbärmlich zernagen, wiewohl nicht ungestraft; indem sehr grosse Vögel (ihr Name ist mir entfallen) haufenweise auf die Stauden zufliegen und die Würmer verschlingen, ohne daß der Landmann daraus Nutzen zöge, weil der Acker bereits verwüstet ist. Das zum Baumwollenbau bestimmte Feld fodert eine besondere Sorgfalt. Man muß dasselbe oft umackern, und von Unkraut und andern Gräsern sorgfältig reinigen. Die Furchen oder Gruben, in deren jede man drey oder vier frische Baumwollenkörner hineinstecket, müßen in einer geraden Linie gemacht werden, und so weit von einander abstehen, daß durch zwo gleiche Furchen ein Paar Ochsen mit ihrem Pfluge durchackern können. Alle Jahre muß der Acker von Neuem geackert werden. Gegen den Frühling be-

 schneidet

schneidet man die im Winter entblätterten Zweige der Stauden wie die Reben, worauf sie bald frisches Laub bekommen. Ich habe von dem Baumwollenbau etwas umständlicher gesprochen, damit man auch einmal in Oesterreich auf die Einführung desselben Bedacht nehmen möchte, wie ich längst gewünschet habe, um nicht immer so viele Baumwolle aus Candien, Malta, und andern Inseln in Amerika und dem Archipelagus mit so vielen Kosten kommen lassen zu dürfen. Ich läugne nicht, daß die Baumwolle nur unter einem milderen Himmelsstriche gedeihet, und darum kömmt sie auch in Amerika nicht überall fort. Um Buenos Ayres und in den übrigen mehr gegen Süden gelegenen Erdstrichen wird man nicht einen einzigen Baumwollenstrauch entdecken. Vielleicht wäre derselbe dort nicht so selten, wenn man auch in diesen Gegenden Baumwolle anpflanzte. Diese Meinung gründe ich auf eine gewisse Erfahrung. Der Flecken Yapeyù, welcher auch den Namen von den h drey Königen führet, und von 7000 christlichen Quaraniern bewohnet wird, ist an dem westlichen Ufer des Uruquay gelegen, ungefehr 200 Meilen Nordostwärts von Buenos Ayres. Alle Jahre mußte derselbe Toback, paraquayischen Thee und Baumwolle, Bedürfnisse, deren die Indianer nicht entbehren können, von andern quaranischen Flecken, welche näher gegen Mitternacht zu liegen, erhandeln, weil man immer in dem Wahne stand, die rauhere Luft dieses Himmelsstriches wäre dem Anbau erwähnter Pflanzen hinderlich. Schaafe und Ochsen, an welchen der Flecken Uiberfluß hat, wurden zu tausenden um Baumwolle, Toback und paraquayischen Thee hingegeben. Der P. Franz Serdahély ein Ungar, einer meiner Mitgefährten in Oesterreich und auf dem Meere, und Pfarrer zu Yapeyù bauete diese drey Pflanzen an, und und pflegte sie mit dem Erfolge, daß nachmals die Erndte wider alle Erwartung ergiebig ausfiel zum offenbaren

ren Nutzen des Fleckens. Obgleich nicht alles auf jedwedem Boden wächst, so wird dennoch oft der Erdstrich von dem trägen Pflanzer unschuldig einer Unfruchtbarkeit angeklaget. Wenn man nur den Saamen der Erde anvertrauete und sie gehörig pflegte, so würde man oft über die Früchte erstaunen, mit denen selbe die auf sie verwandte Mühe belohnte. Viele Felder im Bannate in Slavonien und Ungarn, welche Toback und Wein im Uiberfluße erzeugen, würden gleichfalls, wenn sie zugerichtet würden, Baumwolle in Menge hervorbringen. Von Görz und dem benachbarten Gebiete dieser Stadt, wo eine mildere Luft herrscht, behaupte ich dieß um desto zuversichtlicher. Welch eine unermeßliche Menge Seide wird nicht in diesen Provinzen gesammelt? Wer mag die darinn gepflanzten Maulbeerbäume, mit deren Blättern man die Seidenwürmer füttert, zählen? Die Enkel verkaufen mit unglaublichem Gewinne die Seide, die ihre Ahnen und Urahnen nur dem Namen nach gekannt haben. In dem edeln Königreiche Ungarn, diesem an Gold, Silber, Kupfer, Vieh, Wein, Getreid und und allen Arten von Früchten so gesegneten Lande, ist erst unter der höchstseligen Maria Theresia diese neue Quelle des Nationalreichthums eröffnet worden, und nun belohnet und spornet der Gewinn den Fleiß der Einwohner. Wie! wenn unter Joseph dem II. ihrem würdigsten Thronfolger und Erben aller ihrer Königreiche und Staaten, welcher das Komerz seiner Unterthanen zu Land und zu See auf eine Stuffe der Größe erhoben hat, auf die der Nachbar nur mit dem scheelen Auge der Eifersucht hinblicket, auch die Baumwollenzucht Wurzel faßte! Welche Vortheile würden der österreichischen Monarchie zuströmmen, und welche Summen im Lande bleiben, wenn man nur einmal die Erzeugniße zu Hause haben könnte, die man von der Fremde herbringen lassen muß. Es lege nur ein Einziger Hand an das Werk, und er wird

 seine

Bemühungen über alle seine Erwartung mit dem glücklichsten Erfolge gekrönet sehen. Auch wird es ihm nicht an Nachahmern fehlen, welche die Hoffnung des Gewinnes und die Leichtigkeit der Baumwollenzucht zu gleichen Unternehmungen anfeuern wird. Der Flachs fodert unendlich mehr Mühe als die Baumwolle; denn sobald diese von der Staude abgebrochen, und nach einigen Stunden getrocknet ist, so kann man selbe schon den Spinnerinnen übergeben. Wie viele Menschenhände hingegen beschäftiget der Flachs, ehe er an den Weberstuhl kömmt? Erst auf dem Felde ausgerauft, und abgesaamet muß er in einer Lache sich abliegen, dann im Ofen geröstet, gebrechelt und gehächelt werden, damit die Rinden und Fäsern wegfallen. Bis das alles gehörig verrichtet wird, vergehen einige Wochen. Weit weniger Arbeit fodert die Baumwolle, als welche mit vieler Ersparung an Zeit und Mühe vom Felde auf das Spinnrad oder die Spindel, und von dieser auf den Weberstuhl gebracht wird. Um also diesen Aufwand an Zeit und Arbeit nicht machen zu dürfen, bauen die Quaranier keinen Flachs, wiewohl selber in ihren Gegenden sehr schön ausfält; sondern Baumwolle, womit fast hundert tausend Indianer jährlich bekleidet werden. Doch säeten wir auch in ihren Flecken Leinsaamen aus, aber blos zu dem Ende, daß wir aus den Saamenkörnern des Flachses das für Aerzte und Mahler gleich nöthige Leinöl herauspressen konnten. Der Flachs hingegen wurde der vielen Mühe wegen, die dessen Zurichtung fodert, allezeit weggeworfen. Die gemeinen Spanier tragen Hemder von Koton; die reichen hingegen leinene. Diese wollen sich lieber die Leinwand dazu mit unglaublichen Kosten aus Europa bringen lassen, als die Beschwerlichkeiten des Flachsbaues selbst übernehmen. Und sind denn viele Europäer weniger tadelnswerth, welche lieber die Baum-

wolle

wolle mit grossen Kosten anderswoher kommen lassen, als selbe in ihrem Vaterlande anpflanzen wollen, welches ihnen dieses Erzeugniß im Uiberflusse verschafte. Eben dieses gilt auch von dem Reißbau, den man gleichfalls in Oesterreich einführen sollte.

Der Reiß.

In den ersten Jahren meines Aufenthalts in Paraquay war daselbst der Reiß so selten und theuer, daß wir dieses Gericht, weil man es aus fremden Ländern bringen lassen mußte, gar nicht oft auf unserer Tafel zu Gesicht bekamen. Der Reiß wurde nirgends gesäet; und es fiel auch keinem Spanier ein, den, der an den entferntesten Ufern des Paraquay gegen Mitternacht zu von selbst wächst, zu sammeln und herzubringen, weil sie sich vor den in den dortigen Gegenden herumschwärmenden Payaguas fürchteten. Von den Portugiesen unterrichtet verlegten wir uns endlich in den quaranischen Flecken auch auf den Reißbau und erndteten so viel ein, daß wir unsere Erndte nicht aufzehren konnten. Da das Abschälen der Reisekörner etwas mühsam ist, so werden die Indianer dieser Arbeit leicht überdrüßig, und wollen lieber türkisches Korn, welches man ohne Beschwerniß im Mörser zerstossen kann, als Reiß essen. Auf diese reichliche Erndte hatten wir diese Frucht in einem solchen Uiberfluß, als sie vorhin theuer und selten war. Auch muß sich niemand einbilden, als wenn das Aussäen und Pflegen derselben so viele Kenntniße voraussetzte; denn er wird wie das europäische Getreid gesäet und eingeerndtet, blos mit dem Unterschiede, daß der Saame zu Anfange des Frühlings in einem feuchten Felde unter die Erde kommen muß. Daß der Reiß nur an morastigen und sumpfichten Orten wächst, ist falsch, indem derjenige, den wir in Waldgegenden oder vielmehr, wo vorhin

ein Wald gestanden hatte, säeten, weit ergiebiger ausfiel als der, den wir in morastigen Gegenden anbauten. Der Ort, auf dem einst Bäume standen, behält lange Zeit eine gewisse Näße. Verbrennet man die gefällten Stämme gleich auf der Stelle, so wird die Fruchtbarkeit des Bodens durch die Asche derselben unglaublich erhöhet. Auf dergleichen Feldern pflegen die Quaranier Toback, Mayz und andere Früchte, die Baumwolle ausgenommen, mit dem besten Erfolge anzusäen. Blos meine warme Vaterlandsliebe vermochte mich dieses alles genauer und weitläuftiger zu beschreiben. Lange schon war es einer meiner heißesten Wünsche diesen Baumwollen- und Reißbau in unseren Ländern in Aufnahme gebracht zu sehen, weil der Reiß die vorzüglichste und die gesundeste Nahrung einer Menge morgenländischer Völker ist, und dem Körper eine besondere Stärke mittheilet, den Wiedergenesenden aber in kurzer Zeit ihre Kräfte wiederherstellet. Ich weiß dieses aus einer vielmaligen Erfahrung. Auf vielen viele Wochen langen Reisen war der Reiß meine einzige und beßte Wegzehrung. Wer Lust hat, mag dessen Anbau versuchen, und es wird ihn seine Mühe schwerlich gereuen. Ich rathe ihm aber an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten den Versuch zu machen, bis die Erndte seiner Erwartung entspricht. Wie viele ausländische Blumen und Früchte, wie viele Pflanzen aus Asien, Afrika und Amerika hat man nicht in Europa gebracht, und an unseren Boden glücklich gewöhnt? Aber in welch ein Labyrinth von Bäumen, Stauden und Pflanzen bin ich gerathen? Wie schwer wird es mir den Ausgang aus selben zu finden? Noch will ich mich, aber nur ein wenig, darinn aufhalten, und nachdem ich die Frucht- und zur Arzney dienlichen Bäume abgehandelt habe, auch die zur Verarbeitung brauchbaren oder sonst merkwürdigen überhaupt durchgehen.



Der Tayy', Urundey', Quebracho, Lapacho, Viraro, Espinillo.

Außer den schon angeführten Bäumen lignum sanctum, Quaycàn, Mistol, Tatayy', Anguay', Algarroba, Molle &c. zeichnen sich die Bäume Tayy' oder Tajibo, Urundey', und die theils rothen, und theils weißlichten Quebracho durch ihre Härte und Größe aus. Beide Baume heißen bei den Spaniern von darum Quebracho oder Quebrahacho, weil selbe, wenn nicht erfahrene Holzhauer oder Zimmerleute darüber kommen, die Aexte an den ersten Streich in Stücke zersprengen, indem sie an Härte dem Eisen fast gleichkommen; denn Hacha bedeutet eine Axt, und Quebrar zerbrechen. Der rothe Quebracho oder Quebracho Colorado ist blaßgelb, so lang er mit seiner Rinde bedecket ist. Wird er aber gefället und ausgearbeitet, so wird er sogleich von seinem vielen Harz, welches in der warmen Luft schmilzt und nach der Außenseite des Holzes zufließt, roth, und glänzet wie porphyrischer Marmor. Die Quaranier verbrennen die Holzspäne des Baumes Tayy', und fangen den davon aufsteigenden Rauch mit einer reinen Schaale, oder einem Teller auf, rühren warmes Wasser darunter, und machen, indem sie etwas Gummi oder Zucker dazu mischen, eine ziemlich gute Dinte daraus. Der Lapacho ist besonders schwer und hart, und thut daher bei Mühlen, in welchen man Zuckerrohre, Oliven und andere Dinge auspreßt, wie auch an den Rädern der Fuhrwägen treffliche Dienste. Der Virarò hat ein weißes, nicht sehr hartes aber dauerhaftes Holz. Der Espinillo, auf abiponisch Apagnik oder Aparèk hat zwar auch ein festes Holz, welches aber, weil es so ungeschmeidig ist, auf dem Heerde bessere Dienste thut als in der Werkstätte.

Der Baum Neterge.

Der Baum Neterge heißt auf spanisch Palo de dardo. Aus seinem Holz macht man die besten Lanzen und Lanzenstöcke. Sein Stamm ist besonders hoch und dick. Seine Blätter, welche fast wie länglicht runde große Dorne aussehen, hängen abwärts gegen den Boden. Statt der Früchte bringt er, wie die Algarroba, Schoten hervor, welche ungefehr eine Spanne lang sind, und nach Balsam riechen. Der Kern dieses Baumes giebt dem Eisen an Härte beinahe nichts nach. Er ist veichenblau, wird aber schwarz, wenn er eine Zeitlang unter den Händen abgenützet wird. Wie die Wilden ihre Lanzenstöcke daraus schnitzen, werde ich anderswo sagen.

Der Baum Ŷbarô.

Den Ybaro˘, einen Baum von einer ansehnlichen Größe, nennen die Spanier Palo de Rosarios, weil schwarze glänzende Kügelchen fast in der Größe einer Haselnuß daran wachsen, welche man in der Mitte durchbohret, um daraus Rosenkränze zusammzusetzen. Auf einigen Feldern giebt es gleichfalls eine Menge Stauden, welche auch solche schwarze, wiewohl um viel kleinere Kügelchen erzeugen, die wir in Europa die Frutill nennen.

Der Baum Cevil.

Die Rinde des Baumes Cevil braucht man das Leder abzugerben. Die Schoten oder Hülsen, die aus demselben hervorsprossen, zündeten einst die wilden Indianer an, schlossen ihre Hütte enge zu, und sogen ihren Rauch, den sie mit Blaßbälgen fleißig hervorlockten, mit Münd, Nase, und dem ganzen Leib in sich, so daß sie darüber berauscht, wahnwitzig, und zuweilen auch wütend wurden. Allein die-

dieser abscheuliche Gebrauch hat längst aufgehöret. Heut zu Tage begnügen sie sich mit dem Rauche allein nicht, sondern sie suchen sich mit allerlei Getränke zu berauschen und zu betäuben. Hievon anderswo ein mehreres.

Der Baum Seibo.

Der Seibo, auf abiponisch Naiñik, ein mittelmäßiger Baum treibt veilchenblaue Blüthen, und krumm sich windende Aeste; und besteht aus einem schwammigen Holz, welches wie Kork so weich ist, und gleich im Anfang wie ein Apfel sich schneiden läßt, wiewohl selbes, wenn es dürr wird, selbst der Axt widersteht. Jeder Zweig dieses Baumes, den man in die Erde steckt, schlägt sogleich Wurzeln und wächst schnell auf. Man sagt, daß der Tieger, so oft ihm eine Entzündung an seinen Klauen Schmerzen verursachet, selbe zu lindern die Rinde dieses Baumes aufkratze.

Palo de leche.

Der Baum, welchen die Spanier Palo de leche (den Milchbaum) nennen, heißt bey den Abiponern Nichiegik, weil sein Holz weißer noch als die Milch und so geschmeidig ist, daß man es mit einem gemeinen Messer schneiden, und bearbeiten kann.

Der Baum Ỹçapỹ.

Der Baum Ỹçapỹ ist groß und sehr hoch. Seine Blätter sind wie die Blätter der Citronenbäume, aber kleiner und blaßgrüner. Sonderbar ist es, daß von allen seinen Blättern, solang es warm ist, Tag und Nacht Wasser in Menge herabtrieft, welches den ganzen Raum des um den Baum herumgelegenen Erdreichs so naß und

kothig macht, daß wir dadurch auf unsern Reisen durch die Wälder nicht wenig auszustehen hatten. Das Holz dieses Baumes ist sehr leicht, zähe, und auch in der Näße dauerhaft. Man braucht es daher zu Steigbügeln; denn das gemeine Volk bedienet sich nur hölzerner. Johann Verkens von Leipzig erzählt in seinen Nachrichten von der Reise, welche einst die Holländer unter dem Peter Wilhelm Verkuffen nach Ostindien unternommen haben, daß es in der Insel Ferro, einer von der kanarischen, einen grossen Baum gebe, von dem immerwährend Wasser träufelt. Die Einwohner setzen unter den Baum grosse Kannen, um das herabtriefende Wasser für sich und ihr Vieh aufzufangen, indem man daselbst an süßem Wasser einen unglaublichen Mangel leidet. Wenn dem also ist, so halte ich diesen Baum für den nämlichen, welchen die Quaranier in Paraquay den Yçapy heißen. Diesem Wasser soll auch eine medizinische Kraft eigen seyn; worinn sie aber besteht, weiß ich nicht.

Der Ameisenbaum.

Der Ameisenbaum, Arbol de hormigas, hat ein schwaches und schwammiges Holz. Dieser Baum ist überall durch und durch von Ameisen ausgehöhlet und bewohnet. Der ihn kennt, wird sich auch nicht von Weitem hinzunahen: Denn sobald man den Baum anrühret, so ist es eben, als wenn man den Ameisen die Losung gegeben hätte. Sie kommen in unübersehbarer Menge aus ihren Höhlen hervor, und bedecken den Baum, und den, der dabei steht. Man muß sich daher gleich auf der Stelle davon machen, wenn man nicht von den Ameisen erbärmlich zugerichtet seyn will.

Der

Der Baum Umbù.

Der Baum Umbù heißt auf abiponisch Akalmaik. Dieser Baum ist in Ansehung seiner Aeste und seines Stammes so dick, daß desselben unterster Theil von der Sonne nie beschienen wird. Fünfzig Mann können in seinem Schatten gemächlich ausruhen, und sind auch durch seine Aeste wider den Regen hinlänglich bedecket. Die europäischen Linden sind mit einer bejahrten Umbù verglichen blos Stauden.

Die Weide.

An einigen Inseln der Parana, und dem Ufer einiger Flüße sieht man fast nichts als Weiden, an anderen Orten hingegen auch auf viele Meilen Weges keine einzige. Auf spanisch heißen sie Sauçe, auf abiponisch aber Apañanik. Die Blätter und das Holz derselben werden theils zu Medizinen, und theils zu einem andern Gebrauch verwendet. Wir haben beide oft mit vieler Mühe aber vergebens gesuchet. Von dem Ursprung und Untergang der Weidenwälder, und ihrer Inseln selbst, habe ich anderswo das Nöthige gemeldet.

Der Ambaỳ.

Der Ambaỳ, aus dem Geschlechte der wilden Feigenbäumen, wächst in wenig Monaten zu einer ziemlichen Höhe auf. Sein Stamm ist dünn, und wie eine Holunderstaude ausgehöhlet, und mit einer dem Feigenbaum eigenen Rinde bedecket. Sein Holz sieht wegen dessen weißlichter Farbe den Birken ähnlich, ist aber so weich, daß man es mit dem Messer zerschneiden kann. Der Ambaỳ hat nur an dem obersten Wipfel große und gefaltete Blätter, und etliche wenige Aeste, so daß der größere Theil des

Stam-

Stammes wie bei den Palmbäumen nackt dasteht. Die Indianer pflanzen diese Bäume gern um ihre Hütte herum, weil sie selbe auf allerlei Weise zu nützen wissen. Ihre Wurzeln trocknen sie; und reiben hernach darauf Stäbchen von hartem Holz, so schnell sie können, herum, um durch diese Reibung beider Hölzer gegeneinander Feuer herauszulocken, welches sie alsdann mit Hanf, Stroh, oder einem dürren Blatt auffangen und unterhalten. Statt der Ambaywurzel nehmen auch andere das Holz Caraquatà oder Urucuy. Stahl und Feuersteine aber brauchen sie nicht. Außerdem ergötzt der Ambay nicht nur das Aug durch sein anmuthiges grün, sondern er steht auch seiner Heilkraft wegen, die seine Rinde, Blätter, und Säfte im Saamen- Blut- und Bauchfluß äußern, bei den Indianern sehr in Ansehen.

Der Nußbaum.

Der paraquarische Nußbaum ist an Gestalt und Frucht von dem unsrigen in nichts unterschieden, und wächst in den Wäldern von Tukuman sehr häufig, in anderen Gegenden aber desto seltner. Mit seinem Holz schiest man die Flinten an, und macht auch Handhaben und andere Werkzeuge für die Schreiner daraus. Der Nüße giebt es verschiedene Arten. Einige sind groß und von einer weichen Rinde; andere hingegen sind niedrig, und haben eine Rinde gleich einem Stein.

Der Urucuy.

Der Urucuy, eine baumartige Staude, sieht an der Schwärze der Rinde und der Weiße des Holzes einem Haselnußstrauch gleich. Seine Blätter sind groß, und haben die Gestalt eines Herzens. Seine aus fünf Blättern bestehende Blüthen gleichen an Größe einer gemeinen Rose, ha-

haben aber keinen Geruch. Statt der Früchte treibt der Urucuy anfangs grüne nachmals aber rothe Hülsen, in deren jeder ungefehr 10 auf beiden Seiten flachgedrückte, und gleich den Apfelkörnchen inwendig weiße Körner wie Erbsen liegen. Ihre Aussenseite glänzet von einem prächtigen Roth. Sie beflecken damit die Hand, sobald man sie anrührt. Die reifen Hülsen springen von selbst auseinander; die Körner aber sind, frisch oder dürr, so gut als Menig. Die Wilden zerreiben selbe, gießen Wasser dazu, und bemahlen sich hernach damit bald ihren Leib, um sich zu schmücken, und bald ihre Pfeile, Kannen rc. Diese Farbe ist sehr dauerhaft, wenn man die Urucuykörner im warmen Wasser anmacht, und hernach Urin oder Alaun dazu nimmt. Eben diese Körner werden auch ins siedende Wasser geworfen. Aus der Farbe, die sich an dem Boden ansetzt, macht man Zeltchen, welche nicht nur von Mahlern und Färbern, sondern auch von dem europäischen Frauenzimmer zur Schminke gebraucht werden. In der Apothecke nehmen sie so gut, als in der Küche ihren Platz ein, indem man sie daselbst verschiedentlich vermischet und zubereitet. Die Indianer reiben sich, wie ich kurz vorher gesagt habe, aus dem Holz des Urucuy Feuer heraus. Aus den Rinden desselben werden Schifftaue und Stricke gemacht, welchen die aus Hanf an Stärke nicht gleichkommen. Eine von Wäldern, Steinklippen, Pfützen und Teichen ganz durchschnittene Gegend wird wegen der Menge der darinn wachsenden Urucuy Urucutì genennt. Ich habe selbe auf meinen vielen Reisen, bald zu Pferde und bald zu Fuße durchwandert, als ich mich noch in den nahen Flecken S. Joachim aufhielt. Da ich itzt von den Ursprung der scharlachrothen Farbe geredet habe, so will ich auch der Pflanzen erwähnen, welche uns die blaue, rothe, gelbe und schwarze Farbe liefern.

Der

Der Anil oder Indigo.

Die blaue Masse, welche die Spanier Anil oder Anir, die übrigen Europäer aber Indigo nennen, wird aus einer Pflanze gemacht, deren Wurzel dünn, lang und in mehrere Zweige getheilet ist. Aus diesen wachsen andere hervor, die sich theils auf der Erde hinwinden, und theils in die Höhe steigen. Auf einer Seite sind sie roth; und mit Sprossen, und runden Blättern, die dem Nagel eines kleinen Fingers gleichen, einerseits dunkelgrün, auf der andern Seite aber lichtsilberfarb aussehen, besetzet. Die rothen Blüthen dieser Pflanze sind etwas blaßgelb, und den Erbsenblüthen, oder wie andere sich ausdrücken, einem offenen Helm ähnlich. Auf diese folgen mit olivenfärbigen Rübensaamen ganz angepfropfte Schoten, welche an einem Stengel hängen. Die Blätter der Pflanze werden zur Zeit ihrer völligen Reife in Büschel gebunden, in einem steinernen Mörser zerstossen, alsdann in einen Kessel mit lauem, oder wie es anderen besser dünkt, mit kaltem Wasser geworfen, um selbe abliegen zu lassen; und mittlerweile öfters herumgerühret. Hernach gießt man sie auf einen mit einem etwas hohen Rande eingefaßten Tisch, worauf hin und wieder Grübchen ausgehöhlet sind. Da nun das lautere Wasser versiegt, so bleibt die dicke Materie der Farbe in diesen Grübchen sitzen, verdicket, und vereiniget sich, und wird hart. Die daraus genommenen festen Stücke, werden nach einigen Tagen getrocknet; denn je trockner sie sind, desto mehr nähert sich ihr Blau dem venetianischen. Dieß ist die Methode den Indigo zu bereiten; wie wohl andere anders dabei zu Werke gehen, auch sich anderer Werkzeuchen dazu bedienen. Die in Paraquay damit Zeuge und Tücher blau färben wollen, nehmen den Urin von Knaben und keinen Alaun dazu. Die Pflanze Anil wird an einigen Orten gesäet, in Paraquay wächst sie durchgängig auf den Feldern von selbst. Allein die

Ein-

Einwohner vernachläßigen sie sehr, so wie vieles andere, woraus sie Gewinn ziehen könnten; denn ihre Industrie entspricht überhaupt der Freygebigkeit der Natur nicht. In einer Meyerey der Stadt S. Jakob trug eine solche Indigofabrike ihrem Eigenthümer ungemein viel ein, wie man aus den heut zu Tag noch übrigen Rechnungen ersehen kann. Steine, Mörser und noch einige andere Ueberbleibsel der eingegangenen Fabrike sieht man noch itzt. Unstreitig würde diese Pflanze auch in einigen milderen Himmelsstrichen von Europa fortkommen. Man müßte aber den Saamen in ein weiches, und wohlbearbeitetes Erdreich legen. Die jungen Pflanzen müßten auch wie der Salat und Kohl versetzt werden, so daß sie in der gehörigen Entfernung voneinander stünden. Das Unkraut, welches jene ersticken könnte, würde der Gärtner sorgfältig auszureuten genöthiget seyn. Wie diese Pflanze auf lateinisch heißt, ist schwer zu bestimmen. Die Araber nennen die blaue Farbe, und das bekannte Kraut Isatis, oder Glastus *Nil* oder *Nir*. Die Spanier haben der Pflanze Inigo den nämlichen Namen gegeben, indem sie dem Worte Nil die Sylbe an als ein Geschlechtswort vorsetzten, so ungefehr wie man statt Chymie Alchymie, und statt Coran (das Gesetzbuch der mahumedanischen Religion!) Alcoran zu sagen pfleget. Dieses Al hält man für den Artikel. Man sehe hierüber das alte spanische Wörterbuch des Anton Nebrija nach. In andern Wörterbüchern werden Isatis und Glastum als gleichbedeutende angenommen. Jenes ist griechischen, dieses aber lateinischen Ursprungs, wiewohl es andere mit mehr Grund für ein altbrittisches Wort ausgaben. Cäsar sagt im V. B. 14. Kap. Omnes vero se Britanni vitro inficiunt, quod Cœruleum efficit colorem; atque hoc horridiore sunt in pugna aspectu. Alle Britten streichen sich mit Glasfarbe an, welche blau färbet, und selben im Treffen ein schreckbares Ansehen giebt. An-

dere behaupten aus allen Kräften, daß man nicht vitrum sondern glastum lesen müße. Die, welche Cäsars Nachrichten erläutert, oder vielmehr verwirret haben, zanken sich über die ächte Leseart eben so heftig, als unnütz, weil alles darauf ankömmt, daß vitrum ein lateinisches, und glastum ein brittisches Wort ist; beide aber das Kraut bedeuten, welches die blaue Farbe macht. Denn Plinius schreibt im 22. Buch 1. Kap. „Eine dem Wegerich „ähnliche Pflanze heißt in Gallien Glastum. Die Weiber „der Britten und ihre Schwiegertöchter bestreichen sich da„mit am ganzen Leib, wohnen so gewissen Religionsübun„gen bei, und gehen nackt herum, also zwar daß sie wie „die Mohren aussehen" schwärzlicht nämlich, wie die Pflanze Glastum färbet: denn ihr Blau ist nicht Berliner= oder Himmelblau, sondern dunkel. Daß aber Glastum und Vitrum gleichbedeutende Wörter sind, läßt sich, um anderer Zeugnisse zu übergehen, aus dem Humfred Lhuyd einem Britten aus Walles offenbar erhärten. Dieser sagt: „Nicht diese, sondern die Britten pflegten sich, wie Cä„sar und andere melden, ihren Leib mit Glastum blau „zu färben, um ihren Feinden desto fürchterlicher vor„zukommen. Wir nennen daher bis auf diesen Tag die „blaue Farbe Glas, welches von dem hohen Alter die„ses Wortes zeugt. Wir pflegen auch das dem Wege„rich ähnliche und unsern Kaufleuten wohl bekannte „Kraut damit zu bezeichnen." So schreibt der Britte von seinem Engelland. Wir Deutsche nennen auch noch itzt Vitrum Glas. Wer hierüber noch besser unterrichtet seyn will, der lese die Kommentarien des berühmten Franz Oudendorgs eines Holländers über das kurz vorher angeführte 14. Kapitel des V. Buches des Cäsars. Die zu unseren Zeiten die Naturgeschicht bearbeitet haben, unterscheiden die Isatidem tinctoriam (auf deutsch Waid) welche in Frankreich, Thüringen, und auch an anderen

Orten

Orten wächst, von der amerikanischen Farbe Indigo. Dieß ist aber blos ein Wortstreit, welchen andere ausmachen mögen.

Die Cochinilla.

Die Cochinilla oder, wie andere schreiben, Cochinella ist eine bekannte Farbe, welche die Abiponer Cachìl, die Spanier aber la grana nennen, weil sie mit den Kermesbeeren einige Aehnlichkeit hat, welche man von dem Scharlachbaum, einer Art Eichen, abpflücket. Dieses Bäumchen wächst in Spanien sehr häufig, besonders um den Quadalquivir herum, wo vormals die Turditaner wohnten, desgleichen in Portugall und in einigen Strichen von Frankreich. In den Blättern derselben wachsen karmoisinrothe Beere, welche aber im Grunde nur Würmerneste seyn sollen; indem kleine Mücken durch die Blätter bohren und ihre Eyer darinn niederlegen. Daraus sollen nun die Kermesbeere entstehen, welche die Mahler und Färber zur karmoisinrothen Farbe brauchen, dergleichen man auch von der Purpurschnecke erhält. Die paraquayische Cochinilla kömmt von geflügelten Insekten her, welche sich auf gewisse Distelstauden, die bei den Spaniern Tunas, bei andern aber indianische Feigen heißen, setzen, und sich von ihrem Saft nähren. Es giebt mehrere Gattungen von diesen Disteln, welche an Gestalt und Früchten von einander unterschieden sind. Einige heißen bei den Abiponern Lakà, andere Roàyami, Kakèe und Janapkahête: alle aber tragen eßbare Früchte. Die Distel, worauf man die Cochinilla findet, nennen die Spanier überhaupt Tuna, die Brasilianer Jamacarù, und die Botaniker Opuntia. Ihr Stamm ruhet auf einer sehr kurzen Wurzel, ist dick, grün, von einem schiefen Wuchse, weißen und spröden Holze, bald drey= und bald vierekicht, und überall mit Dornen umgeben. Statt

der Blätter und Zweige treibt sie andere ziemlich lange, überaus saftige, und einander durchaus ähnliche Stämme rechts und links. Auf ihre gelben Blüthen folgen rothe Früchte, welche größer als gemeine Feigen, süßsäuerlicht und daher sehr angenehm zu essen sind. Ihr Fleisch ist voll kleiner schwarzer Saamenkörner wie die Weinbeere. Abgeschälet schmecken sie vortreflich, besonders wenn man Durst hat, oder von der Hitze entkräftet ist. Auf diesen Stauden sammeln die Weiber in den meisten Feldern Cochenille, welche aus sehr kleinen, weißen, flüßigen und schleimichten Körnerchen besteht. Man streicht mehrere Stückchen davon zusammen, macht runde Scheiben daraus und setzet selbe hernach an die Luft, wo sie roth und hart werden. Hierauf sind sie zum Mahlen und Färben schon brauchbar. Bisweilen findet man in dieser weißen Masse überaus zarte und fast unsichtbare Würmchen, welche aber, sobald man sie auch nur leicht berühret, unter den Fingern zerfließen, so daß von den Thierchen gar keine Spur mehr übrig bleibt. Einige glauben, daß die Cochenille ein indianisches Insekt sey, und geröstet oder mit den Händen zerrieben eine rothe Farbe gebe. Wenn diese Schriftsteller von der amerikanischen überhaupt geredet haben, so kann ich ihnen unmöglich nicht widersprechen: weil ich meinen Augen mehr als fremden Worten traue. Ich habe diese weisse und flüßige Masse, so wie sie die Weiber von den Disteln gesammelt haben, unzähligemale gesehen, mit meinen Händen betastet, und zum Blumenmahlen, und den Eßig roth zu färben gebraucht, ohne daß ich auch nur das geringste Insektenmäßige daran bemerket hätte. Finden die Europäer dergleichen Fetzwerk unter der Cochenille, so mögen sie überzeugt seyn, daß damit ein Betrug von Seite der auswärtigen Kaufleute vorgegangen seyn müße, welche durch allerlei Zusätze ihre Waare und ihren Gewinn zu vermehren suchen. Daß sie den Tamarinden unsere

Pfl au-

Pflaumen beimischen, hat mir ein Apothecker aufrichtig geklaget. Vor wenig Jahren habe ich in einer öffentlichen Gewürzbude Cochenille gekauft, welche so verdorben und ich weiß nicht, durch welchen Unrath so verfälschet war, daß ich selbe, weil sie keine Farbe gab, wegwerfen mußte. Der berühmte Arzneygelehrte Woyts meldet, daß die fremden Kaufleute drey= oder viererlei Gattungen von dieser Farbe nach Europa bringen, deren eine von der andern ganz unterschieden ist. Wie man anderswo in der Zubereitung der Cochenille zu Werke gehe, weiß ich nicht. Von der paraquayischen, von der ich hier allein spreche, vermuthe ich, daß sie der Auswurf der Insekten ist, welche auf den Tunas sich aufhalten, oder noch besser ihr Saame, ungefehr so wie die Seide aus den Seidenwürmern zu kommen pflegt. So wie sich diese von Maulbeerblättern nähren, so leben jene von den Disteln der Tunas. Da nun selbe purpurrothe Früchte tragen, so geben auch die Insekten, welche aus diesen Disteln ihre Nahrung ziehen, einen anfangs weißen, nachmals aber, wenn er trocken wird, purpurfärbigen Saft von sich, auf eben die Art, wie die Ameisen, welche sich von den wohlriechenden Quabyramiristauden nähren, ein eben so lieblich riechendes Wachs machen, wie ich oben gesagt habe. Dieser von den Tunas gesammelte Saft der Insekten, welcher in der Luft getrocknet sich in eine purpurrothe Masse zusammensetzt, er mag seyn, was er will, heißt in Paraquay Cochinilla, und wird ohne eine andere Zubereitung zum Mahlen oder Färben verwendet. Ich habe davon bei den vielen tausend Blumenstöcken, die ich selbst gemacht habe, um die Kirchen damit auszuschmücken, eine unendliche Menge verstrichen, ohne darinn das Geringste von einem Insekte wahrzunehmen. Findet jemand eine Mücke, oder ein Würmchen in dieser Masse, so muß selbes als diese noch flüßig war, entweder wie bei den Speisen von ungefehr hineingekommen,

men, oder von den Kaufleuten, derselben, um ihr ein grösseres Gewicht zu geben, betrügerischer Weise beigemischet worden seyn. Das weiß ich gewiß, daß sich in Paraquay kein Mahler oder Färber der Insekten, sondern blos ihres Saftes, den man auf den Disteln findet, bedienet. Ob aber die Insekten, welche in ihrem Leben die Karminfarbe von sich lassen, auch todt eine solche Farbe enthalten, ist mir nicht bekannt; denn wir verfielen nie darauf einen Versuch damit zu machen, weil es uns an der natürlichen Cochenille nie gemangelt hat. Die Körner, welche in der Größe einem Pfefferkorn gleichen, meistens schwärzlicht, bisweilen licht, übrigens aber rund, viereckicht oder runzlicht aussehen, und fast in allen Gewürzbuden und Werkstädten der Färber zu sehen sind, heißt man zwar auch Cochenille; im Grunde aber scheinen sie der Steckbalm oder die grünreiche Kermesbeere, oder Scharlachbeere zu seyn, welche man wahrscheinlich aus Spanien, Frankreich oder einer andern europäischen Provinz gebracht hat: es wäre denn, daß sie von den bermudischen oder Sommerinseln kamen: denn nach einigen sollen dort Beere wachsen, welche bei uns das Sommerinselrothholz heißen, und vollkommen die Farbe der Cochenille haben. Es mag nun seyn wie ihm wolle, so betheure ich wenigstens, daß ich in Deutschland keine Cochenille gesehen habe, die mit der amerikanischen nur in etwas übereinkäme. Ich finde vielmehr, daß man alle die Körner, welche nur einigermassen karminroth aussehen, ohne Unterschied Cocheuille nennet, gerade so wie die Indianer jedem, es sey nun aus Trauben, oder aus andern Früchten ausgepreßten Trank den Namen Wein beilegen, weil es eine gemeinschäftliche Wirkung des Mißbrauchs von beiden ist, den Menschen betrunken zu machen. Unser P. Johann Marchiseti von Fiume Pfarrer zu U. L. Frau von Santa Fé ließ in seinem ungeheuren Hausgarten solche Tunasdistel pflanzen, um seinen Pfarrgenossen die Mühe zu

erspa-

sparen die für seinen Flecken nöthige Cochenille auf dem Felde zusammenzusuchen. Nachdem diese Disteln eine ziemliche Höhe erreicht hatten, ließ er durch die Indianer die geflügelten, Wanzen ähnlichen Insekten in Körben bringen und unter denselben vertheilen. Der Erfolg übertraff alle Erwartung; denn er sammelte so viele und so vortrefliche Cochenille, daß alle Pfarrer in der Nähe selbe für ihre Flecken um was immer für einen Preis in die Wette aufkauften, weil selbe die Feld- und Waldcochenille sowohl an Glanz als Lieblichkeit der Farbe um viel übertraff, besonders wenn man sie mit Citronensaft besprengte. In den folgenden Jahren umzäunete der P. Marchisetti alle Zugänge zu seinem Flecken mit diesen Disteln, damit die berittenen Wilden, von welchen die Einwohner so viel ausgestanden hatten, und noch mehr befürchten mußten, diese nicht so leicht überfallen könnten. Dieser lebendige Zaun, dergleichen die Spanier um ihre Gärten und Meyereyen fast überall anlegen, war nicht nur eine Art von Vormauer wider die Feinde, sondern auch eine immerwährende Pflanzstätte der Cochenille, welche den Paraquayern nicht nur zur prächtigsten Farbe sondern auch zur Arzney nämlich als eine Herzstärke, zum Schweißtreiben und als ein Gegengift dienet, also zwar, daß man selbe ohne Gefahr mit Eßig, oder anderen Liqueurs, es sey nun sie um zu färben, oder zu versetzen, vermengen darf. Ich verstehe dies aber blos von der paraquayischen; denn von den andern, die ich nicht kenne, und denen ich schon darum nicht traue, möchte ich nicht gern etwas auf meine Zunge nehmen. Als einen Zusatz will ich noch folgendes anmerken. Der Abbe Vidaure meldet, daß die Chilenser die auf den Blättern der Opuntia sitzenden Insekten mit Nadeln durchstechen um sie zu fangen. Allein zugegeben, daß dieses in Chili statt findet, so bin ich dennoch durch meine vieljährige Erfahrung über-

 zeugt,

zeugt, daß so was von Paraquay nicht behauptet werden kann.

Die Virga aurea.

Die Virga aurea, auf deutsch Machtheil, auf abiponisch Nakalièk, hat einen schnurgeraden Stamm, prächtige gelbe Blüthen und Zweige von oben bis unten. Sie ist 4 bis 5 Schuhe hoch und wächst in vielen paraquayischen Feldern im Uiberfluße. Ihre Blüthen geben mit Alaun vermischt eine glänzende safrangelbe Farbe. Mengt man blau darunter, so erhält man das schönste Grün. Die Holzspäne des Baumes Tatayỹ geben, wie ich schon anderswo gesagt habe, auch ein Gelb, welches aber nicht sehr frisch ist. Eben diese Virga aurea steht auch bei den Aerzten sehr in Ansehen und wird von ihnen zu allerlei verwendet. Ich erinnere mich, daß einst zu Santa Fé eine vornehme Frau, welche viele Jahre das Bett hüten mußte, und deren Krankheit der Wissenschaft aller Aerzte und der Heilkraft ihrer Arzneyen trotzte, von einem deutschen Ankömmling durch den Gebrauch dieser Pflanze schleunig und glücklich wieder hergestellet worden ist. Es giebt mehrere Gattungen dieser Virga aurea. In Paraquay kannte ich nur eine einzige.

Die Wurzel Yzipò.

Die Quaranier pflegen aus den sumpfichten Feldern gewisse schwärzlichte Wurzeln auszugraben, welche sie Yzipò nennen, und womit sie ihre Gewebe von Schaaf- und Bauwolle dunkelroth färben. Ob dieses der sogenannte Grapp ist (Radix rubia tinctorum) getraue ich mir nicht zu behaupten, weil ich von dem letzteren

noch

noch nichts gesehen habe, so häufig derselbe auch in Oesterreich angebauet wird.

Die Rinde Caatiquà.

Die Rinde des Baumes Caatiguà (auf abiponisch Achíte) färbt in Wasser eingetaucht blaßroth, besonders aber das Leder, wenn es abgegerbet wird.

Farbmaterialien zur schwarzen Farbe.

Die Zeuge schwarz zu färben braucht man bald eine Art Johannsbrod, welches an einem der ägyptischen Acacia ähnlichen Baume wächst, wie ich anderswo gesagt habe, bald paraquayischen Thee, und zuweilen auch eine kohlschwarze fette Thonerde. Die Baumwolle nimmt zwar auch die schwarze Farbe an, aber sie ist von keiner Dauer. Da nun unsere Kleider in Paraquay meistens baumwollen waren, und die schwarze Farbe ausgieng, so blieben jene ohne alle Farbe. Die spanischen Frauen zu S. Jakob und die Chiquiten besitzen allein das Geheimniß die Baumwolle dauerhaft schwarz zu färben.

Eine namenlose Staude zur grünen Farbe.

Als ich einst am Ufer des Nàrahagem spatzieren gieng, entdeckte ich eine unbekannte Staude, an deren Blättern ein so glänzend Grün schimmerte, daß mich die Versuchung anwandelte sie in den Mund zu nehmen. Ich fand sie so süß als Zucker, und hielt dafür, daß man damit statt des letzteren den paraquayischen Thee versüßen könnte. Ich wünschte mir in Geheim über meine Entdeckung Glück, und reichte diese Blätter auch meinem Gefährten, einem Spanier, zu kosten. Allein dieser trauete der unbekannten Pflanze nichts Gutes zu, wie

er auch recht hatte; und wollte sie nicht einmal anrühren. Wir fragten hierüber die alten Indianerinnen im Flecken. Ihre Antwort war, daß die besagten Blätter zwar grün färbten, aber auch etwas Giftartiges in sich enthielten. Ich machte mir hierauf Vorwürfe über meine Unbedachtsamkeit, daß ich eine Pflanze, die ich nicht kannte, so leichtsinnig in den Mund genommen hatte.

Färbehölzer.

Andere Färbehölzer von verschiedener Farbe, welche man aus Brasilien, Quayana und anderen amerikanischen Provinzen nach Europa bringt, findet man auch in Paraquay, auf der Seite gegen Brasilien zu. Eben dieses gilt auch von den Wurzeln der Bäume, ihren Oelen, Säften, Harzen, Gummi und Kernen.

Die Cardones.

Von den Tunas oder indianischen Feigen müßen wir die Cardones, welche die Botaniker Cereos peruvianos, und die Abiponer Alagarik heißen, nicht trennen. Ihr Stamm ist dick und lang, ihr Holz ist schwammicht und spröde. Statt der Blätter und Aeste haben sie überaus lange, dicke, saftige, mit Dornen umwachsene, aufwärts stehende Stengel, und weiße Blüthen. Ihre Früchte sind größer als ein Gansey, oval und dunkelroth, und werden von den Indianern ohne Gefahr gegessen. In den Einöden von Paraquay habe ich ganze Wälder von diesen Distelstauden angetroffen. Der Honig, welchen man darauf findet, wird sehr gerühmt. Den daraus gepreßten Saft verwenden Europäer und Amerikaner zu Arzneyen. Es giebt verschiedene Gattungen derselben von allerlei unförmlichen Gestalten. Einige

nige winden sich in die Höhe. Die merkwürdigste darunter ist ohne Zweifel die grosse peruanische Dornhecke, Cereus peruvianus, welche bei 20 Fuß hoch und einen dick ist. Ihr Stamm bildet allerlei Ecke und gleichsam Kanäle. Er hat auch Stacheln und Warzen, eine grüne Rinde, fleischichtes Mark, und unter demselben etwas Holz, und einen weißen und saftigen Kern. Diese Dornhecke blühet selten. Wer sich hierinn näher unterrichten will, der besuche die Gärten grosser Herren. Dort sind sie.

Verschiedene Gattungen der Caraquatà.

Die Bäume Caraquatà, welche die Abiponer Kalitè, die Mexikaner aber Maguey oder Metl nennen, sieht man allenthalben in großer Menge. Sie gewähren verschiedenen Nutzen. Weil sie einiges mit der Aloe gemein haben, so halten sie viele für eine Gattung dieser letzteren, und darum heißt sie auch auf spanisch Azibar oder Zábila laut des Wörtersbuchs des Ant. Nebrija. In Paraquay sieht man mehrere Arten derselben. Ich werde die bekannteren ein wenig durchgehen. Caraquatà quazù oder die große stützet sich auf einer dicken aber kurzen Wurzel. Sie bestehet aus etlich und zwanzig überaus fetten, auf beiden Seiten wie eine Säge ausgezackten, und sehr spitzigen zween Schuhe langen Blättern. In der Mitte erhebt sich ihr Stengel wie der Stamm eines Baumes auf fünf Schuhe und noch höher. Dessen Gipfel umgiebt ein Kranz von safrangelben Blüthen. Aus den Adern der Blätter spinnen die Indianerinnen Fäden wie aus Hanf oder Flachs, und machen sich Stricke, Kleider, und Hangmatten daraus, welche sie auf zween Bäume aufhängen um darauf zu schlaffen. Diese Fäden werden nie recht weiß, und alle Kunstvortheile sind diesfalls vergebens, auch behalten sie keine Farbe

lange

lange. In der Provinz Quayana sollen nach dem Zeugniße glaubwürdiger Schriftsteller aus eben diesen Caraquatafäden (die Spanier heißen selbe Hilo de pita oder Chaguar) so schöne Strümpfe gestricket werden, daß man sie wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Weiche in Frankreich zuweilen den seidenen vorzieht. Man sieht auch in den Wäldern eine andere, von der vorigen fast in nichts unterschiedene Gattung der Caraquatà, welche sich aber nicht spinnen läßt. Darum heißen die Abiponer selbe den Bruder der Caraquatà Kalitè nañalhevoa. In den zwischen den Flüßen Acaray und Monday Nordostwärts gelegenen Wäldern Mbaèverà spinnen sich die Waldindianerinnen nicht aus der Caraquatà sondern aus der Rinde des Baumes Pino, welche sie zuvor sorgsältig reinigen, einen Faden, und verarbeiten selben zu Kleidungsstücken, welche so weiß sind, als unsere schönste Leinwand, wie ich öfters mit Erstaunen gesehen habe: indem das Gespinnst aus der Pinorinde sich, wenn es an die Sonne gesetzet, und öfters bespritzet wird, nicht nur vortreflich bleichet, sondern auch alle Farben annimmt und unauslöschbar beibehält. Zu wünschen wäre es, daß der Baum Pino nicht blos in den Wäldern, auf den Gebirgen, sondern auch in andern Strichen von Paraquay angetroffen würde. Es giebt noch eine andere Art der Caraquatà, welche wie eine Ananas oder Artischocke aussieht, scharlachrothe Früchte hervorbringt, und häufigen in einem geraden aber dünnen Stengel verschlossenen Saamen erzeugt. Um diese Pflanzen wachsen ungeheure große, wie eine Säge ausgezackte und abwärts gesenkte Blätter herum, in derer Mitte die Reisenden oft eine ziemliche Portion des reinsten Wassers antreffen. Sie löschen sich damit in den grossen Wüsten, wo man zuweilen keinen Tropfen Wasser findet, den Durst. Noch eine andere Caraquatà hat Blätter, welche genau einem Schwerd gleichen, und auf beiden Seiten mit einer fürch-

terlichen

terlichen Reihe Dörner besetzt sind. Ihre Frucht ist aus- und innwendig blaßgelb, voll schwarzen Saamens, und eines säuerlichten aber kostbaren Saftes. Allein es ist nicht so leicht selbe aus den vielen Dörnern, womit sie von den Blättern der Caraquatà bewahret wird, unbeschädigt herauszubringen. Wenn man diese Frucht mit Zucker versetzet, so wird nicht nur ein trefflicher Trank daraus, sondern auch eine in verschiedenen Zuständen heilsame Arzney, wofür sich aber dennoch die schwangern Frauen sehr in Acht zu nehmen haben, weil selbe dadurch Gefahr laufen um ihre Leibesfrucht zu kommen. Aus diesen und andern Gattungen der Caraquatà ziehen die Amerikaner unglaublichen Nutzen. Pflanzt man sie um die Gärten und Wirthschaftsgebäude, so wird daraus ein lebendiger Zaun, welcher nicht nur wider alle mögliche Witterung besteht, sondern auch seiner Dörner wegen Vieh und Menschen ganz unübersteiglich ist. Ihre Blätter lassen sich wie Flachs spinnen, und werden auch in der Eile aufgeschlagene Hütten zu decken gebraucht. Ihre Dörner versehen die Dienste der Nähnadeln. Aus ihrem Laube preßt man auch einen fetten Saft heraus, dessen sich die Wäscherinnen statt der Seife bedienen. Gesotten ist dasselbe genußbar. Die Indianer essen verschiedene Früchte der Caraquatà. Schabet man ihre Blätter mit einem Messer, so triefet eine Menge süßen Saftes heraus, welcher im Feuer zu einem Zucker verdicket wird. Es liegt daher in der neuen in Frankreich mit so vielem Prunke angekündigten Erfindung des H. Bouchery aus den Melissen Zucker zu sieden, gar nichts unbegreifliches. Aus eben diesem Safte der Caraquatà wird, wenn man selben mit Pomeranzen- und Melonenkernen ansetzt, und Wasser darunter mischt, eine Art Wein; in der Sonne aber Eßig. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle die Zufälle, und Wunden, beschreiben wollte, worinn der aus der Caraquatà trie-

fende

sende Saft seine heilsamen Kräfte beweiset. Außerdem wächst auch gemeiniglich an der Caraquatà das Engelsüß oder Eichfarn (Polypodium), welches nach dem Urtheile der Arzneykündigen dem europäischen weit vorzuziehen ist. Des vielen und grossen Nutzens ungeachtet, den dieses Gewächs den Europäern abwirft, muß ich dennoch aufrichtig gestehen, daß selbes durch so viele Jahre mir nicht im gezinzsten zuträglich, auf meinen Reisen aber sowohl zu Fuß als zu Pferd vielmals hinderlich gewesen ist. Wie die Kettenhunde die Ankommenden mit aufgesperrten Rachen anzubellen pflegen, eben so breiten diese undurchdringliche Dornhecken, womit oft der Weg ganz besetzet ist, ihre gestachelten Blätter aus um die Vorübergehenden zu verwunden. Vor einigen Jahren hatten Se. Exzellenz der Graf Erdödi zu Preßburg, der Hauptstadt in Ungarn, die Gnade für mich, mir seinen Garten, worinn man einen Schatz von ausländischen Pflanzen antrifft, persönlich zu zeigen. Ich erstaunte über die Tunas, Carduos, Cardones, und andere amerikanische Gewächse, deren ich darinnen gewahr wurde, und erklärte hiebei ihren Nutzen, ihren Namen und Eigenschaften. Am Ende bezeugte ich dem Grafen meine Verwunderung, daß man diese Stauden mit so grossen Kosten aus Amerika bringt, und mit so vieler Mühe unterhält, nachdem wir in Paraquay alle unsere Mühe und Arbeit an die Ausrottung derselben vergeblich verschwendet hatten.

Verschiedene Schilfrohre.

Nicht nur an dem sumpfichten Oertern sondern auch in Wäldern von einem etwas feuchteren Boden wachsen die Schilfrohre in außerordentlicher Menge und Manchfaltigkeit. Einige sind dicht, andere hohl. Ihre Dicke ist gleichfalls verschieden, indem einige an ihrem Umfange

dem

dem Oberschenkel eines Mannes nichts nachgeben, andere hingegen kaum einen Zoll im Durchschnitte haben. Einige, welche so dünn wie eine Schreibfeder, aber wohl zehn Klafter lang sind, schlingen sich um die nächsten Bäume, und werden von den Quaraniern Taquarembò genannt. Ein Schilfrohr überhaupt heißt auf quaranisch Taquà, auf abiponisch Akatlekaye, auf spanisch aber Caña. Man findet allenthalben Schilfrohre von so ungemeiner Größe, daß man sie sogar in Ermanglung des Holzes zum Häuser- Schiff- und Wagenbau brauchet, indem selbe, wenn man sie zu rechter Zeit fället, jenes an Härte und Dauer übertreffen. Aus den größeren Schilfrohren werden auch Weinflaschen auf die Reisen gemacht, weil hiezu die gläsernen wegen ihrer Zerbrechlichkeit weniger taugen. Da in den verschiedenen Strichen von Paraquay auch verschiedene Rohre wachsen, so wissen die Indianer aus den Pfeilrohren, die sie von ungefehr finden, die Namen und das Vaterland der Wilden, welche die Pfeile verloren haben, sehr genau zu entziffern. Nicht selten haben wir ganze Wälder von Schilfrohr zu Fuß durchgewandert, und auch die Nacht darinn zugebracht, wiewohl allzeit in Aengsten und schlaflos; denn da das Rohricht blos an morastigen Oertern wächst, so halten sich darinn nichts als Insekten, Schlangen, Schnacken, rc. auf, welche besonders bei einer Windstille nie unterlassen mit ihrem Gesumse und ihren Stacheln den Ohren und der Haut des Reisenden beschwerlich zu fallen. Erhebt sich aber ein etwas stärkerer Wind, so wähet dieser die Brände des Feuers, um das man herumsitzt, auseinander, und in das dürre Schilfrohr hinein, welches sogleich Feuer fängt. Da man nichts bei der Hand hat, dasselbe zu löschen, und auch auf eine andere Art sich nicht retten kann, so ist man nicht selten in der äußersten Gefahr verbrannt zu werden, wie denn auch wirklich viele dadurch umgekommen sind. Von den

Schilfrohren, welche wir Deutsche die spanischen, die Spanier aber die indianischen nennen, und als Stöcke brauchen, wächst in Paraquay keines, wiewohl dieselben im nördlichen Amerika weder selten noch theuer sind. Ein spanisches Rohr darf in Paraquay niemand als die Befehlshaber der Truppen tragen.

Das Zuckerrohr.

In den wärmeren Gegenden gegen Mitternacht gedeiht das Zuckerrohr recht vortrefflich, wenn es anders die Pflanzer an ihrem Fleiße nicht ermangeln lassen. Im Augustmonat das ist zu Ende des Winters setzt man in einem wohl durchgeackerten Felde einen oder zween Schuhe lange Stücke von einem Zuckerrohr in gleichweit von einander abstehenden Furchen schief ein. Auf der Stelle, wo diese Stücke verfaulen, wächst der Keim neuer Zuckerrohre hervor, welche acht Fuß hoch, und nach zehn Monaten reif werden, worauf man sie abschneidet. Je länger man sie auf dem Felde läßt, desto dicker und süßer wird ihr Saft, welchen nachmals die Amerikaner auf verschiedene Weise und mit allerlei Werkzeugen auspressen. In Paraquay nimmt man zuerst von den Zuckerrohren das Laub weg, und schneidet selbe hernach in anderthalb Schuhe lange Stücke; diese steckt man mit der Hand zwischen zwo grosse Walzen, welche aus dem stärksten Holz gemacht sind, und mittelst eines grossen hölzernen Rades von zweenen Ochsen herumgetrieben werden. Die itzt beschriebene Maschine heißen die Paraquayer Trapiche. Der durch die enge an einander sich schließenden Walzen ausgepreßte Saft fließt in ein unten angebrachtes hölzernes Gefäß, wornach solcher in einem kupfernen Kessel gesotten wird, mehr oder weniger, je nachdem man denselben zu einem Gebrauche bestimmet.

Soll

Soll dieser Zuckersaft wie der Honig zur Speise und zum Trank dienen, so wird selber weniger verdicket, in Schläuche eingemacht, und so lange aufbehalten als man will. Wenn wir die Schläuche mit der Zeit ausgeleeret hatten, so fanden wir immer auf dem Boden mehrere weiße, wie Crystall durchsichtige Steine, welche sich aus dem gestockten Zuckerhonig zusammgesetzet hatten, und gemeiniglich der feine oder natürliche Candizucker genennet werden; denn der gelbe, der in den Gewürzbuden verkauft wird, und mit Fäden durchzogen ist, scheint ein künstlicher zu seyn. Ist aber der Zuckersaft zum Zuckersieden bestimmt, so muß selber länger gekochet, und mehr verdicket werden. Die verdickte Masse wird nun in irdene Töpfe, die auf dem Boden hie und da durchlöchert seyn müssen, geschüttet, und an die Sonne gesetzet. Je länger sie an der Sonne bleibt, desto reineren, weißeren, und besseren Zucker giebt sie; indem die Hefen derselben in ein unter dem Topf angebrachtes Gefäß hinabtriefen. Aus diesem Rest wird entweder ein schlechter Zucker gemacht, oder ein Rosoglio oder Liqueur ausgebrannt. Zu eben diesem Zwecke brauchen andere die durch die Walze bereits zerquetschten Zuckerrohre, oder die sogenannten Bagasso, weil noch etwas Saft darinn ist. Wir gaben selbe in unsern Flecken den Pferden und Maulthieren zu fressen, welche dieses Lieblingsfutter aller Thiere mit der äußersten Begierde verzehrten, auch sich dabei nicht wenig herumbissen. Außerdem darf ich auch nicht unangemerkt lassen, daß man die Töpfe, in welchen man den Zuckersaft an die Sonne setzet, mit nassem Thon sorgfältig zudecket. Aller Zucker, der in Paraquay oder dem benachbarten Brasilien gesotten wird, sieht wie Getreidemehl aus. Der Portugiese bedient sich gar keines andern. Dieses Zuckermehl wird von Lissabon aus auf Schiffen in ganz Europa verführet und mittelst verschiedener Zubereitungen mit Stierblut, und andern Zusätzen gleichsam zu einem Stein verhärtet.

Die Portugiesen tragen vor diesem durch allerlei ihnen verdächtige Künste zubereiteten Zucker einen grossen Abscheu, wie ich selbst gesehen habe, und ziehen demselben allemal den natürlichen, und unzubereiteten vor. Allein, ihre Besorgnisse sind, wie jedermann die Erfahrung überzeugt, ganz grundlos. Da in Paraquay der Fleiß der Einwohner der Fruchtbarkeit des Bodens nie zusaget, so haben sie selbst an dem Zucker, den sie erzielen, kaum genug, zu geschweigen, daß sie einen nach Europa auszuführen dächten. Brasilien hingegen zieht aus Europa von seinen Zuckerplantagen außerordentliche Summen, wie denn überhaupt der Zucker ein Hauptgegenstand des Handels der Portugiesen, und die vornehmste Quelle ihrer Reichthümer ist. Die Zuckerrohre heißen auf quaranisch Taquarey auf spanisch Caña dulce, auf abiponisch endlich Akatlekaye noëtè. Sie sind von den Schilfrohren fast in nichts unterschieden, außer daß sie mehr Knotten und kleinere Absätze haben. Zu oberst prangen selbe mit prächtig grünen und grossen Blättern. Dieses Rohr ist 4 Zoll dick und 7 bis 8 Schuh lang. Ein grosser Theil gegen den Wipfel muß davon weggeworfen werden, weil solcher zu viel Laub und zu wenig Saft hat. Am besten gedeihet es wie die übrigen Rohre in einem fetten Grund und nassem Boden. An Anhöhen kömmt man damit selten weit, man mag es noch so fleißig begießen. Einem frisch angepflanzten Zuckerrohr muß man im Sommer mehr Erde zuscharren, damit es nicht ausdorret; im Winter aber weniger, damit dasselbe nicht zu stark treibt, und weniger Laub, aber destomehr Saft bekömmt. Das Unkraut, welches den Grund aussaugt, muß sorgfältig ausgereutet werden. Mäßige Reife verdicken den Saft der Zuckerrohre, und sind daher denselben sehr zuträglich; zu scharfe aber schädlich, weil sie die Pflanze erschöpfen. In Ansehung der Ameisen, welche den ausgewachsenen Rohren

jäm=

jämmerlich zusetzen, kann man nicht zu viele Sorgfalt anwenden. Das Uebrige, was man bei der Pflege der Plantagen, dem Ausdrucken und Zubereiten des Zuckersaftes zu beobachten hat, will ich Kürze halber übergehen. Ich habe das Meiste davon nur überhaupt angemerket, um den Europäern, welche den Zucker treflich zu nützen wissen, auch von dessen Ursprunge einige Begriffe zu geben, und es ihnen begreiflich zu machen, warum diese in Amerika so mühsam erzeugte Süßigkeit in Europa oft um einen so übertriebenen Preiß abgesetzet wird.

Der Bienenhonig.

Von dem Honig, das man aus den Zuckerrohren preßt, wollen wir zu dem Honig übergehen, das die Bienen machen. Von den Bienenkörben, welche in Europa den Bienenwärtern so viele Sorgfalt kosten, sieht man in ganz Paraquay keinen einzigen; weil die verschiedenen Gattungen der Bienen ihren vielen und köstlichen Honig theils in hohlen Bäumen, theils in den Erdklüften, und theils auch im freyen Felde von sich geben; besonders wo der Himmelsstrich milde, oder eine blumichte Ebene in der Nähe ist. Nach der Verschiedenheit der Oerter, Jahrszeiten, und Bienen ist auch der Honig sowohl dem Namen als auch dem Geschmack nach unterschieden. Den unter der Erde verborgenen heißen die Abiponer Nahérek. An einigen Orten ist er säuerlicht, an anderen aber ganz süß. Aus einer einzigen solchen Erdhöhle wird oft eine ungeheure Portion herausgenommen, für welche manchmal mehrere Kannen nicht zureichen. Der im angehenden Frühling in den Stauden oder auf dem hohen Grase gesammelte Honig heißt bei den spanischen Einwohnern Lechiguáná, bei den Abiponern Naàtek oder Naháurek. Die Bestandtheile der Kuchen sind wie Löschpapier, diese aber von einem so grossen Umfange, daß

man selbe kaum mit beiden Armen umfaßen kann. Einige Wespen in Europa legen ihre Kuchen fast auf die nämliche Art an. Auf die Vortrefflichkeit des Honigs Lechiguàna mag man daraus schließen, weil derselbe aus den ersten Frühlingsblumen erzeugt wird, und wenn man ihn einige Monate ungesehen und unangetastet läßt, wie Zucker so hart, und noch süßer als dieser wird. Wachs findet man daran keines. Die einen solchen Kuchen von den Stauden abnehmen wollen, verhüllen weislich ihren Kopf in ein wollenes Tuch, um sich vor den Stacheln der Bienen, welche ihr Haus und ihre Arbeit auf das hitzigste vertheidigen, sicher zu stellen. Unbehutsame müßen diesen Göttertrank oft theuer genug bezahlen. Ob man gleich sowohl unter der Erde als auch auf dem Felde mancherlei Gattungen des Honigs antrifft, so sind dennoch die Wälder die eigentliche Honigfabrike, als wo die Bienen in den hohen und hohlen Stämmen der Bäume ihren Vorrath an Wachs und Honig niederlegen. Die Abiponer heißen diesen überhaupt Néelgek oder Aaloeyàk die Quaranier aber Ybiraey̆, wiewohl diese letzteren jede Gattung der Bienen und des Honigs mit einem besonderen Namen bezeichnen, wie man aus ihren Wörterbüchern ersehen kann. Die Verschiedenheit des Honigs rührt von der Verschiedenheit nicht blos der Bienen, sondern auch der Säfte her, die sie saugen. Er erhält so gar von dem Orte, worinn er niedergelegt wird, verschiedene Eigenschaften und Namen. Die Spanier von S. Jakob halten denjenigen für den besten, welchen man in den obenerwähnten Cardones findet. Die Quaranier aber und alle Kenner geben mit Recht dem Eÿrobaña als dem reinsten und süßesten den Vorzug. In einem Glase wird denselben niemand vom hellesten Brunnenwasser auf das blosse Ansehen unterscheiden. Aber dann ist gewiß mit diesem Honig keiner zu vergleichen, wenn er in dem

so

so vortrefflich riechenden Baume Ybirapaye, den ich oben gerühmt habe, gefunden wird, weil er in diesem Falle den herrlichen Wohlgeruch des besagten Baumes annimmt. Meine Erzählung würde eben so unnütz, als weitläuftig werden, wenn ich alle Benennungen und Arten der Bienen, und ihres Honigs anführen wollte, nachdem dieses bereits von anderen ausführlich geleistet worden ist. Ohne Zweifel irren diejenigen, welche mit Isidor Pelusiota (Lib. I. p. 132) **den wilden Honig für äußerst bitter, geschmackwidrig, und dem Gaumen ganz unerträglich** ausgeben. War der zwischen Jerusalem und Jericho nämlich nach dem Menochius (Lib. 2. cap. I.) von Anatot bis Thecue und Engaddi, dem Aufenthalt des h. Johannes, der vom wilden Honig lebte, ein solcher, so muß dieses entweder den Bienen, oder dem Saft, den sie sogen, zugeschrieben werden, ohne daß man an anderen Orten dem wilden Honig diesen Vorwurf der Bitterkeit machen könnte. Denn wenn gleich aller amerikanische Honig süß ist, so ist dennoch diese Süßigkeit zuweilen mit etwas Bitteren untermischt, wenn die Bienen an der Raute, dem Wermuth, Rosmarin oder dem Beifuß saugen. In den Monaten Junius, Julius und August, welche in Paraquay die Wintermonate ausmachen, glauben die Abiponer, daß ihnen der Honig nicht zuträglich ist, und enthalten sich daher desselben sehr gewissenhaft. Die Spanier von S. Jakob gehen schaarenweise miteinander in die entlegensten Wälder auf die Honig- und Wachssammlung aus. Das Wachs bleichen sie unverdrossen an der Sonne, und verkaufen es nachher mit sehr mittelmäßigem Gewinn an die Einwohner in Chili und Peru. Den Abiponern kostet es gar keine Mühe die in den Wäldern verborgenen Honigkuchen aufzuspüren, und abzunehmen. Wenn es schön Wetter ist, und die Sonne hell scheinet, reiten sie auf das Feld hinaus. Da sie unglaublich scharf sehen, so beobachten sie die herumschwär-

 men-

menden Bienen, lassen am Eingange des Waldes ihre Pferde zurück, und folgen jenen zu Fuße nach, bis sie den Baum entdecken, wo die Bienen ihre Niederlage haben. Diesen Baum klettern sie so behende hinan wie die Affen, erweitern die Oeffnung, wo die fleißigen Thierchen aus- und eingehen, mit der Axt, nehmen den Honig und das Wachs, und tragen jenes in einem ledernen Behältnisse nach Haus, wo sich ihre Freunde, Kinder und Gattinnen leckend und schlürfend an diesem Göttermahl mit herzlicher Freude laben. Ist unter den Männern ein gemeinschäftliches Saufgelage angesagt, so wird der Honig mit kaltem Wasser vermischt und mit dem nächsten besten Holz umgerühret. Nach einigen Stunden fängt er von sich selbst ohne einen anderen Zusatz zu gähren an, schäumt, wird weinartig, und berauscht die Indianer gleich dem stärkesten Wein, wenn sie gleich noch so sparsam davon trinken. Einen Indianer um sein bißchen Verstand zu bringen sind zween oder drey Becher dieses berauschenden Getränkes überflüßig, wie ich aus Erfahrung weiß. Das Wachs, welches die Abiponer Loapàl, die Quaranier aber Yraiti nennen, ist bei den Indianern von keinem Gebrauch; weil das Feuer, welches auf dem Boden ihrer Hütte Tag und Nacht fortbrennet, bei Tag die Stelle der Küche, und bei der Nacht die der Kerze vertritt. Haben sie aber eben eines zu Hause, so geben sie es den Spaniern für Spielwerk und Tändeleyen hin. Daß der vielfältige Genuß des Honigs zu dem blühenden Gesundheitszustande und der langwierigen Lebensdauer der Abiponer nicht wenig beitrage, werde ich anderswo auseinandersetzen.

Das Salz.

Auf den Honig wollen wir das Salz folgen lassen. Die Wilden sehnen sich wie das Vieh unglaublich darnach, wiewohl sie selten eines habhaft werden; denn obgleich

Pa-

Paraquay an einigen Orten natürliches, und künstliches Salz im Ueberfluß hat, so leiden dennoch mehrere ungeheuere Striche dieses Landes daran Mangel, es sey denn daß man dieses Bedürfniß anderswoher mit grossen Kosten dahin bringt. So giebt es in den Flecken der Quaranier, so weit sie auch auseinander liegen, weder Kalk noch Salz. Beides muß aus den entferntesten spanischen Kolonien theils zu Wasser, und theils auf der Achse hingeführet, und um einen unerträglich hohen Preis gekauft werden. Manchmal aber bekömmt man auch für Geld keines. In dem Gebiete von Korduba und auch in anderen Gegenden geben zwar die Seen, wenn sie bei einer langwierigen Trockenheit versiegen, eine Art Sodsalz. Aber eben damals hält es auch am schwersten zu einem solchen See zu kommen, weil in den Feldern, durch welche die Reise geschehen muß, nicht ein Tropfen Wasser weder für die Fuhrleute, noch für die Zugochsen, durch welche das Salz auf Wägen in die Stadt geschaft werden muß, zu finden ist. In nassen Jahren, in welchen die Seen nicht ablaufen, schießt auch kein Salz an. Da nun solche Jahre sehr oft kommen, so ist das Salz daselbst unglaublich selten und theuer. An einigen Orten in dem Gebiet der Städte Assumtion und S. Jakob zieht man aus dem im Felde gesammelten Salpeter, und theils auch aus dem saueren Wasser, welches man in kleinen Töpfen kochet, etwas Küchensalz heraus. In dem Pflanzort Concepcion brachte man uns einst ein Salz, welches in dem Flecken S. Lucia ausgesotten worden, aber so bitter war, daß wir lieber unser Fleisch ungesalzen essen, als unseren Gaumen mit dieser bitteren Säure quälen wollten. Unter den Salzen hält man dasjenige, welches in dem indianischen Flecken Lambarè und in Cochinoco an der Gränze von Peru gemacht wird, für das beste, weil es das härteste, weißeste, und zu Arzneyen das dienlichste ist. Die Einwohner von Buenos Ayres lassen sich zuweilen

 auf

auf der Südsee, und zuweilen auch über Land auf Lastwägen das Salz aus den Seen kommen, worinn man einen Ueberfluß von dem weißesten Salz findet. Da aber diese Seen viele Tagreisen weit gegen die magallanische Meerenge zugelegen sind, so kann man nie ohne grosse Kosten, und nur sehr selten ohne Gefahr dahin gelangen. Oft ist eine ganze Schaare Spanier, welche, in der Absicht Salz zu holen, in die mittägigen Gegenden hinabzogen, von den südländischen Wilden niedergemacht, und der ganze Vorrath von Wägen und Lastthieren eine Beute dieser Unmenschen geworden, so daß manchmal ihren blutgierigen Händen kaum ein einziger entronnen ist, der die Nachricht von dem Schicksale seiner Gefährten in die Stadt gebracht hätte. Wenn man diese Schwierigkeiten erwägt, so läßt sich die Seltenheit und der oft gänzliche Mangel des Salzes in Paraquay leicht begreifen. Zu Moppa, einem zum Gebiet von S. Jakob gehörigen Flecken, hat einst ein vornehmer Spanier, von dem ich bei meiner Ankunft aus Chaco stattlich bewirthet worden bin, in allen Gäßen des Ortes für so viel Salz, als man für zwey weichgesottene Eyer braucht, jeden von dem Eigenthümer selbst zu bestimmenden Preis anbieten lassen, aber dasselbe nicht erhalten. In dieser Zeit wurde überall ein Pfund Wachs für ein Pfund Salz ausgewogen. Die Quaranier verzehren ihr Fleisch und was sie sonst von Eßwaaren haben, meistens ganz ungesalzen, indem ein Hausvater von seinem Pfarrer für die ganze Woche nicht mehr als einen einzigen Löffel voll Salz, und das noch aus blosser Großmuth seines Seelenhirten am Sonntage erhielt. So eine kleine Portion kam dennoch dem Flecken außerordentlich hoch zu stehen, weil einige bei 1000, und andere bei 7 bis 800 Familien zählten. Da eine Arroba Salz (ein spanisches Gewicht von 25 Pfunden) um 4 Thaler das ist 8 Gulden unsers Geldes gekauft wurde, so kostete das Pfund ungefehr 20 Kreuzer unserer Währung, wiewohl

man

man statt des Geldes, weil daselbst keines gang und gäbe ist, Tobackblätter, Ochsenhäute und Kotton hingab. Die Wilden, welche in den abgelegensten Einöden wohnen, essen ihre meisten Speisen ungesalzen, weil sie weder Salz noch Salzgraben haben: und das schien mir auch die Ursache zu seyn, warum ihrer so viele mit der Krätze geplaget sind. Die Fleißigeren besonders unter den Abiponern pflegen die Stauden, welche die Spanier la Vidriera, die Quaranier Yuquì, die Abiponer Achibikaik oder Atakaik das ist Salz nennen, und manchmal auch andere zu verbrennen, und sich ihrer Asche statt des Salzes zu Speisen und Arzneyen zu bedienen. Die, welchen der Honig ihr täglicher Unterhalt und Trank ist, würden ihre Zähne bald verlieren, wenn sie denselben nicht mit einem Mittel, das ihnen ihre Väter zurückgelassen haben, zu Hilfe kämen. Sie geben nämlich den alten Indianerinen Tobackblätter zu kauen. Nachdem diese Mütterchen selbe mit den Zähnen wohl zermalmet haben, speyen sie den Toback mit dem Speichelschaum auf ihre hohle Hand, bestreuen die Masse mit Salz, und rühren und knetten selbe mit dem Finger so lange ab, bis sie schwarz, harzicht, und dem Theriak ähnlich wird. Diese aus Toback, Salz, und dem Speichel der alten Weiber zusammgesezte Masse heißen die Indianer Noetà ihre Medizin, tragen selbe in einem dünnen Horn an ihren Kleidern hängend von Jugend auf bei sich, zwacken von Zeit zu Zeit ein Stückchen mit dem Nagel davon ab, und nehmen es in den Mund. Sie reichen auch selbe ihren Freunden, wie wir den Toback, dar. Diese Arzney, welche dem Europäer, der dabei zusieht, Eckel und Grauen bis zum Erbrechen verursachet, leistet den Wilden, die sich derselben durch ihr ganzes Leben bedienen, unglaubliche Dienste; denn die Meisten von ihnen werden nie inne, was Zahnschmerzen sind, und bringen ihr ganzes Gebiß unversehrt in das Grab. Fast täglich überliefen uns die Abiponer in unsern Woh-

nungen um den zu ihrer Medizin nöthigen Toback nebst Salz zu fodern. Vormals als sie noch keinen Toback gepflanzt hatten, brauchten sie statt desselben eine Wurzel, welche die Spanier Coro, und die Abiponer Noeta nennen. Sie kömmt an der Gestalt ihrer Blätter, Schärfe und der speicheltreibenden Kraft jenem am nächsten. Von der Tobackkultur und den verschiedenen Arten derselben habe ich anderswo gehandelt. Die Quaranier nennen den Toback Petÿ, die Abiponer aber Npeetèk, welches weiter nichts als das durch die abiponische Aussprache verderbte quaranische Wort ist. Auch die Lateiner nennen heut zu Tage den Toback Petum, ein Wort, welches unstreitig von dem quaranischen Petÿ abgeleitet ist. Andere bezeichnen diese Pflanze mit dem Wort herba Nicotiana, weil Johann Nicot ein Portugiese selbe vor ungefehr 180 Jahren aus Brasilien zuerst nach Europa gebracht haben soll. Die Benennung Toback endlich scheint mir derselben von der Insel Tabago geblieben zu seyn, weil man sie einst von dorther gebracht hat.

Aber wann würde ich mit meinen Beschreibungen fertig werden, wenn ich von allen Stauden und Pflanzen auch nur den Namen anführen wollte? Von Rosmarin, Rauten, Beifuß, Virga aurea, Münzen und Wermuth habe ich in einigen quaranischen Flecken ganze Wälder angetroffen. Wir kannten auch dreyerlei Gattungen Salbey von verschiedener Gestalt, aber einerlei Kraft. Vom Königssalbey, wie ihn die Spanier nennen, sieht man den wenigsten, weil selben fast niemand anpflanzt. Auch wachsen daselbst fast überall der Borretsch, der Wegerich, die Pappel, der Wohlgemuth, die Gartenkresse, die Ochsenzunge, der Erdrauch, der Eisenreich, das Burzelkraut, das Süßholz und Pfeffer von dreyerlei Arten, nämlich der gemeine Pfeffer, auf quaranisch Gÿ, der Cumbarÿ welcher sehr scharf aber klein von Körnern ist, und der

Aji,

Aji, oder der sogenannte türkische, welcher auch bei uns in Europa wächst. Der Pfeffer heißt auf abiponisch überhaupt Keeràye; aber fast niemand ißt davon gern, weil er herbe und bitter ist. Der Ingwer kömmt an seiner Pflanze im Ueberfluß hervor. Europäische Brennesseln hab ich auf einer so grossen Strecke Landes nicht eine einzige gesehen. Endlich hat auch die Natur Paraquay mit einer Menge medizinischer Kräuter als Contrayerva &c. reichlich versehen.

Von den Früchten, welche den Indianern vorzüglich zur Nahrung dienen, wollen wir dieses Wenige anmerken.

Der vorzüglichste Proviant der Amerikaner ist das türkische Korn, welches die Spanier Mayz, die Quaranier Abatî, die Abiponer Nemelk und einige Europäer Kukuruz nennen. Es giebt türkisches Korn von verschiedenen Farben und Gattungen. Unter denen, welche die Quaranier anbauen, kenne ich am besten das Abati hatâ, dessen Körner außerordentlich hart sind; das Abati moroti, das überaus weiche und weiße Körner hat; das Abati mîri, welches in einem Monat reif wird, aber lauter kleine und zwergartige Aehren hervorbringt; endlich auch den Abati Bisingallo, welcher unter allen der berühmteste, und in seinen Körnern eckicht und spitzig ist. Wenn man denselben in einem hölzernen Mörser zerstößt, so giebt er ein sehr schmackhaftes und gesundes Mehl. Man mag noch so hungrig und durstig seyn; man ist es nach einem Augenblick nicht mehr, wenn man dieses Mehl mit Honig oder Zucker vermischet, und mit Wasser trinkt. Das Mehl aus dem Mayz Bisingallo ist daher auch die beste Wegezehrung der Soldaten von S. Jakob, wenn sie den flüchtigen Wilden nachsetzen. Sie machen damit grosse und beschwerliche Streifzüge in wenig Tagen, ohne daß

sie ein Feuer aufzumachen nöthig haben. Auf meinen mit so vielem Ungemach verknüpften Reisen hatte ich oft bei der größten Sonnenhitze keine andere Labniß als dieses Mehl. Die Indianerinen bereiten sich aus den Mayzkörnern, die sie theils ganz lassen, und theils in einem Mörser zerstossen, allerlei Eßwaaren; sie backen auch auf der Glut ein dünnes Brod daraus, welches aber den Europäern außer einer Hungersnoth nicht wohl behagen will. Das Brod überhaupt heißt auf quaranisch Mbuyapè oder auch Chipà, oder tortilla, auf abiponisch aber Etantà. Die spanischen Frauen backen sich aus dem Mayzmehl, nachdem sie es vorher durch ein Sieb mit aller Sorgfalt gereiniget haben, ein weißes, und wenn es neugebacken ist, sehr köstliches Brod. Ich wenigstens zog es allem Getreidebrode vor. Wenn man die Mayzkörner in einem Mörser zerstößt, und Wasser dazu gießt, so gerathen sie nach einigen Stunden in eine Gährung, und geben für den gemeinen Spanier, noch öfters aber für die Indianer ein Getränke, welches sie Chicha oder Aloja nennen. Man darf nur die Art der Zubereitung dieses Getränkes kennen um sich dasselbe völlig zu verleiden. So oft die Wilden untereinander gemeinschäftlich zu schwelgen beschlossen haben, so oft lassen sie alte und stinkende Indianerinnen kommen, welche die ihnen vorgegebenen Mayzkörner mit den Zähnen zermalmen, und dann mit ihrem Speichel in ein Gefäß ausspeyen. Diesen Speichel halten die Indianer für die beste Säure zum Gähren und für das beste Gewürz. Die jungen Weiber sind von der Ehre die Mayzkörner zerbeißen zu dürfen ausgeschlossen, weil man ihnen unreine Säfte zumuthet. Wem soll nun vor dem aus Wasser, und dieser unappetitlichen Masse zusammgegossenen Trank nicht eckeln und grauen? Die Abiponer, welche Honig und Johannesbrod im Ueberfluß haben, essen wohl auch türkisches Korn, aber sie machen

keinen

keinen Trank daraus. Uibrigens hat der Mayz vor dem übrigen Getreide viel voraus, kömmt auch in einem schlechten Boden fort, und ersetzet die Aussaat oft mit tausendfältiger Frucht. Dessen Aehren schmecken, wenn sie zart und in ihrer Milch sind, geröstet oder mit Fleisch gekocht Amerikanern und Europäern. Das türkische Korn stärket, wie immer zubereitet, den Körper, vermehret das Blut, und trägt zur Verlängerung des Lebens nicht wenig bei, wie die Indianer täglich erfahren. Auch wissen wir von keinem Futter, wovon Hüner und anderes Vieh sobald fett würden.

Die Batatas.

In dem Speisegemach der Indianer nehmen auch gewisse Wurzeln, welche die Spanier Batatas oder Camotes de Malaga, die Quaranier Yetì und die Deutschen Erdäpfel nennen, einen vorzüglichen Platz ein. Eine so allgemein bekannte Frucht weitläuftig zu beschreiben hieße der Donau Wasser zutragen. Unstreitig aber werden die deutschen Erdäpfel von den paraquayischen sowohl in Ansehung der Größe, als ihrer Güte übertroffen. Diese Wurzeln, ich möchte sie lieber Rüben nennen, sind in Paraquay theils weiß, theils roth, und zuweilen auch gelb. Die rothen sind nach meiner Meinung die schlechtesten, die gelben hingegen, welche die Quaranier Yetì paracà nennen, die beßten.

Die Mandubi.

Eine Frucht, um welche Amerika zu beneiden ist, und die Europa zu wünschen wäre, ist die Mandubi, wie sie die Quaranier, oder Manì, wie sie die Spanier nennen. An ihrer Süße, Gestalt, die der Rinde ausgenommen, und dem öhlichten Wesen gleicht sie einer Man-

del.

del. Sie wächst unter der Erde aus einer schönen ungefehr zween Fuß hohen Pflanze. Ihr Stengel ist vierseitig, mit Haaren bewachsen, grün und ein wenig röthlicht. Jeder ihrer schlanken Aeste hat vier theils hellgrüne, theils weißlichte Blätter, und ist mit einer Art von Wolle überzogen. Wo die Aeste anfangen, wachsen safrangelbe und an dem Rande rothe Blüthen an einem kleinen Stengel mit dreyen Blättern umkränzet heraus. Die Wurzeln dieser Pflanze sind kurz, eng und krumm. Länglichte und blaßgelbe Schoten mit einer dürren Rinde hängen daran. In jeder derselben sind ein oder zween Kerne (denn es giebt auch mehrere Gattungen der Mandubi) eingeschlossen. Diese Kerne haben eine schöne purpurrothe Haut, und ein überaus weißes und ölichtes Fleisch. Ein wenig geröstet, oder gebraten, sind sie den Europäern sehr willkommen. Das daraus gepreßte Oel ist eben so gut oder vielmehr noch beßer als das Olivenöl, und wird zum Salat wie auch zu andern Speisen statt der Rindsfette oder des Butters gebraucht. Ich habe einen Italiäner von Bergamo gekannt, welcher seinen Schnupftaback, nachdem er selben vorher gehörig zubereitet hatte, mit diesem Oele begoß, und dadurch dem spanischen Toback gleichmachte. Diese vortreffliche Frucht habe ich vielmal unserem Europa gewünscht, weil sie so vielfältigen Nutzen abwirft.

Verschiedene Hülsenfrüchte.

Außer den Linsen, Bohnen, Phisolen nnd anderen Hülsenfrüchten, welche man aus Engelland, Italien, Deutschland und Afrika in Paraquay gebracht hat, (die Abiponer heißen sie Nauvirgilà, die Quaranier aber Cumandà) giebt es auch daselbst Melonen, Kürbisse und Gurken, welche auf verschiedene Weise zubereitet werden, und nicht nur den Magen anfüllen, sondern auch dem

Gaumen

Gaumen schmeicheln, in unendlicher Manchfaltigkeit. Die Spanier nennen sie Zapallos, von welcher die süßesten einst aus Angola, einer afrikanischen Provinz, gebracht worden sind, andere aber bei den Quaraniern Quarahià, Carapepè heißen. Die Curuquà eine Art Kürbisse sind sehr groß, hängen an einem Stengel, und winden sich um die Zäune und nächsten Bäume. Gekocht ist dieser Kürbiß eine angenehme Nahrung und eine sehr berühmte Arzney für die, welche mit dem dreytägigen Fieber behaftet sind. Zu Hause kann man sie mehrere Monate aufbewahren, wo ihre Kerne das Gemach mit einem unvergleichlichen Geruch erfüllen. Die Zuckermelonen wachsen überall. Sie sind übermäßig süß, werden aber bitter, wenn man sie nicht sogleich herabnimmt, als sie zeitig sind; auch setzet sich hernach eine Art abscheulich stinkender Wanzen darinn an. Die Wassermelonen, welche die Spanier Sandias, die Abiponer aber Kaamàlakà die Speise der Spanier nennen, sieht man allenthalben sehr häufig und groß. Zu S. Jakob de Storea, kommen sie, weil dort ein sandichter Boden ist, ungemein süß und von einer ebentheuerlichen Größe, die allen Glauben übersteigt, zum Vorschein, wiewohl man sie auch anderer Orten nicht klein findet. Ihr Fleisch ist bald rosenroth, bald safrangelb, allemal aber so kalt als Eis, und erquicket die durstige Kehle und matten Glieder über alle Erwartung, ohne daß der Magen hiebei Gefahr liefe, besonders wenn man Wasser darauf trinkt; denn mit dem Wein, welches sehr sonderbar ist, vertragen sich diese Melonen nicht. In einem Orte, wo die Luft freyen Durchzug hat, können sie, aufgehangen, den größten Theil des Jahres unversehrt erhalten werden. Nasse Jahre schaden den noch nicht ausgewachsenen Melonen am meisten, weil sie so viel Wasser verschlingen, daß selbe, ehe sie noch reif werden, zerplatzen, oder wenn sie es werden, verfaulen.

Der

Der Salat, der Rettich, der Senf 2c.

Der Salat sowohl der Endivien, welcher auf latein Intybus Sativus, und auf spanisch Escarola heißt, als auch der krause oder der wie der Kohl aus Häuptern besteht, gedeihet in den Wintermonaten, wenn man ihn gehörig pfleget, im Uiberfluße, in Sommermonaten aber nur sehr selten, es sey denn an den Ufern der Bäche; denn in den Gärten wächst er sogleich aus und treibt Saamen wegen der zu großen Sonnenhitze. Europäische Rüben wachsen das erste Jahr, das sie gesäet werden; das zweyte Jahr aber arten sie gemeiniglich in den schwärzesten und schärfesten Rettig aus; denn der Boden von Paraquay kömmt dem Rettig besonders wohl zu statten. Blos von dem Saamen, welchen der Wind von ungefehr ausstreuet, wachsen in den Getreidefeldern als eine Art Unkraut ungeheure Stücke, welche dem Getreide grossen Schaden thun. Den Senf, diese so gesunde Fleischwürze (auf spanisch Mbostaza) sieht man fast in allen Gärten. Den europäischen Meerrettig (Kreen, Nasturtium) dessen Wurzeln die Deutschen mit dem Rindfleisch eßen, kennt man in ganz Paraquay nicht, wiewohl der Gärten, oder Brunnkreß, auf spanisch Nastuerço, in allen wässerichten Oertern von selbst wächst. Europäischen Safran, auf spanisch Azafràn, hat man in ganz Paraquay ebenfalls keinen. Der amerikanische hat blos den Namen und die Gestalt mit dem unsrigen gemein, und wird nur zum Gelbfärben, nicht aber zu den Speisen gebraucht. Spargel wächst auf dem Felde, aber bitter, und so dünn wie ein Faden; allein er würde ohne Zweifel ohne Vergleich größer, wenn man ihn in Gärten pflegte. Der Zwiebel und Knoblauch, dieser Schmuck der Küche, und Zierde der Tafeln, ohne welchen in Europa viele Völker nicht leben können, werden von den Spaniern mit

unglaub-

unglaublichen Fleiß und Aufwande gepflanzet, indem sie selbe auch roh zum Frühstücke mit vielem Appetit zu sich nehmen. In den Wäldern und Feldern giebt es auch allerlei Schwämme, wiewohl niemand selbe anzurühren oder zu verkosten das Herz hat. Die Verenjena, auf lateinisch Melongena, die Tomates, auf deusch Paradeisäpfel, und andere dergleichen Delikatessen, welche man in Spanien besser als in Deutschland kennet, sind in den Gärten und auf dem Tische überall zu sehen. Weil die Indianer blos nach dem Süßen haschen, so streuben sie sich wider den Rettig, Senf, Gartenkreß Salat, wenn selber mit Essig zugerichtet ist, und überhaupt wider alles, was sauer, scharf oder herbe ist, aus allen Kräften. Die Abiponer, welche, als sie noch in der Irre herumzogen, weder auf eine Aussaat dachten noch einer Erndte nöthig hatten, assen wie die Vögel und das Gewild, alles, was ihnen bei ihren Räubereyen in den Wurf kam, oder was ihnen auf der Jagd von den Erzeugnissen der Wälder, Felder, Seen, und Flüße in die Augen fiel. Fanden sie auf der Oberfläche der Erde nichts, was ihren Magen befriedigte, so suchten sir unter derselben und im Wasser gewisse Warzeln, deren sie einige Ne'yeka, andere Hakamìk, und die übrigen Leèkate nennen. In den meisten Wäldern trifft man auch eine Art überaus kleiner Bohnen an, welche bei ihnen den Namen Nauvirgilà führen. Gekocht stillen sie zwar den Hunger; aber schmackhaft sind sie nicht.

Das Getreid.

Der Boden in Paraguay ist besonders um Buenos Ayres, Montevideo und S. Jakob in Tukuman herum außerordentlich fruchtbar an Getreid. Sonderbar, aber dennoch gewiß ist es; daß die meisten eingebohrnen Spanier das Getreidbrod kaum einmal in ihrem Leben

 kosten

kosten, weil sie die Mühe beim Anbauen und Mahlen des Getreides scheuen. In ganz Paraquay sieht man nicht eine einzige Wassermühle. Die Mühlsteine müßen durch Pferde oder Maulthiere getrieben werden. Dennoch giebt es an einigen Orten auch Windmühlen. Von diesen sah ich in Buenos Ayres nur zwo. Das paraquayische Getreid ist von dem europäischen verschieden; denn es hat einen kürzeren Halm, längere Aehren, und größere Körner. Die quaranischen Schnitter schneiden blos mit einem gemeinen Messer die Aehren allein ab und lassen die Halme stehen um selbe nachmals zu verbrennen, weil ihre Asche die Felder besser als jeder Dung dünget. In den Flecken der Quaranier wird nicht mehr Getreid ausgesäet, als man in einem Jahre zu verzehren gedenket. Wenn die Erndte glücklich ausfällt, wird alles in Säcken oder in den Scheuern vom vorigen Jahre noch übrige Getreid den Indianern umsonst ausgetheilet, welche dasselbe vermög ihrer natürlichen Trägheit lieber gekocht essen, als mahlen und backen wollen. Alle Tage wurde zweenen Priestern, welche die Aufsicht über den Flecken hatten, ein neugebackenes Semmelbrod beim Mittagmahle aufgesetzet. Einem alten Gebrauch zufolge wurde auch eine Semmel sammt einer Portion Rindfleisch, welches in unserer Kuchel war gesotten worden, zu Mittag den Kranken in das Haus geschickt. In den volkreichen Flecken, welche oft 4 bis 6 und 7000 Einwohner zählen, war die Anzahl der an die Kranken täglich abgelieferten Semmeln sehr beträchtlich. Auch den obrigkeitlichen Personen des Fleckens wurden an gewissen Tagen des Jahres, da man sie festlich bewirthete, solche Mundsemmeln vorgeleget. Außerdem gaben wir nicht blos den Obrigkeiten und Kranken, sondern auch gemeinen Indianern, wenn es die Umstände fügten, von diesem Brod; daß also das Getreid unstreitig größtentheils von denjenigen aufgezehret worden ist, welche es gebauet und

ge-

geerndtet haben; welches mir auch nichts mehr als billig deucht. Das Getreid wird hier zu Lande nicht mit dem Flegel ausgedroschen, sondern von den Pferden ausgetretten, indem man ihrer bei 100 oder 200 in dem Hof, wo die Aehren liegen, und der umzäunet ist, herumtreibt. Dadurch ersparet man viele Zeit und Mühe. Den Haaber kennen die Paraquayer auch dem Namen nach nicht: wird doch auch in Spanien, wie ich von Spaniern selbst gehöret habe, keiner gebauet. Was dort von dieser Getreidart wächst, wächst als Unkraut; denn daselbst werden die Pferde nicht mit Haaber sondern mit Gerste gefüttert.

Der Wein.

Außer den tukumanischen Städten Corduba, Rioja, und Catamarca giebt es fast gar keine Weinlese. Allein der in diesen Orten ausgepreßte Wein erklecket nicht einmal für die Priester zum Meßlesen, so daß man den abgängigen von den dießseits des Gebietes gelegenen Gebirges in Chili gelegenen Städten Mendoza, S. Ludwig und S. Johann mit unsäglicher Mühe und außerordentlichen Kosten herbringen muß. Die Spanier in Paraquay scheuen weder den Wein noch den Weinbau. Der Boden und der Himmelsstrich ist daselbst den Reben besonders günstig, und der Wein, der daselbst wächst, feurig und gesund, aber, wenn man die Größe des Landes in Erwägung zieht, sehr wenig, welches aber nicht der Trägheit der Einwohner, sondern den unendlichen Ameisenschwärmen zugeschrieben werden muß, die da die Hoffnung des Wünzers vereiteln und die Reben zernagen. Die Trauben, welche der Gefräßigkeit der Ameisen entgehen, werden von den Wespen und Holztauben, die sich bei der Nacht schaarenweise darauf niederlassen, geplündert. Aber ich erinnere mich hievon schon anderswo das Nöthige gesagt zu haben.

Versteinerungen.

Zu dem, was ich bereits von den in Paraquay befindlichen Seen und Flüßen gesagt habe; finde ich weiter

nichts merkwürdiges mehr hinzuzusetzen. Ich habe schon an einem andern Orte die Erwähnung gemacht, daß in dem Fluße Parana die größten Blöcke Holz versteinert werden, welche in Europa und besonders in Frankreich, dem Vaterland der berühmtesten Künstler, ohne Zweifel theuer abgesetzet und die Kabinete der Fürstenpersonen und ihre Juwellenschränke zieren würden. Ich habe auch in dem Walde Urucuty'y Ochsenhörner in marmorbesprengte und gleich dem Kiesel, wenn man mit dem Stahl daran schlug, funkensprühende Steine verwandelt gesehen, und selbe nach S. Joachim gebracht um sie meinen Amtsgefährten gleichfalls sehen zu lassen. In den Strichen von Paraquay, welche ich durchgereiset bin, ist mir nirgends ein Gesundbrunnen oder sonst ein Mineralwasser zu Gesicht gekommen. Dennoch hat der P. Joseph Sanchez Labrador, dessen ich schon einmal mit Ruhme gedacht habe, auf seinen Reisen durch die Flecken der Chiquiten an zweeren Orten warme Bäder entdecket, welche ich fast mit seinen eigenen Worten beschreiben werde. Die Quelle des einen Bades ist unweit des Fleckens S. Jakobs mitten im Walde. Sie ist groß und ungefehr 3 Schuh tief. Da das Wasser von unten heraussprudelt, so giebt es einen Klang von sich, als wenn es in einem kupfernen Kessel am Feuer söde. Taucht man den Fuß hinein, so wird man eine heftige Hitze fühlen, welche man aber bald darauf erträglicher findet. Auf dem Wasser schwimmen kleine Fische herum, welche aber niemand beschwerlich fallen. Blos der Schwefelgeruch desselben ist ein wenig unangenehm. Das Ufer der Quelle ist mit Kalksteinen eingefaßt. Je weiter das Wasser von seiner Quelle wegfließt, desto mehr verliert es von seiner ursprünglichen Wärme, und bildet endlich einen Bach, welcher bei dem Flecken von dem Herzen Jesu vorbeiläuft, und sich drey Meilen von dannen in den grossen Palmwäldern verliert. Viele, die

lang und schwer krank waren, haben in diesem Bade ihre Gesundheit wieder erlanget. Im Angesichte des Fleckens S. Johann entspringt an dem Rande eines Felsens eine andere kleine Quelle mit siedendem Wasser. Sie formiret in dem nahen Thale einen Teich, aus dem nachher ein Bach herausfließt. In der Urquelle ist dieses Wasser zwar heiß, wird aber nach einiger Entfernung von derselben immer kälter, und von den Chiquiten getrunken. Im Trinken ist es weit unannehmlicher als gesund: indem die Meisten demselben die mindere Fruchtbarkeit der Indianerinnen in diesem Flecken zuschreiben. Eben dieses klagen auch die Einwohner von S. Jakob. Ich schließe aber daraus blos, daß dieses Wasser für den Kranken, der sich damit wäscht, heilsamer ist, als für den Gesunden, der es trinkt. Was ich bisher von den Chiquiten gemeldet habe, und noch einige Nachrichten bin ich den Beobachtungen und Erzählungen des P. Joseph Sanchez eines der emsigsten Naturforscher schuldig, als mit welchem ich nicht nur in Paraquay durch viele Zeit täglich umgegangen bin, sondern auch verschiedene Reisen zu mehreren Monaten gemacht habe. Ich wünschte nur, daß ich die vortrefflichen Zeichnungen bei der Hand hätte, die er von den wilden Thieren, Vögeln, Fischen und Pflanzen in Paraquay mit der Feder ausgearbeitet hat. Sie wären es werth von einem wienerischen Stichel in Kupfer gegraben zu werden. Von den Metallen, oder besser zu sagen, von dem Metallmangel in diesem Lande habe ich anderswo geredet. Das Uibrige, was noch Paraquay angeht, habe ich gelegentlich meiner Geschichte kurz eingeschaltet. Uiber die Thiere, Bäume und Pflanzen bin ich nur leicht weggegangen, wie einer, der seine Reise beschleuniget. Ich wollte nur das Nöthigste und überhaupt, aber mit der strengsten Aufrichtigkeit anmerken. Wer sich hierinn genauer unterrichten will, darf nur die Kräuterbücher und Botaniker nach-

schlagen, welche diesen Stoff eigends in grossen Bänden abgehandelt haben. Findet man bei mir etwas, worinn ich von diesen Schriftstellern abgegangen bin, so darf man darum weder mich noch sie eines Irrthums oder einer Unwissenheit beschuldigen, indem zwischen denselben hunderterlei Streitigkeiten über den Namen, die Gestalt und Eigenschaften besonders der amerikanischen Produkte obwalten, und der eine das läugnet, was der andere behauptet. Oft denken beide über etwas gleich, und gehen nur in Worten von einander ab, weil einer den andern mißversteht, und jener vom Zwiebel und dieser vom Knoblauch redet. Die Menge der Sprachen und der Mangel an ihrer Kenntniß war sehr oft die einzige Quelle der Zänkereyen, so daß es schwer hält zu bestimmen, wem aus beiden man beistimmen soll. Ich meines Theils habe mir gleich Anfangs, als ich an die Beschreibung der paraquayischen Produkte Hand anlegen wollte, zum Grundsatz gemacht, meinen Augen mehr als fremden Nachrichten zu trauen, denjenigen aber am wenigsten, welche Amerika entweder gar nicht oder doch nur wie Reisende mit einem flüchtigen und unstetten Auge gesehen haben. Indessen will ich niemand bereden, auf meine Worte zu schwören. Ich bin in meinen Behauptungen nichts weniger als hartnäckig; denn ich weiß zu gut, wie oft auch das schulgerechteste Pferd strauchelt; und wie sehr sich oft die berühmtesten Schriftsteller betrügen und fehltretten. Aber genug hievon. Ich eile zu meinen Abiponern als dem Haupgegenstande meiner Geschichte, damit ich mir nicht den Vorwurf zuziehe, als hätte ich mich zu lange im Eingange derselben aufgehalten.

Ende des ersten Theils.

Druckfehler.

In der Vorrede statt vollstöndig lies vollständig
— — Anmerkung statt Peti lies Peti

Seite	Zeile	anstatt	lies:
4	33	Staffe	Strasse
8	30	Manilla	Manila
9	8	Luyaba	Cujaba
9	28	Städtchens	Fleckens
10	22	Spgniern	Spaniern
11	14	30 Minut.	20 Minut.
12	3	soll es heißen: deren die erste an dem westlichen, die zweyte aber an dem östlichen Ufer der Parana erbauet ist.	
13	6	Aukanigas	Yaaukanigas
14	9	Siffbau	Schiffbau
16	19	Alabarazie	Albarrazin
16	31	für einen	für einen jeden
17	22	1762	1732
17	8	unterliegen	erliegen
18	20	wahrthaft	wahrhaft
18	21	unverschämen	unverschämten
18	27	Städte	Flecken
22	10	25	28
22	22	gegen	wider
26	16	Aquamirano	Altamirano
28	6	konnten	konnte
28	29	Della	De la
29	33	ein tüchtiger	wenn ein tüchtiger
31	31	Neenquirù	Neenguirù
33	21	nicht	—
34	6	vor Anker lagen	uns aufhielten
34	16	Gazettas	Gazetas

Seite	Zeile	anstatt	lies:
34	30	Andronaequi	Andonaegui
35	23	Urprung	Ursprung
36	9	Nanderubicha	Ñanderubicha
38	30	Kugheit	Klugheit
46	22	abgeordr	abgeord=
46	23	Fed=	Feder
53	2	Argandona	Argandoña
57	17	Banado	Bañado
58	29	derselben	denselben
59	15	Inate	Iñate
65	16	Bögen	Reisetruhen
65	30	überall wie	wie überall
66	11	Los chichas	Las chichas
70	7	20000	10000
73	23	1767	1697
74	22	Escanadon	Escandon
75	4	sie es waren	sie waren es
78	4	Plomes	Planes
78	5	Corlada	Cortada
78	9	1757	1767
85	20	Túpa	Tùpà
94	16	Knäste'	Kräfte
115	13	Sommerhitze	Sonnenhitze
148	18	Aerzte	Erzte
156	6	Achibiraie	Achibiraik
177	12	Sachen	Sache
177	15	Im Geheime	in Geheim
177	24	Schmähungzn	Schmähungen
177	29	zwar ohne seine Schuld	vielmals wiewohl ohne seine Schuld
178	34	dieselben	dieselbe
179	24	gelegten	angelegten
180	11	Schutzwehre	Vormauer
181	10	wovon	deren
184	6	Viola d'amour	Viole d'amour
184	8	Sacacku	Sacachù

185

Seite	Zeile	anstatt	lies:
185	23	von dem Grimme	vor dem Grimme
186	11	bekommen	bekamen
187	20	und Brand	den Brandwein-
188	1	haben	habe
189	27	stållsten	steilsten
189	3	28	25
189	31	sich	sie
189	35	aufgesteuert	aufgestecket
192	7	eingenommen	mitgenommen
192	7	Krucken	Krücke
192	13	8 Tagreise	5 Tagreisen
195	12	Bauchratzen	Bauchkratzen
203	24	brasilianische Weiber	mit brasilianischen Weibern verheurathet
234	18	Ranconier	Rançonier
242	15	In wenigere	Je weniger
277	35	Ein Fischer	Ein Fleischer
278	1	Quaranier	Paraquayer
286	32	Aguillas	Aguilillas
296	12	Cubayba	Cupayba
331	6	ἐλαφοκαmyλον	ἐλαφοκαμηλον
342	15	Tayaçà	Tayaçù
418	9	Cordors	Condors
430	3	Ereyabe	Ereybae
431	21	graue Farbe	grüne Farbe
453	11	Villelas	Vilelas
469	7	Luftseuche	Lustseuche
477	7	Glånzed	glånzend
480	21	soll es heißen: bei 200 Meilen weit nach Buenos-Ayres gebracht worden, wo sie sehr hoch zu stehen kommen, indem diese Stadt auf allen Seiten von Wåldern entblößet ist.	
480	29	Bretterischneiden	Bretterschneiden
480	30	Allen	Allein

Seite	Zeile	anstatt	lies:
481	14	wegen der und Dicke Geradheit	wegen der Dicke und Geradheit
489	12	Schiedel	Schindel
500	29	dirses	dieses
501	2	Nachttische	Nachtische
509	35	Ycà	Yucà
519	4	Quaycàn	Quayacàn
519	5	Algarroba	Algarrobo.
520	20	Cevil	Çevil
524	23	niedrig	klein
537	20	Inigo	Indigo
556	22	zusereitet	zubereitet
556	23	Bpanischen	spanischen
558	18	Mbostaza	Mostaza
553	23	eckchit	eckicht rc.



